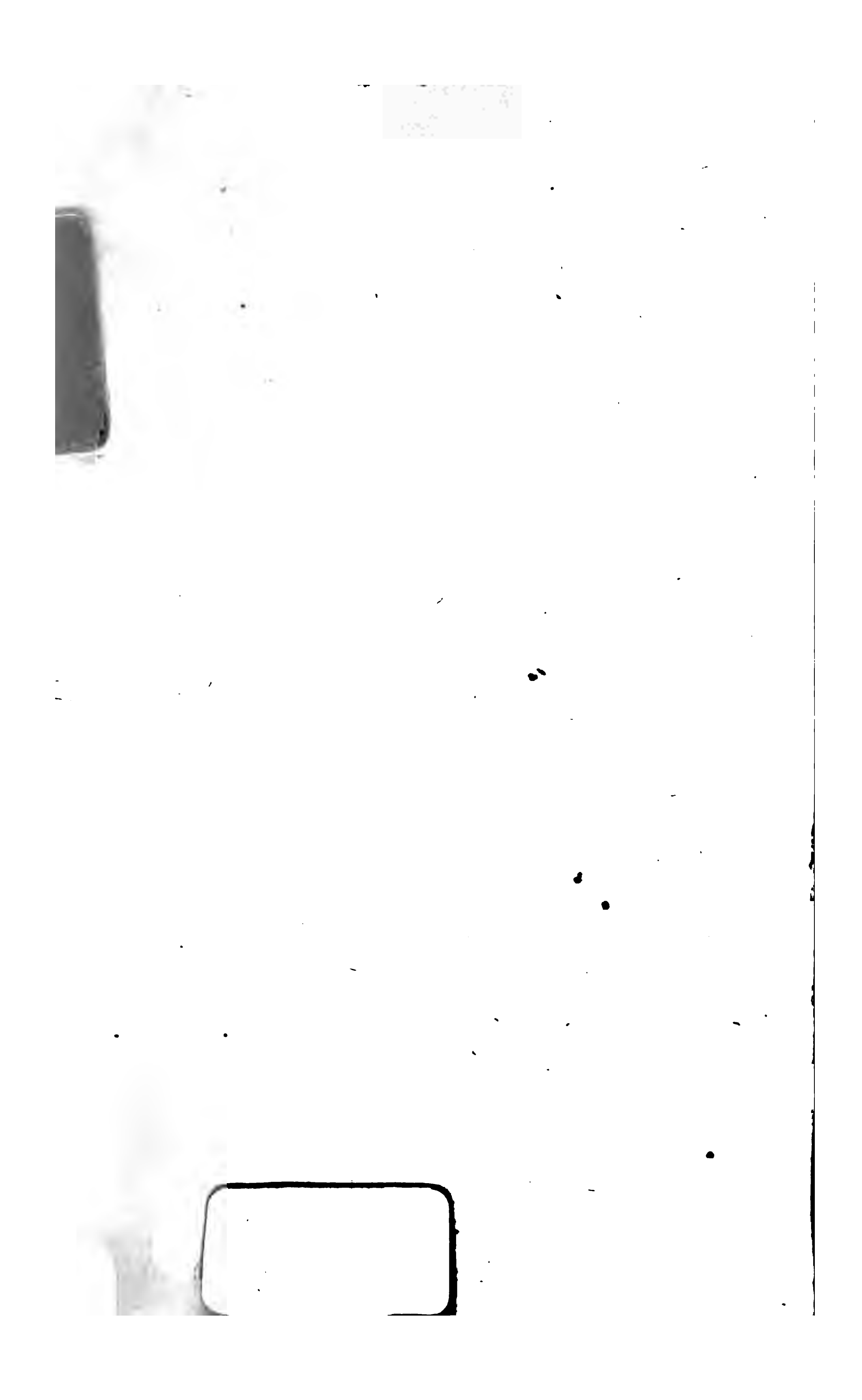




Herrn

Bernhards von Fontenelle,

der königl. pariser Akademie der Wissenschaften beständigen Secretärs, und der französ. Akademie daselbst Mitgliedes,

Auserlesene Schriften,

nämlich

von mehr als einer Welt,

Gespräche der Todten,

und

die Historie der heydnischen Orakel;

vormals einzeln herausgegeben,

nun aber

mit verschiedenen Zugaben und schönen Kupfern



vermehrter

ans Licht gestellet,

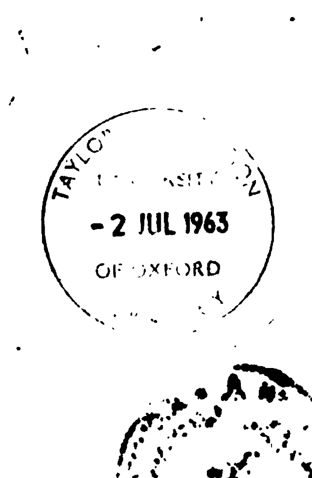
von

Johann Christoph Gottscheden.

Leipzig,

Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,

1771.





Vorrede zur vierten Auflage.

Geneigter Leser,

Daß sich gegenwärtige fontenellische Schriften sowohl in Deutschland, und andern auswärtigen Landen, als in ihrem Vaterlande, beliebt zu machen gewußt, hat die bisherige gute Aufnahme, und der Abgang dreyer Auflagen zur Gnüge gewiesen. Wäre dieses nicht gewesen, und hätte sich weiter keine Nachfrage nach denenselben gefunden: so würde gewiß der Herr Verleger an diese neue Ausgabe nicht gedacht haben. Allein Bücher von so bewährter Güte verlieren ihre Liebhaber sobald nicht: und vernünftige Buchhändler suchen ihrem Verlage bey solchen Umständen, durch alles, was in ihrem Vermögen ist, einen neuen Glanz, und eine noch bessere Aufnahme zu verschaffen.



Vorrede zur vierten Auflage.

Geneigter Leser,

Daß sich gegenwärtige fontenellische Schriften sowohl in Deutschland, und andern auswärtigen Landen, als in ihrem Vaterlande, beliebt zu machen gewußt, hat die bisherige gute Aufnahme, und der Abgang dreyer Auflagen zur Gnüge gewiesen. Wäre dieses nicht gewesen, und hätte sich weiter keine Nachfrage nach denenselben gefunden: so würde gewiß der Herr Verleger an diese neue Ausgabe nicht gedacht haben. Allein Bücher von so bewährter Güte verlieren ihre Liebhaber sobald nicht: und vernünftige Buchhändler suchen ihrem Verlage bey solchen Umständen, durch alles, was in ihrem Vermögen ist, einen neuen Glanz, und eine noch bessere Aufnahme zu verschaffen.

Vorrede.

Es geschieht von meiner Seite mit dem größesten Vergnügen, daß ich solches durch diese neue Auflage der fontenellischen Schriften als mit einem Beyspiele bestätigen kann. Die Gespräche von mehr als einer Welt sind dasjenige Werk, womit ich mich zuerst ans Licht gewaget; und da ich mit diesem Versuche nicht eben unglücklich gewesen: so habe ich gegen dieselben allemal eine Art der vorzüglichen Zuneigung empfunden, die man sonst den Aeltern gegen ihre ältesten Kinder zuzuschreiben pfleget. Doch ich gehe vieleicht zu weit, wenn ich mir ein Buch zueigne, dessen Uebersetzer ich nur bin. Ich will aber auch solches nur in soweit gesaget und verstanden haben; als es einem Dollmetscher zukömmt, an dem Beyfalle Theil zu nehmen, den ein fremdes Werk in der Uebersetzung findet. Und ob ich gleich weis, daß die Nachsicht meiner Leser bey den ersten Ausgaben mir manche Unvollkommenheit übersehen hat: so habe ich doch aus alter Neigung gegen diese Schriften allemal gewünschet, noch einmal die letzte Hand daran legen zu können; und sie alsdann mit mehrerer äußerlicher Schönheit ans Licht gestellet zu sehen.

Mein Wunsch ist itzo erfüllet, Der Herr Verleger, welcher nicht leicht etwas an sich ermangeln läßt, was zur Ehre des deutschen Buchhandels, und zum Vergnügen der Liebhaber guter Bücher gerei-

chen

chen kann, hat sich entschlossen, auch diesem seinem ersten Verlagsbuche diejenige Ehre anzuthun, die ihm in Holland, durch eine mit schönen Kupfern gezierte Auflage wiederfahren war. Er hat sich die Kosten nicht dauren lassen, selbige, die von dem berühmtesten picardischen Grabstichel sind, aufs sauberste nachstechen zu lassen; unser jüngerer Herr Bernigroth hat gewiß alle seine Geschicklichkeit dabey gewiesen. Dazu gehörete nun auch ein ansehnlicheres Format, welches in einem bequemen Bande, alle drey vorige Bändchen fassen könnte. Und auch hieran hat es der Herr Verleger nicht fehlen lassen; so daß nunmehr diese fontenellischen Meisterstücke, in einer ihrem Werthe ganz anständigen Gestalt, vor deine Augen treten können.

Außer dem aber, daß ich bey dieser neuen vierten Ausgabe, die Schreibart meiner Uebersetzung durch und durch nochmals übersehen und verbessert habe; bin ich auch auf einige wichtigere Verbesserungen bedacht gewesen. Ich habe hin und wieder nicht nur meine alten Anmerkungen geprüfet, und ihnen einige Flecken abgewischet: sondern auch verschiedene neue Gedanken, und Erläuterungen hinzugesetzet. Dieses ist nun auch in der Historie der heydnischen Orakel bisweilen geschehen, wo vorhin keine solche Zusätze zu finden waren. Die den Gesprächen von mehr als einer Welt vorhin angehenk-

ten kleinern Stücke des Herrn Verfassers, stehen itzo ganz am Ende; ja sie sind noch mit verschiedenen Stücken vermehret, die man entweder dabey, oder im Deutschen noch gar nicht gefunden hatte.

Dieses letzte gilt von der vortrefflichen Abhandlung des Herrn Verfassers, vom **Daseyn Gottes, aus der Betrachtung der Thiere.** Diese habe ich itzo allererst übersetzet, und zu mehrerer Erläuterung mit verschiedenen Anmerkungen begleitet. Eine Wahrheit, die von solcher Wichtigkeit ist, kann nicht sattsam eingeschärfet werden; und sie wird ohne Zweifel auch in diesem neuen Lichte, darinn sie Herr von Fontenelle zeiget, bey vielen Lesern die zum Zweifel geneigt sind, einen stärkern Eindruck machen.

Damit dieser Band nicht zu dick und unbequem würde, hat man es für gut befunden, bey dem Tractate von den Orakeln der Heyden, alle fremde Zusätze wegzulassen. Die ohnmächtigen Einwürfe des P. **Baltus**, gegen den Lehrsatz des von **Dale** und Herrn von **Fontenelle**: daß alle Orakel der Heyden bloße Betrügereyen der Götzenpfaffen gewesen; haben in Deutschland nicht den geringsten Eindruck gemachet. Unsere evangelische Gottesgelehrten sind viel zu gelehrt, und zu vernünftig gewesen: als daß sie in Vertheidigung eingebildeter Teufeleyen, mit diesem jesuitischen Widersacher der Wahrheit, gemeine Sache hätten machen wollen. Und folglich

brauchete

brauchete dieser so gründliche, als angenehme Tractat auch keiner Vertheidigung gegen dieselben.

In den Gesprächen von mehr als einer Welt, wird man eine kleine Veränderung gewahr werden, die ich vieleicht nicht hätte wagen sollen. Der Herr Verfasser hatte seine Unterredungen mit der Marquisinn in eine zusammenhangende Erzählung verwandelt; und sich dadurch genöthiget gesehen, alle Augenblicke zu sagen: **erwiederte die Marquisinn, versetzete ich, antwortete die Marquisinn, versicherte ich dieselbe, u. d. m.** Wäre dieses nicht vielen vernünftigen Lesern, die es mir selbst entdecket, verdrüßlich gefallen; und verlöhre irgend die ganze Unterredung, durch die Auslassung so ekelhafter Wiederholungen, das allergeringste: so würde ich sie unverändert gelassen haben, wie sie in den ersten Auflagen gestanden. Allein meines Erachtens wird die itzige Einrichtung, dem Leser diesen Überdruß ersparen; und die Gespräche selbst, werden durch die Abrückung aller Antworten, und Vorsetzung der Namen, keine geringe Deutlichkeit und Anmuth gewonnen haben.

Ueber jedes Gespräch habe ich einen Zierrath in Kupfer stechen lassen, der aber etwas mehr, als ein bloßer Zierrath seyn wird. Der erste zeiget den copernicanischen Weltbau, darinn sich die Erde um die Sonne wälzet. Der andere, das Bild des Mon-

des, wie er durch gute Sehröhre erscheint; der dritte den Abriß desselben, wie er sich nach der Vernunft vorstellet, und im Hevelius abgebildet worden; so gut es sich im Kleinen hat ausdrücken lassen. Der vierte zeiget die Gestalt der sechs Hauptplaneten, durch gute Ferngläser betrachtet; da denn auch die Erde ihren Platz behauptet, so wie sie von ferne erscheinen muß. Der fünfte zeiget die Bahnen der Cometen um die Sonnen und Fixsterne, nach einem neuern und bessern Lehrgebäude, als das cartesianische war, welches Herr von Fontenelle vorgetragen. Das sechste endlich zeiget die Gestalt des 1744 erschienenen Cometen, so wie ihn Herr Prof. Heinsius damals, durch ein treffliches gregorianisches Seherohr zu Petersburg beobachtet, und in Kupfer hat stechen lassen.

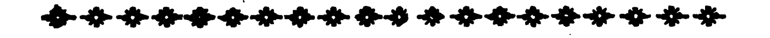
Hätte der Herr Verleger diese Sammlung noch stärker machen wollen: so hätte man sie leicht mit der Arbeit fremder Federn, die etwas fontenellisches übersetzet haben, bereichern können. So steht zum E. in dem I u. II B. des Büchersaales der schönen Wissenschaften und fr. K. die schöne Abhandlung von der Dichtkunst überhaupt, und der theatralischen insbesondere; die sich von der Hand meiner Freundinn und Gehülfinn herschreibt. Und in den Schriften der hiesigen deutschen Gesellschaft sind noch einige andre fontenellische Stücke in

Versen

Versen verdeutschet anzutreffen. Allein, wie gesaget, diese Sammlung gerieth schon stark genug: und jene Schriften sind ohnedieß in jedermanns Händen, so daß es nicht nöthig war, sie hier nochmals abzudrucken.

Meine Abhandlung von Gesprächen, die sonst vor den Todtengesprächen stund, habe ich als eine Einleitung zu dem ganzen Bande voransetzen lassen, nachdem ich sie übersehen und in etlichen Stücken verbessert hatte. Der geneigte Leser lasse sich auch diese meine Bemühung gefällig seyn, und bleibe mir ferner gewogen. Geschrieben den 22sten Jänner 1751.

Gottsched.



Nachschrift

wegen der fünften Auflage.

Es ist hier von neuem alle nöthige Sorgfalt in Ausbesserung einiger eingeschlichenen kleinen Fehler gebrauchet worden. Es sind einige wenige Anmerkungen dazu gekommen; um gewisse Stellen noch mehr zu erläutern. Anstatt des Schäferspiels

Endy-

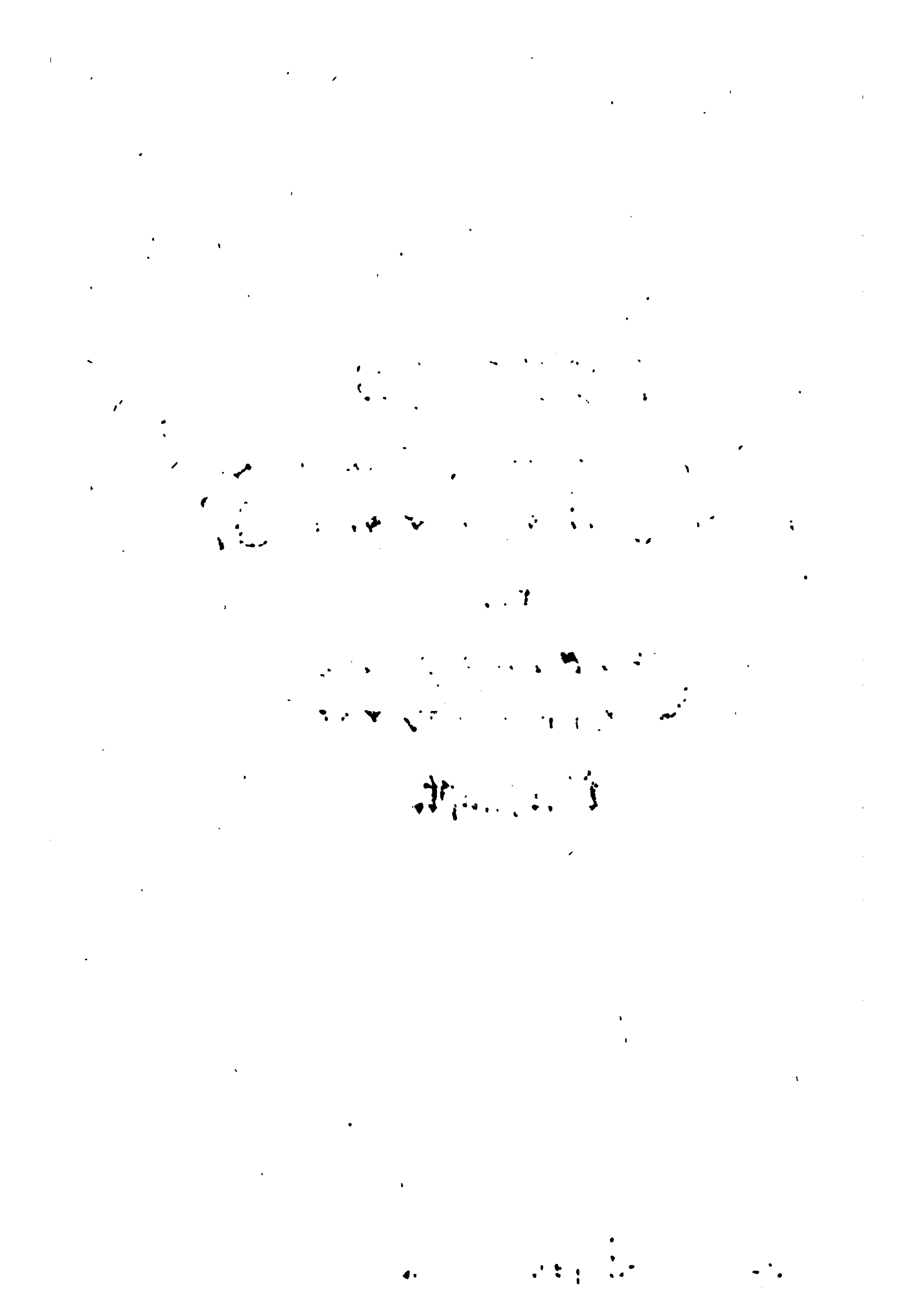
Endymion habe ichs für gut befunden, die gründlichen Betrachtungen von der Dichtkunst, deren in der Vorrede gedacht worden, dem Leser mitzutheilen; die gewiß vielen, die sie in einer längst geschlossenen Monathschrift nicht lesen würden, nützlich seyn werden. Ich wollte, daß ich auch des großen Corneille Leben, von des Hrn. von Fontenelle Feder, und sein eigenes Leben hätte einrücken können. Allein das erste hat die bereits erfüllete Bogenzahl; daß zweyte aber der Mangel genugsamer Nachrichten davon gehindert. Die neuen sehr saubern Holzschnitte, womit der Hr. Verleger diese Ausgabe gezieret hat, werden vermuthlich auch allen Beyfall finden. Der geneigte Leser gedulde sich also, bis wir aus Paris die Lobschrift eines Greises erhalten werden, der als ein Phönix unter den Gelehrten, beynahe ein volles Jahrhundert erlebet hat; und bleibe mir ferner gewogen.

Leipzig den 24sten des Herbstmondes 1759.



Des

Des Uebersetzers
Abhandlung,
von
Gesprächen
überhaupt.



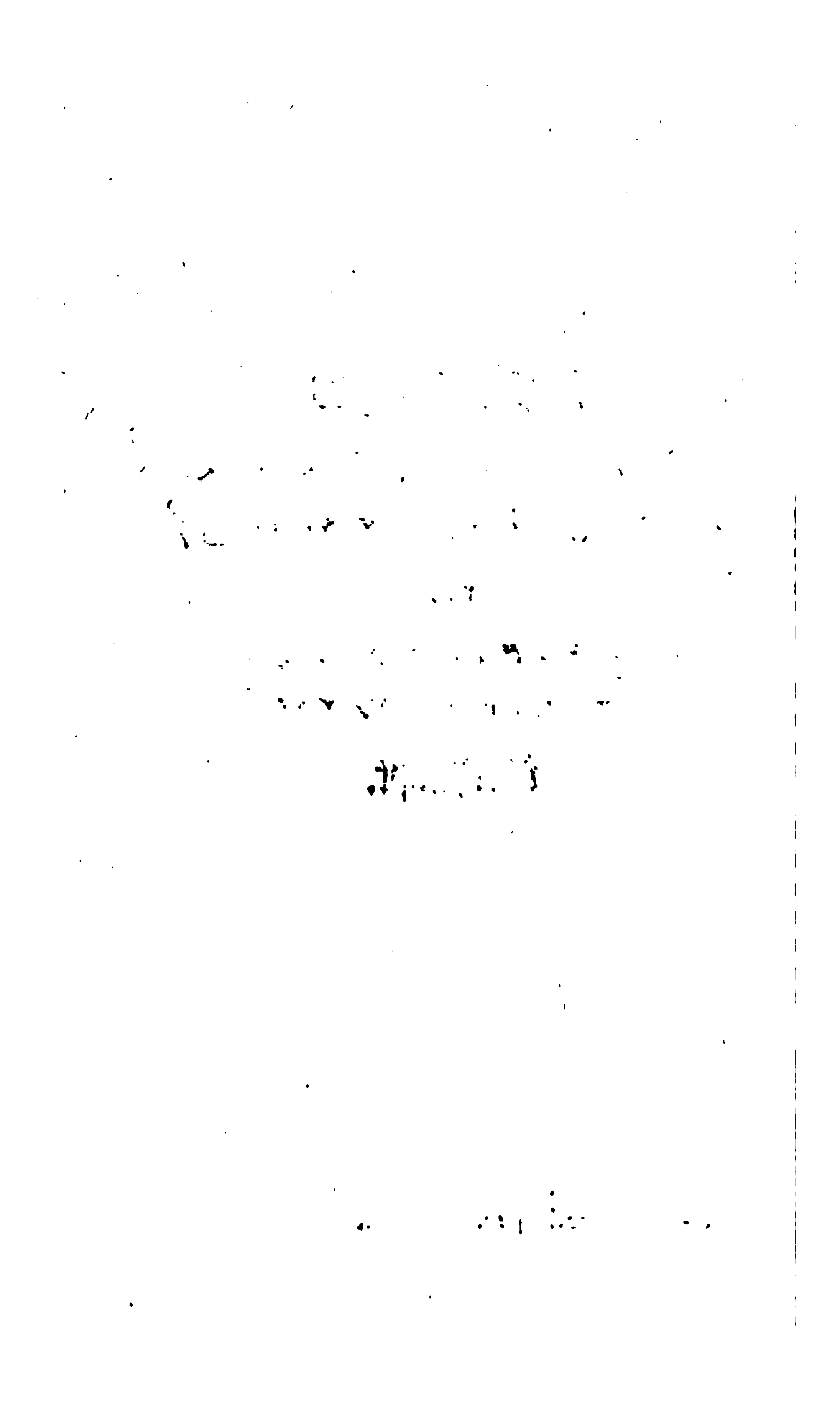


Erste
historische Abtheilung.

Die Kunst Gespräche zu schreiben, ist zum wenigsten so alt, als das Buch Hiobs. Bloß die zwey ersten, und der größte Theil des letztern Capitels, sind historisch abgefasset: alles übrige stellet die Unterredungen Hiobs mit seinen Freunden und mit Gott selber vor. Es mag nun entweder Moses, oder sonst jemand der Verfasser dieses lehrreichen Buches gewesen seyn: so ist es doch gewiß, daß selbiges alle heydnische Schriften, davon wir etwas wissen, am Alterthume übertrifft. Daran ist mir nichts gelegen, ob die darinnen aufgeführten Personen, alles dasjenige, was wir von ihnen lesen, mit eben soviel Worten und Sylben gesprochen haben; oder ob nicht vielmehr der heilige Scribent, in Beschreibung ihrer Unterredungen, sich einer größern Freyheit bedienet habe? Die Gottesgelehrten werden diesen Streit schon entscheiden: mir ist genug, daß dieses Buch unter die Zahl der Gespräche gehöret.

Unter den griechischen Scribenten ist Homer einer der allerältesten: wiewohl man die Zeit so genau nicht bestimmen kann, wenn er gelebet hat (*). Die beyden Heldengedichte

(*) Siehe des Herrn Pope Abhandlung vom Homer, die meine Freundinn in der Sammlung auserlesener Stücke von 1749, in 8. verdeutschet hat.





Erste historische Abtheilung.

Die Kunst Gespräche zu schreiben, ist zum wenigsten so alt, als das Buch Hiobs. Bloß die zwey ersten, und der größte Theil des letztern Capitels, sind historisch abgefasset: alles übrige stellet die Unterredungen Hiobs mit seinen Freunden und mit Gott selber vor. Es mag nun entweder Moses, oder sonst jemand der Verfasser dieses lehrreichen Buches gewesen seyn: so ist es doch gewiß, daß selbiges alle heydnische Schriften, davon wir etwas wissen, am Alterthume übertrifft. Daran ist mir nichts gelegen, ob die darinnen aufgeführten Personen, alles dasjenige, was wir von ihnen lesen, mit eben soviel Worten und Sylben gesprochen haben; oder ob nicht vielmehr der heilige Scribent, in Beschreibung ihrer Unterredungen, sich einer größern Freyheit bedienet habe? Die Gottesgelehrten werden diesen Streit schon entscheiden: mir ist genug, daß dieses Buch unter die Zahl der Gespräche gehöret.

Unter den griechischen Scribenten ist Homer einer der alleraltesten: wiewohl man die Zeit so genau nicht bestimmen kann, wenn er gelebet hat (*). Die beyden Helden-

(*) Siehe des Herrn Pope Abhandlung vom Homer, die meine Freundinn in der Sammlung auserlesener Stücke von 1749, in 8. verdeutschet hat.

gedichte so wir von ihm haben, Ilias und Odyssea, sind zwar etwas Poetisches, und scheinen mich also für dießmal nichts anzugehen: allein sie sind voller Unterredungen. Die Art des Heldengedichtes erfodert es, daß es dramatisch seyn muß, d. i. daß der Poet nicht allezeit selbst, oder in seinem eigenen Namen rede; wie die Geschichtschreiber thun: sondern daß er die Helden und andre Personen mehr, redend einführe. Dieser Kunstgriff macht ihren Vortrag sehr lebhaft. Der Leser bildet sich ein, er sey selbst den Redenden zugegen, und sieht sie gleichsam vor Augen stehen. Das Feuer eines muntern Gemüthes belebet alle seine Ausdrückungen, und entzündet dadurch alle, die seine Worte hören oder lesen, mit eben den Gemüthsbewegungen, darinnen es selbst steht: dahingegen der Poet durch eine kalte Erzählung ihrer Reden, denselben alle Kraft und allen Nachdruck entziehen würde.

Eine von den besten Unterredungen in der Ilias ist diejenige, wo Agamemnons Abgesandten den heftigen Zorn Achills zu besänftigen suchen. Hierinnen hat Homer eine Probe seiner großen Fähigkeit abgeleget. Ulysses, der beredteste unter allen griechischen Helden, machet den Anfang. Alle seine Redensarten sind wohl ausgesuchet: alle seine Gründe sind bündig, und der ganze Vortrag so angenehm, daß man ihn mit Lust anhöret. Achilles antwortet ihm mit einer großmüthigen Freyheit: und man wird selbst im Lesen, dadurch zu einer edlen Hoheit der Seelen angeflammet. Hierauf fährt Phönix, Achills alter Hofmeister fort. Dieser bestrafet seinen eigensinnigen Helden, auf eine so rührende und nachdrückliche Art, daß einem das Herz ganz rege wird. Endlich schließt Ajax, den der Stolz des unerbittlichen Achills in Harnisch bringt. Er bricht die ganze Unterredung mit einem rechtmäßigen Verdrusse ab; und läßt die volle Empfindung desselben, in dem Gemüthe des erhitzten Lesers zurück.

Es ist wahr, daß Homer nicht in allen seinen Gesprächen so glücklich gewesen ist. Er scheint sich derselben zuwei-

zuweilen gemisbrauchet zu haben, wenn er die Helden mitten in der Hitze eines blutigen Treffens, einander begegnen läßt: da sie denn einander nicht nur ihr Herkommen und ihre merkwürdigen Thaten; sondern auch die Geschichte ihrer Vorfahren, und die Geschlechtregister ihrer Pferde erzählen, ja oft die gröbsten Schelt- und Schimpfworte wechseln müssen. Es ist leicht zu begreifen, daß dieses wider die Wahrscheinlichkeit und Natur der Menschen laufe. Ganz handgreiflich aber ist es, daß Homer seine Gespräche gar zu sehr verschwendet habe; wenn er seine Helden die bereits getödteten Feinde noch anreden, und endlich sogar mit ihren Pferden sprechen läßt: gerade, als ob ihnen dieselben Rede und Antwort geben könnten. Doch von dem allen mag man diejenigen zu Rathe ziehen, die entweder diesen Poeten deswegen getadelt, oder vertheidiget haben (*).

Aesop hat in seinen sinnreichen Fabeln eine neue Art der Gespräche erdacht. Die unvernünftigen Thiere müssen mit einander sprechen, und dadurch den Menschen diejenigen Lehren geben, die sie sonst nicht gar zu gern hören. Ein jeder sieht wohl, daß dieses erdichtete Unterredungen sind; welche aber eben deswegen keinen in Irrthum stürzen werden: weil sie so gar etwas unglaubliches zum Grunde setzen. Indessen ergetzen sie doch den Verstand weit mehr, als wenn sie von Menschen gehalten wären. An die besten Lehren kehret man sich darum nicht sonderlich, weil die Lehrer unsers gleichen sind: die Thiere hergegen nimmt man desto williger zu Lehrmeistern in der Sittenlehre an; je mehr man versichert ist, daß sie uns, im Absehen auf den Verstand, den Vorzug willig lassen werden.

(*) Z. E. den la Motte in seinem Discours sur Homere, vor seiner Iliade: den Terrasson, den Poete sans fard, und die Frau Dacier; in ihren Anmerkungen über dieses von ihr selbst übersetzte Heldengedicht.

Ich kann nicht umhin, die nachdrücklichen Worte hieher zu setzen, deren sich der theure Luther in der Vorrede bedienet hat, die er vor hundert, von ihm selbst deutsch übersetzte äsopische Fabeln, gesetzet hat. Nicht allein aber die Kinder, schreibt er, sondern auch die grossen Fürsten und Herren, kann man nicht besser betriegen, zur Wahrheit und zu ihrem Nutz: denn daß man ihnen lasse die Narren die Wahrheit sagen. Dieselbigen können sie leiden und hören: sonst wollen oder können sie von keinem Weisen die Wahrheit leiden; ja alle Welt hasset die Wahrheit, wenn sie einen trifft. Darum haben solche weise hohe Leute die Fabeln erdichtet, und lassen ein Thier mit dem andern reden, als sollten sie sagen: wohlan! es will niemand die Wahrheit hören noch leiden, und man kann doch der Wahrheit nicht entbehren; so wollen wir sie schmücken, und unter einer lustigen Lügenfarbe und lieblichen Fabeln kleiden: und weil man sie nicht will hören durch Menschen-Mund, daß man sie doch höre durch Bestien-Mund. So geschiehts denn, wenn man die Fabeln liest, daß ein Thier dem andern, ein Wolf dem andern die Wahrheit sagt; ja zuweilen der gemahlte Wolf, oder Bär, oder Leue im Buche, dem rechten zweyfüßigen Wolfe und Leuen einen Text heimlich liest, den ihm sonst kein Prediger, Freund noch Feind lesen durfte. Also auch ein gemalter Fuchs im Buche, so man die Fabeln liest, soll wohl einen Fuchs über Tische also ansprechen, daß ihm der Schweiß möchte ausbrechen; und sollte wohl den Aesopum gern wollen erstechen oder verbrennen. Wie denn der Tichter Aesopi anzeigt, daß auch Aesopus um der Wahrheit willen ertödtet sey, und ihn nicht geholfen hat, daß er in Fabelweise, als ein Narr solche Wahrheit die Thiere hat reden lassen: denn die Wahrheit ist das unleidlichste

ste Ding auf Erden. Soweit Luther. Hiebey merke ich nur an, daß dieser große Mann dafür gehalten, es sey niemals eine solche Person, als Aesopus beschrieben wird, in der Welt gewesen: sondern, daß nach der Meynung Quintilians, etwa Hesiodus, oder sonst der allergelehrtesten Griechen einer, diese unter den Leuten bekannten Mährlein, gesammlet und in ein Buch zusammen getragen habe.

Als die griechischen Poeten die Schaubühne zur Vollkommenheit brachten, wurde auch die Kunst Gespräche zu schreiben besser ausgeübet. Ein Trauerspiel sowohl, als eine Komödie, ist in gewisser Absicht nichts anders, als ein Zusammenhang verschiedener Gespräche; die aber insgesammt zu einem einzigen Zwecke abzielen. Ein jeder Auftritt ist eine Unterredung zwoer oder mehrerer Personen: bloß diejenigen sind ausgenommen, wo eine einzige Person ganz allein heraus tritt, etwas zu sagen; welches aber selten, auch nur in besondern Fällen geschieht. Wer also theatralische Poesien verfertigen will, der muß nothwendig zuerst ein gutes Gespräch schreiben können. In der That kömmt in Lust- und Trauerspielen sehr viel darauf an. Wer nicht eine geschickte Unterredung zu einer Scene machen kann: wie will der ein ganzes theatralisches Stück verfertigen, welches aus lauter solchen Scenen zusammengesetzet seyn muß?

Die Alten schrieben alle ihre Tragödien und Komödien in Versen: und also wurden auch die einzelnen Gespräche, daraus sie bestunden, poetisch abgefasset. Dieses scheint einer Hauptregel der Gespräche zuwider zu laufen; welche haben will: daß man in allem der Natur folgen solle. Nun aber reden die Leute sonst nirgends in Versen, als auf der Schaubühne. Allein man hat es der Belustigung der Ohren leicht einräumen können, in diesem Stücke ein wenig von der Natur abzugehen: zumal da die jambischen Verse von der gemeinen Art zu reden so sehr nicht abwei-

Sokrates. Was für eine Zeitung? Ist denn etwa das Schiff von Delos eingelaufen, bey dessen Zurückkunft ich sterben soll?

Krito. Noch ist es nicht angekommen; aber es wird ohne Zweifel heute hier seyn: wie uns diejenigen berichten, die aus Sunium angelanget sind; denn daselbst haben sie es verlassen.

Sokrates. Das ist gut, Krito. Es sey also! weil die Götter es haben wollen: indessen denke ich, das Schiff werde heute noch nicht kommen.

Krito. Woher muthmaßest du das?

Sokrates. Ich will dirs sagen. Ich soll ja allererst den Tag nach der Zurückkunft des Schiffs sterben. Ist es nicht so?

Krito. Zum wenigsten sagen diejenigen solches, die das Urtheil sollen vollziehen lassen.

Sokrates. Das Schiff kann aber deßwegen morgen erstlich ankommen: weil ichs aus einem gewissen Traume schließe, den ich diese Nacht, ja nur diesen Augenblick gehabt habe. Es scheint ein rechtes Glück zu seyn, daß du mich nicht aufgewecket hast.

Krito. Was ist denn das für ein Traum?

Sokrates. Mich dauchte, als wenn sich ein sehr schönes und überaus wohlgestalltes Weibsbild in einem schneeweißen Kleide zu mir nahete, und mir die Worte zurief:

Du wirst den dritten Tag dein fruchtbar Phthia sehn (*)!

Krito. Das ist in der That ein seltsamer Traum, Sokrates.

Sokrates. Er bedeutet sehr viel, lieber Krito.

Krito. Ja freylich wohl: aber Sokrates, folge dießmal meinem Rathe, und entfleuch von hier. Stirbst du, so

(*) Dieß ist ein Vers aus dem Homer, der dem Achilles zugerufen wird.

so habe ich das Unglück, auf ewig eines Freundes beraubet zu seyn, über dessen Verlust man mich niemals wird trösten können. Ja ich habe zu besorgen, daß nicht viele, die weder dich, noch mich recht kennen, denken möchten: ich hätte dich verlassen; da ich dich doch hätte befreyen können; wenn ich nur alle mein Mögliches hätte thun wollen. Kann wohl was schändlichers gefunden werden, als wenn man sein Geld mehr liebet, als seine Freunde? Denn das Volk wird sich niemals einbilden können, daß du nicht hättest aus dem Gefängnisse gehen wollen, wenn wir dich dazu genöthiget hätten.

Sokrates. Aber mein lieber Krito, muß man sich denn so sehr darum bekümmern, was das Volk denken wird? Ist es nicht genug, daß die Vernünftigsten, nach denen wir allein zu fragen haben, wissen werden, wie es eigentlich zugegangen sey? u. s. w.

Ich glaube, daß auch eine so unvollkommene Uebersetzung als diese ist, die Schönheiten dieses Gespräches nicht so gar verdunkeln könne; daß sie nicht einem verständigen Leser in die Augen fallen sollten. Die Natur selbst redet hier, und man empfindet alles, als ob man selbst gegenwärtig wäre.

Um eben diese Zeiten schrieb ein anderer Schüler Sokrats die Merkwürdigkeiten seines Lehrmeisters auf; darinnen gleichfalls viele herrliche Unterredungen desselben anzutreffen sind. Xenophon ist es, von welchem ich rede, der sich nicht weniger unter den Helden mit dem Degen, als unter den Gelehrten durch die Feder hervor gethan hat. Seine Schreibart in der Historie ist die schönste und angenehmste: in den Gesprächen aber hat er dem Plato zwar in der Anzahl und Größe derselben; doch nicht in der natürlichen Deutlichkeit und Anmuth einen Vorzug gelassen. Charpentier hat sie ins Französische, und Christ. Thomasius ins Deutsche übersetzet. Weil das Buch leicht zu haben ist, so mag ich kein Exempel daraus anführen.

Nach der Zeit hat sich unter den Griechen Lucian unterstanden, in dieser Schreibart sein Glück zu versuchen. Er war ein sinnreicher und gelehrter Kopf; der noch dazu seine Sprache völlig in seiner Gewalt hatte. Es war ihm auch um so viel leichter, etwas geschicktes in dieser Gattung von Schriften zu verfertigen; da er am Plato ein so vollkommenes Muster vor Augen hatte. Er scheint indessen ein flüchtigeres Naturell gehabt zu haben, als jener, indem seine meisten Gespräche sehr kurz gerathen sind. Nur Timon, Toxaris und hernach dasjenige, wo Menippus sich mit dem Philonides unterredet, können mit Platons Gesprächen, im Absehen auf die Größe, verglichen werden. Vielleicht hat er sich auch der ungeduldigen Gemüthsart seiner Griechen bequemen wollen: welche lieber kurze, als lange Schriften lesen mochten. Dieses sein Unternehmen nun ist ihm dergestalt gelungen; daß er zu allen Zeiten für einen Meister in dieser Schreibart gehalten worden. Seine Scharfsinnigkeit, sein natürliches Wesen, seine anmuthige Art zu scherzen, und endlich seine vernünftige Beobachtung aller Charactere, so vieler Personen als er reden läßt; das alles sage ich, kann ihm auch der schärfeste Kriticus nicht absprechen. Ich werde im folgenden eine Probe von seinen Gesprächen anführen: wiewohl man ein ganzes Bändchen seiner Schriften, welches ich ans Licht gestellet habe, deutsch lesen kann. Und soviel von den Griechen.

Unter den Römern finde ich, außer den theatralischen Poeten, dem Plautus, Terenz und tragischen Seneca, keinen, der sich in Gesprächen so sehr hervorgethan hätte, als Marcus Tullius. Wie dieser große Staatsmann und Redner in allen Gattungen der Wohlredenheit vortrefflich gewesen; so hat es ihm auch an der Kunst, schöne Unterredungen zu schreiben nicht gemangelt. War er in seinen vortrefflichen Reden der lateinische Demosthenes; so konnte man ihn im Absehen auf seine Gespräche den römischen Plato nennen. Seine philosophischen Schriften sind

fast alle Gesprächsweise abgefasset; und seine Gedanken von dem Redner, hat er eben so vorgetragen. Er hat die schönsten Gedanken mit den anmuthigsten Worten auszudrücken; und allen seinen Personen solche Redensarten in den Mund zu legen gewußt, die sich vollkommen für sie schickten. Es ist nicht, als wenn man ein lateinisch Buch läse; indem man seine Schrift von der Natur der Götter liest: man bildet sich ein, mitten in Athen, mitten unter peripatetischen, stoischen und epikurischen Weltweisen zu seyn, und dieselben nach den Lehrsätzen ihrer verschiedenen Secten wirklich reden zu hören (*). Es herrschet eine so leichte, lebhafte, natürliche und wohlanständige Art des Vortrages darinnen; daß man sich Gewalt thun muß, wenn man im Lesen abbrechen will. Seine Deutlichkeit ist sinnreich, und seine größte Scharfsinnigkeit ist leicht zu verstehen. Der künstlichste Ausdruck ist doch natürlich: und seine Personen reden so, wie es vernünftigen Leuten ansteht. Kurz, wenn Cicerons Schriften ja irgendwo zu tadeln seyn sollten; so würde man doch an seinen Gesprächen, in soweit sie Gespräche sind, nichts auszusetzen finden.

Wir haben noch ein lateinisches Gespräch von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit; davon wir aber den Urheber nicht für gewiß angeben können. Einige schreiben es dem Tacitus, andere dem Quintilian zu: welches letztere mir, der Schreibart halber, wahrscheinlicher vorkömmt, als das erste. Dem sey aber wie ihm wolle, es giebt dem Gespräche Cicerons nicht viel nach, und zeiget von einem Verfasser, der die Kunst vollkommen verstanden hat. Man kann es vor meiner ausführlichen Redekunst deutsch lesen.

Wollte ich genau alles mitnehmen, was gesprächartig aussieht, so würde ich Virgils Hirtengedichte, ja seine Aeneis

(*) Man sehe die deutsche Uebersetzung davon nach, die wir unserm Herrn Prof. Winkler zu danken haben.

Aeneis selbst, etliche Satiren Horazens, den **Petronius**, vieles im **A. Gellius**, den **Apulejus** und von neuern Griechen noch Kaiser Julians Beschreibung der Kaiser anführen müssen. Allein ich kann mich so weit itzo nicht einlassen, und eile, auf neuere Zeiten zu kommen. In den Zeiten da die römische Monarchie, Gelehrsamkeit und Sprache in den letzten Zügen lag, fand sich noch der berühmte Bürgermeister in Rom, **Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius**, der seine **tröstende Weisheit** in Form einer Unterredung abfassete. Er erdichtet, als wenn ihm die Weisheit in seinem Gefängnisse erschienen wäre, um ihn, wegen seiner Bekümmernisse über soviel schwere Unglücksfälle, aufzurichten. Und hier beschreibt er uns die mit dieser Weisheit gepflogenen Unterredungen; mischet aber hier und dar, unter die tiefsinnigsten philosophischen Gedanken vom Guten und Bösen in der Welt, einige poetische Beschreibungen und Gesänge; um den Leser durch diese angenehme Abwechselung in der Aufmerksamkeit zu erhalten. Das Werk verdienet gelesen zu werden: wiewohl man leicht Fehler darinnen finden könnte; wenn man willens wäre, alles nach der Schärfe zu untersuchen. Wir haben verschiedene deutsche Uebersetzungen davon aufzuweisen.

Als man die freyen Künste in Italien und den andern Abendländern von Europa wieder herstellete; fanden sich unter den damaligen Liebhabern der lateinischen Sprache verschiedene, die es auch in Gesprächen den alten Römern nachthaten. **Ludovicus Vives**, ein Spanier, **Cordeus**, ein Franzose, **Castellio**, ein Italiäner, **Erasmus**, ein Niederländer, und **Ulrich von Hutten**, ein Deutscher, haben sich in dieser Schreibart gleichsam Trotz gebothen. Sie schrieben alle nicht nur schön Latein: sondern wußten auch den Character der Gespräche wohl zu beobachten, und ihren Gedanken diejenige natürliche Anmuth zu geben, die in den Unterredungen wohlgearteter

Per-

Personen herrschet. Ihre meiste Absicht gieng auf die Schuljugend. Dieser zu gefallen verfertigten sie eigentlich ihre Gespräche, um dieselbe dadurch zu desto besserm Gebrauche der alten römischen Scribenten vorzubereiten. Nur der letzte schien von dieser Absicht abzugehen, da er seinen Nemo, Ουτις, für die Gelehrten, als eine Satire schrieb: wie denn auch **Erasmus** seinen Ciceronianer in dieser Art abfassete. Jene Absicht war sehr zu billigen. Um der, durch eine langwierige Barbarey verfallenen Gelehrsamkeit in Europa wieder aufzuhelfen; mußte man freylich von der Jugend den Anfang machen: für dieselbe schien aber keine Art des Vortrages bequemer zu seyn, als die durch Gespräche geschieht. Die Lebhaftigkeit so darinnen befindlich ist, vergnüget ihre natürliche Munterkeit: und die beständige Abwechselung zwoer redenden Personen, kömmt ihrem Ekel zuvor; der sich gar leicht einstellet, wenn sie eine Schrift lesen sollen, die etliche Blätter lang, immer in einem fortgeht. Aus diesen Ursachen werden auch die oberwähnten Gespräche, nach mehr als zweyhundert Jahren, noch itzo in vielen Schulen mit Nutzen gebrauchet.

Indessen nimmt es mich Wunder, warum diese wackern Männer, nicht auch andre wichtigere Materien in Gesprächen vorgetragen. Muß man denn nur redende Knaben aufführen? Und sprechen nicht oft gelehrte Leute von den erheblichsten Sachen? **Laurentius Valla** ist meines Wissens der einzige, der um die damaligen Zeiten, eine wichtige theologische und philosophische Materie Gesprächsweise abgefasset hat. Er handelt von dem freyen Willen des Menschen, und andern damit verknüpften Streitfragen, und bemühet sich, den **Boethius** zu widerlegen, von dessen tröstender Weisheit oben gedacht worden. Wer dieser tiefsinnigen Art von Wahrheiten gern nachdenket, wird des **Valla** Gespräch mit Vergnügen lesen; und ihn nicht nur als einen guten Lateiner, sondern auch als einen gründlichen Philosophen antreffen. Einen kurzen Auszug aus seinem

seinem Buche, kann man am Ende des III Theiles von des Herrn von Leibniz Theodicee finden (*).

In neuern Zeiten wüßte ich nicht, wer sich in dieser Schreibart sonderlich hervorgethan hätte. An guten Scribenten hat es zwar seit der Reformation in keinem Theile der Gelehrsamkeit gefehlet: aber sie haben in ihren Büchern eine ganz andre, und mehrentheils systematische Lehrart beobachtet. Kleinigkeiten, die hier und da gesprächsweise verfertiget worden, werden hier in keine Betrachtung gezogen. Entweder sie hielten nichts, als mageres Zeug in sich, daran niemand einen Geschmack fand: oder sie sind in einer so verdrüßlichen, unrichtigen und unangenehmen Art des Ausdruckes abgefasset gewesen; daß sie nur mit Widerwillen gelesen worden: oder es sind endlich Zankschriften gewesen, die man nicht länger als das Gezänk währet, anzusehen; hernach aber dem Moder und den Motten zur Speise zu übergeben pflegt. Bloß Harsdörfer scheint aus dem gemeinen Haufen noch auszunehmen zu seyn. Seine Gesprächspiele halten viel Nützliches und Anmuthiges in sich; sind aber so sehr aus der Mode gekommen, daß man sie fast nirgends antrifft. Vieleicht hat die etwas gezwungene Schreibart Schuld daran gehabt, daß er so bald ins Vergessen gerathen ist. Es könnte indessen noch eine historisch-kritische Abhandlung von allen Verfassern deutscher Gespräche geschrieben werden.



(*) S. die neueste Auflage, die mit meinen Anmerkungen 1744. im Försterischen Verlage ans Licht getreten.

Zweyte Abtheilung,

Woher es komme, daß man heutiges Tages so wenig Gespräche schreibt?

Es fragt sich also, woher es komme, daß von den berühmtesten Leuten, die das vorige und itzige Jahrhundert in so großer Anzahl hervorgebracht, und deren Schriften noch in jedermanns Hochachtung stehen, sich fast niemand die Art, in Gesprächen zu schreiben, gefallen lassen?

Der grundgelehrte und scharfsinnige engländische Graf Shaftsbury hat sich diese Frage an einem Orte seiner Schriften vorgeleget, und nicht ganz unrecht beantwortet. Er setzet zum Grunde, daß ein Gespräch gleichsam eine Abbildung der Gemüther derjenigen Personen sey, die sich mit einander unterreden. Nicht nur die Fähigkeit des Verstandes, sondern auch die Lebhaftigkeit des Geistes und die Neigungen des Herzens selbst, äußern sich in einer ungekünstelten Unterredung. So gar die Landesarten und Gewohnheiten der Völker, drücken sich deutlich darinnen ab: ja es ist nichts; bis auf die geringsten Kleinigkeiten der Zeiten, Oerter, Vorurtheile, Secten, Religionen, Auferziehung und Lebensarten der sprechenden Personen zu ersinnen; welches in einem vertraulichen Umgange derselben sich nicht äußern, und in einem Gespräche abgeschildert werden sollte. Wenn man dieses annimmt, meynt rühmlichst gedachter Scribent; so sey es leicht zu sagen, warum Griechen und Römer in Gesprächen geschrieben. Sie dorften sich nämlich nicht scheuen, uns die Schildereyen von ihren Personen nach allen Eigenschaften zu geben. Sie waren vernünftige und der Tugend beflissene Leute. Sie lebten in freyen Republiken, und hatten also

edle Seelen; dorften auch aus keiner sclavischen Furcht anders reden, als sie dachten: vielweniger war ihr Umgang mit der Last eines überflüßigen Ceremoniels beschweret. Wenn sie also mit einander redeten: so thaten sie es auf eine freye, edle und vernünftigen Leuten anständige Manier. Und so war es ihnen keine Schande, sich in ihren Gesprächen nach dem Leben abgeschildert zu sehen. Sie thaten es derowegen selbst, und dorften gar nicht besorgen, daß ihnen die genaue Entdeckung ihrer wahrhaften Gemüthsbeschaffenheit und Lebensart, bey den Nachkommen ein nachtheiliges Urtheil zuziehen würde.

Ganz anders verhält sichs, nach des Grafen von Shaftsbury Meynung mit uns. Wir sind mit jenen Alten fast in keinem Stücke mehr zu vergleichen. Waren sie frey: so sind wir Sclaven. Philosophirten sie ohn alle Furcht, nach dem Vermögen ihres natürlichen Lichtes: so sind wir von Jugend auf, durch viel tausend Vorurtheile erfüllet, die uns am Gebrauche der Vernunft hindern. Am wenigsten sind wir ihnen im Absehen auf die ungezwungene Art im Umgange zu vergleichen. Was für Complimenten, was für verstellte Freundschaftsbezeugungen, was für unnütze Höflichkeiten hat nicht ein vermeynter Wohlstand bey uns eingeführet? Und wie schön würde es klingen, wenn man ein Gespräch, so wie es heute zu Tage zwischen einem Paare artiger Weltleute gehalten wird, schriftlich verzeichnen wollte? Ein Bogen Papier würde kaum zulangen, bloß die Anfangsceremonien und häufigen Schmäucheleyen zu fassen, die man bey Bewillkommungen nach den Regeln der Galanterie einander saget: des Abschiedes nicht einmal zu gedenken. Und wie lächerlich würde hernach diese Abbildung unsrer Lebensart aussehen: wenn man sie mit unparteyischen Augen betrachten würde? Kurz, daß die Neuern keine Gespräche schreiben; das kömmt, nach dem Shaftsbury, daher, weil sie sich schämen, ihre eigene Schande schriftlich auf die Nachwelt fortzupflanzen.

So viel Hochachtung ich gegen diesen großen Mann habe, und so nützlich diese kleine Satire desselben, über unsre übermäßige Höflichkeit, seyn möchte: so muß ich doch gestehen, daß mir diese Ursache nicht wichtig und zulänglich genug zu seyn scheint. Wer könnte denn unsre Scribenten nöthigen, unserer heutigen Art umzugehen, auch in schriftlichen Gesprächen so genau zu folgen? Und wer wollte es ihnen wehren, die edle Einfalt der Alten in diesem Stücke beyzubehalten? Können doch unsre Poeten die vornehmsten Leute mit Du anreden; ungeachtet wir sonst mit einer einzeln Person nicht anders zu reden pflegen, als wenn wir mit hunderten zu thun hätten; ja wohl gar mit Gegenwärtigen als von Abwesenden sprechen, indem wir die dritte Person der Fürwörter brauchen. Könnte man denn in Gesprächen nicht etwas gleiches gewaget haben? Zudem herschet ja unter guten Freunden, sonderlich unter gelehrten Männern, keine so ausschweifende Complimentirsucht. Man verfällt in ihren Gesprächen sogleich auf etwas wichtiges: und wenn mans ja nicht thäte: wer verlanget es denn, daß man das erste und letzte Wort aller ihrer Unterredungen so genau aufschreiben solle?

Ich schmäuchele mir, eine Ursache gefunden zu haben, die unsern Zeiten eben so rühmlich ist; als die vorhinerwähnte Ursache des Herrn von Shaftsbury ihnen schimpflich zu seyn geschienen. Ich setze zum voraus, daß es einen vollkommenern Verstand anzeiget, wenn man Wissenschaften und Künste in systematischer Ordnung vortragen kann; als wenn man nur obenhin etwas davon zu sagen weis, welches weder Zusammenhang noch Ordnung unter einander hat. Ein Paar weise Sprüche, etliche kluge Lehrsätze, und ein halb Dutzend gute Einfälle, kann man zur Noth bey einer mittelmäßigen Gelehrsamkeit im Vorrathe haben. Mehr bedarf man aber nicht, um ein Gespräch zu verfertigen. Man philosophiret in Unterredungen nicht nach der größten

Schärfe: man ist zufrieden, wenn man nur nicht offenbar ungereimtes Zeug sagt.

Was gehöret hingegen nicht zu einem systematischen Vortrage? Der Scribent muß die Verknüpfung unzähliger Sätze deutlich einsehen. Er muß die Schlüsse durch regelmäßige Folgerungen aus ihren Gründen herleiten können. Er muß richtige Erklärungen von Wörtern und Sachen geben, und solche Beweisthümer daraus zu verfertigen wissen; dawider man nichts erhebliches zu sagen vermag. Kurz, ein systematischer Vortrag erfodert eine sehr große Tiefsinnigkeit, Gründlichkeit und Ordnung der Gedanken.

Nun urtheile man von der Ursache, warum die Alten so gern; die Neuern aber so wenig gesprächsweise geschrieben. Die Wissenschaften waren damals in ihrer Kindheit, und Jugend. Man fieng allererst an, hier und dar einzelne Wahrheiten zu erblicken. Wußte man gleich verschiedene wohlgegründete Sätze zu sagen: so trug man sie doch ohne Ordnung und Zusammenhang vor. Der einzige Aristoteles hatte einen systematischen Geist. Er allein bemühete sich, nach dem Exempel Euklids, eine gründlichere Lehrart in der Weltweisheit einzuführen. Allen andern Gelehrten, vor und nach ihm, war diese Ordnung und Verknüpfung der Wahrheiten zu schwer. Man philosophirte so zu reden in die weite Welt hinein; ohne sich um einen Zusammenhang seiner Lehren zu bekümmern. Daher kam es, daß die Schüler der weisesten Männer zehn, ja wohl zwanzig Jahre bey ihren Lehrmeistern zubrachten, und doch noch nicht alle ihre Lehren gefasset hatten. Heutiges Tages hat die Gelehrsamkeit ein ganz andres Ansehen bekommen. Man bemühet sich, alles was man weis, auf sichere Grundwahrheiten zu bauen. Man trägt alle Sätze von einer Gattung, in einer ordentlichen Verknüpfung vor. Man erkläret die Sachen deutlicher, und erweiset seine Lehren gründlicher: und daher kömmt es eben, daß die Art in Gesprächen zu schreiben, für unbe-

quem

quem gehalten worden, die Wissenschaften vorzutragen. Diese Lehrart machet sehr viel Umschweife, und würde in schreckliche Weitläuftigkeiten stürzen. Wenn man z. E. die mathematischen Anfangsgründe Euklids darinnen vortragen wollte, wie wunderlich würde das nicht aussehen? Die Kette der mit einander verknüpften Wahrheiten würde oft verstecket, ja oft gar unterbrochen werden: wenn man der natürlichen Art der Gespräche nichts vergeben wollte. Und so erhellet, meines Erachtens, gar deutlich: daß der Mangel schriftlich abgefaßter Unterredungen nichts, als eine größere Vollkommenheit der heutigen Gelehrsamkeit, oder den Vorzug unserer Zeiten vor den Alten, anzeiget.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Plato in seinen Gesprächen, den weisen Sokrates bisweilen ziemlich systematisch hat philosophiren lassen. Xenophon thut ein gleiches; und es scheint, als wenn es wirklich die Art dieses Weltweisen gewesen wäre. Er nimmt sich in seinen Unterredungen allezeit vor, etwas darzuthun, welches sein Gegner läugnete; oder doch in Zweifel zog. Solches ins Werk zu richten, setzete er allezeit etliche Wahrheiten zum voraus, darüber er mit seinem Widerpart eins war. Aus diesen zog er einen Satz nach dem andern durch richtige Folgerungen heraus; und fuhr mit seinen Vernunftschlüssen so lange fort, bis er seinen Zweck erreichet und den andern überführet hatte. Auf solche Weise hat er die Materie vom Gebethe, von der Tapferkeit, von der Seelen Unsterblichkeit, und ihrem Unterschiede vom Körper u. a. m. vorgetragen. Es kann nicht schaden, wenn ich aus dem Gespräche mit dem Alcibiades eine kurze Probe davon gebe:

Sokrat. Wer ist es, der mit mir redet? Ist es nicht Sokrates? Und wer ist es der mich höret? ist es nicht Alcibiades?

Alcib. Ohne Zweifel.

Sokrat. Und was heißt das, reden? Ist es wohl etwas anders, als sich der Sprache bedienen? Ist dieses nicht einerley?

Alcib. Ich kann es nicht läugnen.

Sokrat. Ist denn nicht dasjenige, so sich eines Dinges bedienet, von dem Dinge, dessen es sich bedienet, unterschieden?

Alcib. Wie meynst du das? Sokrates.

Sokrat. Zum Exempel. Betrachte einen starken Arbeitsmann. Ist er nicht von den Werkzeugen unterschieden, deren er sich in seiner Arbeit bedienet? Z. E. die Axt, womit er hauet, von der Person, welche damit hauet?

Alcib. Ganz recht.

Sokrat. Verhält sichs im Absehen auf ein musikalisches Instrument, nicht eben so? Ist die Cyther nicht ein besondres Ding; und der, so darauf spielet, ein ganz andres?

Alcib. Ich gestehe es.

Sokrat. Das war nun die Meynung meiner Frage, die ich dir augenblicklich vorlegte: ob dasjenige, so sich eines Dinges bedienet, und das gebrauchte Ding selbst, nicht allezeit zwey absonderliche, verschiedene Dinge zu seyn scheinen?

Alcib. In der That, es scheint nicht anders.

Sokrat. Sehr wohl. Aber sage mir, wessen bedienet sich der Handwerksmann in seinen Verrichtungen?

Alcib. Er bedienet sich seiner Werkzeuge.

Sokrat. Bedienet er sich nicht auch seiner Hände?

Alcib. Der Hände gleichfalls.

Sokrat. Auch seiner Augen?

Alcib. Ich glaube, ja.

Sokrat. Haben wir denn nicht vorhin fest gesetzet, daß derjenige, der sich eines Dinges gebrauchet, von dem ge-

gebrauchten Dinge unterschieden sey? und daß folglich der Musikant, oder sonst ein Künstler, nicht nur von seinen Instrumenten; sondern auch von seinen Händen und Augen, als derjenigen Gliedmaßen seines Körpers, deren er sich bedienet, unterschieden sey?

Alcib. Ganz recht.

Sokrat. Bedienet sich aber der Mensch nicht seines ganzen Körpers?

Alcib. Ich halte es wahrlich dafür.

Sokrat. Behalt es wohl bey dir: daß das gebrauchte Ding von demjenigen unterschieden ist, der sich dessen bedienet.

Alcib. Ich weis es ganz wohl, Sokrates.

Sokrat. Daher schließe ich nun: daß dasjenige, was wir einen Menschen nennen, ein Ding sey, welches von seinem Körper gänzlich unterschieden ist.

Alcib. Ich kann es nicht läugnen.

Sokrat. Welches werden wir denn in dieser Zusammensetzung eigentlich den Menschen nennen müssen?

Alcib. Wahrlich, Sokrates, ich bitte, mich mit der Frage zu verschonen.

Sokrat. Wie? weißt du nicht, was dasjenige sey, so sich des Körpers bedienet?

Alcib. Sehr wohl weis ichs!

Sokrat. Ist es wohl was anders, als die Seele?

Alcib. In Wahrheit! nichts anders.

Sokrat. Und ist sie also nicht dasjenige, was den Körper regieret?

Alcib. Ohne Zweifel etc.

Dieses nun ist die berühmte sokratische Disputirart, die nebst der bekannten aristotelischen, durch förmliche Schlüsse, unter den Gelehrten im Schwange geht. Der gelehrte Herr le Clerc zieht dieselbe dieser letztern in dem

dritten Theile seiner Logik fast vor; und giebt nicht nur etliche Regeln, sondern auch ein Paar hübsche Exempel davon. Allein dieses alles ist meiner vorigen Meynung nicht zuwider. Wir finden bey den Alten nirgends ganze Wissenschaften gesprächsweise abgefasset. Es sind allezeit nur einzelne Materien, oder besondere Streitfragen zum Grunde ihrer Gespräche geleget. Und also bleibt wohl diese Lehrart allezeit unvollkommener, als der systematische Vortrag der Wissenschaften; der heute zu Tage unter den Gelehrten so gebräuchlich ist.

Nichts destoweniger dünket mich doch, daß man nicht Ursache habe, aus Stolz wegen unsrer erlangten Vollkommenheit, die Art durch Gespräche zu schreiben, ganz hintan zu setzen: und zwar aus folgenden Ursachen.

Die systematische Lehrart, so ganze Wissenschaften in ihrem völligen Zusammenhange vorträgt, schicket sich nur für Leute, die einen durchdringenden Verstand, und viel Geduld zum Nachsinnen haben. Diese Gattung von Menschen aber ist nicht gar zu zahlreich. Selbst unter den Studirenden sind nicht die meisten mit Gemüthskräften von solcher Beschaffenheit versehen. Wie klein ist die Anzahl dererjenigen, die eine Reihe von zehn oder zwölf zusammenhangenden Schlüssen überdenken, und die Verknüpfung so vieler Wahrheiten einsehen können? Der allergrößte Theil der Studierenden, studieret mit dem Gedächtnisse, und lernet dasjenige auswendig, was ihm seine Lehrer vorsagen: oder was er in den Büchern findet, die man ihm zuerst in die Hände giebt. Für solche Leute nun wäre es sehr gut, wenn sie viel gute Gespräche zu lesen hätten: denn dadurch würden sie allmählich zum Nachdenken angeführet werden. Indem sie die Vernunftschlüsse, Einwürfe und Antworten der redenden Personen vor Augen hätten; so würde sie der lebhafte Vortrag in dieser Schreibart gleichsam nöthigen, recht aufmerksam zu werden, und den Zusammenhang eines Satzes mit seinen Beweisgründen einzusehen.

hen. Wie viel Nutzen dieses der Gelehrsamkeit schaffen würde, kann ein jeder von sich selbst begreifen.

Hernach giebt es ja außer den Gelehrten, noch eine große Menge von Leuten, die auch zuweilen ein Buch lesen: obgleich sie niemals aus dem Studieren ein Handwerk machen wollen. Diese Leute haben gleichfalls die Fähigkeit nicht, gründlich ausgeführte Wissenschaften von Anfang bis zum Ende durchzugehen: und doch wäre es ihnen sehr nützlich, von mancher Wahrheit aus der natürlichen Philosophie und Sittenlehre unterrichtet zu seyn. Denn warum sollen sie eben lauter historische Bücher und Romanen lesen? Warum sollen sie lauter Postillen und Gebethbücher in Händen haben? Man brauchet auch in weltlichen Dingen, in Sachen die von der Haushaltung, von dem Gebrauche der Vernunft, von einem klugen Umgange mit Leuten, von der bürgerlichen Klugheit, von allerley Pflichten des menschlichen Lebens, von der Erkenntniß der Natur, vom Ackerbaue und ganzen Landleben, von Künsten und Handwerkern, von der Kaufmannschaft, u. d. g. zuweilen eine Nachricht. Und von allen diesen Dingen könnten tausend und noch tausend schöne Gespräche geschrieben werden; daraus Unstudierte sehr viel lernen würden.

Es ist ja bey uns Evangelischen das schädliche Vorurtheil längst abgeschaffet, daß man den Pöbel in der Blindheit und Unwissenheit erhalten müsse. Warum erleichtern wir ihm denn nicht den Weg, einiges Erkenntniß zu erlangen? Warum verstecken wir unsre Gelehrsamkeit in unserm oft sehr barbarischen Lateine? Warum schreiben wir nicht in unsrer Muttersprache, wie Griechen und Römer gethan; so, daß auch Unstudierte sich von unsrer Weisheit einen Begriff machen können? Ja, warum tragen wir nützliche Wahrheiten nicht in Gesprächen vor? da doch diese Lehrart wegen ihrer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, überaus geschickt ist, auch den Allereinfältigsten an sich zu locken.

Zwar wenn alle die Bücher, die aus Fragen und Antworten bestehen, Gespräche zu nennen wären: so würden wir eher über einen Ueberfluß, als Mangel derselben zu klagen haben. Haben wir nicht unzähliche Anweisungen zum Christenthume, zur Historie, Geographie, Genealogie, Rechtsgelehrsamkeit, Poesie, Oratorie u. a. m. in dieser Lehrart aufzuweisen? Christian Weise und Johann Hübner, ein paar fleißige Schulmänner, haben diese Art, Künste und Wissenschaften vorzutragen, durch ihre häufigen Schriften sehr in den Schwang gebracht. Ich will derselben ihr gebührendes Lob nicht absprechen: nur dieses will ich behaupten, daß alles das Gute, so sie an sich hat, daher komme; weil sie doch einigermaßen den Gesprächen ähnlich sieht. Ja, je ähnlicher sie denselben wird, desto besser ist sie auch. Dieses geschieht aber, wenn die Antworten nicht gar zu weitläuftig fallen; sondern fast nicht länger sind, als die Fragen selbst. Daraus nun schließe ich, daß Gespräche von dergleichen Dingen noch destomehr Nutzen schaffen würden; wenn sie nach ihrer rechten Art abgefasset wären. Ein einziges deutsches Schulbuch ist mir bekannt, welches wie ein Gespräch aussieht, nämlich Sanders historisches Erkenntniß des Christenthums. Ich weis auch, daß es von jungen und einfältigen Leuten mit Lust und Begierde gelesen worden. Es würde aber sonder Zweifel noch lieber gelesen werden, wenn nicht zuweilen die eine Person etliche Blätter, ja ganze Bogen allein predigte: welches den Leser nothwendig bald überdrüßig machen muß.

Sonst haben wir im deutschen die Monathlichen Unterredungen, welche theils Christian Thomasen, theils auch Tenzeln für ihre Urheber erkennen. Wir haben ferner Gespräche im Reiche der Weltweisen: die Herr Tilesius vor etlichen Jahren in Halle heraus gegeben, und die gewiß nicht zu verachten sind. Wir haben endlich die beruffenen Gespräche im Reiche der Todten die eine Nachahmung der lucianischen Todtengespräche seyn sollen; und

außer

außer diesen noch so viel historisch-politische Staats-Assembleen der curieusen Eva, Gespräche im Vorhofe des Reichs der Todten u. s. w. Ich schreibe keine Kritik über alle diese Sachen: folglich bin ich nicht verbunden, meine Gedanken von den Tugenden und Fehlern derselben zu entdecken.

Soviel ist indessen gewiß, daß die ersten drey Scribenten das innere Wesen eines guten Gespräches wohl verstanden, und den Character der redenden Personen wohl in acht genommen. Ob dieses auch von dem vierten gelte, hat ein gelehrter Mann in seiner abgenöthigten Kritik der sogenannten Gespräche im Reiche der Todten überaus gründlich erörtert: welche also von Liebhabern nachgesehen werden kann. Im Französischen ist seit etlichen Jahren, ein sehr nützliches Buch in etlichen Bänden ans Licht getreten, welches gesprächsweise geschrieben ist. Es ist das so berühmte Spectacle de la Nature, welches den gelehrten Abt Plüsche, zum Verfasser hat. Ich muß es gestehen, daß dieses eins der trefflichsten Bücher ist, die Frankreich in diesem Jahrhunderte hervorgebracht hat; indem es die wichtigsten Wahrheiten, die in allen Ständen nützlich seyn können, auf die anmuthigste Art, das ist, in lehrreichen Gesprächen vorträgt. Man hat itzt auch eine deutsche Uebersetzung davon im Drucke.

Um aber meine Leser selbst in den Stand zu setzen, von diesen und andern Gesprächen richtig zu urtheilen: will ich nur kürzlich die vornehmsten Regeln anmerken, die man in Verfertigung guter Gespräche, nach Anleitung der gesunden Vernunft, beobachten muß.



Dritte

Dritte Abtheilung.

Wie man gute Gespräche schreiben soll?

Ein geschriebenes Gespräch soll meines Erachtens, nach dem obigen eine Abbildung einer Unterredung seyn, die zwischen etlichen Personen entweder wirklich gehalten worden; oder doch zum wenigsten hätte können gehalten werden. Es ist also selbiges sowohl ein Gemäld, als eine Nachahmung der Natur, zu nennen. Die Vollkommenheit einer Schilderey, wird uns also auch auf die Vollkommenheit eines Gespräches führen.

Ein Bild ist alsdann vollkommen, wenn es dem Vorbilde so ähnlich ist, als man es wünschen kann. Diese Aehnlichkeit ist im Abschildern unumgänglich nöthig, und niemand wird mir darinnen zuwider seyn: so lange der Maler etwas wirkliches aus der Natur, einen Menschen, ein Thier, einen Baum, eine Blume vor sich hat, welches er abschildern will. Aber wie hälts um die Spiele der Einbildungskraft? Ein Maler schildert zuweilen aus seinem eigenen Kopfe, einen Pallast, Garten oder Wald, den er niemals gesehen hat. Er malet eine Landschaft, Historie, oder Stadt; ohne ein Muster vor Augen zu haben. Er bildet eine vollkommene Schönheit ab, dergleichen vieleicht nirgends in der Welt zu finden ist. Wo ist hier die Aehnlichkeit der Abbildung mit dem Originale? Diese Schwierigkeit ist leicht zu heben.

Einmal ist es gewiß, daß die Einbildungskraft eines Malers nichts hervorbringen wird, als was er schon sonst, zum wenigsten stückweise, durch die Sinnen empfunden hat. Sie thut also nichts, als zusammensetzen. Ein Centaur ist eine solche Hirngeburt. Die ganze Natur hat kein

kein Original davon aufzuweisen: aber ein Maler, der sie entwirft, hat zum wenigsten die Theile dieses Ungeheuers absonderlich gesehen. Er verbindet also nur den Rumpf eines Pferdes mit einem halben menschlichen Körper, den er ihm auf die Stelle malet, wo sonst der Hals und Kopf hätte stehen sollen. Dergestalt ist auch ein solches Spiel der Phantasie einiger Aehnlichkeit fähig. Ein jeder Theil, daraus es besteht, kann der Natur nachahmen. Der Körper des Pferdes an dem Centaur, muß einem Pferde ohne Kopf, und der menschliche Körper muß einem Menschen ohne Beine ähnlich seyn. Ist das richtig; so hat man an dem Maler nichts auszusetzen: wenn es nur sein Vorhaben gewesen, einen Centaur, und sonst nichts anders zu malen.

Allein sehen wir hier nicht, daß in der Art der Zusammensetzung tausend Fehler begangen werden können? Wenn ein Maler auf einen Tannenbaum Granatäpfel, und auf einen Rosenstock Tulpen malen wollte: würde der den Ruhm eines gescheiden Künstlers verdienen? Wer auf einen Riesenkörper das Haupt eines Kindes, und auf ein Bauerhaus den prächtigsten Glockenthurm schildern wollte: wie könnte der unsern Beyfall verdienen? Wir sehen gar nicht, wie sich diese Dinge zusammen reimen: würde es heißen. Die Vernunft selbst lehret uns also, daß in der Zusammensetzung verschiedener Theile, daraus ein Ganzes entstehen soll, gewisse Regeln der Wahrscheinlichkeit und Verhältniß zu beobachten sind. Was ist aber wahrscheinlich, und was stimmet miteinander überein? Nichts anders, als dasjenige, was die Natur hervorbringet, und der Verstand zusammen ordnet. Hier urtheile man, ob ein Blumenstraus, oder eine Fruchtschüssel vernünftig geschildert worden, wenn sie Blumen und Früchte zugleich darstellen, die von der Natur niemals zugleich hervorgebracht werden: z. E. Hiacynthen und Nelken, Rosen und Sonnenblumen; Kirschen und Pfirschen, oder Erdbeeren und Weintrauben. Hier ist offenbar die Verbindung unrich-

tig: denn was man niemals beysammen sehen kann, das soll man auch nicht beysammen malen. So müssen denn auch die Phantasien der Maler die Aehnlichkeit zum Grunde haben, wenn sie schön oder vollkommen seyn sollen.

Was thut indessen dieses alles zu meinem Vorhaben? Sehr viel. Ich habe die Hauptquelle entdecket, woraus alle besondre Regeln der Gespräche fließen müssen. **Ein Gespräch muß entweder einer wahrhaftig gehaltenen Unterredung ähnlich seyn: oder, dafern es erdichtet worden; so muß es doch die Wahrscheinlichkeit zum Grunde haben.** Wenn Leute insgemein miteinander sprechen: so redet ein jeder nach seinem Character. Das ist, er wird nichts sagen, als was seinem Stande, seiner Lebensart, seinen Meynungen und Gewohnheiten gemäß ist. Kein König, wird wie ein Unterthan, kein Knecht wie ein Herr, kein Soldat wie ein Gelehrter, kein Frauenzimmer wie eine Mannsperson reden: es wäre denn in einer Verkleidung, oder Verstellung. Daher fließt nun die erste besondre Regel:

Ein gutes Gespräch muß jede Person ihrem Character gemäß aufführen.

Schon Horaz hat vorzeiten dieselbe, zwar eigentlich den theatralischen Poeten, zugleich aber auch allen Gesprächschreibern vorgeschrieben. In seiner Dichtkunst sagt er:

Entwirfst du die Person, wie sichs für sie nicht schickt;
So lacht ganz Rom dich aus, so bald es sie erblickt.
Drum unterscheide wohl Stand, Alter und Geschlechte,
Ganz anders spricht ein Herr; ganz anders reden Knechte.
Es ist nicht einerley, was ein verlebter Mann,
Und was ein Jüngling spricht. Dieß Wort steht Ammen an;
Matronen aber nicht. Kein Kaufmann spricht wie Bauren;
Kein Kolcher redet so, als ob ihn Babels Mauren
Ans Licht der Welt gebracht. Kein Mann, den Argos kennt,
Spricht jenem andern gleich, den Theben Bürger nennt.

Drum wähle deinen Held aus wirklichen Geschichten,
Wo nicht; so mußt du doch nichts ungereimtes dichten.
Führst du, wie dort Homer den Sohn Atridens ein;
So muß er zornig, hart, und unerbittlich seyn;
Er trete Recht, Gesetz und Billigkeit mit Füssen,
Und wolle sonst von nichts, als Macht und Waffen wissen.
Medeen schildre frech; Ixion komme mir
Ganz treulos und verstockt; und Ino kläglich für.
Wenn Jo flüchtig irrt; so muß Orestes klagen:
Ja willst du dich einmal an ganz was neues wagen;
So richte die Person nicht widersinnig ein,
Und laß sie mit sich selbst in allem einig seyn.

Dieser herrlichen Vorschrift nun, sind die alten Komödien- und Tragödienschreiber aufs genaueste gefolget: und eben deswegen sind ihre Schriften so beliebt. Sie entferneten sich niemals von der Natur: denn alle Personen, die sie redend einführeten, redeten so, wie sichs für sie schickte. So gar in Heldengedichten behielt diese Regel ihre Gültigkeit. Unser Herr von Kanitz hat den Virgil deswegen, in seinem Gedichte von der Poesie, als einen Meister gepriesen:

Wir lesen ja mit Lust Aeneens Ebentheuer:
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer:
So hat es sein Virgil so künstlich vorgestellt;
Daß mich, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Dido dort von Lieb und Undank sprechen;
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur:
Sie ist ihm viel zu schlecht, er suchet fremde Spur;
Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

Ein jeder sieht wohl, zum wenigsten nach Veranlassung dieser Verse, daß die größte Kunst in rechter Ausdrückung der Gemüthsbewegungen bestehe. Eben deswegen lobt ja Kanitz die Reden, so Virgil der Dido in den

Mund leget: und es ist gewiß, daß dieselben lauter Meisterstücke eines wohlausgedrückten Affeckts heißen können. Wer lieber was Deutsches liest, als was Lateinisches, darf nur in Amthors Gedichten die Uebersetzung derselben nachschlagen, so wird er davon überzeuget werden. Auch davon hat uns Horaz, kurz vor der oberwähnten Stelle, eine gute Erinnerung gegeben:

Laß deine Schrift nicht bloß in Worten zierlich seyn:
Ein wohlgerathner Vers nimmt auch die Herzen ein,
Und muß des Lesers Geist bezaubern und gewinnen.
Man lacht mit Lachenden, man läßt auch Thränen rinnen,
Wenn andre traurig sind. Drum wenn ich weinen soll;
So zeige du mir selbst dein Auge thränenvoll:
Alsdann, o Telephus! wird mich dein Unglück rühren.
Allein ist an dir selbst kein wahrer Schmerz zu spüren;
So schläft man drüber ein, und du wirst ausgelacht.
Ein trübes Angesicht, das kläglich Worte macht,
Ist der Natur gemäß. Ein Zorniger muß dräuen,
Ein Scherzender spricht frey, ein Froher wird sich freuen.
Denn ist das Innerste der Seelen recht bewegt,
Von Zorn, von Eifersucht, von Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäuft, von Gram und Furcht zerschlagen:
Alsdann wird auch der Mund schon Centnerworte sagen.

Doch ich komme gar zu tief in die Poeten. Die andre Regel der Gespräche kann diese seyn;

Man lasse nicht eine Person ganz allein reden, die andre aber still schweigen.

Dieses ist der Natur gar nicht gemäß; und fließt aus der allgemeinen Quelle, daß ein Gespräch der Natur ähnlich seyn müsse. Wenn ein paar Personen mit einander sprechen; so wird ja die eine nicht ganze Stunden nacheinander predigen: die andre wird auch was dazu sagen, und zum wenigsten dann und wann, mit einer Frage, oder sonst einem Einfalle, die Rede des andern unterbrechen.

So

So gar in historischen Erzählungen, die von einer Person des Gespräches zuweilen geschehen können, muß dieses statt finden. Es klingt sehr wunderlich, wenn der eine den andern gleich im Anfange des Gespräches fraget: Wer er sey? dieser aber anfängt: Ich heiße N. N. und bin im Jahre 4640 nach Erschaffung der Welt, ans Licht der Welt gebohren. Mein Vater hieß so, und meine Mutter so, u. s. w. und dieses so vier bis fünf Bogen lang nacheinander fortsetzet, bis sein ganzer Lebenslauf mit dem darauf erfolgten Tode, und allen Begräbniß-Ceremonien endlich ein Ende hat. Ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die andre Person, in währender Zeit eingeschlafen sey, und diesen Schwätzer indessen habe ausreden lassen? Solche Lebensläufe schicken sich sehr wohl nach geendigten Leichenpredigten abzulesen, wo die Zuhörer hübsch stille seyn müssen; nicht aber in Gesprächen, wo die andre Person das Recht und die Freyheit hat, auch ein Wort dazu zu sagen. Eben dieser Fehler kömmt in dem ehrlichen Schweden vor, den man uns neulich deutsch geliefert hat.

Man hat diesen Fehler sogar dem großen Poeten Virgil vorgeworfen: weil er den Aeneas im ganzen andern und driten Buche seiner Aeneis, ganz allein reden lassen; und die verliebte Dido gezwungen, diese lange Erzählung vom trojanischen Kriege, und seiner unglücklichen Reise anzuhören, ohne ein einziges Wort dazu zu sagen. Ohne Zweifel, saget ein gewisser Kriticus, wird sie unter diesen weitläuftigen Geschichten fein fleißig gegähnet haben. Da nun dieses Versehen an dem Fürsten der lateinischen Dichter, nicht einmal übersehen worden; was wird man denn von unsern heutigen Romanschreibern für ein Urtheil fällen, welche von jenem großen Scribenten nichts sorgfältiger, als diesen Fehler nachahmen? Ja, da Virgil seinen Helden nur den sechsten Theil seines Buches allein reden lassen; was wird denn von denen zu halten seyn, deren Personen bisweilen den dritten, oder doch gewiß den

den vierten Theil des Buches, ohne einmal Athem zu holen, fortschwatzen müssen?

Im Absehen auf die Schreibart in Gesprächen, giebt uns die Natur noch die dritte Regel an die Hand, nämlich:

Alle Redensarten und Ausdrücke eines Gespräches müssen natürlich, gewöhnlich und ungekünstelt seyn.

Wenn es scheint, daß die redenden Personen auf ihren Vortrag studieret haben müßten: so glaubet der Leser nicht mehr, daß er eine Unterredung liest, darinnen man gewohnet ist, Dinge zu vernehmen, die den Redenden natürlicher Weise einfallen können. Folglich ist die hochtrabende, schwülstige und gekünstelte Schreibart aus Gesprächen ganz verbannet: es wäre denn, daß sie, den Character einer gewissen Person auszudrücken, nöthig wäre. Ein solch Exempel giebt von den unsrigen, **Andreas Gryphius**, wenn er seine Praler, den **Daradiridatumtarides**, Windbrecher von Tausendmord, den **Horribilicribrifax** von Donnerkeil, nebst dem **Sempronius** von Wetterleuchten und Semperheim, in einem Scherzspiele, mit lauter übersteigenden und seltsamen Ausdrückungen groß thun läßt. Der natürliche Ausdruck ist den Unterredungen so eigen, daß auch der gelehrte Kaiser **Marcus Aurelius Antoninus** im VI. Capitel des ersten Buches seiner Betrachtungen, den **Diognetus** rühmet: weil derselbe unter andern auch verursachet, **daß er sich von Jugend auf gewöhnet, Unterredungen zu schreiben;** bey welcher Stelle der deutsche Uebersetzer dieses Buches, Hr. Hoffmann, die gründliche Anmerkung machet: daß **dergleichen Uebung die Jugend von der gezwungenen, zu einer natürlichen und leichten Schreibart leite.**

Doch darf sich hier niemand einbilden, als ob deswegen in Gesprächen die allerniederträchtigsten Redensarten,

zu lauter Zierrathen würden; und als wenn man sich gar nicht der geringsten Richtigkeit der Ausdrückungen zu befleißigen hätte. Pöbelhafte Leute reden zwar auch pöbelhaft, und wer dergleichen Personen in Gesprächen aufführet, der muß sie freylich nach ihrer Art, das ist schlecht und einfältig sprechen lassen. Der obengedachte Andreas Gryphius und Christian Weise, haben in ihren deutschen Komödien dieses sehr glücklich ins Werk zu richten gewußt: ob wohl sonst die theatralischen Sachen des letztern nicht regelmäßig ausgearbeitet sind. Allein Leute von besserer Gattung, enthalten sich in ihren Unterredungen alles dessen, was dem Wohlstande und der eingeführten Artigkeit der Sitten zu wider läuft. Sie reden auch nach Gelegenheit zierlich, und bedienen sich solcher Ausdrückungen, die nichts verwerfliches oder unanständiges an sich haben. Dieses muß man in schriftlichen Gesprächen auch beobachten. Die Schreibart muß nach dem Gebrauche geschickter Leute eingerichtet seyn: ja wenn auch die Mundart derselben noch fehlerhaft seyn sollte: so muß der Scribent sie davon saubern. Wie ein Maler nicht verbunden ist, alle Sommersprossen, kleine Narben, und Flecken des Antlitzes, davon man ein Bild verlanget, abzuschildern: so ist auch der Verfasser eines Gespräches eben nicht verbunden, alle kleine Fehler einer Unterredung auf das genaueste nachzuahmen; es wäre denn, daß er etwa die redenden Personen dadurch lächerlich machen wollte.

Ein gleiches ist von der Reinigkeit der Sprache zu beobachten. Die verderbte Gewohnheit fast aller Völker hat es eingeführet, daß man im gemeinen Leben viele Wörter aus fremden Sprachen einmischet. Die neuern Römer meynten, es klänge recht schön, wenn sie was griechisches in ihr Latein mengeten. Juvenal spottet über das römische Frauenzimmer, die in ihre Liebkosungen das ζωη και ψυχη einmengeten. Die Franzosen des vorigen Jahrhunderts mischeten gern italiänische, und zuweilen

wohl spanische Brocken in ihre Sprache. Die Pohlen, wenn sie studieret haben, lassen sich gern mit dem Lateine hören. Wir Deutschen aber sind hierinnen allen andern Nationen überlegen: weil wir latein, griechisch, italiänisch, französisch, und wer weis was noch mehr für Sprachen durcheinander reden; wenn wir gleich keine einzige davon recht verstehen. Da fraget sichs nun, ob jemand, der ein Gespräch schreibt, verbunden sey, sich dieser eingerissenen Gewohnheit zu bequemen?

Ich antworte, nein. Mein Beweisgrund fließt aus dem vorigen. Diese unnöthige Vermischung der Sprachen ist ein Uebelstand und Fehler unsrer täglichen Gespräche, und zeiget die Armuth der Redenden in ihrer Muttersprache, oder doch eine üble Gewohnheit an: folglich darf ein Scribent dieselbe nicht nachahmen; wofern er nicht im Sinne hat, diese böse Gewohnheit, als etwas ungereimtes vorzustellen. Diese Absicht hatte der oft angezogene Gryphius, in seinem Horribilicribrifax, der allezeit halb italiänisch, halb deutsch fluchet; da hergegen Daradiridatumtarides halb französisch, und Sempronius halb griechisch und lateinisch plaudert. Ich kann nicht unterlassen, eine Stelle aus des andern Vaters unsrer Muttersprache und Poesie, Martin Opitzens, deutscher Poeterey, und deren VItem Capitel davon anzuführen: weil dieses Büchlein wenigen mehr bekannt ist.

So steht es auch zum heftigsten unsauber, schreibt dieser sprachverständige und gelehrte Mann, wenn allerley lateinische, französische, spanische und wälsche Wörter in den Text unsrer Rede geflicket werden: als wenn ich sagen wollte:

Nehmt an die Courtoisie und die Devotion,
Die euch ein Chevalier, ma Donna thut erzeigen:
Ein Handvoll von favor petirt er nur zu Lohn;
Und bleibet euer Knecht und Serviteur ganz eigen.

Wie

Wie seltsam dieses nun klingt, fährt er fort, so ist nichts destoweniger die Thorheit innerhalb kurzen Jahren so eingerissen: daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländische Wörter, die er zum öftern nicht versteht, erwischet hat, bey aller Gelegenheit sich bemüht, dieselben heraus zu werfen: da doch die Lateiner einen solchen Abscheu vor dergleichen getragen, daß in ihren Versen auch fast kein griechisch Wort gefunden wird, das zwar ganz Griechisch ist. Denn Juvenal setzt in einem Orte ζωὴ καὶ ψυχὴ, eben diejenigen auszulachen die sich in ihren Buhlereyen mit griechischen Wörtern behalfen. = = = Was aber Nomina propria, oder die eigentlichen Namen der Götter, Männer und Weiber und dergleichen betrifft; dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Casus nicht in acht nehmen: sondern sollen sie, so viel als möglich ist, auf unsre Endung bringen. u. s. w. Bisher Opitz.

Die vierte und letzte Regel der Gespräche kann diese seyn:

In einem jeden Gespräche muß von einer gewissen Materie gehandelt werden.

Vieleicht wird dieses manchem wider die Natur eines Gespräches zu streiten scheinen. Man führet ja in den gewöhnlichen Unterredungen der Menschen keine Hauptsätze aus; sondern ein jeder saget, was ihm einfällt. Es ist auch wahr, daß Gespräche keiner gar zu künstlichen logischen oder rhetorischen Disposition oder Einrichtung unterworfen sind: und wer sie auf diese Art abfassen wollte, der würde wider die Hauptregeln der Gespräche handeln. Allein dessen ungeachtet, muß doch in einer geschriebenen Unterredung, alles was darinnen vorkömmt, zu einem gewissen allgemeinen Zwecke abzielen. Es geht hier eben so

wie in Schauspielen. So vielerley Vorstellungen auch darinnen vorkommen, so hat doch der Urheber derselben allezeit eine einzige Hauptabsicht vor Augen, worauf sich alles übrige beziehen muß: und ein jeder Auftritt, welcher ein Theil des ganzen Schauspieles ist, muß gleichfalls seinen besondern Zweck und Inhalt haben; ja es muß nichts vergeblich und umsonst darinnen vorkommen.

Die Natur selber lehret uns dieses. Vernünftige Leute reden niemals ohne ein gewisses Vorhaben mit einander. Sie wollen etwas durch ihre Gespräche ausmachen: und alles was sie vortragen, schicket sich einigermaßen dazu. Dergleichen Gespräche nun muß man auch schriftlich abfassen. Es werden freylich wohl von schwatzhaften Personen Unterredungen gehalten, die bisweilen etliche Stunden dauren; davon sie aber selbst am Ende den Inhalt nicht wissen. Das heißt, wie Fontenelle schreibt: **Reden heißt, die meiste Zeit nicht wissen, was man saget.** Allein wer sieht nicht, daß dergleichen Unterredungen nicht so wohl ein Gespräch, als vielmehr eine Menge von Gesprächen zu nennen sind: weil eine jede neue Materie, die darinnen vorkömmt, ein neues Gespräch veranlasset; die untereinander gemeiniglich durch das schöne Förmelchen, A propos! verknüpfet zu werden pflegen. Es ist uns aber an Beschreibung solcher Geschwätze gar nichts gelegen. Ein kluger Mann wird nichts vergebliches unternehmen. Wozu würde es doch dienen, das Geplauder etlicher Weiber, die von dem hundertsten aufs tausendste verfallen, und wenn sie zum Ende sind, wieder von forne anfangen, schriftlich zu entwerfen? Auch wer ein Gespräch schreibt, muß eine Absicht haben, warum ers thut; und Ursache geben können, warum er seine Personen vielmehr von dieser, als von jener Materie reden läßt? Vieleicht würde auch Plautus und sein neuer Nachahmer Hollberg nicht allezeit antworten können, wenn wir ihn über manchen Auftritt seiner Komödien befragen sollten.

Lucian

Lucian scheint unter den Alten diese Regel nicht allezeit vor Augen gehabt zu haben. Denn mich dünket, man findet unter seinen Gesprächen der Todten und Götter, etliche, die ohne eine rechte Hauptabsicht geschrieben sind. Z. E. das folgende:

Mercur und Charon.

Mercur. Wenn du willst, so laß uns mit einander rechnen, und sehen, wieviel du mir schuldig bist; damit wir uns nicht wieder zanken dörfen.

Charon. Meinetwegen, Mercur: denn es ist besser, daß wir eins werden.

Mercur. Einen Anker brachte ich dir, auf dein Begehren, für fünf Drachmen.

Charon. Das ist theuer!

Mercur. So wahr als Pluto lebet! er kostet fünf Drachmen: und der Riemen, das Ruder anzubinden, zwey Obolen.

Charon. So setze dann, fünf Drachmen und zwey Obolen.

Mercur. Noch habe ich für die Nadel, das Segel zu flicken, fünf Obolen ausgeleget.

Charon. Setze die auch hin.

Mercur. Noch für Pech, die Ritze am Schiffe zuzukleben, auch für Nägel und für das Seilchen, davon du den Segelstrick gemacht hast; daß alles zusammen kostet zwo Drachmen.

Charon. Ganz gut: das hast du sehr wohlfeil bekommen.

Mercur. Das ist nun alles: wo ich nicht im rechnen noch was vergessen habe. Wenn willst du mirs wieder geben?

Charon. Itzo kann es nicht seyn, Mercur. Wann aber entweder die Pest, oder der Krieg viele zu uns herab

schicken wird; dann wird schon was zu verdienen seyn: zumal wenn ich die Ueberfahrenden mit Fleiß unrecht zählen werde.

Mercur. So will ich mich denn hersetzen, und bethen, daß sich das ärgste zutragen möge: damit ich nur meinen Vortheil davon ziehen könne.

Charon. Es ist nicht anders möglich, Mercur. Du siehst wohl, daß itzo wenig Todte zu uns herab kommen. Es ist Frieden.

Mercur. Es ist auch besser, daß es so bleibe: wenn gleich die Zahlung meiner Schuld noch länger ausgesetzet bleiben sollte. Aber Charon, weist du wohl, wie stark und vollblütig und mehrentheils verwundet, die Alten zu uns zu kommen pflegten? Itzo hingegen, kömmt entweder einer, der von seinem Sohne oder Weibe mit Gift hingerichtet worden; oder ein anderer, dem Bauch und Beine von lauter Schwälgerey geschwollen sind. Alle sehen blaß und furchtsam aus; ganz anders, als jene. Viele kommen auch des Geldes halber zu uns; in dem sie sich, wie es scheint, einander nachgestellet haben.

Charon. Nach dem Gelde aber muß man ja streben.

Mercur. Nun, so werde ich denn auch nicht unrecht thun, wenn ich dasjenige scharf von dir einfodere, was du mir schuldig bist.

Nun sage mir jemand, was Lucian mit diesem ganzen Gespräche sagen wollen? Welches ist die Hauptabsicht gewesen, warum er den Charon und Mercur zusammen gepaaret? und warum hat er sie eben dieses, und nichts anders reden lassen? Hat er etwa die Schuldfoderungen verwerfen wollen? diese sind ja billig. Hat er irgend die Rechnungen von allerley Kleinigkeiten zu verspotten gesuchet, wie es leicht das Ansehen haben könnte? Dieses aber erlaubet der Schluß des Gespräches nicht, zu glauben. Will er endlich die schändlichen Todesarten seiner Zeiten

als

als etwas schimpfliches vorstellen? Dieses ist ja nur ein Nebenwerk in seinem Gespräche. Was will er denn? Das beste was man vieleicht sagen könnte, wäre dieses: daß er willens gewesen, die Art der Geizigen und bösen Schuldner, unter dem Bilde Charons abzuschildern. Allein auch dieses will nicht angehen. Denn warum gestehet Charon einmal, daß Mercur etwas in wohlfeilem Preise bekommen? Pflegen Geizhälse das jemals zu thun? Oder warum saget Charon zuletzt etwas, welches augenscheinlich wider sich selbst läuft? Gewiß, böse Schuldner pflegen sich davor wohl zu hüten.

Aber warum hatte er auch den Charon als einen Geizigen vorgestellet, von welchem Mercur seine Schuld nicht einziehen kann; und dem es so für genossen ausgeht? Werden nicht die Lasterhaften daraus einen neuen Vorwand nehmen, und sich auf Charons Exempel berufen? Doch, bey den Heyden waren alle Laster an Gottheiten zu finden: und wenn man es recht ansieht, so ist dieses die Absicht Lucians auch nicht gewesen. Der letzte Schluß endlich, saget, oder scheint zum wenigsten den Hauptsatz des Gespräches zu sagen. Allein was ist das für ein Satz: **Man thue nicht unrecht, wenn man seine Schulden einfodert:** Wer hat doch daran jemals gezweifelt? oder wer würde dem Mercur dieses übel genommen haben? Diese gemeine Wahrheit und Lebensregel, die überall ausgeübet wird, zu erweisen, hätte man ja kein Gespräch schreiben dörfen. Kurz, ich weis gar nicht, was ich aus diesem und einigen andern Gesprächen Lucians machen soll. Indessen will ich ihn nicht nur tadeln, sondern auch loben. Z. E. folgendes Gespräch hat alle gute Eigenschaften.

Crösus, Pluto, Menippus, Midas. Sardanapalus.

Crös. Ach Pluto! wir können es nicht länger leiden, daß dieser hündische Menippus neben uns wohnet: darum ver-

setze ihn entweder anders wohin, oder wir wollen von hier wegziehen.

Pluto. Was thut er euch denn Uebels? Er ist ja eben so wohl gestorben, als ihr.

Crös. Wenn wir uns dessen erinnern, was wir in der Welt gehabt haben; Midas seines Geldes, Sardanapal seiner Wollüste, und ich meiner Schätze, und dabey weinen und seufzen: so lachet er uns aus, und schmähet uns, als Sclaven und Taugenichte. Bisweilen fängt er an zu singen, um uns im Weinen zu stören; und so ist er uns überaus beschwerlich.

Pluto. Was höre ich, Menippus?

Men. Es ist alles wahr, Pluto. Denn ich bin ihnen gram, weil sie so faul und boshaft sind. Es ist nicht genug, daß sie übel gelebet haben; auch im Tode gedenken sie noch an die Welt, und verlangen nach menschlichen Dingen. Darum ist es meine Lust, wenn ich sie betrüben kann.

Pluto. Ey! das schicket sich nicht. Sie betrauren gleichwohl den Verlust keiner schlechten Dinge.

Men. Bist du auch unsinnig, Pluto, daß du ihre Seufzer noch gut heißen willst?

Pluto. Keineswegen, aber ihr sollet euch nicht zanken.

Men. Nun ihr lydischen, phrygischen und assyrischen Erzbösewichter! glaubet nur, daß ich nicht aufhören werde. Ihr möget hingehen wohin ihr wollet: ich werde euch allezeit nachfolgen, euch Verdruß erwecken, singen, und euch auslachen.

Crös. Sind das nicht Beschimpfungen?

Men. Mitnichten: aber das waren Beschimpfungen, was ihr thatet, da ihr euch wolltet anbethen lassen, mit freyen Leuten stolz und trotzig verfuhret, und niemals an den Tod gedachtet. Nun könnt ihr weinen, da ihr des allen beraubet seyd.

Cröſ. Ja, ihr Götter! ſo vieler und groſſer Güter!

Mid. Was habe ich nicht für Geld gehabt?

Sard. Was hatte ich nicht für einen wollüſtigen Pracht!

Men. Das iſt recht! ſo müßt ihrs machen: trauet nur mir, ich werde euch allezeit das Sprüchwort zurufen: Reuch in deinen eigenen Buſen. Denn das muß man auf ſolche Seufzer zur Antwort geben.

Da ich nun ſchlüßlich auf die Geſpräche des Herrn Fontenelle komme: ſo werde ich davon nicht viel Rühmens machen. Es ſind wohl ſchwerlich in den neuern Zeiten ſinnreichere Unterredungen ans Licht geſtellet, als eben dieſe. Meine Leſer werden es auch ſelber leicht ſehen, wie ſchön er, wenigſtens in den Geſprächen, von mehr als einer Welt, alle Regeln guter Geſpräche zu beobachten gewußt. Die Todtengeſpräche betreffend, ſo will ich die Sittenlehre, die in etlichen derſelben vorkömmt, eben ſo wenig, als alle Gedanken und Vernunftſchlüſſe billigen. Jene iſt viel zu ſchlüpfricht, und dieſe ſind oftmals gar zu ſeicht, als daß ſie ſich rechtfertigen ließen. Was indeſſen bey aller ihrer übrigen Vollkommenheit, doch noch für Fehler mit untergelaufen, das hat er ſelbſt, in dem angehängten Urtheile Plutons über dieſelben, auf eine ſcharfſinnige und angenehme Art entdecket. Es iſt ein ſeltſames Exempel, daß ein Scribent die Fehler ſeines eigenen Buches, der Welt vor Augen leget. Allein da es in der That Fehler ſind, die Herr Fontenelle begangen hatte: ſo haben wir mehr Urſache dem Herrn Verfaſſer dafür verbunden zu ſeyn; als uns über ihn deswegen zu beklagen. Hätte er nämlich dieſelben nicht begangen: ſo hätten wir auch die ſinnreiche Beurtheilung derſelben nicht zu leſen bekommen; welche den dritten Theil dieſes Buches ausmachet, und faſt noch anmuthigere Sachen in ſich begreift, als das vorhergehende.

Was meine Uebersetzung selbst anlanget, so habe ich mich verbunden gesehen, damit zum Vorscheine zu kommen; da die vor einem Jahre herausgegebenen Gespräche, von mehr als einer Welt, so wohl aufgenommen worden, daß bereits die ganze Auflage abgegangen. Ja noch neulich hat ein berühmter Poet unsers Vaterlandes dieses, zur Verherrlichung Gottes in seinen Geschöpfen abzielende Werkchen, in dem zweyten Theile seines irrdischen Vergnügens seiner Lobsprüche werth geachtet, und es seinen Lesern angepriesen: wofür man ihm billig verbunden zu seyn Ursache hat.

So ist nun die Bedingung erfüllet worden, unter welcher ich mich anheischig gemachet, mit der Uebersetzung der Werke dieses berühmten Franzosen fortzufahren. Treffe ich es mit diesen Gesprächen der Todten nicht schlechter, als mit dem neulichen; wiewohl Deutschland der Todtengespräche schon fast überdrüßig seyn könnte: so werde ich künftig einen Theil meiner müßigen Stunden auf ein wichtigers Tractätchen unsers Herrn Verfassers, von den Orakeln der Heyden wenden; und auch dasselbe seiner Nutzbarkeit und Annehmlichkeit halber, unsern Landesleuten leserlich machen. Womit ich etwa sonst dem geneigten Leser zu dienen denke, will ich hier nicht melden, und mich lieber, etwas weniges zu thun, als viel zu versprechen, bemühen.



Vorrede des Uebersetzers.

bey der ersten Ausgabe der Gespräche von mehr, als einer Welt, von 1725.

Ein kleines Buch bedarf keiner langen Vorrede; und weil dieses Werkchen ohnedieß schon von seinem Verfasser mit zwoen Einleitungen versehen ist: so würde ich dir, geneigter Leser, um so viel weniger damit beschwerlich fallen, wenn ich nicht wegen dieser neuen Uebersetzung ein paar Worte sagen müßte. Man hat diese Gespräche des Hrn. von Fontenelle schon am Ende des vorigen Jahrhunderts ins Deutsche übersetzet; und hier zu Leipzig in Duodez ans Licht gegeben. In den neuern französischen Auflagen hat der Verfasser, nicht nur, im Absehen auf die Schreibart, an sehr vielen Orten, Aenderungen gemacht; sondern auch die Materien mit vielen hier und dar eingerückten neuen Gedanken bereichert; und vor allen Dingen die Zahlen, so hin und wieder vorkommen, nach den neuesten Rechnungen der Sternseher eingerichtet. Weil nun die erste Uebersetzung so viele Liebhaber gefunden, daß bereits in vielen Jahren kein Stück davon zu haben gewesen: so glaubte ich, daß es schon der Mühe werth seyn würde, dieses so angenehme als nützliche Tractätchen, in seinem itzigen weit vollkommenern Zustande, von neuem in unsre Muttersprache zu bringen.

Wem die Gelehrsamkeit und der aufgeweckte Kopf des Herrn von Fontenelle bekannt ist, dem darf ichs nicht sagen, daß das Original dieser Gespräche eines der schönsten Bücher ist, die in den neuern Zeiten geschrieben worden.

ten. Wie dieser berühmte Mann in seinen Schriften eine gründliche Richtigkeit der Gedanken, eine besondere Lebhaftigkeit des Geistes, und eine vollkommene Schönheit der Schreibart zu verbinden weis: so hat er in diesen Gesprächen gleichsam ein Meisterstück von aller seiner Fähigkeit abgeleget.

Je mehr ich nun das Original erhebe; desto gefährlicher sieht es für meine Uebersetzung aus. Denn wie es kein Zweifel ist, daß dieses Buch Liebhaber genug finden würde, wenn es im Deutschen eben so vollkommen wäre, als es im Französischen ist: also ist es sehr zu besorgen, daß es unter der Feder seines Uebersetzers viele Schönheiten werde verlohren haben. Gesetzt nämlich, daß unsre Muttersprache geschickt wäre, astronomische Sachen mit gleicher Annehmlichkeit; und geistreiche Einfälle mit gleicher Zärtlichkeit auszudrücken, als die französische: so kann ich mir doch gar nicht schmäucheln, daß solches von mir habe geschehen können. Wie leicht könnte es seyn, daß ich den Nachdruck mancher französischen Redensart nicht recht eingesehen hätte? oder, wenn ich denselben ja wahrgenommen; wie leicht wäre es möglich, daß ich meine eigene nicht genugsam in meiner Gewalt gehabt hätte, um alles mit der gehörigen Richtigkeit, Lebhaftigkeit und Schönheit vorzutragen?

Die Figuren, so ich hin und wieder habe eindrucken lassen, werden vieleicht etwas mehr, als bloße Zierrathe des Buches seyn. Es fällt sehr schwer, wenn sich einer, der astronomischer Sachen unkundig ist, die Ordnung der himmlischen Körper, und die verschiedenen Meynungen der Sternseher davon, bloß in Gedanken vorstellen soll. So bald man aber die Laufkreise der Planeten durch wenige Linien auf einem Papiere entwirft, sogleich wird auch bey Unstudierten die ganze Schwierigkeit gehoben. Mit dem Ab- und Zunehmen des Mondes, den Finsternissen, der Gestalt Jupiters mit seinen Trabanten, und des Saturns

turns mit seinem Ringe, ist es nicht anders beschaffen. Eine Beschreibung von etlichen Blättern thut hier so viel nicht, als eine Figur, die kaum eine halbe Seite einnimmt.

Vor allen Dingen sind die Wirbel der Fixsterne, oder Sonnen, dieser Hülfe benöthiget: widrigenfalls sich die meisten entweder ganz unrichtige; oder doch sehr unvollkommene Begriffe davon machen würden. Der Künstler, der diese Figuren geschnitten, hat freylich hier und da ein kleines Versehen begangen. Allein Leuten, die keine große Sternseher werden wollen, können diese Kleinigkeiten nicht hinderlich fallen: die aber die Astronomie studieret haben, wissens ohnedieß schon besser, wie es seyn soll.

Meine Anmerkungen betreffend, so weis ich nicht, ob sie vielen gefallen werden. Eben deswegen bin ich so sparsam damit umgegangen; da sich sonst in einer so reichen Materie, gar leicht doppelt so viel hätten machen lassen. Ich hatte theils in Hugens Kosmotheoros, theils in andern Büchern von dieser Materie, verschiedenes gefunden, welches zur fernern Erläuterung und Bestätigung dessen, was Herr Fontenelle geschrieben, dienlich zu seyn schien: und dieses habe ich so gut und so kurz, als es mir möglich gewesen, mitgetheilet. Ist nun etwas lesenswürdiges darinnen anzutreffen: so verdanke man es denen, aus deren Schriften ich es entlehnet habe. Ist bisweilen etwas schlechtes mit untergelaufen; so ist es meiner geringen Beurtheilungskraft, die in der Wahl gefehlet, beyzumessen. Ist endlich dasjenige, was ich von dem Meinigen hinzugesetzet, nicht so sinnreich, als der Text selbst: wohl! auch das gebe ich zu. Habe ich mich doch noch niemals für einen Fontenelle ausgegeben!

Im übrigen wünsche ich nichts mehr, als daß die Verfasser der Monathschriften Ursache haben mögen, von unsern Landesleuten eben so rühmlich zu urtheilen; als die zu Trevoux, bey Veranlassung dieser Gespräche, von den

Englän-

Engländern geurtheilet haben. Als man nämlich dieselben ins Englische übersetzet hatte, schrieben sie im Monathe September des 1722sten Jahres unter die gelehrten Neuigkeiten: daß des Herrn von Fontenelle Gespräche sehr beliebt wären: nicht nur was den angenehmen Vortrag und die angebrachten Zierrathe anlanget; sondern im Absehen auf das Hauptwerk selbst. Denn alle, die für aufgeweckte Köpfe gehalten seyn wollten, pflichteten seiner Meynung bey. Nach einer so vortheilhaften Nachricht, setzten sie noch hinzu: daß man daraus von dem herrschenden Geschmacke der englischen Nation urtheilen solle. Ich kann zwar nicht sagen, daß meine Uebersetzung so gut gerathen sey, als die englische: doch dünket mich, daß ich nicht Ursache habe, gar zu mistrauisch zu seyn. Die erste deutsche Uebersetzung ist so wohl aufgenommen worden; daß die zweyte, die doch in einigen Stücken gewiß den Vorzug hat, sich gleiches Glück versprechen kann. Hat sich der Geschmack unsrer Landesleute in den nächsten dreyßig Jahren nicht gebessert; so ist es doch zum wenigsten gewiß, daß er sich nicht verschlimmert habe.

Sollte dieser mein Versuch einer Uebersetzung, von Sprachverständigen nicht gänzlich gemisbilliget werden: so werde ich künftig fortfahren, die übrigen Werke des Herrn Fontenelle, nach und nach, in einen deutschen Habit verkleidet, ans Licht zu stellen.

Leipzig,
1725.

Gottsched.

Herrn

Bernhards von Fontenelle

Gespräche,

von

Mehr als einer Welt,

zwischen

einem Frauenzimmer

und

einem Gelehrten.



Vorrede des Verfassers.

Ich befinde mich fast in eben den Umständen, in welchen Cicero sich befand, da er sich unternahm, philosophische Sachen in seine Muttersprache zu bringen, die vorhin nur im Griechischen waren abgehandelt worden. Er berichtet uns, daß man gesprochen habe: seine Bücher würden ohne allen Nutzen seyn. Denn die Liebhaber der Philosophie, die sich schon die Mühe gäben, dieselbe in griechischen Büchern zu suchen, würden sie niemals in lateinischer Sprache anzusehen würdigen; als welche keine Urschriften wären: die aber keinen Geschmack an der Philosophie fänden, würden sie weder im Lateinischen, noch im Griechischen zu lesen verlangen.

Hierauf antwortet er: daß gerade das Widerspiel erfolgen würde. Diejenigen, die nicht Philosophen wären, würden itzo Lust bekommen, es noch inskünftige zu werden; indem ja nichts leichter wäre, als lateinische Bücher zu lesen: diejenigen aber, so durch fleißiges Lesen griechischer Scribenten, schon zu Philosophen geworden, würden begierig seyn, zu sehen; wie doch diese Dinge auf lateinisch wären vorgetragen worden.

Cicero hatte Ursache, dergestalt zu schreiben. Die Vortrefflichkeit seines Naturells, und das große Ansehen, welches er sich schon zuwege gebracht hatte, versicherten ihn: daß diese neue Gattung von Schriften gut würde aufgenom-

nen werden. Was mich aber anbetrifft, so habe ich nicht die geringste Ursache, dergleichen Zuversicht zu hegen; obgleich mein Unternehmen dem seinigen fast gleich kömmt. Ich habe die Philosophie auf eine Art abhandeln wollen, die nicht philosophisch ist. Ich habe mich bemühet, sie in einen Stand zu setzen, da sie weder für die Unstudierten gar zu trocken, noch für die Gelehrten gar zu scherzhaft seyn möchte. Allein wenn man mir fast eben so, wie dem Cicero sagen wollte: daß dergleichen Werk weder für die Gelehrten, noch Ungelehrten wäre; indem jene nichts daraus lernen könnten, diese aber nicht einmal verlangen würden, etwas daraus zu lernen: so werde ich ihnen ganz anders antworten, als Cicero. Indem ich mich bemühet habe, eine Mittelstraße zu treffen, darinnen die Philosophie sich für jedermann schicken möchte: so könnte es leicht seyn, daß ich eine solche gefunden hätte, darinnen sie sich für niemanden schickete. Die Mittelstraßen sind sehr schwer zu halten: und ich zweifele, ob ich mich jemals mehr in diese Gefahr wagen werde.

Denen, die dieses Buch lesen werden, und schon einige Wissenschaft von der Naturlehre haben, muß ich die Nachricht geben, daß ich gar nicht willens gewesen bin, sie zu unterrichten; sondern bloß sie zu belustigen: indem ich ihnen dasjenige, was sie schon weit gründlicher wissen, auf eine angenehmere und lustigere Art vorgetragen. Die andern, denen diese Materien noch neu und unbekannt sind, benachrichtige ich: daß ich mir die Hoffnung gemachet, sie zu gleicher Zeit zu unterweisen und zu vergnügen. Die ersten handeln wider meine Absicht, wenn sie ihren Nutzen; die andern aber, wenn sie nichts, als lauter Ergetzlichkeiten darinnen suchen wollen. Ich will hier nicht weitläuftig sagen: daß ich aus der ganzen Philosophie diejenige Materie erwählet habe, welche am fähigsten ist, die Neugierigkeit zu erwecken. Es scheint, daß wir uns um nichts so sehr bekümmern sollten, als wie die Welt gemachet sey, darinnen wir wohnen; und ob es noch andre dergleichen Welten gebe, die gleichfalls bewohnet seyn? Es mag sich aber darum beunruhi-

unruhigen wer da will. Wer Gedanken zu verschwenden übrig hat, der kann sie in dergleichen Sachen verschwenden: wiewohl nicht ein jeder im Stande ist, diese Verschwendung vorzunehmen.

Ich habe in diesen Gesprächen ein Frauenzimmer vorgestellet, welches man unterweist, und das niemals von diesen Dingen reden gehöret. Ich habe dafür gehalten, daß diese Erdichtung mir dienen würde, das Werk weit angenehmer zu machen, und das schöne Geschlecht, durch das Exempel eines Frauenzimmers, aufzumuntern: welches allezeit in den Schranken einer Person bleibt, die nicht den geringsten Grund in Wissenschaften geleget hat, und doch nichts desto weniger alles versteht, was man ihr saget; auch in ihrem Kopfe so viel Wirbel und Welten ohne alle Verwirrung zu ordnen weis. Warum sollte auch das Frauenzimmer dieser eingebildeten Gräfinn etwas nachgeben? welche doch nur solche Dinge begreift, die so leicht sind, daß es unmöglich ist, dieselben nicht zu begreifen.

Sie ist freylich ein wenig eifrig und begierig dabey: aber was heißt allhier eifrig seyn? Es heißt nicht, durch ein starkes Nachsinnen eine an sich dunkle, oder dunkel vorgetragene Sache ergründen; es heißt nur, nichts lesen, ohne sich das, was man liest, deutlich vorzubilden. Ich verlange von dem Frauenzimmer, zu diesem ganzen philosophischen Werke, nur eben die Aufmerksamkeit, als man zu einem Romane nöthig hat; wenn man der ganzen Verwirrung desselben folgen, und seine ganze Schönheit einsehen will. Es ist wahr, daß die Vorstellungen dieses Buches dem meisten Frauenzimmer so bekannt nicht sind, als die Dinge, so in der Prinzeßinn von Cleve vorkommen; aber sie sind doch nicht dunkeler: und ich bin versichert, daß ihnen nichts unverständlich bleiben wird, wenn sie es nur zweymal durchlesen werden.

Weil ich nicht Sinnes war, ein Lustschloß ohne Grund zu bauen; so habe ich mich lauter wahrer Vernunftschlüsse aus der Naturwissenschaft bedienet; und deren so viele an-

gebracht, als nöthig gewesen. Es trifft sich zu allem Glücke, daß die Abbildungen natürlicher Dinge an sich selbst schon angenehm sind; und daß sie zu eben der Zeit, da sie der Vernunft ein Gnügen thun, der Einbildungskraft eine Vorstellung machen, die ihr so wohl gefällt, als wenn sie ausdrücklich nur ihr zu gefallen erdacht wäre.

So oft ich einige Theile wahrnahm, die nicht gänzlich zu dieser Gattung gehörten, gab ich ihnen fremde Zierrathe. So hat es Virgil in seinen Büchern vom Ackerbaue gemacht: wo er das Hauptwerk, welches sehr trocken ist, durch viele und oft sehr angenehme Ausschweifungen ausgeschmücket. Ovidius selbst hat, in seiner Kunst zu lieben, eben das gethan; ob gleich seine Materie weit ergetzender war, als alles, was er in dieselbe mischen konnte. Vermuthlich hat er geglaubet, daß es verdrüßlich seyn würde, allezeit von einerley Sachen zu reden; und wenn es gleich Liebesregeln seyn sollten. Was mich anlanget, der ich der Ausschweifungen mehr benöthiget war, als er; so habe ich mich doch derselben mit genugsamer Bescheidenheit bedienet.

Ich habe sie durch die natürliche Freyheit der Unterredungen bescheiniget; ich habe sie nur dahin gesetzet, wo ich vermuthete, daß sie angenehm seyn würden; ich habe die meisten im Anfange des Werkes angebracht: weil hier das Gemüth an die Hauptvorstellungen, die ich ihm mache, noch nicht gewöhnet ist. Endlich habe ich sie auch von meiner Materie selbst, oder doch nicht gar zu weit von derselben hergenommen.

Von den Einwohnern der andern Welten habe ich nichts ersinnen wollen, was entweder ganz unmöglich; oder doch ungereimt wäre. Ich habe mir angelegen seyn lassen, alles zu sagen, was man vernünftig davon denken kann: und die Phantasien selbst, so ich hinzugethan, haben einigermaßen Grund. Das Wahre und Falsche ist hier vermischet, aber doch allezeit leicht zu unterscheiden. Ich unternehme mirs nicht, eine so seltsame Zusammenfügung zu rechtfertigen:

gen: dieses ist das Hauptwerk dieses ganzen Buches; und zugleich eben das, davon ich keine Rechenschaft geben kann.

Nichts ist in dieser Vorrede übrig, als daß ich noch mit einer Gattung von Leuten rede: aber diese wird vieleicht am schwersten zu befriedigen seyn. Nicht zwar, weil man ihnen keine gute Gründe entgegen setzen könnte; sondern weil sie die Freyheit haben, sich, wenn sie wollen, an keinen Gründen genügen zu lassen, so gut sie auch immer seyn möchten.

Dieses sind die gewissenhaften Leute, so sich einbilden werden: es sey gefährlich für die Religion, an mehrern Orten, als auf der Erde, Einwohner zu glauben. Ich verehre auch die übermäßige Zärtlichkeit in Religionssachen, und würde Bedenken tragen, sie auch durch dieses Werk zu verletzen, wenn sie mir zuwider wäre. Dieses wird vieleicht manchen Wunder nehmen: allein sie denken nicht einmal an ein Weltgebäud, worinnen ich eine unendliche Zahl von Weltkugeln mit Einwohnern besetze. Man muß nur einem kleinen Fehler der Einbildungskraft abhelfen.

Wenn man saget, daß der Mond bewohnt sey: so bildet man sich auf demselben Menschen ein, die uns ähnlich sind. Ist nun jemand einigermaßen ein Theologe; so hat er gleich den Kopf voller Schwierigkeiten. Die Nachkommenschaft Adams hat sich nicht bis in den Mond ausbreiten, auch keine Pflanzvölker dahin schicken können. Die Leute in dem Monde sind derowegen nicht Adams Kinder. Nun würde es in der Theologie sehr schlimm seyn, wenn es Menschen gäbe, die nicht von ihm herstammeten. Ich darf nichts mehr davon sagen: alle ersinnliche Schwierigkeiten laufen dahinaus; und die Kunstwörter, die ich zu einer längern Erklärung anwenden müßte, sind viel zu ehrwürdig, als daß ich sie in ein Buch setzen sollte, welches so scherzhaft ist, als dieses.

Der ganze Einwurf beruhet also auf den Menschen im Monden: doch diese machen nur diejenigen, denen es beliebet, Menschen in den Mond zu setzen. Ich aber setze keine in denselben. Ich setze solche Einwohner in denselben, die

ganz und gar keine Menschen sind. Was sind sie denn? Ich habe sie nicht gesehen; ich rede auch nicht deswegen von ihnen, weil ich sie gesehen habe.

Man muthmaße nicht, daß dieses eine Ausflucht sey, einen Einwurf abzulehnen; wenn ich sage, daß keine Menschen im Monde sind. Man wird sehen, daß es, nach meinem Begriffe, von der unendlichen Mannigfaltigkeit, welche die Natur in ihre Werke gebracht haben muß, unmöglich dergleichen daselbst geben könne. Diese Vorstellung herrschet in dem ganzen Buche, und kann von keinem Philosophen in Zweifel gezogen werden. Also glaube ich, daß ich diesen Einwurf nur von denen hören werde, die von diesen Gesprächen reden möchten, ohne dieselben gelesen zu haben. Ist das aber ein Trost für mich? Nein, gar nicht: es ist vielmehr zu befürchten, daß man mir diesen Einwurf an vielen Orten machen werde.

Nachricht wegen der neuen Auflage.
von 1719.

Man wird hierinnen sehr viel Zusätze finden, die in dem ganzen Buche zerstreuet sind. Die Entfernungen, Größen und Umläufe der himmlischen Körper, sind viel genauer und richtiger ausgedrücket, als in den vorigen Auflagen, und zwar nach den Rechnungen unserer trefflichsten Sternseher, und überhaupt nach allen himmlischen Erscheinungen, die den richtigsten Beobachtungen gemäß sind. Man kann also die Leser versichern, daß sie sich in allen diesen Stücken auf dieses Buch, so wie es itzt ist, eben sowohl verlassen können, als wenn es gelehrter und gründlicher geschrieben wäre. Man kann dabey Herrn Hugens (*), eines berühmten Mathematici, neuen Tractat von der Weltbetrachtung, nachlesen; der ohne Zweifel dem Leser viel Vergnügen machen wird.

Gesprä-

(*) Christiani Hugenii Cosmotheoros.

Gespräche
von
Mehr als einer Welt.

An den Herrn L..

Mein Herr, Sie verlangen, daß ich Ihnen eine genaue Nachricht geben soll, wie ich bey der Frau Gräfinn von G.. auf dem Lande meine Zeit zugebracht habe. Wissen Sie aber wohl, daß diese genaue Nachricht ein Buch, und was noch ärger ist, ein philosophisches Buch werden wird? Sie vermuthen ohne Zweifel von Lustbarkeiten, Spielen oder Jagden zu hören: und Sie werden von lauter Planeten, Welten und Wirbeln vernehmen müssen: denn wir haben fast von lauter solchen Dingen gehandelt.

Zu allem Glücke sind Sie ein Philosoph, und werden mich also nicht so sehr darüber auslachen, als ein andrer. Vieleicht wird es Ihnen gar lieb seyn, daß ich die Gräfinn auf die philosophische Partey gebracht habe. Wir hätten gewiß nichts ansehnlichers gewinnen können: denn ich habe die Schönheit und Jugend allezeit für Dinge von einem großen Werthe gehalten. Glauben Sie nicht, daß die Weisheit selbst, im Falle sie sich uns Menschen mit gutem Vortheile zeigen wollte, nicht übel thun würde, wenn sie eine Gestalt annehmen möchte, die der Gräfinn in etwas ähnlich wäre? Insonderheit, wenn sie in ihrem Umgange eben die Annehmlichkeiten haben könnte, so bin ich versichert, daß ihr alle Welt anhangen würde.

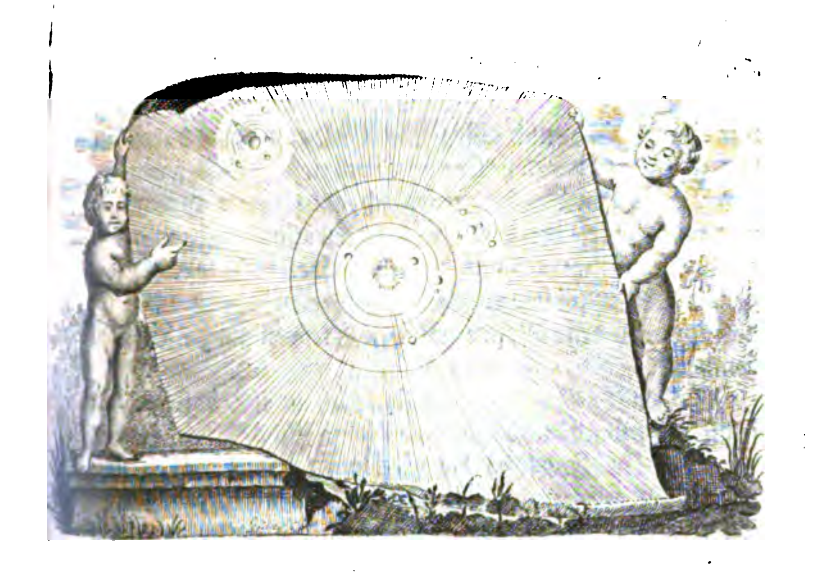
Erwarten sie indessen nichts wunderwürdiges, in Erzählung der Unterredungen, die ich mit dieser Gräfinn gehabt.

habe. Ich würde fast eben so viel Geist haben müssen, als sie; wenn ich alles, was sie gesaget hat, mit eben der Art wiederholen wollte, als sie es vorgebracht hat. Sie werden hier nichts, als die Lebhaftigkeit Ihres Verstandes sehen, die Ihnen aber schon vorhin von derselben bekannt ist. Was mich anlanget, so halte ich sie für gelehrt; weil es ihr sehr leicht fallen würde, bald gelehrt zu werden. Was fehlet ihr noch? Viel Bücher zu lesen? Das ist nicht nöthig. Viele haben dieß ihr lebenlang gethan, denen ich doch den Namen der Gelehrten gern versagen wollte, wenn ich nur dürfte.

Im übrigen werden Sie, mein Herr, mir sehr verbunden seyn müssen. Ich weis wohl, daß ich das Recht hätte, ehe ich Ihnen unsre Unterredungen ausführlich vorstelle, das Schloß zu beschreiben, darinnen sie diesen Herbst zubringen will. Man hat wohl öfters bey geringern Gelegenheiten Schlösser beschrieben: aber ich will Sie damit verschonen. Genug, daß Sie wissen, daß ich gar keine Gesellschaft gefunden, als ich zu ihr kam: welches mir auch sehr lieb war. Die zween ersten Tage gieng nichts merkwürdiges vor; sie verstrichen in Erzählung der Neuigkeiten aus Paris, woher ich eben kam: aber endlich folgten die Gespräche, die ich Ihnen mittheile. Ich will sie Ihnen nach den Abenden eintheilen; weil wir uns in der That nur des Abends damit unterhielten.



Der



Der erste Abend.

Daß die Erde ein Planet ist, der sich so wohl um sich selbst, als um die Sonne drehet.

Wir giengen also einen Abend, nach der Mahlzeit, in einem Garten spazieren. Die kühle Luft war überaus angenehm, und erfrischete uns nach der großen Hitze, die wir den Tag über ausgestanden hatten. Der Mond war ungefähr eine Stunde aufgegangen, und seine Stralen, die nur durch die Aeste der Bäume zu uns gelangeten, verursachten die angenehmste Mischung einer sehr lebhaften weißen Farbe mit allem dem Grünen, welches im Dunkeln ganz schwarz zu seyn schien. Es war keine Wolke vorhanden, die uns den geringsten Stern verdecket hätte. Sie blitzten alle mit

mit einem reinen und glänzenden Golde, welches durch den blauen Grund, daran sie stunden, noch mehr erhaben ward.

Bey diesem Anblicke ward ich ganz voller Gedanken; und würde vieleicht lange genug geträumet haben, wenn die Gräfinn nicht bey mir gewesen wäre. Allein die Gegenwart einer so liebenswürdigen Person ließ es nicht zu, daß ich mich dem Monde und den Sternen ganz überlassen konnte.

Finden E. Gnaden nicht, sagte ich zu ihr, daß der Tag selbst nicht so schön ist, als eine schöne Nacht?

Die Gr. Freylich, die Schönheit des Tages ist wie ein weißes Frauenzimmer, welches mehr in die Augen fällt: aber die Schönheit der Nacht ist einer schönen Brunette ähnlich, die weit reizender ist.

Font. Sie sind sehr großmüthig, den Brunetten diesen Vortheil einzuräumen; da Sie doch selber keine sind. Indessen ist es wahr, daß der Tag in der ganzen Natur das Schönste ist; und daß die Heldinnen der Romanschreiber, die das Schönste sind, so die Einbildungskraft erdenken kann, fast allezeit weiß sind.

Die Gr. Die Schönheit ist nichts, wenn sie nicht reizet. Gestehen Sie nur, daß Sie der Tag niemals in eine so süße Entzückung gesetzet haben würde; in welche ich Sie, bey dem Anblicke dieser schönen Nacht, beynah hätte fallen sehen.

Font. Ich bin mit Ihnen eins: aber hingegen würde mich eine solche Blonde, als Sie sind, noch weit besser entzücken; als die schönste Nacht von der Welt, mit aller ihrer braunen Schönheit.

Die Gr. Wenn das gleich wahr wäre, so wollte ich doch noch nicht zufrieden seyn. Wenn die weißen Schönen mit dem Tage auf einer Seite stehen sollen; so wollte ich, daß dieser eben die Wirkungen thäte. Warum wenden sich aber die Liebhaber, die doch von dem Reizenden gut zu urtheilen wissen, mit allen ihren Liedern und Elegien, die mir bekannt sind, bloß zu der Nacht?

Font. Ist es nicht billig derselben ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen?

Die Gr. Aber sie muß auch hinwiederum alle ihre Klagen anhören. Der Tag kann sie so vertraulich nicht machen: wie kömmt das?

Font. Vieleicht daher, weil er nicht so was Trauriges und Bewegendes in den Gemüthern wirket. Des Nachts scheint es, als wenn alles in Ruhe wäre. Man bildet sich ein, daß die Sterne mit weit größerer Stille laufen, als die Sonne. Die Dinge, so der Himmel uns vorstellet, sind weit lieblicher, und die Augen bleiben leichter daran kleben. Endlich phantasiret man auch darüber weit besser; weil man sich schmäuchelt, man sey alsdann die einzige Person in der Welt, welche mit Gedanken beschäfftiget ist. Vieleicht ist auch der Anblick des Tages gar zu einträchtig. Man sieht nichts, als eine einzige Sonne und ein blaues Gewölbe. Es kann auch seyn, daß der Anblick aller unordentlich zerstreuten Sterne, die von ohngefähr tausend verschiedene Figuren machen, zum Phantasiren und zu einer gewissen angenehmen Unordnung der Gedanken behülflich ist.

Die Gr. Ich bin allezeit dieser Meynung gewesen. Ich liebe die Sterne, und beklage mich über die Sonne, die uns dieselben verlöschet.

Font. Ach! ich kanns ihr nicht vergeben, daß sie mir alle diese Welten aus dem Gesichte raubet!

Die Gr. Ey! was verstehen Sie durch alle diese Welten?

Font. Ich bitte um Vergebung!. E. Gn. haben mich ohngefähr auf meine Thorheit gebracht: und den Augenblick ist mir das Wort entfahren.

Die Gr. Was ist denn das für eine Thorheit?

Font. Ach! ich sehe es nicht gern, daß ich es ihnen gestehen muß. Ich habe es mir in den Kopf gesetzet: daß wohl ein jeder Stern eine Welt seyn könnte. Ich wollte zwar nicht darauf schweren; aber ich halte es doch für sehr wahr: bloß weil es angenehm ist, dieses zu glauben. Es

ist eine Vorstellung, die mir gefällt, und die sich auf eine belustigende Art in mein Gemüth eingeschlagen hat. Denn nach meiner Meynung, muß auch die Wahrheit selbst ihre Zierrathe haben a).

Die Gr. Gut, wenn Ihre Thorheit so angenehm ist, so machen Sie mich derselben theilhaftig: ich will alles von den Sternen glauben, was Ihnen belieben wird; wenn ich nur eine Ergetzung dabey habe.

Font. Ey, gnädige Frau, das ist nicht eine solche Ergetzung, als Sie etwa in einer Komödie des Moliere haben würden: es ist eine ganz andre, die, ich weis nicht wo, in dem Verstande ihren Sitz hat; und dabey nur das Gemüth lachen kann.

Die Gr. Was? meynen Sie denn, daß man desjenigen Vergnügens nicht fähig sey, welches nur in der Seele empfunden wird? Ich will Ihnen augenblicklich das Gegentheil darthun. Lehren Sie mich Ihre Sterne b)!

Font. Nein, ich mag es mir nicht vorrücken lassen, daß ich in einem Garten, um zehn Uhr des Abends, mit der allerliebenswürdigsten Person von der Welt, von philosophischen Dingen geredet hätte. Sie mögen sich anderwärts einen Philosophen suchen!

Auf

a) Nichts ist schöner und angenehmer als die Wahrheit. Unser Verstand ist gleichsam dazu gemachet, daß er sie annehmen, lieben und beherbergen soll. Diese Neigung ist ihm so natürlich, daß selbst die Irrthümer sich in ihre Gestalt verkleiden müssen, wenn sie eingelassen werden wollen. Wer hat jemals etwas geglaubet, weil er dafür gehalten, daß es eine Fabel, ein Betrug, oder gar eine Unwahrheit sey? Wahrlich, ein solch Ungeheuer hat die Welt noch nicht zum Vorscheine gebracht. Der Putz aber, womit sich die Wahrheit beliebt machet, ist ihr ganz natürlich. Sie brauchet keiner Schminke, ihre Wangen zu übertünchen. Und wie wäre es möglich, daß sie diejenige Larve anlegen sollte, welche die Lügen von sich werfen muß, wenn sie Freunde suchen will? Ihre Schönheit ist ungekünstelt. Sie zeiget sich nur: und wer sie gewahr wird, der kann nicht unterlassen, sie zu lieben.

b) Die Gräfinn beschweret sich mit Rechte, über das Mistrauen ihres Gefährten gegen sie. Sind denn etwa die Seelen des Frauenzim-

Auf diese Art wehrete ich mich noch eine Zeit lang; endlich aber mußte ich doch nachgeben. Zum wenigsten ließ ich mir zur Sicherheit meiner c) Ehre, von ihr versprechen; daß sie es ganz heimlich halten wollte. Als ich nun nicht mehr im Stande war, mich davon loszumachen, und anfangen wollte, zu reden, so wußte ich nicht, wovon ich in meinem Vortrage den Anfang machen sollte? Denn mit einer solchen Person, als sie war, die in der Naturwissenschaft noch nichts wußte, mußte man es sehr weit herholen, um ihr zu erweisen: **daß die Erde gar wohl ein Planet, die Planeten so viele Erdkugeln, und alle Fixsterne so viele Sonnen seyn könnten, die gewisse Welten erleuchteten.** Ich kam also immer wieder aufs vorige, und sagte: es wäre viel besser gewesen, uns von Kleinigkeiten zu unterreden, wie alle andere vernünftige Leute würden gethan haben! Damit ich ihr indessen einen allgemeinen Begriff von der Philosophie geben möchte, fing ich folgendermaßen an.

Font. Die ganze Philosophie, gründet sich auf zwey Dinge: nämlich auf einen neugierigen Verstand, und auf ein schwaches Gesicht. Hätten Eu. Gn. bessere Augen als Sie itzo haben, so würden Sie es wohl sehen, ob die Fixsterne Son-

zimmers von einer andern Gattung, als die männlichen? Ihr Verstand empfindet eben sowohl ein Vergnügen, als der unsrige, wenn er was Vollkommenes erblicket. Soll er es aber erblicken, so muß es ihm gezeiget werden. Auch wir können nicht ohne Anleitung klug werden: und wer weis, ob nicht viele unter ihnen, durch einen wenigern Unterricht, weiter kommen würden, als die meisten unter uns; die wir unsre halbe Lebenszeit mit Erlernung der Sprachen, und die andre Hälfte mit einem unordentlichen Bücherlesen zubringen?

c) Das sind artige Leute, die sich schämen mit einem lehrbegierigen Frauenzimmer etwas Ernsthaftes zu reden. Gerade, als wenn nothwendig lauter Materien zu einem künftigen Romane in solchen Gesellschaften zubereitet werden müßten! Die Wahrheit will allenthalben bekannt gemachet seyn; und wenn es gleich eine philosophische wäre. Spinnenweben und unsichtbare Hirngespinste verdienen diesen Namen nicht.

Sonnen sind, die so viel Welten erleuchten, oder nicht? Oder, wenn Sie nicht so neugierig wären, so würden Sie sich gar nicht darum bekümmern: welches denn eben dahinaus laufen würde. Aber man will gern mehr wissen, als man sieht: und das machet eben die Schwierigkeit! Ferner, wenn wir dasjenige, so wir sehen, recht genau sehen möchten; so würden uns gerade so viel Dinge bekannt seyn, als wir gesehen hätten: aber man sieht die Sachen ganz anders, als sie sind *d*). Dergestalt bringen die wahren Philosophen ihr Leben damit zu, daß sie nicht glauben, was sie sehen *e*); und sich bemühen, das zu errathen, was sie nicht sehen. Und meines Erachtens ist ihnen diese Lebensart nicht zu misgönnen. Ueberdem bilde ich mir allezeit ein, daß die Natur ein großes Schauspiel ist, welches einer Oper nicht unähnlich sieht. An dem Orte, wo Sie auf dem Schauplatze sitzen, sehen Sie nicht die ganze Schaubühne, wie sie gemachet ist. Man hat die Verzierungen und Maschinen so gestellet, daß sie von fern einen angenehmen Anblick verursachen sollen: und man verbirgt vor

d) Die Weltweisen haben ohne Zweifel recht, wenn sie sagen, daß uns die äußerlichen Sinne nicht sowohl zur Erkenntniß der Wahrheit überhaupt; als vielmehr insbesondere, diejenigen Wahrheiten zu fassen dienen sollen, welche zur Erhaltung und Besorgung unsers Wesens dienen. Die Augen, zum Exempel, sind uns nicht gegeben, alles Sichtbare in seiner eigentlichen Gestalt und Größe vorzustellen; sondern nur diejenigen Körper wahrzunehmen, die uns nützen oder schaden können. Tausend kleine unsichtbare Thierchen sehen wir nicht, und verschlucken sie wohl gar in unsern Speisen. Wir dörfen sie aber auch nicht sehen: sie schaden uns nicht. Die weit entlegenen Himmelskörper kennen wir auch größtentheils nicht. Es ist aber ebenfalls nicht nöthig: sie sind so weit von uns, daß sie uns nicht das geringste helfen können. Zum wenigsten sind unsre Augen nicht die rechten Richter von den Größen der Dinge. Was nahe bey mir eines Schuhes groß zu seyn scheint, das ist kaum halb so groß, wenn ich ein paar Schritte zurücke trete. Halte ich es ganz nahe vor das Gesicht, so wird es so ungeheuer, daß ich es auf einmal nicht ganz übersehen kann; in einer mäßigen Entfernung aber wird es wohl gar unsichtbar. Wer will nun in dieser

vor Ihren Augen die Räder und Gewichte, dadurch alle Bewegungen geschehen. Sie bekümmern sich auch nicht sonderlich, zu wissen, wie das alles zugehe? Es ist vieleicht nur ein einziger geschickter Werkmeister unter den Zuschauern; der sich über einem Fluge beunruhiget, welcher ihm ganz außerordentlich geschienen; und der durchaus entdecken will, wie dieser Flug ins Werk gerichtet worden? Sie sehen wohl, daß dieser Meister unsern Philosophen sehr ähnlich ist *f*). Allein was im Absehen auf diese die Schwierigkeiten vergrößert, ist dieses: daß in den Maschinen, welche die Natur unsern Augen vorstellet, alle Seile vollkommen vor unsern Augen verstecket sind; so gar, daß man es in sehr langer Zeit nicht hat errathen können, was doch die Bewegungen der Welt verursache.

Denn stellen Sie sich vor, daß alle Weisen, Pythagoras, Plato, Aristoteles, und alle andere, deren Namen heute zu Tage so viel Geräusch in unsern Ohren machen, in einer Oper wären. Wir wollen setzen, daß sie einen Phaeton sähen, den die Winde in die Höhe hüben; und daß Sie weder die Seile entdecken könnten, noch wüßten,

dieser unbeständigen Vorstellung den Ausschlag geben, welches die wahrhafte Größe des Körpers gewesen sey?

e) Dieses ist nicht nach der größesten Schärfe zu verstehen. Ein Weltweiser glaubet viele Dinge, die er sieht, oder überhaupt empfindet: aber nicht deswegen, weil er sie empfindet, sondern weil sie mit der Vernunft übereinstimmen. Wäre dieses nicht; so müßte er auch glauben, daß der Stecken, der halb im Wasser stecket, wirklich zerbrochen sey! wie er nämlich durch das Auge vorgestellet worden.

f) Herr Fontenelle hat das Wesen eines rechten Weltweisen wohl zu beschreiben gewußt. Es ist ein Mensch, welcher untersuchet, wie und warum alle vorkommende Dinge möglich sind? Je weiter er es hierinnen bringet, desto vollkommener ist sein Erkenntniß, und destomehr verdient er diesen herrlichen Namen. Die engen Schranken unsrer Gemüthskräfte bringen es aber in diesem Zustande nicht gar zu weit, in welchem wir uns auf Erden befinden. Doch je mehr wir lernen; desto mehr nimmt unsre Fähigkeit zu, noch mehr zu lernen: und dieses versichert uns eines noch bevorstehenden merklichen Wachsthumes. Gott allein ist ein ganz vollkommener Weltweiser.

ten, wie der hintere Theil der Schaubühne gemachet wäre. Der eine von ihnen würde sagen: **Es ist eine gewisse verborgene Kraft, die den Phaeton erhebt.** Der andere: **Phaeton ist aus gewissen Zahlen zusammen gesetzet, welche machen, daß er in die Höhe steigt.** Der dritte: **Phaeton hat eine gewisse Neigung gegen den Obertheil der Schaubühne: Es ist ihm nicht besser zu Muthe, als wenn er oben ist.** Der vierte: **Phaeton ist zwar nicht zum Fliegen gemachet; allein er will lieber fliegen, als den Obertheil der Schaubühne ledig lassen:** und hundert andere Phantaseyen, von welchen es mich Wunder nimmt, daß sie den Alten nicht alle Ehrerbiethung entzogen haben.

Endlich ist Cartesius mit einigen andern Neuern gekommen, welche gesaget haben: Phaeton steigt in die Höhe, weil er durch Seile gezogen wird, und weil ein ander Gewicht, das weit schwerer ist, herunter sinkt *g*). Dergestalt glaubet man nicht mehr, daß sich ein Körper beweget, wenn er nicht gezogen, oder vielmehr von einem andern gestoßen wird; man glaubet nicht mehr, daß er steige oder sinke, es sey denn, kraft eines Gegengewichtes, oder einer Treibe-

g) Der Verfasser giebt hiermit seine große Neigung gegen die neuere Gelehrsamkeit bloß, die er auch in andern Schriften erwiesen hat. Man sehe seine sogenannte **Digreßion von den alten und neuen Gelehrten**, die wir gegen das Ende dieses Bandes auch mittheilen wollen. Allein es ist ja bekannt, daß nicht alle Weltweisen der Alten diesen platonischen, aristotelischen und pythagorischen Phantaseyen beygepflichtet. **Epikurus**, **Demokritus** und ihre Nachfolger, haben so mechanisch die Begebenheiten in der Welt zu erklären gesuchet, als **Descartes**, oder andere neuere Weltweisen. Selbst die stoische Sekte, ob sie wohl mehr von der Sittenlehre hielt, scheint darinnen der Wahrheit Platz gegeben zu haben; derer, die sich vor andern der Mathematik beflissen, voritzo nicht zu gedenken.

h) Diese gesunden Ideen sollte man billig allen denen anwünschen, die auch wohl unter den Gelehrten nicht den geringsten Fleiß auf die Naturwissenschaft wenden wollen; weil sie dafür halten, daß sie nur für die der Arzneykunst Beflissenen gehöre.

Sonst

Treibefeder. Und wer die Natur, so wie sie ist, sehen sollte, der würde gewiß nichts anders, als den Hintertheil der Opernbühne sehen.

Die Gr. Auf solche Weise ist ja die Philosophie ziemlich mechanisch geworden?

Font. So gar mechanisch, daß ich glaube, man werde sich bald deshalben schämen. Man will haben, die ganze Welt sey eben das im Großen, was eine Uhr im Kleinen ist; und daß in derselben alles auf die ordentlichen Bewegungen ankomme, welche von der Zusammenfügung ihrer Theile herrühren. Gestehen Sie mir die Wahrheit: haben Sie sich nicht bisweilen eine weit edlere Vorstellung von der Welt gemachet? Und haben Sie derselben nicht mehr Ehre erwiesen, als sie verdienete? Ich habe Leute gesehen, die sie weit geringer achteten, nachdem sie dieselbe kennen gelernet.

Die Gr. Und ich schätze sie nur desto höher, nachdem ich weis, daß sie einer Uhr ähnlich ist. Es ist ja wundersam, daß die herrliche Ordnung der Natur nur auf so schlechten Dingen beruhet.

Font. Ich weis nicht, wer Ew. Gn. solche gesunde Ideen beygebracht hat *h*): aber in Wahrheit es ist nichts gemeines,

Sonst hat man eben nicht zu klagen, daß Deutschland vor der mechanischen Erklärung der natürlichen Begebenheiten einen Abscheu habe. Des Herrn Thomasius Geisterlehre hat, so viel mir wissend ist, keine Anhänger gefunden, vielweniger eine Secte gestiftet. Der deutsche Philosoph, Jacob Böhme, hat vieleicht mehr geschadet. Seine Bücher sind ein rechter Kern von einer Zauber- oder Wunderphilosophie; darinnen man nichts verstehen, vielweniger recht begreifen kann. Diejenigen verstärken einigermaßen seine Partey, die sich in allen natürlichen Begebenheiten auf die Kraft gewisser Geister berufen, und gar die Wirkungen der Arzneyen auf die vernünftige Seele des Menschen ankommen lassen. Wiewohl diese Zahl ist, zu allem Glücke, nicht sehr groß, und wenn der gemeine Mann so bald von seinen Phantaseyen befreyet werden könnte, als diese Seele sich verlieren wird: so hätte die Wahrheit gute Hoffnung, in weniger Zeit allenthalben zu herrschen.

nes, dieselben zu haben. Die meisten Leute haben allezeit lauter falsche Wunderdinge im Kopfe: diese sind in eine solche Dunkelheit verwickelt, welche sie verehren. Sie bewundern die Natur nur deswegen; weil sie dieselbe für eine Gattung von Zauberey halten, darinnen man nichts versteht: und es ist gewiß, daß ein Ding von ihnen verachtet wird, so bald sie es begreifen können. Aber, gn. Frau, Sie sind so wohl vorbereitet, alles das zu fassen, was ich Ihnen sagen will, daß ich nur den Vorhang aufziehen darf, um Ihnen die Welt zu zeigen, wie sie ist.

Wenn wir von der Erde in die Höhe sehen, so ist das allerweiteste von uns, der blaue Himmel; dieses große Gewölb, an welchem, wie es scheint, die Sterne, nicht anders als güldene Nägel, angeheftet sind. Man nennet sie Fixsterne, weil sie keine andere Bewegung zu haben scheinen, als diejenige, welche der Himmel hat, der sie mit sich von Morgen gegen Abend herumführet. Zwischen der Erde und diesem äußersten Gewölbe des Himmels schweben gleichsam, in verschiedenen Höhen, die Sonne, der Mond, und fünf andere Sterne, welche man Planeten nennet; nämlich **Mercur**, **Venus**, **Mars**, **Jupiter** und **Saturnus**. Da diese Planeten nicht an einem und demselben Himmel befestiget sind, und ganz ungleiche Bewegungen haben; so sehen sie sich gleichsam bald so, bald anders an, und machen verschiedene Figuren; anstatt, daß die andern Fixsterne allezeit dieselben Stellungen gegen einander behalten. Der Wagen, zum Exempel, den sie da sehen, welcher aus sieben Sternen besteht, hat allezeit so ausgesehen als itzo, und wird noch sehr lange so bleiben *i*). Aber der Mond ist bald nahe bey der Sonne, bald weit von

i) Ich sehe zwar nicht, warum der Verfasser nur saget, daß dieses Gestirn noch sehr lange so bleiben werde; denn man hat keine Vermuthung, daß es jemals die itzige Gestalt ändern werde. Doch, da ich es nicht erwei-

von derselben entfernet: und so ist es auch mit den übrigen Planeten.

Sehen Sie! so kamen diese Dinge den alten Schäfern in Chaldäa vor, die bey müßiger Zeit die ersten Beobachtungen anstelleten; welche der **Astronomie**, oder Sternwissenschaft, zum Grunde gedienet haben. Denn die **Astronomie ist in Chaldäa** geboren: wie die **Geometrie**, oder Meßkunst, aus Aegypten ihren Ursprung haben soll; wo die Ueberschwemmungen des Nilstroms die Gränzen der Felder verwirreten, und also verursachten, daß ein jeder ein genaues Maaß erfinden wollte, um seinen Acker von dem Felde seines Nachbars zu unterscheiden. Also ist die **Astronomie** eine Tochter des Müßigganges; die **Geometrie** aber des Eigennutzes: und wenn die Frage von der **Poesie** wäre, so würden wir vermuthlich finden, daß sie die Liebe zur Mutter habe.

Die Gr. Es ist mir lieb, daß ich dieses Geschlechtregister der Wissenschaften gelernet habe: und ich sehe wohl, daß ich mich an die **Astronomie** werde halten müssen. Die **Geometrie**, wie Sie mir gesaget, erfordert eine weit eigennützigere Seele, als die meinige ist; und die **Poesie** eine weit zärtlichere: aber zur **Astronomie** habe ich gerade so viel Zeit übrig, als dazu nöthig ist. Zu allem Glücke sind wir auch auf dem Lande, und leben fast nach der Art der Schäfer: das alles schicket sich sehr wohl zur **Astronomie**.

Font. Betrügen Sie sich nicht, gn. Fr. Das ist nicht das rechte Schäferleben, wenn man von Planeten und Fixsternen redet. Sehen Sie nur, wie die Leute in der **Asträa** ihre Zeit zubringen *k*).

erweisen kann, daß die Entfernungen der Fixsterne unveränderlich sind, so lobe ich seine Behutsamkeit; da er nichts mehr schreibt, als was er sich zu verantworten getrauet.

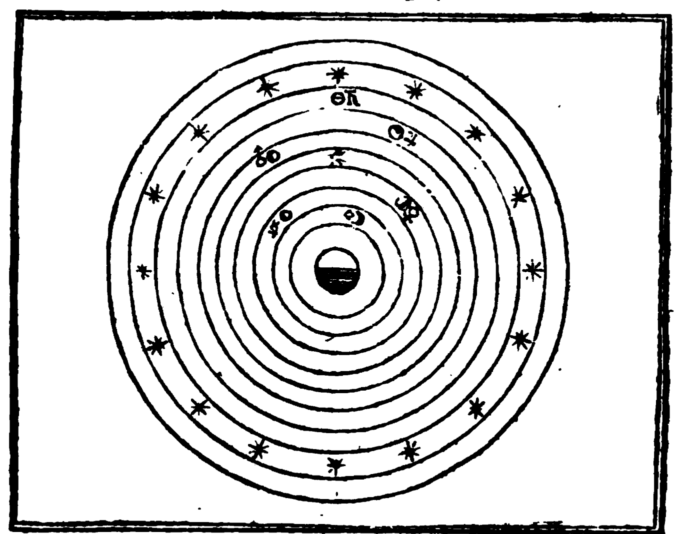
k) Dieses ist der Roman des Herrn von Ursee.

Die Gr. Ach! diese Gattung der Schäfereyen ist allzugefährlich: die chaldäische, davon Sie mir itzo gesaget haben, gefällt mir weit besser. Fangen Sie nur wieder ein wenig an, auf gut chaldäisch mit mir zu reden, wo Sie belieben. Nachdem man diese Ordnung der himmlischen Körper erkannt hatte, die Sie mir erkläret haben: wovon war denn weiter die Frage?

Font. Man war bemüht, zu errathen, wie alle Theile recht in Ordnung gestellet werden müßten? und das heißt bey den Gelehrten, ein System, oder eine Weltordnung machen. Ehe ich Ihnen aber die erste Weltordnung erkläre, so belieben Sie zu bemerken: daß wir alle jenem athenienschen Narren ähnlich sind, von dem Sie vieleicht schon werden gehöret haben: welcher sich einbildete, daß alle Schiffe, die in den piräneischen Hafen einliefen, ihm eigenthümlich zugehöreten. Unsere Thorheit verleitet uns auch, zu glauben, daß die ganze Natur, ohne Ausnahme, zu unserm Gebrauche und Nutzen bestimmet sey. Und wenn man unsre Philosophen fraget: wozu dienet doch die wunderwürdige Anzahl der Fixsterne, davon ein kleiner Theil eben das verrichten würde, was alle insgesammt verrichten? So werden sie ihnen ganz ernsthaft antworten: dieselbigen dienten bloß, ihre Augen zu belustigen *l*). Setzet man dieses zum Grunde, so konnte es nicht fehlen; es mußte die Erde ganz ruhig im Mittelpunkte der ganzen Welt stehen: da indessen die himmlischen Körper, die bloß ihrenthalben erschaffen waren, die Bemühung hatten, um sie herum zu laufen, und sie zu erleuchten. Man setzte derowegen über die Erde den Mond, und

l) Was wäre lächerlicher, als wenn sich eine Familie von Käsemülben, die man kaum sehen kann, einbildete, daß nicht nur der Käse, auf dessen Oberfläche sie wühlet, ihrenthalben gebacken, sondern auch die ganze königliche Tafel, auf welche sie ohngefähr getragen wird, das prächtige Zimmer, das kostbare Schloß, alle umliegende Gärten und Lusthäuser, ja die entlegensten Dörfer, Aecker, Wälder, Wiesen und Städte, so sie niemals sieht, von welchen

und über den Mond stellte man den Mercur, hernach die Venus, die Sonne, den Mars, den Jupiter und Sarturnus.



Ganz oben war der Himmel der Fixsterne *m*). Die Erde befand sich gerade im Mittelpunkte aller der Zirkel, welche diese Planeten durch ihren Umlauf abzeichneten; und desto größer waren, je weiter sie von der Erden stunden. Folglich mußten die Planeten, die weiter entfernet waren, mehr Zeit haben, ihren Umlauf zu verrichten, als die nähern: welches auch in der That wahr ist.

Die Gr. Aber ich weis nicht, warum Sie diese Weltordnung nicht zu billigen scheinen? Sie kömmt mir sehr hübsch und verständig vor: und ich erkläre mich meines Orts, daß ich sehr wohl damit zufrieden bin.

welchen sie nichts erfährt, vielweniger genießt; daß, sage ich, dieses alles ihrenthalben gemacht sey? Wir Menschen sind noch weniger, im Absehen auf dieses unermeßliche Weltgebäude, zu rechnen; als im obigen Falle die Mülben.

m) Ich hoffe, daß die beygesetzte Figur der Einbildungskraft meiner unstudirten Leser zu statten kommen wird. Die Gelehrten wissen dieses vorlängst: aber in einem solchen Buche, als dieses, mußte man auch auf die Unstudirten sehen.

Font. Ich kann mich rühmen, daß ich Ihnen dieses ganze System sehr vortheilhaft vorgestellet habe. Sollte ich ihnen dasselbe so vorstellen, wie es von seinem Urheber, Ptolomäus, oder von denen, die nach ihm daran gearbeitet haben, entworfen worden: so würde es Sie in eine schreckliche Bestürzung setzen. Weil die Bewegungen der Planeten nicht so gleichförmig sind, daß sie nicht bald geschwinder, bald langsamer laufen; bisweilen weiter, bisweilen näher bey der Erde seyn sollten: so hatten die Alten, ich weis nicht wie viel, Kreise erdichtet, die sich verschiedentlich einander durchschnitten; wodurch sie allen diesen ungereimten Dingen abzuhelfen dachten. Die Verwirrung solcher Kreise war so groß, daß damals, als man noch nichts bessers wußte, ein König in Castilien, der ein großer Mathematicus; aber allem Ansehen nach, nicht gar zu gottesfürchtig war, gesaget hat: Er hätte Gott dem Herrn manchen guten Anschlag geben wollen, wenn er bey der Schöpfung wäre zu Rathe gezogen worden. Der Einfall ist gar zu gottlos: aber das ist doch lächerlich genug, daß diese Weltordnung damals Gelegenheit zur Sünde gegeben; weil sie gar zu verwirrt war. Die guten Anschläge, die dieser König geben wollte, betrafen ohne Zweifel die Abschaffung aller dieser Kreise, womit man die himmlischen Bewegungen überhäufet hatte. Vermuthlich betrafen sie auch die Wegräumung zweyer oder dreyer überflüßigen Himmel, welche man über alle Fixsterne gesetzet hatte.

Wenn diese Philosophen eine gewisse Bewegung der himmlischen Körper erklären wollten, so machten sie über den letzten Himmel, den wir sehen, noch einen andern crystallenen Himmel *n*), der diese Bewegung den untern Himmeln mittheilen sollte. Waren sie noch einer andern Bewegung benöthiget? gleich war wieder ein anderer Crystallhimmel da. Kurz, sie konnten diese Cystallhimmel umsonst haben.

Die Gr. Aber warum machte man sie denn nur von Cry-

n) Diesen Himmel bedeutet in der Figur, der letzte Kreis, der die vielen kleinen Sterne umgiebt.

o) Die Unkosten der Natur, in Erbauung des Weltgebäudes, sind

Crystall? Wären sie von einer andern Materie nicht eben so gut geworden?

Font. Nein, das Licht mußte durchscheinen können: und sie mußten doch um anderer Ursachen halber fest seyn. Das war ganz nothwendig. Denn Aristoteles hatte gefunden, daß die Festigkeit mit der Vortrefflichkeit ihrer Natur genau verknüpft wäre: und weil er es gesaget hatte, so durfte niemand daran zweifeln. Allein man hat oft Kometen gesehen, die weit höher gestanden haben, als man vorzeiten geglaubet: welche also allen diesen himmlischen Crystall, dadurch sie laufen mußten, zermalmet und die ganze Welt zerschmettert hätten. Darum hat man sich nach der Zeit entschließen müssen, den Himmel von einer so flüßigen Materie, als die Luft ist, zu machen. Endlich ist es auch, durch die Beobachtungen der letzten Jahrhunderte, außer Zweifel gesetzet worden, daß Venus und Mercurius um die Sonne, und nicht um die Erde laufen; so, daß die alte Weltordnung in diesem Stücke nicht mehr vertheidiget werden kann.

Ich will Ihnen derowegen ein ander System vorstellen, welches uns überall ein Genügen thut; und den castilianischen König seiner klugen Anschläge überheben würde: denn es ist von einer so lieblichen Einfalt, daß man es bloß deswegen allen andern vorziehen sollte.

Die Gr. Es scheint: daß ihre Philosophie eine Art von Kaufmannschaft ist, wo diejenigen, welche sich erbiethen, die Dinge wohlfeiler zu geben, allezeit vorgezogen werden.

Font. Es ist wahr; dieses ist eben der rechte Weg, denjenigen Entwurf zu ergründen, nach welchem die Natur ihre Werke gemachet hat. Sie ist überaus sparsam: denn kann sie ein Ding auf eine solche Art ausrichten, die ihr etwas weniger kostet, wenn es gleich fast gar nichts austrüge: so seyn sie versichert, daß sie es nicht anders, als so machen wird o). Nichts destoweniger stimmet diese Sparsamkeit mit einer wunderwürdigen Pracht zusammen, welche

 aus

sind die Materie, die Bewegung, der Raum und die Zeit; diese sparet sie, so viel möglich ist. Wo sie mit weniger Materie was ausrichten kann, da wird sie nicht einen

aus allen ihren Werken hervorleuchtet. Das machet, die Herrlichkeit ist in den vorhabenden Werken; die Sparsamkeit aber in der Ausführung zu sehen. Nichts ist schöner, als ein großes Vorhaben, welches man mit wenigen Kosten ausführet. Wir Menschen müssen oftmals das alles in unserm Kopfe umkehren. Wir setzen die Sparsamkeit in das Werk, so die Natur hervorbringen wollen; die Pracht aber in die Art der Ausführung. Wir eignen ihr ein kleines Vorhaben zu, welches sie mit zehnmal größern Unkosten ins Werk richtet, als nöthig wäre. Das ist aber ganz und gar lächerlich!

Die Gr. Es wäre mir lieb, wenn das System, wovon Sie mir sagen wollen, der Natur genau folgen möchte. Denn diese große Sparsamkeit wird meiner Einbildungskraft zu statten kommen; indem sie dabey so viel Mühe nicht haben wird, ihre Erklärungen zu begreifen p).

Font. Hier finden sie gar keine unnütze Verwirrungen mehr. Bilden sie sich einen gelehrten Deutschen (*) ein, mit Namen Copernicus, der alle diese verschiedene Kreise und festen Himmel der Alten niederreißt. Jene vernichtet er, und diese schlägt er in Stücken. Es erfüllet ihn ein edler astronomischer Eifer. Er ergreift die Erde; er führet sie sehr weit von dem Mittelpunkte der Welt weg, wohin sie sich gestellet hatte; und in diesen Mittelpunkte setzet er die Sonne, die dieser Ehre viel würdiger war. Die Planeten laufen nun nicht mehr um die Erde, und schließen sie also nicht mehr in den Kreis ein, den sie durch ihren Lauf abzeichnen. Wenn sie uns erleuchten, so kömmts einiger-

maßen

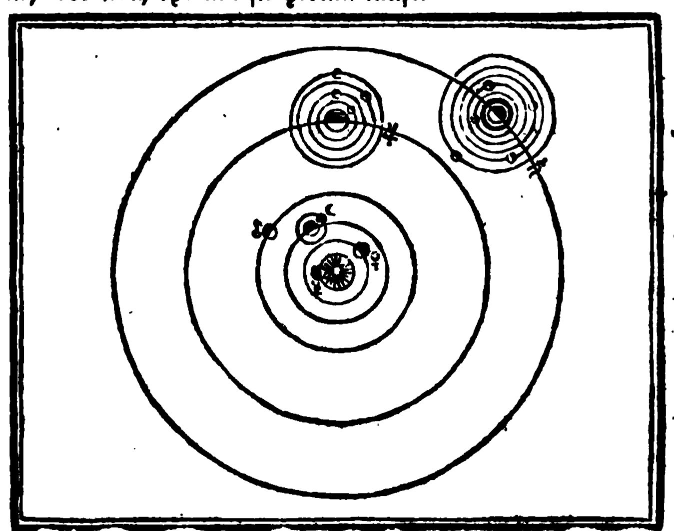
einen Ueberfluß anwenden. Wo etwas in einem kleinen Platze Raum hat, dem wird sie keinen großen einräumen. Wo etwas in kurzer Zeit geschehen kann, da wird sie nicht ganze Jahrhunderte verfließen lassen. Diese Gedanken hat der Herr Baron von Leibnitz an einem gewissen Orte einer Schriften.

p) Das Natürliche und Wahrhaftige ist allezeit leichter zu verstehen, als das Gekünstelte und Gezwungene: wenn es nur auch auf eine natürliche und ungezwungene Art vorgetragen wird. Das ist eben nicht die beste Philosophie, die am schwersten zu verstehen ist: wenn

gleich

maßen nur von ungefähr; nämlich, weil sie uns auf ihrem Wege begegnen.

Alles läuft itzo um die Sonne: die Erde selbst läuft herum; ja, um dieselbe der langen Ruhe halber, so sie bisher genossen, zu strafen: so beschweret sie Copernicus, so viel ihm möglich ist, mit allen denen Bewegungen, die er andern himmlischen Körpern giebt. Kurz, von dem ganzen himmlischen Gefolge, von welchem diese kleine Kugel sich vorhin begleiten ließ, ist ihr der einzige Mond übrig geblieben, der noch itzo um sie herum läuft.



Die Gr. Warten sie doch ein wenig: es übereilete sie ein entzückender Trieb; welcher verursachete, daß Sie die

gleich Unerfahrne das für sehr gelehrt und tiefsinnig halten, was sie schwer, oder gar nicht begreifen können.

(*) Der Cardinal Polignac im Antilucrez, nennet ihn einen Pohlen. Allein er war keins von beyden, sondern ein Preuß, und Domherr zu Frauenburg, zwo Meilen von Elbing. Er lebte um die Zeiten, da Lutherus die Kirche zu reinigen anfing: und es ist gewiß, daß dieser großer Mann zur Verbesserung der Weltweisheit den ersten Grundstein geleget. S. in meinen gesamml. Reden, die Lobrede, so ich ihm im 1742 Jahre hier in hoher Anwesenheit des königlichen Churprinzen gehalten habe.

die Sache sehr prächtig vorstelleten; so, daß ich nicht weis, ob ich Sie recht verstanden habe.

Die Sonne steht im Mittelpuncte der Welt, und ist ganz unbeweglich: was folgt hernach?

Font. Mercur. Er läuft dergestalt um die Sonne, daß sie beynahe der Mittelpunct seines Kreislaufes ist. Ueber diesem kömmt Venus, welche gleichfalls um die Sonne läuft. Sodann kömmt die Erde, welche einen grössern Kreis hat, als diese beyde Planeten: weil sie nämlich noch höher steht, als Venus und Mercur. Endlich folgen Mars, Jupiter und Sarturnus, in eben der Ordnung, als ich sie Er. Gn. nenne: und Sie sehen selbst wohl, daß Saturnus den größten Kreis unter allen haben muß; wie er denn auch mehr Zeit zu seinem Umlaufe bedarf, als alle übrige.

Die Gr. Wo bleibt denn der Mond? Sie haben ihn gewiß gar vergessen.

Font. Ich will ihn schon wieder finden. Der Mond läuft um die Erde, und verläßt sie niemals. Weil aber dieselbe in ihrem Kreise um die Sonne allezeit fortrücket: so folgt ihr der Mond nach, indem er sich allezeit um sie herumdrehet. Wenn also derselbe um die Sonne läuft, so geschieht es nur deswegen, damit er die Erde nicht verlassen dürfe.

Die Gr. Ich verstehe Sie, und freue mich, daß der Mond uns noch übrig geblieben ist, da alle andere Planeten uns verlassen haben. Gestehen Sie mir nur, daß Ihr Deutscher uns auch denselben gern würde abwendig gemachet haben, wenn er nur gekonnt hätte. Denn ich sehe aus seinem ganzen Verfahren, daß er gegen die Erde sehr übel gesinnet gewesen.

Font. Ich weis es ihm nicht genug zu verdanken, daß er den Stolz der Menschen gedämpfet hat, welche sich an die beste Stelle der ganzen Welt gesetzet hatten; und erge-

(*) Dieses war unter andern der Cardinal von Schönberg, der

ergeße mich, da ich ißo die Erde unter dem Haufen der Planeten erblicke.

Die Gr. Gut! glauben Sie denn, daß der Stolz der Menschen sich auch bis in die Astronomie erstrecke? Meynen Sie, daß Sie mich gedemüthiget haben, indem Sie mich belehren, daß die Erde um die Sonne läuft? Ich schwere es ihnen zu, daß ich noch eben so viel von mir halte, als vorhin.

Font. Mein Gott! gn. Frau: ich weis wohl, daß man über den Rang, den man in der ganzen Welt hat, lange nicht so eifersüchtig seyn wird, als über denjenigen, den man in einem Zimmer behauptet. Und der Vorzug zweener Planeten wird niemals eine so wichtige Angelegenheit seyn, als der Rang zweener Gesandten ist. Indessen ist es gewiß, daß eben diejenige Neigung, die uns begierig machet, den ersten Plaß in einer Versammlung zu haben, einen Philosophen verleitet, sich in der Welt an die beste Stelle zu seßen, wenn er nur kann. Er ergeßet sich, daß alles seinethalben gemacht ist. Er seßet diesen küßelnden Saß zum voraus, vieleicht ohne daß er es selbst gewahr wird: und sein Herz nimmt Theil an einer Sache, die doch bloß den Verstand angeht.

Die Gr. Die Wahrheit zu sagen, das ist eine große Lästerung, die Sie wider das ganze menschliche Geschlecht ersonnen haben. Man hätte das copernikanische Systema nicht annehmen sollen, weil es uns so sehr erniedriget.

Font. Noch mehr! Copernikus selbst zweifelte sehr, ob seine Meynung Beyfall finden würde. Er wollte sehr lange nicht damit hervor rücken. Endlich entschloß er sich, auf Verlangen ansehnlicher Leute (*), darzu. Aber denselben Tag, als man ihm das erste gedruckte Exemplar seines Buches brachte; wissen Sie wohl, was er that? Er starb! Er wollte nicht alle die Widersprüche erdulden, die er schon vorher sah: darum schaffte er sich die Sache vom Halse.

Die

der auch die Unkosten zum Drucke des Werkes großmüthig vorgeschossen hat.

Die Gr. Hören Sie nur: man muß jedem sein Recht wiederfahren lassen. Es ist wahr, daß es schwer ist, sich einzubilden, man laufe um die Sonne: denn man verändert ja seinen Ort nicht. Man ist ja des Morgens auf derselben Stelle, wo man sich des Abends niedergeleget hat. Mich dünket aber, ich sehe schon, daß Sie mir sagen werden, daß, wie die ganze Erde herum läuft, also . .

Font. Versichert, so ist es, gn. Fr.! Es ist eben so, als wenn Sie in einem Schiffe schliefen, welches auf einem Strome läuft. Da finden Sie sich, wenn Sie erwachen, im Absehen auf alle Theile des Schiffes, noch auf derselben Stelle, und in eben der Lage.

Die Gr. Ja, aber das ist der Unterschied: ich würde des Morgens doch ein ganz anderes Ufer finden; und das würde mir wohl zeigen, daß mein Schiff seinen Ort verändert hätte. Mit der Erde ist es ganz anders, ich finde alles, so wie ich es gelassen habe.

Font. Durchaus nicht, gn. Frau, durchaus nicht! das Ufer ist auch verändert. Sie wissen wohl, daß außer allen Planetenkreisen die Fixsterne stehen: da haben Sie unser Ufer! Ich bin auf der Erde, und dieselbe machet einen großen Kreis um die Sonne. Ich sehe nach dem Mittelpunkte dieses Kreises, und erblicke daselbst die Sonne. Wenn dieselbe durch ihren Glanz nicht die Sterne verdunkeln möchte: so würde ich in gerader Linie neben ihr vorbey sehen, und jenseit derselben nothwendig einige Fixsterne wahrnehmen. Nun läßt sich dieses zwar bey Tage nicht thun; aber ich sehe es des Nachts gar leicht, bey welchen Sternen sie des Tages gestanden haben muß: und das ist eben so viel, als wenn jenes wäre. Wenn nun die Erde den Platz in ihrem Kreise nicht veränderte, so würde ich die Sonne allezeit bey denselben Fixsternen antreffen. Aber so bald sie ihren Platz ändert, so muß ich ganz andere Sterne neben der Sonne sehen. Das ist nun das Ufer, welches sich täglich ändert: und wie die Erde ihren Kreis jährlich um die Sonne vollendet, so sehe ich, daß die Sonne nach und

nach bey verschiedenen Fixsternen ist, welche zusammen einen Zirkel ausmachen. Dieser Zirkel heißt der Thierkreis. Wollen Sie, daß ich hier im Sande einen Abriß machen soll?

Die Gr. Nein, nein! ich will mich schon ohne denselben behelfen. Außerdem würde dieses auch meinem Garten ein gar zu gelehrtes Ansehen geben, welches ich nicht haben will. Habe ich nicht gehöret, daß ein Philosoph, der durch Schiffbruch in eine unbekannte Insel geworfen ward, und am Ufer einige Linien und Zirkel gezogen fand, denen, die mit ihm waren, zugerufen habe: Getrost, ihr Kameraden! die Insel ist bewohnt! seht da, die Fußtapfen der Menschen! Sie verstehen es schon, daß es sich für mich nicht schicket, solche Fußtapfen zu machen; und daß man also dergleichen hier nicht antreffen müsse.

Font. In der That, es wäre besser, daß man hier nichts, als verliebte Fußtapfen sähe; das ist, Ihren Namen durch Ihre Anbether in die Rinden der Bäume gegraben.

Die Gr. Ich bitte Sie sehr, setzen Sie die Anbether beyseite; wir wollen von der Sonne reden. Ich begreife es ganz wohl, wie wir uns einbilden können, sie beschreibe den Zirkel am Himmel, den wir doch selbst beschreiben. Aber dieser Umlauf kömmt ja allererst in einem Jahre zum Ende. Wie geht es aber mit dem Kreise zu, den die Sonne täglich über unsern Häuptern machet?

Font. Haben Sie wohl bemerket, daß eine Kugel, die in diesem Spaziergange laufen möchte, zweyerley Bewegungen haben würde? Sie würde erstlich nach dem Ende des Ganges laufen: aber zu gleicher Zeit würde sie sich vielmals um sich selbst drehen; so, daß das Unterste oben, und das Oberste unten kommen würde. Die Erde nun, machet es eben so. Indem sie in ihrem jährlichen Kreise um die Sonne fortrücket, drehet sie sich innerhalb vier und zwanzig Stunden um sich selbst herum. Also muß ein jeder Theil derselben in vier und zwanzig Stunden die Sonne verlieren,

lieren, und wieder bekommen: und wenn man sich im Umdrehen nach der Seite kehret, wo die Sonne ist, so scheints, als wenn dieselbe aufgienge; entfernet man sich aber davon, indem man den Lauf fortsetzet, so scheint es, als wenn sie sich zum Untergange nahete.

Die Gr. Das ist was Artiges! die Erde nimmt alles über sich, und die Sonne thut nichts. Wie? wenn der Mond und die andern Planeten, nebst den Fixsternen, ihren Weg in 24 Stunden um die Erde zu nehmen scheinen; das wird wohl ebenfalls eine bloße Einbildung seyn?

Font. Eine lautere Einbildung! welche aus eben der Ursache entsteht. Die Planeten durchlaufen nur ihre Kreise um die Sonne, in ungleichen Zeiten, nachdem sie nahe, oder weit von ihr stehen: und denjenigen, den wir heute gegenüber einem gewissen Punkte des Thierkreises, oder der Fixsterne, stehen sehen; den sehen wir morgen, zu eben der Stunde, gegen einem andern Punkte stehen: sowohl weil er in seinem Kreise weiter gekommen ist, als weil wir selbst in dem unsrigen fortgerücket sind. Wir laufen, und die andern Planeten laufen auch; aber entweder geschwinder, oder langsamer als wir. Daher kommen wir, im Abse-

q) Es scheint nämlich, wenn man den Lauf der Planeten etliche Tage, Wochen und Monate nach einander beobachtet, daß sie bald geschwinde, bald langsam in ihren Kreisen fortgehen; bald still stehen, bald gar von Morgen gegen Abend zurück laufen. Dieses zu erklären, hatten die Anhänger des Ptolemäus sehr viele Zirkel erdacht, davon die kleinern ihren Mittelpunkt in dem Umkreise des größern um die Erde bewegen; in ihrem Umfange aber den Planeten selbst trugen, und ihm also eine sehr wunderliche Bewegung verursachten. Ricciolus hat sie in seinem Algamest, und Herr Doppelmayer in seinen Himmelskarten in Figuren vorgestellet. Wenn man nun bedenket, daß, nach der Alten Meynung, der Himmel aus festem Crystalle bestund: so muß man sich einbilden, daß durch dieselben solche krumgewundene Schlangengänge gebohret seyn müßten, darinnen die Kugeln der Planeten durch ein immerwährendes Wunderwerk herumgekrochen, oder von gewissen Geistern getrieben worden.

Absehen auf sie, in verschiedene Gesichtspunkte zu stehen; und es geschieht, daß wir in ihrem Laufe gewisse Unordnungen wahrnehmen, davon ich Ihnen nichts sagen darf q). Genug, daß Sie wissen, daß alle Unordnung, die bey den Planeten vorkömmt, bloß daher kömmt; weil wir ihnen in unsrer Bewegung auf mancherley Weise begegnen, und daß sie im Grunde ganz ordentlich laufen.

Die Gr. Ich will Ihnen das zugeben, aber ich wollte wünschen, daß ihre Richtigkeit der Erde nicht so hoch zu stehen käme. Man hat sie gar nicht geschonet, und eine sehr große Behendigkeit von ihr gefodert: da sie doch ein so großer und schwerer Körper ist.

Font. Aber wollten Sie wohl lieber, daß die Sonne und alle andre Sterne, welches sehr ungeheure Körper sind, in vier und zwanzig Stunden einen unermeßlichen Kreis um die Erde machen sollten? Wollten Sie wohl, daß die Fixsterne, die in dem größesten Kreise sind, in einem Tage mehr als fünf Billionen, fünf hundert und zwey und dreyßig tausend Millionen Meilen durchstreichen sollten? Denn dieses alles muß nothwendig geschehen, wenn sich die Erde nicht in vier und zwanzig Stunden um sich selbst

den. In dem copernikanischen Weltgebäude hat man diese Weitläuftigkeiten nicht nöthig. Alle diese Unordnung im Laufe der Planeten entsteht von dem Umlaufe der Erde um die Sonne. Sie läuft von Abend gegen Morgen; die andern Planeten auch. Sie läuft aber mit ihnen nicht gleich geschwinde; sondern langsamer, als die innersten, und schneller, als die äußersten. Man nehme in der letzten Figur den Jupiter. Man begreift, daß er in zwey Monaten auf seinem Zirkel nicht weit fortkommen kann, weil er zwölf Jahre nöthig hat, einmal ganz herum zu kommen. Die Erde hingegen kömmt in zween Monaten viel weiter herum; nämlich sie legt den sechsten Theil ihres Kreises zurück. Weil ihr nun der Jupiter nicht folgen kann, so scheint es, als wenn derselbe rückwärts liefe, hernach ein wenig still stünde; und wenn sie weiter unten herum kömmt, so scheint es, als wenn er desto geschwinder vorwärts zu laufen anfienge. Auf solche Weise kann man es sich auch von den innern Planeten vorstellen.

selbst drehet. In Wahrheit! es ist viel vernünftiger, daß sie selbst diesen Umlauf verrichte, der aufs höchste nur neuntausend Meilen machet *r*). Sie sehen ja wohl, daß neuntausend Meilen, im Absehen auf jene erschreckliche Zahl, nur eine Kleinigkeit sind.

Die Gr. O! die Sonne und die Sterne sind ganz feuriger Natur; die Bewegung kömmt sie nicht schwer an: aber die Erde scheint nicht so leicht von der Stelle zu bringen zu seyn.

Font. Würden Sie wohl glauben, daß ein großes Schiff mit hundert und funfzig Canonen besetzet, und mit dreytausend Mann Soldaten, nebst einer Menge Kaufmannswaaren beladen, leicht von der Stelle zu bringen sey, wenn sie es nicht aus der Erfahrung hätten? Indessen ist nur ein kleines Lüftlein nöthig, dasselbe auf dem Wasser fortzubringen. Denn das Wasser ist flüßig, läßt sich leicht zertheilen, und widersteht also der Bewegung des Schif-

r) Dieses sind französische Meilen. Die gemeinen Meilen in Frankreich halten zweytausend vierhundert geometrische Schritte. Eine gemeine deutsche hingegen hält fünftausend geometrische Schritte: folglich würde die obige Zahl in deutschen Meilen 2635360000000, d. i. zwey Billionen, sechshundert und fünf und dreyßig tausend, dreyhundert und sechzig Millionen, ausmachen. Es müßte also ein Stern, der über dem Aequator steht: in einer Stunde 109806666666, d. i. hundert und neuntausend, achthundert und sechs Millionen, sechshundert und sechs und sechzig tausend, sechshundert und sechs und sechzig Meilen; in einer Minute aber 1830111111, das ist, tausend, achthundert und dreyßig Millionen, einhundert und eilf tausend, einhundert und eilf Meilen; endlich in einem einzigen Pulsschlage, oder einer Secunde 30501851, das ist, dreyßig Millionen, fünfhundert und eintausend, achthundert und ein und funfzig Meilen laufen müssen. Wer kann sich eine solche schnelle und unbegreifliche Bewegung dieser großen Himmelskörper vorstellen? Die Erde darf auf ihrem Kreise, nach der Rechnung unsers Herrn Fontenelle, in vier und zwanzig Stunden nur neuntausend französische, das ist, viertausend dreyhundert und zwanzig deutsche Meilen, zurücke legen: welches auf eine Stunde nicht mehr, als hun-

Schiffes sehr wenig. Oder wenn das Schiff mitten auf einem Strome ist, so wird es ohne alle Mühe dem ablaufenden Wasser folgen, weil es durch nichts zurück gehalten wird. Gleichergestalt kann auch die Erde, so groß und schwer sie ist, mitten in der Himmelluft leicht getragen werden: angesehen dieselbe weit dünner und flüßiger ist, als das Wasser, und den ganzen Raum erfüllet, darinnen die Planeten schwimmen. Und wo sollte wohl die Erde angeklammert werden, um der Bewegung dieser himmlischen Materie widerstehen zu können, und sich nicht von derselben wegtragen zu lassen? Es ist eben so, als wenn eine kleine hölzerne Kugel dem Strome eines Flusses, darauf sie schwimmt, nicht folgen sollte s).

Die Gr. Allein, wie erhält sich denn die Erde mit allem ihrem Gewichte auf dieser Himmelluft: welche doch ziemlich leicht seyn muß, da sie sehr flüßig ist?

hundert und achtzig; auf eine Minute nur drey, und auf einen Pulsschlag nur den zwanzigsten Theil von einer deutschen Meile beträgt. Ich weis, daß diese Bewegung manchem noch groß vorkommen wird: allein sie ist gegen die erste wie nichts zu rechnen; und doch kann durch dieselbe alle die unbegreifliche Geschwindigkeit des ganzen Firmamentes ersparet werden. Erinnert man sich nun dessen, was oben von der Sparsamkeit der Natur, auch im Absehen auf die Bewegung, als die eine Gattung ihrer Unkosten ist, bemerket worden; so ist kein Zweifel mehr übrig, daß sie nicht das copernikanische System dem ptolemäischen unendlich weit sollte vorgezogen haben.

s) Dieser Einwurf ist gut, das tychonische Weltgebäude umzustoßen. Nach demselben sollen zwar alle übrige Planeten, welche unter und über der Erde stehen, um die Sonne gedrehet werden: nur das einzige Erdenkügelein soll mitten in diesem Strome der Himmelluft, der gleichwohl die gewaltigen Kugeln des Jupiters und Saturns mit sich reißt, ganz unbeweglich stille stehen, und gleichsam vor Anker liegen. Natürlicher Weise wäre dieses nicht nöthig: Gott müßte es denn durch ein unaufhörliches Wunder bewerkstelligen. Herr Fontenelle wird der Gräfinn auch von dieser tychonischen Weltordnung bald Nachricht geben.

Font. Das folget nicht, daß das, was flüßig ist, deswegen leichter seyn müsse. Was sagen Sie von unserm großen Schiffe, welches, bey aller seiner Schwere, dennoch leichter ist, als das Wasser, weil es auf demselben schwimmt.

Die Gr. (gleichsam als im Zorne). Ich sage Ihnen kein Wort mehr; so lange Sie ihr großes Schiff haben werden!

Font. Gut, wir wollen sie von vier Elephanten tragen lassen, wie die Indianer thun.

Die Gr. Seht doch da, ein neues System! Zum wenigsten lobe ich diese Leute, daß sie für ihre Sicherheit gesorget, und einen guten Grund geleget haben: an statt, daß wir Copernikaner so unbedachtsam sind, und in dieser himmlischen Materie, auf ein gerathe wohl, so hinschwimmen wollen. Ich wette, wüßten die Indianer, daß die Erde nur im geringsten in Gefahr wäre, sich zu bewegen, sie würden die Zahl ihrer Elephanten unfehlbar verdoppeln.

Font. Das möchte schon der Mühe werth seyn. Um sicher schlafen zu können, muß man die Elephanten nicht sparen. Und dafern Ew. Gn. diese Nacht etliche nöthig haben: so wollen wir in unser System so viele setzen, als Ihnen belieben wird. Hernach wollen wir sie allmählich wieder abschaffen, wenn Sie nämlich nach und nach werden herzhafter geworden seyn.

Die Gr. Im Ernste, ich glaube, daß ich derselben voritzo nicht benöthiget bin, und habe schon Herz genug, mich um die Sonne drehen zu lassen.

Font. Sie werden es noch viel weiter bringen: Sie werden mit Vergnügen diesen Umlauf thun, und sich über dieses

(*) Herr von Fotenelle hat sich hier ein wenig geirret. Wie er die Umdrehung der Erde sich vorstellet, so müßte sie von Morgen gegen Abend gehen: so daß dem in der Luft schwebenden Zuschauer erst die Christen in Europa, sodann Türken, Perser, Chineser, erschienen. Allein es ist gerade das Gegentheil. Er hätte von Franzosen auf Spanier, Portugiesen, Americaner, sodann

dieses System die angenehmsten Vorstellungen machen. Zum Exempel, bisweilen stelle ich mir vor, daß ich in die Luft erhoben bin, und ganz unbeweglich hängen bleibe: da sich indessen die Erdkugel unter mir in vier und zwanzig Stunden umdrehet. Ich sehe vor meinen Augen alle die verschiedenen Gesichter vorbeystreichen; weiße, schwarze, schwärzliche, olivenfarbne. Erst sehe ich Hüte, hernach türkische Binden, sodann krause Köpfe, endlich abgeschorne Hirnschalen. Bald Städte mit Glockenthürmen, bald Städte mit langen Spitzen, darauf halbe Monden stehen, bald Städte mit Porcellanthürmen (*), bald große Länder, darinnen nur kleine Hütten sind. Hier weite Meere, dort schreckliche Wüsteneyen: mit einem Worte, alle diese unendliche Mannigfaltigkeit, die auf der Oberfläche der Erden ist.

Die Gr. Wahrhaftig, es wäre schon werth, daß man sich vier und zwanzig Stunden Zeit nähme, das alles zu sehen. So kommen dann an denselben Ort, wo wir sind, aber ich meyne in der Luft, und nicht in dem Garten, allezeit andere Völker, unsre Stelle zu bekleiden? und in vier und zwanzig Stunden kommen wir wieder zurück?

Font. Copernikus selbst könnte dieses nicht besser verstehen, als Sie, gn. Frau. Itzo gehen vieleicht Engelländer durch, die von einem gewissen politischen Vorhaben mit geringerer Belustigung rathschlagen, als wir von unsrer Philosophie reden (**). Alsofort kömmt ein großes Meer, und da wird sich an ihrer Stelle ein Schiff finden, welches lange nicht so vergnügt seyn wird, als wir. Hernach werden die Iroqueser erscheinen, welche etwa einen Kriegsge-

dann erst auf Chineser, Perser, Türken u. s. w. kommen sollen. Allein solche Versehen können den gelehrtesten Leuten begegnen: und nur naseweise Splitterrichter mutzen ihnen dergleichen auf.

(**) Hier hat Hr. von Fontenelle die Ordnung der vorübergehenden Länder und Meere richtiger beobachtet: ausgenommen, daß er die Engländer nach den Parisern in derselben Breite durch den Meridian gehen läßt: welches nicht möglich ist.

fangenen lebendig verzehren, der sich dabey anstellet, als wenn er es nicht achtete. Dann Weiber aus Jesso, die alle ihre Zeit damit zubringen, daß sie ihren Männern das Abendmahl anrichten, und ihre Lippen und Augenbraunen blau färben; um den nichtswürdigsten Leuten von der Welt zu gefallen. Tartarn, welche mit großer Andacht nach ihrem hohen Priester wallfahrten; der niemals aus einem dunkeln Orte heraus kömmt, welcher mit Lampen erleuchtet wird, bey deren Glanz man ihn anbethet. Schöne Circasserinnen, die nicht viel Wesens machen, dem ersten dem besten alles zu erlauben; außer was sie ihren Männern allein schuldig zu seyn glauben. Kleine Tartarn, welche für die Türken und Persianer Weiber rauben. Endlich wir selbst, die wir vieleicht noch von unsern Phantasien schwatzen würden.

Die Gr. Es ist recht lustig, sich alles das einzubilden: allein, wenn ich dieses von oben ansehen möchte, so wollte

t) Der Herr von Fontenelle setzet die Höhe der Luft ziemlich groß. Andre Naturkündiger halten sie eine, oder höchstens anderthalb deutsche Meilen hoch. So viel ist gewiß, daß sie auf den sehr hohen Bergen, die doch keine völlige Meile hoch sind, schon so zart und dünne wird, daß man nicht mehr Athem holen kann, sondern sich einen feuchten Schwamm vor die Nase halten muß, wenn man nicht ersticken will. Wie sie sich aber allmählich verdünnet, je höher sie kömmt; so kann man nicht eigentlich sagen, wo sie ganz und gar aufhöret. Sie ist auch nicht allezeit gleich hoch. Z. E. in den Ländern, wo es Sommer ist, erstrecket sie sich weit höher, als da, wo es Winter ist. Die Sonnenwärme machet sie sehr dünne, darum breitet sie sich davon sehr aus, und nimmt einen weit größern Platz ein, als wenn sie kalt ist. Eben so muß sie des Nachts allezeit niedriger seyn, als bey Tage.

u) Aus diesem Grunde lassen sich etliche andere Einwürfe beantworten, die sonst wider die Umdrehung der Erde vorgebracht werden. Man saget nämlich, ein Stein, der von einem Thurme herabgeworfen wird, würde nicht an dem Fuße desselben auf die Erde sinken, sondern weit gegen Abend zurücke fallen; indem sich nämlich der Thurm mit der Erde eine gute Strecke gegen Morgen fortgemachet haben würde;

wollte ich mir auch die Freyheit wünschen, die Bewegung der Erde entweder zu beschleunigen oder aufzuhalten; nachdem mir die Sachen entweder mehr oder weniger gefallen möchten: und ich versichere sie, daß ich diejenigen, die sich um Staatssachen bekümmern, oder ihre Feinde auffressen, geschwinde genug vorbeydrehen wollte. Es giebt andre, nach welchen ich weit neugieriger seyn würde. Zum Exempel, nach den circassischen Schönen, die eine so besondre Gewohnheit haben. Aber es fällt mir eine ernsthaftere Schwierigkeit ein.

Wenn die Erde sich umdrehet, verändern wir denn alle Augenblick die Luft, und athmen wir allezeit in einem andern Lande?

Font. Ganz und gar nicht, gn. Frau. Die Luft, so die Erde umgiebt, erstreckt sich nur bis zu einer gewissen Höhe, vieleicht zwanzig französische Meilen hoch *t*). Sie folget uns aber allezeit nach, und drehet sich mit herum *u*).

 Sie

de; indessen daß der Stein im Fallen begriffen gewesen. Gleichergestalt, sagen sie, würde ein Schütz, der gegen Mittag nach dem Ziele schösse, allezeit fehl schießen. Denn ehe die Kugel an dem Ziele anlangte, würde dasselbe schon etwas gegen Morgen gerücket seyn. Ferner wenn man ein Geschoß gegen Abend lösen würde, so müßte die Kugel doppelt so weit fliegen, als itzo geschieht: wäre es aber gegen Sonnenaufgang gestellet; so würde die Kugel entweder gar wenig vorwärts, oder gar rückwärts hinter dem Schützen niederfallen, u. d. m. Alle diese Einwürfe fallen weg, wenn man bedenket, daß die Erde nicht allein, sondern auch die Luft zugleich mit ihr von Abend gegen Morgen umgedrehet wird. Daher kömmt es, daß auch die in der Luft schwebenden Körper diese allgemeine Bewegung behalten, und doch ihrer besondern Richtung nach, ost- und westwärts, nach Süden oder Norden gehen können. Man kann dieses auch auf eine andre Art widerlegen. Wenn ein Schiff mit vollem Winde segelt, und man vom Mastbaume einen Stein herunter wirft: so sollte man wohl denken, derselbe würde nicht ins Schiff, sondern weit hinter dem Schiffe ins Wasser fallen: und doch fällt er ganz dicht an dem Mastbaume herunter. Wenn zween Schiffende, der eine im Vordertheile, der andere

Sie haben wohl bisweilen das Gespinst eines Seidenwurms gesehen, oder den kleinen Ball, den dieses Thier mit solcher Kunst verfertiget, um sich darinnen zu verschließen. Dieser ist von sehr dichter Seide, aber mit einer sehr leichten und lockern Flockseide umgeben. So ist auch die Erde, die an sich fest genug ist, von ihrer Oberfläche an, bis etwa zwanzig französische Meilen hoch, mit einer Art von solcher Flockseide umgeben, nämlich mit der Luft; und der ganze Ball des Seidenwurms drehet sich zugleich herum. Ueber der Luft ist die himmlische Materie, welche ungleich kleiner, dünner und beweglicher ist, als sie.

Die Gr. Sie stellen mir die Erde unter sehr verächtlichen Bildern vor. Indessen werden auf diesem Seidenballe so viel große Dinge gethan, solche Kriege geführet; und es herrschet auf demselben so viel Unruhe.

Font.

andere im Hintertheile des Schiffes säßen, und sich im währenden Laufe des Schiffes einen Ball zuwürfen: so müßte, nach der Meynung unsrer Widersacher, dieser Ball den im Vordertheile sitzenden niemals erreichen; hingegen dem im Hintertheile befindlichen weit über den Kopf und ins Wasser fliegen. Und doch geschieht keines von beyden. Der Ball fliegt im Segeln des Schiffes nicht anders, als auf dem festen Lande. Wie die Natur der zusammengesetzten Bewegungen dieses alles so erfodere, ist viel zu weitläuftig, als daß es sich hier zeigen ließe.

x) Ich weis nicht, warum Herr von Fontenelle nicht einige solche Merkmaale von der Umdrehung der Erdkugel anführen wollen? Die Naturverständigen haben sonst bemerket, daß der beständige Morgenwind, der zwischen den beyden Wendezirkeln, oder auf dem heißen Erdstriche unsrer Kugel, Jahr aus Jahr ein wehet, nirgends anders herkomme, als von der unaufhörlichen Umdrehung der Erden von Abend gegen Morgen. Denn weil die Luft als ein flüßiges Wesen ihrer schnellen Bewegung nicht ganz folgen kann: so bleibt sie ein wenig zurück, und daher entsteht ein Ostwind. Man bemerket dieses, wenn man stark geht, fährt, oder reitet, daß in der stillesten Witterung uns ein Wind entge-

Font. Ja, und in währender Zeit bekümmert sich die Natur um alle diese besondre Bewegungen nicht; sondern trägt uns alle mit einander, in einer allgemeinen Bewegung, fort, und spielet gleichsam mit diesem kleinen Kügelchen.

Die Gr. Es kömmt mir recht lächerlich vor, auf einem Dinge zu wohnen, welches sich umdrehet; und sich doch so viel zu quälen! Aber das ist nur schlimm, daß man noch nicht recht versichert ist, daß man sich umdrehet. Denn damit ich Ihnen nichts verhalte, alle Ihre Vorsicht, wodurch Sie es verhindern wollen, daß man die Bewegung der Erden nicht merken soll, ist mir verdächtig. Sollte es wohl möglich seyn, daß sie kein einziges empfindliches Merkmaal übrig gelassen hätte, dabey man es wahrnehmen könnte x)?

entgegen zu kommen scheint, eben aus der Gegend, dahin wir uns bewegen. Es muß aber dieser Wind nur zwischen den Wendezirkeln der Erdkugel gemerket werden: weil die Erde daselbst am dickesten ist, und ein Punkt auf ihrer Fläche, im Umdrehen einen weit größern Zirkel machet, als ein andrer diesseits oder jenseits des heißen Erdgürtels, in den gemäßigten Welttheilen. Hernach hat Hugenius, in seinem Cosmotheoros oder seiner Weltbetrachtung, einen noch stärkern Beweis. Der kleine Stern, der dem Nordpole am nächsten steht, beschreibt in vier und zwanzig Stunden um den Pol einen kleinen Zirkel, dessen Umfang von dem Mittelpunkte nur zwey Grade und ein Drittel entfernet ist. Vor tausend achthundert und funfzig Jahren aber, zu Zeiten des Hipparchus, eines großen Sternsehers, hat dieser äußerste Stern, im Schweife des kleinen Bären, zwölf Grade und vier und zwanzig Minuten abgestanden. Ja nach astronomischen Rechnungen wird er in etlichen tausend Jahren wieder bis fünf und vierzig Grade von dem Pole abweichen, endlich aber in fünf und zwanzig tausend Jahren wieder an die Stelle kommen, wo er itzo steht. Drehete sich nun das ganze Firmament in die Runde; so müßte es allezeit um eine neue Axe laufen: welches

Font. Die allernatürlichsten und ordentlichsten Bewegungen sind die allerunmerklichsten: dieß ist so gar in der Sittenlehre gewiß. Die Bewegung der Eigenliebe ist uns so natürlich, daß wir sie oftmals nicht empfinden, und uns einbilden, daß wir aus andern Gründen handelten.

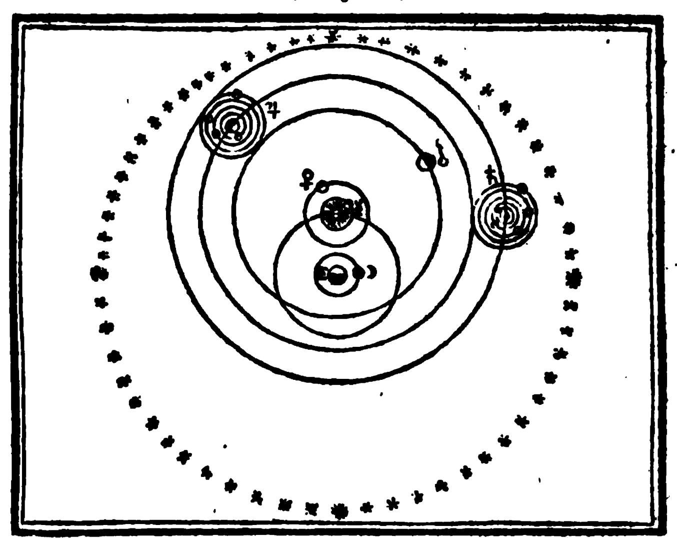
Die Gr. Ach! Sie fangen in der Naturlehre an zu moralisiren: das schicket sich nicht, lasset uns zurücke gehen: genug fürs erstemal y). Morgen wollen wir uns wieder hier einfinden; Sie mit ihren Weltordnungen, und ich mit meiner Unwissenheit.

Indem wir nun zum Schlosse zurücke giengen, sagte ich ihr, um die ganze Materie zu erschöpfen: daß man noch ein ander System hätte, welches Tycho Brahe erfunden, der durchaus haben wollen, daß die Erde stille stehen solle: weswegen er sie auch in die Mitte gesetzet, und die Sonne um sie her laufen lassen, um welche dennoch alle andre Planeten sich dreheten; weil er gleichwohl, nach so vielen

welches ungereimt ist. Aber nach dem copernikanischen Weltgebäude ist nichts natürlicher als dieses: wenn die Erde nämlich ihre beyde Pole im Umlaufe jährlich nach andern himmlischen Punkten kehret, und in vieler Zeit wieder in ihren alten Stand kömmt. Sonst haben auch einige, z. E. Horrebov im triumphirenden Copernicus, bemerket: daß ein gewisser Fixstern, der zu einer Jahreszeit, z. E. im Sommer, rund aussieht, zu einer andern, als im Winter, gleichsam länglich oder gar zwiefach erscheint. Hieraus schließt man, daß dieses zwey Sterne seyn, davon einer hinter dem andern steht; und nur alsdann von uns gesehen werden kann, wenn die Erde auf der andern Seite ihres jährlichen Kreises begriffen ist. Doch hieran haben andere Sternkündige noch zweifeln wollen.

y) Allerdings hat Tycho Brahe, der ein dänischer von Adel und großer Astronomus war, dieses System nur deswegen erdacht, damit diejenigen, so dafür halten, daß das Copernikanische der heiligen Schrift zuwider sey, doch noch eine Ausflucht

vielen neuen Entdeckungen, kein Mittel erdenken können, dieselben um die Erde laufen zu lassen.



Aber die Gräfinn, welche ein Ding hurtig und lebhaft fassen kann, urtheilete sogleich: daß er gar zu große Lust gehabt

sucht hätten, den Stillestand der Erden zu vertheidigen. Sie können zum wenigsten sagen: Daß die Erde, ungeachtet aller neuen Beobachtungen, von dem Laufe aller übrigen Planeten um die Sonne, dennoch stille stehen könne: obgleich sie solches mit keinem einzigen Beweise wahrscheinlich machen können. Denn wer kann sichs einbilden, daß die Sonne so viele, so große und so weit entlegene Planeten, als die fünf übrigen sind, um ihren Mittelpunkt drehe, und gleichsam in einem gewaltigen Strome von Himmelluft mit sich herumreiße; die Erde aber, das kleine Kügelein allein, mitten in diesem Strome ganz unbeweglich, und ankerfest liegen solle? Natürlicher Weise kann dieses eben so wenig geschehen, als ein Apfel auf einem schnellen Strome, der große Schiffe wegträgt, stille stehen, und nicht wegschwimmen kann. Der wunderbaren Verwirrungen zu geschweigen, die alsdann in den Laufkreisen der innern und äußern Planeten sich drängen müßten; wenn sie zwar um die Sonne, aber doch auch zugleich mit ihr um die Erde laufen sollten.

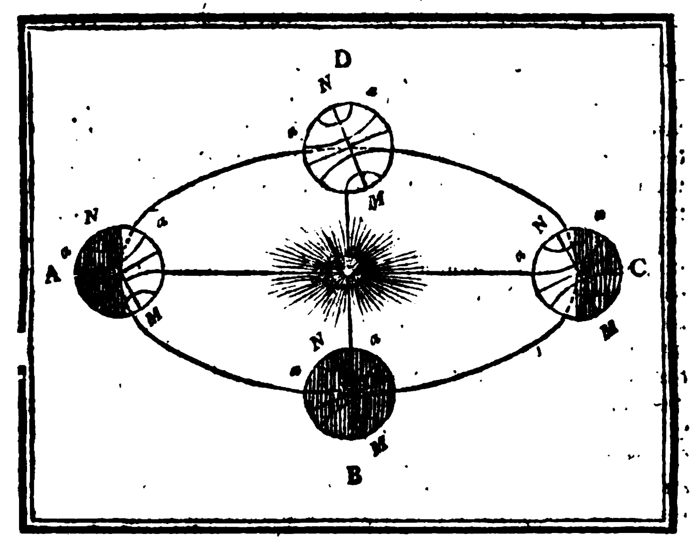
habt habe, die Erde von der Umdrehung der Sonne zu befreyen z): da man doch so viel andre große Körper davon nicht ausnehmen könnte; ja daß die Sonne nicht so geschickt wäre, um die Erde zu laufen, nachdem alle Planeten um sie her liefen: daß ferner dieses System zu nichts dienen könnte, als die Bewegung der Erde nur alsdann zu vertheidigen, wann man sich solches recht vorgenommen hätte;

z) Was ist doch einfacher und natürlicher, als dieß System? Der große brennende Körper liegt in der Mitte stille; die kleinen dunkeln Kugeln drehen sich um denselben, und erwärmen sich an diesem seinem Feuer. Die Sonne drehet sich mit großer Geschwindigkeit um ihre Achse: dadurch geräth die umstehende Luft in einen behenden Kreislauf. Die Planetenkugeln schwimmen in derselben, und müssen also dieser in die Runde laufenden Himmelluft folgen: und zwar die, so nahe an der Sonne liegen, geschwinder, die entfernten langsamer; weil ihre Luft selber nicht so stark beweget wird, als wenn sie näher an der Sonne läge. Man pflegt sonst auch zum Scherze zu fragen: ob es natürlicher sey, daß man, ein Huhn zu braten, dasselbe stille halte; und das Feuer, den Heerd, die Küche, ja das ganze Haus, geschwinde um dasselbe herum drehe: oder daß man alles dieses ruhig lasse, und das Huhn, so der Hitze des Feuers bedarf, nach und nach umwende, und auf allen Seiten dem Feuer zukehre? Die Deutung ist leicht zu machen. Die Erde bedarf der Sonnenwärme; gleichwie das Huhn der Hitze des Feuers. Ptolemäus mit seinen Anhängern, und Tycho sagen, das ganze Firmament, oder die Küche laufe herum: Copernikus aber steckt das Huhn an einen Bratspieß, und dreht selbiges, oder vielmehr die Erde, alle vier und zwanzig Stunden um sich selbst. Nun urtheile man nach Belieben, wer den kürzesten Weg gegangen, oder die leichtesten Mittel getroffen habe?

(*) Herr Fontenelle saget der Gräfinn nur die leichtesten Dinge von der copernikanischen Weltordnung; und verschweigt dasjenige, was gar zu viel Nachdenken erfodert hätte. Dahin gehöret die Frage: wie es denn komme, daß durch den Umlauf der Erde um die Sonne, die Abwechselung der vier Jahreszeiten bey uns entstehe? Weil ich nun bemerket, daß auch vielen Unstudierten dieser Zweifel eingefallen, wenn sie dieses gelesen; und wohl gar gedacht, daß dieser Einwurf wohl nicht müsse gehoben werden können; widrigen-

hätte; aber gar nicht geschickt sey, einen davon zu überführen. Endlich war beschlossen, daß wir uns an das Copernikanische halten wollten, welches weit einträchtiger und lustiger, auch mit keinen Vorurtheilen vermischet wäre. Man sieht auch in der That, daß die Einfalt, wodurch es uns einnimmt, und sein kühnes Wesen, uns ein grosses Vergnügen erwecket (*).

genfalls man ihn wohl würde berühret haben: so will ich darauf so kurz und so deutlich, als es sich thun läßt, antworten.



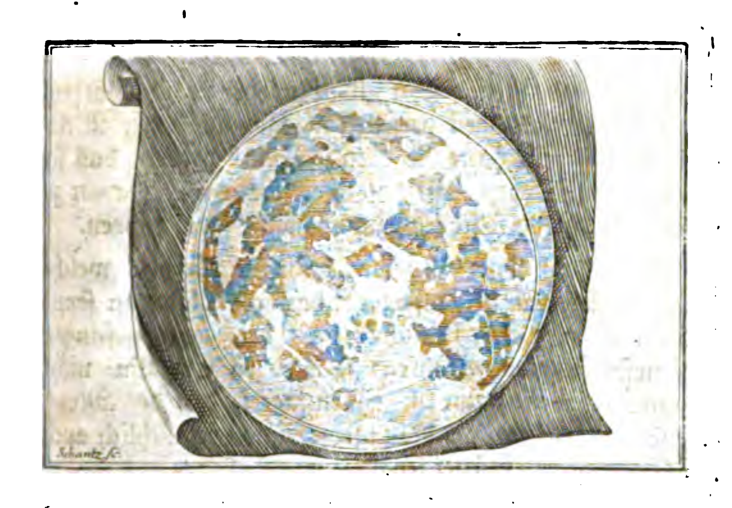
Man setze, die mittelste Kugel sey die Sonne, die andre Kugel aber die Erde, welche auf ihrem Kreise an vier verschiedenen Orten vorgestellet ist, um die vier Jahreszeiten zu zeigen. Die Linie, so queer durch die Sonne geht, und um welche sich dieselbe wälzet, heißt ihre Achse. Eben so nennet man die Linie, so durch die Erde gezogen ist, und um welche sich dieselbe alle vier und zwanzig Stunden einmal drehet. Wie man sieht, so haben diese beyde Achsen nicht einerley Richtung: denn die Achse der Erden geht etwas schief, und zielet nach einer andern Himmelsgegend, als die Achse der Sonne. Und von dieser schiefen Neigung der Erdenachse gegen die Sonnenachse entsteht der Unterschied der vier Jahreszeiten. Man kann sich alle Sonnenstralen als gerade

Linien

Linien vorstellen, die aus der Sonne auf die Erde gezogen sind: und die Erfahrung hat gelehret, daß ihre Hitze weit stärker wirket, wenn sie senkrecht auf eine Fläche fallen, so wie z. E. ein am Faden hangendes Bleygewicht auf einem Tische hängt; als wenn sie nur schräge auf eine Fläche schießen. Man muß aus der Geographie wissen, daß die Erde zween Pole hat, das ist, zwey Punkte, wo die Achse oben und unten heraus geht. Der oberste *N* soll dießmal der Nordpol, der unterste aber *M* der Südpol heißen. Gesetzt nun, die Erde stünde in *A*, und wir Europäer wohnten zwischen den zween kleinen Zirkeln auf der Erdkugel, wo *a a* stehet: so begreift ein jeder, der die Figur ansieht, daß die Sonnenstralen ziemlich gerade auf unsre Erdfläche *a* fallen: und folglich ist es warm bey uns; das ist, wir haben Sommer. Gesetzt, die Erde rückt in dreyen Monaten auf ihrem Kreise bis *B*; so werden die Sonnenstralen bey *aa* schon weit schräger, als vorhin in *A*, denn der Nordpol hat sich nicht mehr gerade nach der Sonne, sondern seitenwärts weggekehret. Darum wird es alsdann viel kälter bey uns; das ist, wir haben Herbst. Gesetzt, die Erde läuft in den folgenden drey Monaten aus *B* in *C*; da steht nun vollends der Nordpol der Erde ganz von der Sonne abgekehret: die Länder zwischen den Linien *a a* bekommen sehr schräge einfallende Sonnenstralen, welche wenig Wärme verursachen, und wir haben also Winter; bis die Erde allmählich wieder in *D* rücket, da sich der Nordpol wieder nach und nach der Sonne nähert; so daß die Stralen immer etwas gerader auf unsre Fläche zu fallen anfangen, und uns also den Frühling verursachen. Ich zweifle, ob mich in dieser Erklärung alle meine Leser verstehen werden. Ich zweifle aber auch, ob man durch eine bloße Figur, und in so wenigen Worten, was deutlichers davon sagen könne. In Körpern läßt sichs augenscheinlicher zeigen: wenn man irgend einen Apfel gehörigermaßen um ein brennendes Licht zu führen weis. Auf der leidenischen Bibliothek in Holland steht eine Maschine, die das ganze copernikanische Systema mit allen Bewegungen der Planeten, durch ein Uhrwerk getrieben, vorstellet, und von einem Frauenzimmer dahin geschenket worden. NB. Wir wollen dieselbe am Ende in einer Figur vorstellig machen. Aber weit deutlicher erkläret solches alles diejenige Maschine, die Herr Endersch in Elbing, den copernikanischen Weltbau zu erklären, erfunden hat.



Der



Der zweyte Abend.

Daß der Mond ein bewohntes Land sey.

So bald man des andern Tages frühe in die Zimmer der Gräfinn kommen konnte, ließ ich mich ihres Zustandes wegen erkundigen, und sie befragen: ob sie auch im Umdrehen der Erdkugel wohl geruhet hätte? Sie ließ mir antworten; sie wäre den Umlauf der Erde schon gewohnet, und habe die Nacht über so sanft geschlafen, als **Copernikus** selbst. Bald darauf bekam sie einen Besuch von Fremden; welche, nach der verdrüßlichen Gewohnheit, die auf dem Lande herrschet, bis auf den Abend bey ihr blieben. Man mußte ihnen auch dafür noch verbunden seyn: denn als Landleute hätten sie das Recht gehabt, ihren Besuch bis auf den folgenden Tag zu verlängern, wenn es ihnen beliebet hätte: aber sie waren so bescheiden, solches nicht zu thun. Also war ich mit der Gräfinn

sinn des Abends frey. Wir gingen wieder in den Garten, und die Unterredungen verfielen alsbald auf unsre Weltordnungen. Sie hatte dieselben so wohl begriffen, daß sie sich nicht die Mühe nehmen mochte, noch einmal davon zu reden: derowegen sollte ich sie auf etwas Neues führen.

Ganz gut, sagte ich: weil denn die Sonne, welche itzund unbeweglich ist, aufgehöret hat, ein Planet zu seyn; und die Erde, welche sich um dieselbe beweget, angefangen hat, diesen Namen zu führen: so wird es Eu. Gn. nicht Wunder nehmen, wenn ich Ihnen sage; daß der Mond eine solche Erde sey, als die unsrige, und vermuthlich auch mit Einwohnern besetzet sey.

Die Gr. Indessen habe ich doch von der Bewohnung des Mondes niemals anders, als von einer Thorheit und Phantasey reden gehöret.

Font. Vieleicht ist es auch nichts anders *a*). In dergleichen Dingen schlage ich mich zu keiner Partey; so wie

a) Herr Fontenelle giebt die Bewohnung des Mondes noch für keine gewisse Wahrheit aus. Daran thut er sehr wohl. Man muß das Wahrscheinliche nicht mit demjenigen vermischen, was vollkommen erwiesen werden kann. Man muß auch keinem eine Meynung aufdringen. Die Natur des Verstandes ist einem solchen Zwange zuwider, und sperret sich desto heftiger dagegen: wenn er merket, daß man den Beyfall von ihm erzwingen will. Läßt man ihm hingegen seine Freyheit, und eröffnet ihm die Gründe, worauf eine Wahrheit beruhet, so ist er weit williger, dieselbe anzunehmen. So muß man es auch bey der vorhabenden Materie machen. Wem es nicht wahrscheinlich bedünket, daß der Mond gar wohl eine bewohnte Weltkugel seyn könne; der sey so gut, und glaube es nicht: er halte diese Meynung für einen süßen Traum und für ein Mährlein. Man nöthiget ihn nicht, dieses für ein Evangelium zu halten. Doch bin ich versichert, daß diejenigen, so geschickt sind, das folgende zu überlegen und zu verstehen, dieses zum wenigsten für etwas Mögliches und Wahrscheinliches halten werden.

b) Hier wird der Beweis von der Bewohnung der Planeten von dem Monden angefangen, als

wie man in bürgerlichen Kriegen zu thun pflegt, und die Ungewißheit des Ausganges machet, daß man allezeit auch mit der Gegenpartey ein Verständniß beybehält, und selbst mit den Feinden glimpflich umgeht. Denn ob ich gleich glaube, daß der Mond bewohnt sey; so lebe ich doch mit allen denen, die es nicht glauben, ganz höflich, und halte mich allezeit fertig, mit Ehren auf ihre Seite treten zu können, wenn sie etwa die Oberhand bekommen möchten. Aber ehe dieselben noch einen ansehnlichen Vortheil über uns erhalten, so hören Sie einmal, was mich auf die Seite der Einwohner des Mondes geneiget hat *b*).

Wir wollen setzen, daß niemals zwischen Paris und St. Denis einige Gemeinschaft gewesen wäre; und daß ein parisischer Bürger, der niemals aus seiner Stadt gekommen, auf dem Kirchthurme unsrer lieben Frauen, von ferne das Städtchen St. Denis erblickete. Man wird ihn fragen, ob er wohl glaube, daß St. Denis sowohl, als Paris bewohnt sey? Er wird ihnen kühnlich antworten: Nein!

als welcher uns am nächsten steht; ja dessen Bewohnung so wahrscheinlich ist, daß auch Xenophanes, ein alter Weltweiser, sie schon geglaubet hat. Indessen hat doch Hugen, ein eifriger Verfechter der Lehre von vielen Welten, dafür gehalten: Es sey weit leichter, von den andern Hauptplaneten, als von dem Monde erweislich zu machen, daß sie bewohnt seyn. Er saget: von den Hauptplaneten ist es leicht zu schließen, wie sie beschaffen sind: denn selbst unsre Erde gehöret unter ihre Zahl. Ist diese nun bevölkert, wie wir gewiß versichert sind: so ist kein Zweifel, daß die übrigen nicht auch besetzt seyn sollten. Aber von dem Monde wäre es ganz ein ander Ding. Er wäre nur ein Nebenplanet, so wie die Trabanten Jupiters und Saturnus. Wir wären aber niemals auf einem solchen Nebenplaneten gewesen, hätten auch seine Beschaffenheit so genau nicht betrachtet, als unsrer Erdkugel, eines Hauptplaneten. Allein dieser und anderer Schwierigkeiten ungeachtet, glaubet er endlich doch, daß der Mond bewohnt sey. Nun kann es uns gleich viel gelten, ob wir von den andern Planeten auf den Mond; oder von dem Monde auf die übrigen Planeten einen Schluß machen: genug, daß keiner von allen ganz leer bleiben wird.

Nein! denn, wird er sagen, die Einwohner der Stadt Paris kann ich sehen; aber die von St. Denis sehe ich nicht, und man hat von ihnen niemals etwas gehöret. Es wird ihm jemand vorstellen: daß man die Einwohner zu St. Denis von dem Thurme unsrer lieben Frauen freylich nicht sehen könne; aber daß die Entfernung daran Schuld habe: daß gleichwohl alles, was man von St. Denis sieht, der Stadt Paris sehr ähnlich sey: daß es Glockenthürme, Häuser und Mauern habe, und dergestalt auch gar leicht bewohnt seyn könne, wie Paris. Alles das wird meinen Bürger nicht bewegen, seine Meynung zu ändern. Er wird immer hartnäckigter vertheidigen: St. Denis sey nicht bewohnt; weil er keinen Menschen darinnen sehen könne. Unser St. Denis ist der Mond, und ein jeder von uns ist diesem parisischen Bürger gleich, der niemals aus seiner Stadt gekommen ist.

Die Gr. Ach! sie thun uns sehr unrecht. Wir sind nicht solche Narren, als Ihr Bürger ist. Er sieht ja wohl, daß St. Denis der Stadt Paris ganz ähnlich ist; und er muß allen Witz verlohren haben, wenn er glaubet, daß es nicht bewohnt sey. Aber der Mond ist der Erden ganz und gar nicht ähnlich.

Font. Nehmen Sie sich in acht, gn. Frau: denn wenn irgend der Mond der Erde in allen Stücken gleich wäre; so würden Sie ja genöthiget seyn zu glauben, daß der Mond bewohnt sey?

Die Gr. Ich gestehe es, man würde es nicht ändern können; und ich sehe schon, daß sie so ernsthaft dabey aussehen, daß mir ganz bange dabey wird. Die zwo Bewegun-

c) Insgemein glaubt man wohl, daß ein glattpolirter Spiegel, und alles, was ihm ähnlich ist, das Licht und die Sonnenstralen zurück werfen könne: allein von andern Körpern, die eine rauhe Oberfläche haben, kann man sichs nicht einbilden. Man glaubet deswegen, der Mond sey gleichsam einer glatten

wegungen der Erde, daran ich niemals würde gedacht haben, machen mich in allen übrigen Dingen furchtsam. Aber wäre es wohl möglich, daß die Erde leuchten könnte, wie der Mond? Denn das ist zur völligen Gleichheit nöthig.

Font. Ach! gn. Frau! das leuchten ist keine so große Sache, als Sie wohl denken. Nur an der einzigen Sonne ist dieses eine sonderbare Eigenschaft. Sie hat, vermöge ihrer besondern Natur, ein eigenes Licht: aber die Planeten leuchten nur deswegen, weil sie von ihr erleuchtet werden. Sie schießt ihr Licht bis auf den Mond: der Mond schickt uns dasselbe zurücke; und die Erde muß ihm gleichfalls das Sonnenlicht zuschicken. Von der Erde bis zum Monde ist der Weg nicht weiter, als von dem Monde bis zur Erde.

Die Gr. Aber, ist denn die Erde eben so geschickt, das Sonnenlicht zurück zu werfen, als der Mond?

Font. Sie streiten allezeit für den Mond, und haben eine gewisse Hochachtung gegen ihn, davon Sie sich nicht losmachen können. Das Licht besteht aus gewissen kleinen Kügelchen, welche an alle feste Körper anstoßen, und nach der andern Seite zurück prallen: anstatt, daß sie anderwärts, wo sie geradlinigte Oeffnungen antreffen, quer durch gehen; wie in der Luft und im Glase geschieht. Daß uns also der Mond erleuchtet, das kömmt daher; weil er ein harter und fester Körper ist, der uns diese kleine Kügelchen zurück wirft. Nun werden Sie mir ja nicht in Zweifel ziehen, daß die Erde eben dieselbe Härtigkeit und Festigkeit habe c). Bedenken Sie nunmehr, wie viel das auf sich habe, wenn man an einen vortheilhaften Ort gestellet

ten gläsernen Spiegelkugel ähnlich; und weil die Erde ganz anders aussieht, so könne sie das Sonnenlicht nicht zurücke werfen. Allein man irret sich wider Vermuthen. Es ist wahr, ein ordentliches Bild von der Sonne abzuschildern, dazu gehöret ein polirter Spiegel, die Fläche eines stillen Wassers, oder

stellet ist. Weil der Mond weit von uns ist; so sehen wir ihn für nichts anders, als für einen leuchtenden Körper an, und wissen nicht, daß er ein eben so grobes Wesen ist, als unsre Erde. Im Gegentheile, weil die Erde das Unglück hat, daß sie gar zu nahe von uns angesehen wird: so scheint sie uns ein grober Klump zu seyn, der zu nichts dienet, als den Thieren Futter zu verschaffen; und begreifen nicht, daß sie leuchtet, weil wir uns nicht auf eine gewisse Weite von ihr entfernen können.

Die Gr. So geht es uns denn itzo in diesem Falle eben so, als wenn wir durch das herrliche Ansehen eines höhern Standes, als der unsrige ist, gerühret werden; und nicht sehen, daß wir im Grunde alle einander ähnlich sind.

Font. Es ist alles einerley! Wir wollen von allen Dingen urtheilen, und wir sind allezeit in dem unrechten Gesichtspunkte. Wir wollen uns selbst beurtheilen, und sind uns gar zu nahe: wir wollen andere beurtheilen, und sind gar zu weit davon. Wer zwischen dem Monde und der Erde wäre, der stünde eben an dem Orte, wo er beydes recht sehen könnte. Man müßte nur ein bloßer Zuschauer der Welt, und nicht ein Einwohner derselben seyn.

Die

oder sonst was Glattes. Allein, bloß durch die Zurückwerfung der Sonnenstralen sichtbar zu werden, dazu ist keine glatte Oberfläche vonnöthen. Wäre der Mond so glatt, so würden wir nicht seine ganze Kugel leuchten sehen: sondern die Sonne würde sich in ihm spiegeln, und wir würden sie kaum als einen hellen Punkt in demselben erblicken; den übrigen Mondenkörper aber gar nicht sehen. Man halte des Abends ein brennendes Licht gegen einen flachen oder kugelförmigen Spiegel, so wird man es leicht begreifen. So sollte aber der Mond nicht seyn; und darum mußte er auf seiner Fläche ganz rauh, uneben und höckericht seyn, damit er das Licht nicht nur aus einem Punkte, sondern aus allen seinen Punkten zugleich, zurück werfen möchte. Diese Beschaffenheit hat es auch mit der Erde.

Die Gr. Ich werde mich über das Unrecht, so man der Erde thut, eben so wenig zufrieden geben können, als über die gar zu große Hochachtung gegen den Mond: wofern Sie mich nicht versichern, daß die Leute im Monde ihre Vortheile eben so wenig kennen, als wir die unsrigen; und daß sie unsre Erde für einen Stern ansehen, ohne zu wissen, daß ihre Wohnung eben dergleichen ist.

Font. Dafür will ich Er. Gnaden wohl stehen. Es kömmt Ihnen vor, daß wir den Pflichten eines Sterns richtig genug nachkommen. Es ist wohl wahr: sie sehen uns keinen Kreis um sich beschreiben; aber daran ist nichts gelegen. Hören Sie nur, wie es ist.

Diese Hälfte des Mondes, die schon im Anfange der Welt nach uns gekehret war, ist noch bis auf diese Stunde gegen uns gewendet. Er zeiget uns niemals etwas anders, als eben die Augen, eben den Mund, und das übrige von eben dem Angesichte, welches wir uns, nach Anleitung seiner Flecken, einbilden. Wenn sich seine entgegen gesetzte Hälfte uns auch darstellen möchte, so würden wir ganz andre Flecken sehen, die verschiedentlich gesetzet wären, und diese würden uns auch ganz andere Figuren in den Sinn bringen *d*).

Erde. Ein deutliches Sonnenbild werden die Mondenbürger auf unsrer Erdfläche nicht sehen, aber wohl ein scheinendes Licht. Glänzen doch die Wände in unsern Zimmern, wenn die Sonne daran scheint: sehen doch die Felder und Wiesen ganz hell aus, wenn man von einem Thurme weit hinaus sehen kann: indem die Sonne durch etliche Wolken durchstralet, und nur hier und dar einen gewissen Strich Landes bescheint? Wie helle würde sie nicht aussehen, wenn man sie von weitem, und auf einmal übersehen könnte?

d) Woher es komme, daß der Mond immer dieselbe Hälfte nach der Erde kehre, das ist so leicht nicht zu sagen. Vielleicht ist die eine halbe Kugel desselben von vielen inwendigen Metallen und Felsen so schwer, daß sie sich immer herunterwärts nach

Dieses ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Mond nicht auch um sich selbst gedrehet würde: er drehet sich freylich in eben der Zeit herum, als er um die Erde läuft, das ist eine Monatsfrist. Allein indem er einen Theil dieser Umdrehung um sich selbst verrichtet, und indem z. E. eine Wange dieses vorgegebenen Gesichts sich vor uns verbergen, und etwas anders erscheinen sollte; so hat er zu gleicher Zeit einen eben solchen Theil seines Umlaufs um die Erde vollbracht: so daß er in einem ganz neuen Gesichtspunkte steht, und uns noch eben dieselbe Wange zeiget, als vorhin. Indem also der Mond im Absehen auf die Sonne und andre Gestirne um sich selbst läuft, so läuft er in Ansehung unsrer Erden nicht um sich selbst. Er bildet sich ein, daß es in einer Zeit von funfzehen Tagen, allezeit einmal Morgen und Abend wird: aber die Erde anlangend, so sieht er sie allezeit an demselben Orte des Himmels still stehen. Diese scheinbare Ruhe schicket sich zwar sehr schlecht für einen Körper, der ein Gestirn bedeuten soll: aber sie ist auch nicht ganz vollkommen. Der Mond hat eine gewisse Schwingung, davon sich ein kleiner Streif des Angesichts verbirgt, und ein andrer Streif auf der entgegengesetzten Seite hervorkömmt. Nun versichere ich Sie, daß seine Einwohner niemals unterlassen, diese Erschütterung uns beyzumessen: denn sie bilden sich ein, daß die Erdkugel an dem Himmel die Bewegung einer Unruhe habe, welche sich unaufhörlich hin und her schwingt.

Die Gr. Alle diese Planeten sind uns ganz ähnlich: die wir allezeit dasjenige auf andre schieben, was doch an uns selbst ist. Die Erde saget: ich drehe mich nicht, sondern

nach der Erden senket. Denn da es scheint, daß der Mond auf der um die Erde wirbelnden Himmelluft schwimme; so ist er wie eine hölzerne Kugel zu betrachten, die auf der einen Seite mit Bley begossen ist; und auf einem Strome schwimmend ihre schwere Hälfte niemals in die Höhe kehren wird. Vielleicht ist auch die Halbkugel, so wir niemals sehen, die schwerste; denn wie schwere Körper, z. E. Steine, allezeit mehr Bewegung

dern die Sonne drehet sich. Der Mond spricht: ich schwinge mich nicht, sondern die Erde schwinget sich. Der Irrthum herrschet überall.

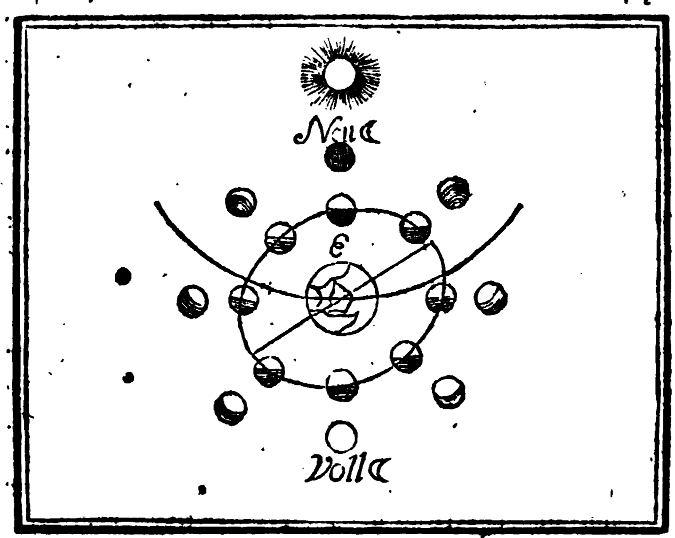
Font. Ich wills Ihnen nicht rathen, gn. Frau, die geringste Veränderung darinnen vorzunehmen. Sie thun besser, wenn Sie sich vollends überzeugen lassen, daß die Erde dem Monde ganz gleich sey. Stellen Sie sich vor, wie diese zwo großen Kugeln in dem Himmel schweben. Sie wissen, daß die Sonne einen runden Körper allezeit halb erleuchtet, und daß die andere Hälfte im Schatten bleibt: derowegen ist allezeit, sowohl von der Erden, als von dem Monde eine Hälfte erleuchtet: das heißt, es ist auf derselben Tag; da hingegen auf der andern Seite Nacht ist.

Bemerken Sie ferner, daß, wie ein Ball weniger Kraft hat, wenn er von einer Mauer zurück prallet; also auch das Licht schwächer werde, wenn es von einem harten Körper zurück geworfen wird. Dieses weiße Licht, welches uns der Mond giebt, ist das Sonnenlicht selbst; aber es kömmt nicht anders zu uns, als durch eine Zurückprallung der Stralen. Darum hat es so viel von der Kraft und Lebhaftigkeit verlohren, die es vorhin hatte, als es geradezu von der Sonne auf den Mond fiel. Gleichergestalt muß auch das glänzende Licht, welches wir von der Sonne bekommen, und welches die Erde nach dem Monde zurück wirft, nichts als ein weißlichtes Licht seyn, wenn es daselbst anlanget e). Derowegen ist dasjenige, was uns im Monde Licht zu seyn scheint, und uns des Nachts erleuchtet, nichts anders, als der Theil des Mondes, darauf es Tag ist: und diejenigen Theile der Erde, welche

gung an sich nehmen, als leichte, z. E. Holz; so würde auch die schwere Halbkugel des Mondes im Umlaufe um die Erde sich stärker vom Mittelpunkte entfernen, als die leichte: wie sonst ein in der Schleuder umgedrehter Stein allezeit mehr Kraft anwendet auszuweichen, als ein hölzerner Span.

e) Doch ist dieses weißlichte Erdlicht auf dem Monde so stark, daß es auch bey uns kann gesehen werden. Man gebe zwey, drey

Tag haben, und nach der finstern Seite des Mondes gekehret sind, erleuchten denselben auch. Alles kömmt darauf an, wie der Mond und die Erde einander ansehen.



Daß man in den ersten Tagen des Monats den Mond nicht sieht, das machet, daß er zwischen der Sonne und uns steht, und bey Tage zugleich mit der Sonne läuft. Die Hälfte, wo es Tag ist, muß nothwendig gegen die Sonne gekehret seyn: und die andre, wo es Nacht ist, muß sich unfehlbar gegen uns wenden. Die Hälfte des Mondes, die kein Licht hat, sich sichtbar zu machen, können wir unmöglich sehen; aber eben diese finstre Hälfte, welche nach uns gekehret ist, wenn es bey uns Tag ist, sieht uns in der Gestalt

drey oder vier Tage nach dem neuen Lichte auf den Mond acht; so wird man fürs erste den silberweißen Rand erblicken, der uns das Sonnenlicht zurücke wirft. Hernach aber wird man auch die ganze dunkle Kugel des Mondes, die noch kein Sonnenlicht haben kann, in einem kleinen mischfärbichten Lichte erblicken. Dieses schwache Licht gehört dem Monde nicht eigenthümlich zu. Denn in Finsternissen hat man ihn zuweilen ganz pechschwarz gesehen, ja gar am Himmel verlohren, und die Stelle nicht finden

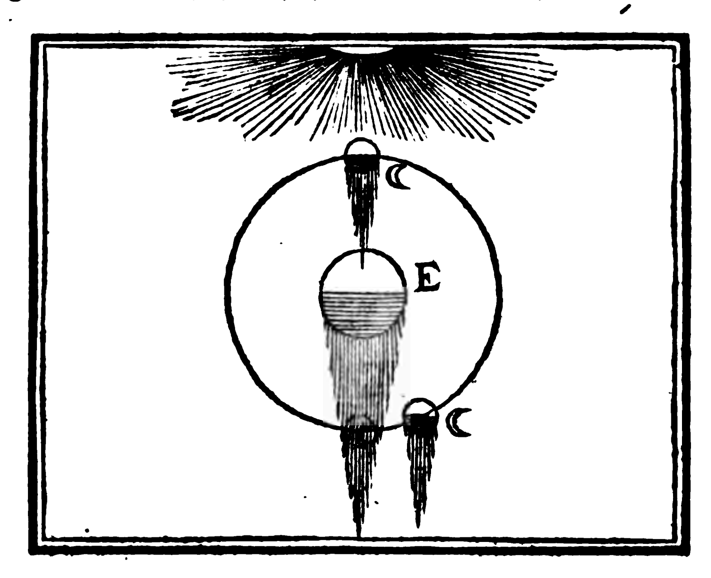
Gestalt des vollen Mondes, ohne selbst von uns gesehen zu werden. Das ist alsdann für die Mondenbürger eine Vollerde, wo ich so sprechen darf. Wenn nun der Mond auf seinem monathlichen Kreise weiter kömmt, und die Sonne verläßt; so fängt er an, uns einen kleinen Streif seiner erleuchteten Hälfte zu zeigen: und das ist der zunehmende Mond. Alsdann fängt auch die andre Hälfte des Mondes an, nicht mehr die ganze erleuchtete Hälfte der Erde zu sehen, und wir scheinen im abnehmenden Lichte zu seyn.

Die Gr. Genug, genug! ich will das übrige schon von mir selbst wissen, wenn ich Lust haben werde: ich darf ja nur einen Augenblick nachdenken, und den Mond auf seinem monathlichen Kreise herumführen. Ich sehe überhaupt, daß sie im Monde den Monath gerade verkehrt haben; und ich wollte wetten, wenn wir den Vollmond sehen: so ist die ganze erleuchtete Hälfte des Mondes nach der ganzen dunkeln Hälfte der Erde gekehret. Sie können uns also gar nicht sehen, und rechnen gleichsam Neuerde. Ich wollte mir es nicht vorrücken lassen, daß ich mir eine so leichte Sache so weitläuftig hätte erklären lassen.

Font. Sie können es von sich selbst errathen. Wenn es Neumond ist, da der Mond zwischen uns und der Sonne steht, und seine finstre Seite gegen uns kehret, indem es bey uns Tag ist: so sehen Sie wohl, daß der Schatten des Mondes zu uns herunter fallen muß. Wann nun der Mond gerade unter der Sonne steht, so verdecket er uns dieselbe: und zu gleicher Zeit verfinstert sein Schatten einen Theil dieser lichten Hälfte des Erdbodens, die der finstre Theil des Mondes sehen konnte. Da haben Sie

den können, wo er gestanden. Von der Sonne ist es auch nicht: denn diese kann die dunkle Seite noch nicht bescheinen, würde sie auch weit heller machen, als so. Von andern Planeten, die weiter von ihm stehen, ist es auch nicht zu vermuthen: weil sie kein merkliches Licht geben. Also bleibt nichts übrig, als die Erde; welche zu der Zeit den Mondenbürgern im vollen Lichte zu seyn scheint; und ohne das im Monde funfzehnmal größer aussieht, als der volle Mond bey uns; wie aus dem folgenden erhellen wird.

eine Sonnenfinsterniß, indem es bey uns Tag ist, und zugleich eine Erdfinsterniß für den Mond in seiner Nacht.



Wenn der Mond voll ist: so steht die Erde zwischen ihm und der Sonne, und die ganze finstre Hälfte der Erde ist gegen die lichte Hälfte des Mondes gekehret. Der Schatten der Erde fällt nach dem Monde. Trifft er nun den Körper desselben, so verdunkelt er diese lichte Hälfte, die wir sehen, und beraubet also etliche Oerter, wo es alsdann Tag ist, des Sonnenlichtes. Da haben Sie eine Mondfinsterniß für uns, in der Nacht; und eine Sonnenfinsterniß für den Mond, indem es bey ihm Tag ist. Daß nicht allezeit Finsternisse werden, so oft der Mond zwischen der Sonne und der Erde, oder diese zwischen der Sonne und dem Monde ist, das kömmt daher: weil diese drey Körper

(*) Man dünkt sich hier in Obersachsen gewiß nicht einfältig zu seyn: und wenigstens sollte das Licht der Wissenschaften von so vielen hohen Schulen und einer so großen Menge von Gelehr-

Körper selten in gerader Linie stehen, und folglich derjenige, der die Finsterniß verursachen sollte, seinen Schatten seitwärts bey demjenigen vorbey wirft, der dadurch bedecket werden sollte.

Die Gr. Ich bin ganz erstaunet, daß es ein so schlechtes Geheimniß mit den Finsternissen ist; und daß doch nicht die ganze Welt ihre Ursachen errathen kann.

Font. In Wahrheit, es giebt viele Völker, die es noch in langer Zeit nicht errathen werden: so wunderlich stellen sie sich an. In dem ganzen Ostindien glaubet man, daß in den Finsternissen ein gewisser böser Geist, der sehr schwarze Klauen hat, dieselben über die Gestirne spanne, deren er sich bemächtigen will. Und da sollten Sie sehen, wie alle Ströme mit lauter Köpfen der Indianer bedecket sind, welche sich bis an den Hals ins Wasser tauchen; denn dieses ist bey ihnen eine sehr andächtige Stellung: wodurch sie von der Sonne und dem Monde zu erlangen hoffen, daß sie sich wider den Geist wohl vertheidigen mögen. In America war man überredet, daß die Sonne und der Mond erzürnet wären, wenn sie verfinstert wurden: und Gott weis, was sie nicht für Mittel angewendet haben, um sich mit denselben zu versöhnen. Haben nicht so gar die Griechen, welche doch so aufgeweckt waren, eine lange Zeit geglaubet, daß der Mond bezaubert wäre? und daß die Hexen ihn vom Himmel zögen, um die Kräuter mit einem gewissen schädlichen Schaume zu vergiften? Ja wie haben wir uns nicht selbst, vor etwa sechzig Jahren, vor einer Sonnenfinsterniß gefürchtet, welche sich damals zutrug? Haben sich nicht unzählige Leute in tiefe Hölen verstecket, und haben nicht alle Philosophen, welche uns durch ihre Schriften beherzt machen wollten, ganz vergebens dawider geschrieben (*)?

Die

lehrten, die sie jährlich ausschicken, längst bis zu dem Pöbel gedrungen seyn. Allein was für eine lächerliche Furcht, und abgeschmackte Unwissenheit hat man nicht vor einigen Jahren bey der

Die Gr. In Wahrheit, das ist alles gar zu schändlich für das menschliche Geschlecht. Man sollte von Rechts wegen überall verbiethen, niemals mehr von Finsternissen zu reden: damit man nicht das Andenken solcher Thorheiten erhalten möchte, die in diesem Stücke begangen worden.

Font. So müßte dieser Befehl zugleich das Gedächtniß aller Dinge abschaffen, und verbiethen, gar von nichts zu reden: denn ich weis nicht das allergeringste in der Welt, welches nicht ein Denkmaal gewisser menschlichen Thorheiten seyn sollte.

Die Gr. Sagen Sie mir doch nur eins, ich bitte Sie darum. Fürchten sich die Leute im Monde auch so sehr vor den Finsternissen, als wir? Das würde mir ganz närrisch vorkommen, wenn die Indianer daselbst sich auch ins Wasser senketen, wie die unsrigen thun; oder wenn ihre Americaner auch glaubeten, das wir bezaubert worden, und ihre Kräuter zu vergiften vom Himmel gesunken wären; kurz, wenn wir ihnen eben so viel Bestürzung verursacheten, als sie bey uns erwecken?

Font. Ich zweifele gar nicht daran. Ich möchte es wohl wissen, warum die Herren Mondenbürger klüger seyn sollten, als wir? Mit was für einem Rechte sollten sie uns furchtsam machen; ohne daß wir uns an ihnen rächen sollten? Ich glaube gar, daß, wie eine wunderwürdige Anzahl von Leuten so thöricht gewesen, und noch ist, den Mond anzubethen: also gebe es auch Leute im Monde, welche die Erde gleichfalls anbethen; so daß wir gegen einander auf den Knien liegen.

Die Gr. Auf solche Weise, können wir schon sagen, daß wir dem Monde Einflüsse zukommen lassen, und seinen Kran-

der großen Sonnenfinsterniß bemerket. Man redete von lauter giftigen Nebeln, die bey der Verfinsterung auf die Erde fallen würden; daher trieb man das Vieh sorgfältig in die Ställe; man deckte die Brunnen zu, und sperrete sich wohl selbst in die entlegensten Kammern. Alles was Gelehrte und Weltweise dagegen sagen konnten, war umsonst; gegen das, was ein Kindermann den Pöbel gelehret hatte; oder was wohl gar ein nunmehr

Kranken gewisse Veränderungen verursachen. Aber wie die Einwohner dieser Länder nur sehr wenig Verstand und Geschicklichkeit bedürfen', alle diese Ehre, die wir uns anmaßen, zu vernichten; so besorge ich allezeit, daß wir vielleicht übler daran seyn möchten, als sie.

Font. Fürchten sie nur nichts! es scheint nicht, daß wir das einzige närrische Geschlecht in der Welt seyn sollten. Die Unwissenheit ist sehr geschickt, allenthalben ausgebreitet zu seyn. Und obwohl ich dieselbe von den Mondenbürgern nur errathe; so zweifle ich doch eben so wenig daran, als an den allersichersten Nachrichten, die von daher bey uns einlaufen.

Die Gr. Was sind denn das für sichere Nachrichten?

Font. Diejenigen sind es, die uns von den Gelehrten gegeben werden, die täglich mit Ferngläsern daselbst herumreisen. Diese versichern uns, daß sie daselbst Länder, Meere, Seen, hohe Berge, tiefe Thäler und Klüfte entdecket haben.

Die Gr. Sie setzen mich in Verwunderung! Ich begreife wohl, daß man im Monden Berge und Abgründe entdecken könne: das wird man vermuthlich an den augenscheinlichen Ungleichheiten erkennen. Aber wie will man Länder und Meere unterscheiden?

Font. Man unterscheidet sie, weil das Wasser, welches einen Theil des Lichtes durchfallen läßt, und also weniger Stralen zurück schicket, als auf seine Fläche gefallen waren, von ferne wie dunkle Flecken erscheint; dahingegen die Länder, die wegen ihrer Festigkeit alles Licht zurück werfen, weit hellere Plätze abgeben. Der berühmte Herr

mehr erblichener Gottesgelehrter auf der vornehmsten Kanzel im Lande, gepprediget haben mochte. Ich habe Rechtsgelehrte gesprochen, die sonst nicht unvernünftig waren; aber in diesem Punkte einem L . . mehr als der ganzen philosophischen Welt glaubten. Hier sieht man zugleich, was die Vorurtheile des Pöbels noch bestärket, und die Wirkungen der Philosophie niemals allgemein wird werden lassen.

Herr Cassini, ein Mann, dem der Himmel am allerbekanntesten ist, hat auf dem Monde etwas entdecket, was sich in zwey Stücke zertheilet, sich wieder vereiniget, und sich zuletzt in einer gewissen Art von Brunnen verlieret. Wir können uns mit vieler Wahrscheinlichkeit einbilden, daß dieses ein Strom sey. Ja man kennet alle diese verschiedene Theile schon so genau, daß man ihnen eigene Namen gegeben hat: und zwar fast lauter Namen von gelehrten Leuten. Ein gewißer Ort heißt **Copernikus**; ein andrer **Archimedes**; noch ein andrer **Galileus**. Es giebt allda ein Vorgebirg der Träume; eine Regensee, ein Nectarmeer, eine Traumsee. Ja die Beschreibung des Mondes ist schon so richtig und vollständig, daß ein Gelehrter, der sich itzo darinnen befinden sollte, sich eben so wenig verirren würde, als ich mich in Paris.

Die Gr. Allein, ich möchte gern etwas ausführlicher wissen, wie das innere Land daselbst beschaffen ist?

Font. Es ist nicht möglich, daß die Herren vom Observatorio *f)* Ihnen davon Nachricht geben können. Sie müssen **Astolfen** darum bitten, der von dem H. **Johannes** in den Mond geführet wurde. Ich rede itzo von einer der angenehmsten Thorheiten **Ariosts** (*) und glaube, daß Sie dieselbe mit Vergnügen vernehmen werden. Ich gestehe, daß er besser gethan hätte, den H. **Johannes** nicht mit ins Spiel zu mischen, dessen Namen so ehrwürdig ist: aber das ist eine poetische Freyheit, der sonst nichts fehlet, als daß sie ein wenig gar zu lustig ist. Indessen ist das Gedicht einem Cardinale zugeschrieben: und ein großer Pabst hat es mit einer herrlichen Gutheißung beehret, welche man etlichen Auflagen vorgesetzet sieht. Hören Sie nur den Inhalt.

Ro-

f) Ein Observatorium oder eine Sternwarte ist ein Gebäud, welches bloß zu dem Ende aufgeführet ist, die Himmelsbetrachtungen mit Fernglässern und andern mathematischen Instrumenten desto bequemer anzustellen. Dergleichen giebt es sonderlich in Paris,

Loir-

Roland, Karls des Großen Neffe, war zum Narren geworden: weil ihm die schöne Angelica Medorn vorgezogen hatte. Astolf, ein wackerer Ritter, befand sich eines Tages in dem irdischen Paradiese; welches auf dem Gipfel eines Berges lag, wohin ihn sein geflügelter Leu getragen hatte. Daselbst traf er den H. Johannes an, welcher ihm sagte: daß sie, um Rolanden von seiner Narrheit zu befreyen, mit einander eine Reise nach dem Monde thun müßten. Astolf, der nichts mehr wünschte, als fremde Länder zu sehen, ließ sich nicht lange bitten: und alsbald stund ein feuriger Wagen da, der den Apostel und den Ritter durch die Luft führete. Weil Astolf kein sonderlicher Philosoph war, so nahm es ihn sehr Wunder, als er sah: daß der Mond weit größer wäre, als er ihn von der Erde gesehen hatte. Noch mehr erstaunete er, als er neue Ströme, neue Seen, neue Berge, neue Städte, neue Wälder sah; und was mich selbst würde Wunder genommen haben, als er auch Nymphen gewahr wurde, die in den Wäldern jageten. Das Seltsamste, so er im Monde sah, war ein Thal, wo man alles das antraf, was auf der Erde verlohren ward, es mochte seyn was es wollte: Kronen, Reichthümer, guter Namen, unzählig viel Hoffnung, die Zeit so im Spiele verbracht war, die Allmosen, die man nach seinem Tode geben läßt, die Gedichte, so man Königen überreichet, und die Seufzer der Verliebten.

Die Gr. Was die Seufzer der Verliebten anlanget, so weis ich nicht, ob sie zu Ariosts Zeiten sind verlohren gegangen; aber itzt weis ich keine, die nach dem Monde gehen sollten.

Font. Zum wenigsten ist es von Ihnen wahr, gnäd. Fr. Sie haben schon eine gute Anzahl dahingeschicket. Kurz, der

London und Berlin. Anitzo werden auch zu Lissabon und Petersburg dergleichen angeleget.

(*) Dieses ist einer der berühmtesten italiänischen Poeten, der ein starkes Gedicht vom rasenden Roland, Orlando furioso, geschrieben hat.

der Mond ist so sorgfältig, dasjenige aufzubehalten, was hier unten verlohren wird, daß daselbst alles zu finden ist: außer dem Schenkbriefe Constantins; wie Ihnen Ariost ins geheim entdecken wird. Die Päbste haben sich nämlich über Rom und Italien einer Herrschaft angemaßet, und das, kraft eines constantinischen Geschenkes: aber die Wahrheit zu sagen, man weis nur nicht, wo diese Schenkungsschrift hingekommen ist. Rathen Sie aber, was für ein Ding man im Monde nicht findet? Das ist die Thorheit. Alles, was davon jemals auf der Erde gewesen ist, hat sich daselbst sehr wohl erhalten. Anstatt dessen, ist es nicht zu glauben, wie viel verlohrner Verstand im Monde anzutreffen ist. Da stehen lauter Gläser, die mit einem subtilen Wässerchen erfüllet sind; und auf einem jeden steht der Namen desjenigen geschrieben, dem der Verstand zugehöret hat. Ariost setzet sie alle auf einen Haufen: aber ich will mir lieber einbilden, daß sie recht ordentlich in lange Gänge gesetzet sind.

Astolf verwunderte sich sehr, als er sah; daß die Gläser vieler Leute, die er für sehr klug gehalten hatte, doch so ziemlich voll waren: und was mich betrifft, so glaube ich: daß mein Glas sehr wird zugenommen haben; seitdem ich mich mit Ihnen von lauter Phantasien unterredet habe, die bald philosophisch, bald poetisch sind. Mein einziger Trost ist, daß ich Er. Gn. nothwendig auch bald ein klein Gläschen zuwege bringen muß, indem ich Ihnen so viel vorschwatze. Der ehrliche Ritter fand unter so vielen andern sein Glas auch: er bemächtigte sich desselben auf Erlaubniß des heiligen Johannes, und zog seinen ganzen Verstand wie ungarisch Wasser, durch die Nase wieder ins Gehirn. Aber Ariost saget, daß er nicht weit damit gekommen sey; sondern ihn durch eine gewisse Thorheit, so er begangen, bald wieder habe zurück kehren lassen.

Er vergaß hier nicht, Rolands Glas mit zu nehmen, welches die Ursache ihrer Reise gewesen war. Er hatte genug daran zu tragen! denn der Verstand dieses Helden

war

war von sehr schwerer Natur, und es fehlte nicht ein Tropfen daran. Hierauf redet Ariost, nach seiner löblichen Gewohnheit, alles zu sagen, was ihm beliebt, seine Geliebte an, und saget ihr in sehr schönen Versen: Wer wird gen Himmel fahren, meine Schöne, meinen Verstand zurück zu bringen, den ich durch eure Annehmlichkeiten verlohren habe? Ich würde mich über diesen Verlust nicht beklagen, wenn es nur dabey bliebe. Aber wenn es ferner so geht, als es bisher angefangen hat: so habe ich nichts anders, als Rolands Unglück zu erwarten. Indessen glaube ich nicht, daß ich nöthig habe, wegen der Wiedererlangung meines Verstandes, durch die Lüfte bis in den Mond zu reisen. Mein Verstand wohnt nicht so hoch: er schweifet auf euren Augen, und auf euren Lippen herum. Und wenn ihr haben wollet, daß ich desselben wieder theilhaftig werden soll: so erlaubet mir nur, daß ich ihn mit meinen Lippen erhaschen möge.

Ist das nicht was Artiges? Was mich anlanget, wenn ich nach Ariosts Art urtheilen sollte; so wollte ich rathen, daß man seinen Verstand niemals anders, als durch die Liebe verlieren möchte. Denn Sie sehen wohl, daß er alsdann nicht weit zu suchen ist, und daß man ihn mit den Lippen wiederhaschen kann. Wenn man ihn aber auf andre Art verliert, wie wir zum Exempel itzo durchs Philosophiren: so geht er gerade nach dem Monde, und da kann man ihn nicht so leicht wieder bekommen.

Die Gr. Dafür aber kommen unsere Gläserchen auch an einen ansehnlichen Ort, mitten unter die Gläser der Weltweisen zu stehen; da sie im Gegentheile vieleicht bey jemanden herumschweifen würden, der dessen nicht würdig wäre. Aber damit Sie mir meinen Verstand vollends benehmen mögen, so sagen Sie mir, aber sagen Sie mirs auch recht im Ernste: ob Sie glauben, daß im Monde

Menschen sind? Denn bisher haben Sie mir noch nichts gewisses davon gesaget.

Font. Ich? Gn. Fr. ich glaube ganz und gar nicht, daß es Menschen im Monden gebe. Sehen Sie nur, wie sich das Ansehen der Natur von hier bis nach China verändert hat: andere Gesichter, andere Gestalten, andere Sitten, ja fast ganz andere Grundsätze der Vernunft. Von hier bis in den Mond muß die Veränderung noch weit merklicher seyn. Wenn man in ein neulich entdecktes Land reiset, so sind seine Einwohner kaum mehr Menschen zu nennen: es sind Thiere in menschlicher Gestalt, die zuweilen unvollkommen genug ist; aber fast ohne menschlichen Verstand. Wer nun bis in den Mond kommen könnte, fürwahr, der würde nichts weniger, als Menschen antreffen!

Die Gr. Was werdens denn für Leute seyn?

Font. Bey meiner Treue, gnäd. Fr. ich weis nichts davon. Wenn es möglich wäre, daß wir eine Vernunft hätten, und doch nicht Menschen wären; und überdem auf dem Monde wohneten: würden wir uns wohl einbilden, daß hier unten eine so seltsame Art von Geschöpfen wäre, welche man das menschliche Geschlecht nennet? Sagen Sie mir, würden wir uns wohl eine Creatur vorstellen können, welche zu gleicher Zeit solche närrische Begierden, und doch solche weite Absichten; so viel Wissenschaft in unnützlichen, und doch so viel Unwissenheit in den wichtigsten Dingen; so viel Begierde nach der Freyheit, und doch eine so große Neigung zur Knechtschaft; ein so großes Verlangen nach der Glückseligkeit, und so wenig Fähigkeit sie zu besitzen, hat? Fürwahr, die Einwohner des Mondes müßten sehr klug seyn; wenn sie das alles errathen wollten. Wir selber sehen uns alle Augenblicke; und haben doch genug zu errathen, wie wir beschaffen sind. Man hat sich genöthiget gesehen, zu sagen: die Götter hätten sich am Nektar einen Rausch getrunken gehabt, als sie den Menschen hervorgebracht; hätten sich aber des Lachens nicht

ent-

enthalten können, als sie das Werk ihrer Hände bey nüchternem Muthe wieder angesehen.

Die Gr. So sind wir denn, von Seiten der Mondenbürger, sicher genug. Sie werden uns nicht errathen: aber ich wollte doch, daß wir sie errathen könnten. Denn das machet einen ganz unruhig, wenn man weis: daß sie da oben sind; auf dem Monde, den wir vor Augen haben; und sich doch nicht einbilden kann, wie sie aussehen.

Font. Warum sind Sie denn nicht unruhig, über die Einwohner des großen Mittagslandes, welches uns noch ganz unbekannt ist? Wir, und sie, werden von eben demselben großen Schiffe fortgetragen, darauf sie den Vordertheil und wir den Hintertheil einnehmen. Sie sehen, daß von einem Ende des Schiffes bis zum andern keine Gemeinschaft mehr ist; so daß die an der einen Seite nicht wissen, was für Leute an der andern sind, ja nicht einmal glauben, daß sie daselbst sind: und Sie wollen wissen: was im Monden vorgeht? in dem andern Schiffe, welches so weit von uns durch den Himmel schwimmt?

Die Gr. Ach! die Einwohner des Mittagslandes halte ich schon für bekannt. Denn, versichert! sie müssen uns doch sehr ähnlich seyn: und wenn man sich nur die Mühe nehmen wird, dahin zu reisen, so wird man sie schon kennen lernen. Sie bleiben ja allezeit da, und werden uns nicht entlaufen. Aber die Leute im Monde wird man niemals kennen lernen: das ist verzweifelt!

Font. Wenn ich Ihnen im Ernste antworten sollte, daß man nicht wissen könne, was noch geschehen werde: so würden Sie mich auslachen, und ich würde es ohne Zweifel verdienet haben. Indessen wollte ich mich gut genug vertheidigen, wenn ich Lust dazu hätte. Ich habe einen recht lächerlichen Einfall, der doch so wahrscheinlich aussieht, daß es mich Wunder nimmt: und ich weis nicht, woher er diese Wahrscheinlichkeit hat, da er an sich selbst so ungereimt ist. Ich wette, daß ich Sie so weit bringen will, daß Sie wider alle Vernunft gestehen sollen: es könne

wohl noch ins künftige einmal zwischen dem Monde und der Erde eine Gemeinschaft entstehen.

Bilden Sie sich nur den Zustand ein, in welchem America war, ehe **Christoph Columbus** dasselbe entdeckete. Seine Einwohner lebten in der äußersten Unwissenheit. Die allernöthigsten Künste waren ihnen unbekannt; geschweige denn, daß sie die Wissenschaften verstanden hätten. Sie giengen nackend; sie hatten keine andere Waffen, als Bogen; sie hatten sichs niemals eingebildet, daß ein Mensch könne von Thieren getragen werden. Sie sahen das Meer für einen Raum an, der dem Menschen verbothen wäre; der bis an den Himmel rührete, und außer welchem nichts mehr vorhanden wäre. Es ist wohl wahr, daß, als sie ganze Jahre zugebracht hatten, den Stamm eines dicken Baumes mit scharfen Steinen auszuhölen; sie sich auf demselben ins Meer gewaget, und neben dem Lande, durch Wind und Wellen getrieben, hingefahren. Wie aber dieses Schiff dem Umstürzen sehr unterworfen war; so mußten sie sich alsbald aufs Schwimmen begeben: oder eigentlich zu reden, so schwommen sie allezeit; ausgenommen, wenn sie ein wenig ausruheten.

Wer hätte ihnen nun sagen sollen, daß es eine Gattung von Schiffen gäbe, die unzählige mal vollkommener wäre; dadurch man diese unendliche Fläche des Wassers überschiffen könnte, nach welcher Seite man selbst wollte; daß man sich mitten in den unruhigen Wellen ganz unbeweglich machen könnte; daß man selbst über die Geschwindigkeit seines Laufes Herr sey; und daß endlich dieses Meer, so ungeheuer groß es immer zu seyn schiene, doch keine Hinderniß wäre, die Gemeinschaft der Völker aufzuheben; wenn nur jenseit desselben noch Leute vorhanden wären. Sie können leicht denken, daß sie dieses niemals würden geglaubet haben.

Indessen zeiget sich ihnen, eines Tages, ein recht seltsamer und ganz unvermutheter Anblick. Es sind große ungeheure Körper, die weiße Flügel zu haben scheinen; die

über das Meer wegfliegen; die von allen Seiten Feuer speyen, und ganz unerhörte Leute ans Ufer werfen, welche ganz mit Eisen überzogen sind; diejenigen Wunderthiere, so unter ihnen laufen, nach Belieben lenken, und Blitze in den Händen halten, womit sie alles, was ihnen widersteht, zu Boden schlagen. Woher kommen sie? Wer hat sie über das Meer geführet? Wer hat ihnen Gewalt über das Feuer gegeben? Sind es Götter? Sind es Kinder der Sonne? Denn wahrlich! Menschen könnens unmöglich seyn.

Ich weis nicht, gnäd. Fr. ob Sie sich das Erstaunen der Americaner so lebhaft vorstellen können, als ich: aber niemals hat sich wohl jemand so entsetzet, als diese Leute. Und nun verlange ich nicht darauf zu schweren, daß nicht dermaleins auch eine Gemeinschaft zwischen dem Monde und der Erde entstehen könne. Hätten die Americaner wohl gedacht, daß zwischen America und Europa dergleichen erfunden werden würde; von welchem sie nicht einmal etwas wußten? Es ist wahr, daß man diesen großen Luftraum, der zwischen der Erde und dem Monde ist, wird durchstreichen müssen. Aber schienen denn die großen Meere der Americaner wohl bequemer, überschiffet zu werden?

Die Gr. Wahrhaftig! Sie sind nicht recht klug!

Font. Wer läugnet das?

Die Gr. Aber ich wills Ihnen beweisen: denn ich bin nicht zufrieden, daß Sie es selbst bekennen. Die Americaner waren so dumm, daß sie gar nicht muthmaßen konnten; wie man sich quer über ein so großes Meer einen Weg machen könne. Wir aber, die wir so viel Verstand und Erkenntniß besitzen, würden uns leicht einbilden können: wie es möglich sey, durch die Luft zu reisen; wenn es nur in der That möglich wäre.

Font. Man kann aber schon weit mehr, als sich bloß einbilden, daß die Sache möglich ist: man fängt schon an ein wenig zu fliegen. Verschiedene Personen haben das Geheimniß erfunden, sich Flügel anzusetzen, die sie in der Luft

erhalten, und ihnen so viel Bewegung zu geben, daß sie über Ströme kommen können. Es ist freylich noch kein Adlerflug: und bisweilen hat es diesen neuen Vögeln einen Arm, oder ein Bein gekostet. Aber dieses ist auch nur eine Abbildung der allerersten Breter, die man vormals aufs Wasser legete, und damit man den Anfang zur Schiffahrt machte. Von solchen Bretern war noch ein großer Sprung bis auf die Schiffe übrig, womit man die Welt umsegeln kann. Indessen sind doch endlich die großen Schiffe auch allmählich erfunden worden. Die Kunst zu fliegen ist, so zu reden, noch in der Wiege: sie wird schon mit der Zeit vollkommner werden, und endlich wird man auch bis in den Mond kommen *g*).

Haben wir denn schon alle und jede Dinge erfunden? Oder haben wir schon alles so hoch gebracht, daß man nichts mehr hinzu setzen könnte? Vergeben Sie mir! wir wollen nur bekennen, daß für die Nachwelt auch noch was übrig sey.

Die

g) Man hat nicht nur mit Flügeln, sondern auch mit Schiffen sich in die Luft zu schwingen und darinnen zu reisen versuchet. Ich entsinne mich, eine Disputation gelesen zu haben, die von der Kunst durch die Luft zu schiffen handelte; kann aber nicht sagen von wem, oder wo sie geschrieben worden; weil das Titelblatt abgerissen war. Der Vorschlag darinnen lief dahinaus: man sollte von Blech oder Kupfer große Kugeln verfertigen lassen, und hernach, vermittelst einer Luftpumpe, alle inwendige grobe Luft herausziehen. Wäre nun die Schwere des Bleches nicht größer, als die Schwere der ausgepumpten Luft: so würde eine solche ausgeleerte Kugel in der freyen Luft hängen bleiben, und nicht mehr auf die Erde fallen. Könnte man ferner das Blech zu den Kugeln so dünne ausarbeiten lassen, daß sein Gewicht noch geringer würde, als die Luft, so eine jede in sich schließt: so würde die ausgepumpte Kugel gar in die Höhe steigen, und nothwendig angebunden werden müssen; wo sie nicht gar wegfliegen sollte. Hätte man nun eine gute Anzahl solcher flüchtigen Kugeln fertig; so könnte man sie zusammen binden, und ein Schiffchen daran befestigen, welches mit den ausgeleerten Kugeln zusammen genommen, noch nicht so schwer wäre,

Die Gr. Ich gebe es gar nicht zu, daß man jemals anders fliegen lerne, als auf diese Art, daß man alsobald den Hals breche.

Font. Gut, wenn man denn bey uns allezeit so schlecht fliegen soll; so wird man vieleicht diese Kunst im Monden besser verstehen. Die dasigen Einwohner werden zu diesem Handwerke geschickter seyn, als wir; denn es ist gleich viel, ob wir dahinreisen, oder ob sie zu uns kommen. Wir werden der Americaner Stelle vertreten: die sich gar nicht einbildeten, daß man schiffen könne; ob man gleich am andern Ende der Welt schon sehr wohl schiffete.

Die Gr. (gleichsam ganz zornig): Ey! so würden ja die Leute aus dem Monden schon längst angekommen seyn.

Font. Die Europäer sind ja allererst nach sechs tausend Jahren nach America gesegelt: so lange mußten sie Zeit haben, die Schiffahrt so hoch zu bringen, daß man eine See übersegeln konnte. Die Mondenleute können vieleicht schon kleine Reisen in der Luft thun: anitzo üben sie sich noch.

 Wenn

wäre, als das Gewicht der ausgepumpten Luft. Alsdann könnte man sich hinein setzen, das Schiff losmachen, und sich durch die steigenden Kugeln in die Luft heben lassen. Die Winde würden hier eben sowohl, als auf der See, in die Segel stoßen, und ein Steuerruder könnte das Schiff lenken. Die Anker müßte man auf die bloße Erde werfen, wenn man entweder stille stehen, oder sich herablassen wollte. Ja man könnte, dieses letztere zu bewerkstelligen, auch in eine von den Kugeln Luft lassen; worauf sie schwerer werden und alsdann herab sinken würde. In wieweit dieser Vorschlag angehe, werden diejenigen leicht sehen, so in der Hydrostatik und Aerometrie was gethan haben. Die ganze Schwierigkeit käme, meines Erachtens, auf das Blech an, welches die Zusammendrückung der äußern Luft, die sich beym Auspumpen äußert, nimmermehr aushalten würde: wenn es so dünne und so leicht ausgearbeitet seyn sollte. Doch versicherte der Verfasser: daß man schon kleine Proben von dergleichen Kugeln gemacht hätte, die von sich selbst in die Höhe gestiegen wären. Gesetzt aber daß alles seine Richtigkeit hätte: so würde diese Gattung von Luftschiffen doch nicht zulänglich seyn, bis in den Mond zu segeln. Sie könnten nur bis zu einer ge-

Wenn sie erst geschickter und erfahrner seyn werden, so werden sie endlich ankommen: und Gott weis, wie wir erschrecken werden!

Die Gr. Sie sind ganz unerträglich, mich mit einem solchen Vernunftschlusse so sehr in die Enge zu treiben!

Font. Wo Sie mich böse machen, so weis ich wohl, was ich noch hinzu setzen will, um das vorige zu bekräftigen. Bedenken Sie nur, daß die Welt sich nach und nach entdecket. Die Alten dachten versichert genug zu seyn, daß der heiße Erdstrich und die kalten Länder gegen Mitternacht und Mittag, wegen der großen Hitze und Kälte, nicht be-
wohnet

gewissen Höhe in die Luft steigen, nämlich wo sie einerley Schwere mit ihnen hätte. Denn je höher die Luft ist, desto dünner und leichter wird sie, bis sie endlich gar aufhöret. Worauf sollten also diese Schiffe hernach weiter schwimmen? Oder wer würde sie treiben; da in der hohen Luft auch keine Winde mehr sind? Ja wer würde so hoch beym Leben bleiben, da man auf hohen Bergen schon nicht recht Athem holen kann: weil die Luft gar zu dünne ist? Es scheint also mit dieser Reise nach dem Monde noch im weitem Felde zu stehen.

b) So elend schlossen auch die gelehrtesten Männer in den ersten Jahrhunderten. Z. E. Lactantius schreibt in seinem Buche von der falschen Weisheit im 24 Capitel also davon: „Was „ist von denen zu sagen, die da„für halten, daß es Leute gebe, „die ihre Füße gegen die unsrigen „kehren? Sagen sie denn etwas „Taugliches? oder ist wohl je„mand so einfältig, daß er glau„ben sollte, es gäbe Menschen, „deren Fußsolen höher wären, „als ihre Köpfe? Oder, daß „alles, was bey uns liegt, da„selbst umgekehret hienge? Früch„te und Bäume hinunterwärts „wüchsen? Regen und Schnee „und Hagel in die Höhe nach „der Erde fielen? Wundert sich „auch noch wohl jemand, daß „die hangenden Gärten unter die „sieben Wunderwerke gerechnet „worden; da die Weltweisen „hangende Aecker und Meere, „Städte und Berge machen? Und bald hernach, als er die Gründe diese Meynung nach seinem Begriffe erzählet hatte, setzet er hinzu: „Ich weis nicht, was ich „von diesen Leuten sagen soll; „welche, wenn sie einmal in ei„nen Irrthum gerathen sind, „beständig bey ihrer Narrheit „bleiben, und eine leere Einbil„dung durch die andere verthei„digen: wiewohl ich dafür hal„te,

wohnet werden könnten: und zu der Römer Zeiten erstreckte sich die allgemeine Karte der Erdkugel nicht weiter als ihr Regiment. Was in einem Verstande ihre Größe anzeigte, das verrieth anderntheils ihre große Unwissenheit. Indessen fanden sich doch so wohl in den heißen, als in den kalten Ländern Leute genug. Da sehen Sie, daß die Welt schon vergrößert ist. Ferner dachte man, daß das Meer die ganze Erde bedeckte, außer dem, was damals bekannt war; und daß es keine Gegenfüßer gäbe: denn man hatte noch nichts von ihnen gehöret. Und wie? dachte man, sollten sie die Füße oben, und die Köpfe unten haben *k*)?

„te, daß sie zuweilen entweder „zum Scherze philosophiren; oder „sich mit Willen Unwahrheiten „zu behaupten unternehmen; „damit sie gleichsam ihren Witz „in bösen Dingen üben, und da„mit pralen mögen. Ich könnte „aber mit vielen Gründen erwei„sen, es sey gar nicht möglich, „daß der Himmel niedriger seyn „könne, als die Erde,„ u. s. w. Ich will itzo nicht gedenken, daß vormals Vigilius, ein Bischof zu Cölln, dieser Meynung halber, auf Befehl seiner Obern, fast wäre am Leben gestrafet worden, wenn er sie nicht öffentlich widerrufen hätte. Dieses sind Proben von der Einfalt der damaligen Zeiten, im Absehen auf die philosophischen Wissenschaften. Heute zu Tage ist kein Schiffer, ja fast kein Bauer mehr zu finden, der nicht die Erde für eine Kugel halten, und Gegenfüßer glauben sollte. Die römischen Bischöffe selbst würden ausgelachet werden, wenn sie dasjenige noch itzo verwerfen wollten, was einer von ihren Vorfahren verdammet hat. Die Lehre von Bewegung der Erden, hat dem berühmten Mathematicus Galiläus eben solche Ungelegenheit in Italien gemachet. Der damalige Pabst ließ ihn fest setzen, und seine Lehre von einer Cardinalsversammlung untersuchen, und verdammen: der Gefangene aber ward gezwungen, diese Meynung durch einen körperlichen Eid abzuschweren; dafern er auf freyen Fuß gestellet werden wollte. Sollte nun diese Lehre nicht mit der Zeit eben so glücklich werden, als jene von den Gegenfüßern geworden ist? Ich glaube, die Zeit wird schon kommen, da man sie eben so wohl, als itzo jene, überall annehmen, und ohne Gefahr behaupten wird. Ja unsere Nachkommen werden uns, als ihre Vorfahren, auslachen; daß wir so einfältig gewesen, solche offenbare Wahrheiten für gefährlich auszurufen.

Nach allen diesen schönen Vernunftschlüssen entdecket man indessen dennoch die Gegenfüßer. Das giebt eine neue Verbesserung der Landkarten: und die Erdkugel bekömmt noch eine andere Hälfte. Gnäd. Frau, Sie sehen wohl, daß diese Gegenfüßer, die man wider alles Vermuthen gefunden hat, uns billig lehren sollten, ein wenig behutsamer in unsern Schlüssen zu seyn. Vieleicht wird sich die Welt uns immer weiter entdecken; und endlich wird man gar bis in den Mond kommen! Noch zur Zeit sind wir so weit nicht gekommen, weil die Erdkugel noch nicht ganz entdecket ist: und vermuthlich muß alles fein nach der Ordnung geschehen. Wenn wir nur erst unsre Wohnung recht erkennen werden; so wird es uns auch erlaubet seyn, unsere Nachbarn, die Leute im Monden, zu besuchen.

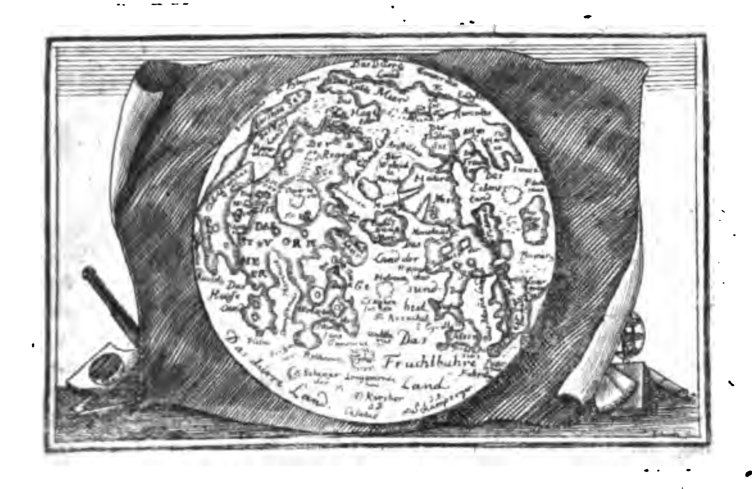
Die Gr. In Wahrheit! Sie sind in dieser Materie so wohl gegründet, daß es nicht anders möglich ist, als daß Sie dieses alles aufrichtig glauben müssen.

Font. Das sollte mir leid seyn! Ich will Ihnen nur zeigen, daß man eine seltsame Meynung sehr wohl behaupten kann, eine aufgeweckte Person in Verwirrung zu setzen, nicht aber dieselbe zu überreden. Nur die Wahrheit überredet uns; wenn sie gleich nicht mit allen ihren Beweisthümern erscheint. Sie nimmt den Verstand so unvermerkt ein, daß, wenn man sie zum erstenmale höret, man sich einbildet, man erinnere sich nur derselben.

Die Gr. Das ist ein Trost für mich: Ihr falscher Schluß fiel mir sehr beschwerlich; und ich werde mich itzo weit ruhiger zu Bette legen können, wenn es Ihnen anders beliebt, daß wir uns zurück begeben.



Der



Der dritte Abend.

Die Merkwürdigkeiten der Mondenwelt, und daß die andern Planeten auch bewohnet sind.

Die Gräfinn wollte mich überreden, unser Gespräch auch am Tage fortzusetzen: allein ich stellte ihr vor, daß wir diese Betrachtungen nur dem Monde und den Sternen, als von welchen sie handelten, anvertrauen müßten. Wir fanden uns also des Abends im Garten ein; welcher Ort unsern gelehrten Unterredungen gleichsam geheiligt ward.

Font. Ich habe Ihnen viel Neues zu berichten. Der Mond, der, wie ich gestern sagte, allem Ansehen nach bewohnet war, könnte wohl vielleicht nicht bewohnt seyn *i*).

Es

i) Hugenius zweifelt, in seinem Kosmotheoros, oder der Weltbetrachtung, ebenfalls an den Einwohnern des Mondes, allein

Es ist mir etwas eingefallen, was alle seine Einwohner in Gefahr setzet.

Die

allein seine Gründe und Einwürfe sind so stark nicht, daß man nichts tüchtiges dawider einwenden könnte. Er saget z. E. es gäbe keine Meere auf dem Monde, weil die Mondenflecken nicht überall gleich dunkel sind; sondern hier und da tiefe Abgründe und runde Hölen zeigen. Allein dieses zeiget nur, daß das Mondenwasser nicht von so grober Art seyn mag, als das unsrige, welches nicht zuläßt, daß man in einiger Tiefe den Grund der Seen sehe. Aber vielleicht ist das Mondenwasser von einer andern Natur. Es wird vermuthlich zwischen unsrer Luft und unserm Wasser das Mittel halten, und so durchsichtig seyn, daß die Sonnenstralen bis auf den Grund der Meere fahren, von dannen wieder zurück prallen und bis zu uns gelangen können. Er meynet ferner, es gäbe keine Flüsse im Monde; denn sonst müßte man sie sehen können. Allein auch das folget nicht. Das müßten gewaltige Ströme seyn, die man in einer solchen Weite bemerken sollte. Die Donau, der Nilstrom und andre große Flüsse bey uns, werden im Monden schwerlich sichtbar seyn, wenn man gleich mit unsern Ferngläsern darnach sehen sollte; angesehen unser ganzes Europa nur wie ein kleiner heller Platz, eine oder zwey Hände groß, erscheinen würde. Weiter meynet er, es gäbe gar keine Wolken im Monde. Gesetzt aber, daß das Wasser, wie vorhin wahrscheinlich gemacht wurde, von subtilerer Art wäre, als bey uns; so würden auch die davon aufsteigenden Dünste solche dicke Wolken nicht bilden, als hier. Zudem weis man noch nicht, ob unsere Wolken im Monde sichtbar sind. Sie sehen zwar schwarz und finster genug aus: wenn sie zwischen uns und der Sonne stehen; aber auch hingegen ganz hell, wenn sie durch die Sonnenstralen so beschienen werden, daß sie dieselben zu unsern Augen zurück werfen können. Sie werden alsdann heller wie Silber, und scheinen fast so licht zu seyn, als der Mond. Gesetzt nun, daß halb Europa auf einmal mit einer Wolke bezogen wäre, und die Sonne beschiene von außen diesen dicken Dunsthaufen, so würde es doch im Monde schwer zu unterscheiden seyn, ob das daselbst scheinende weiße Licht, von der Erde selbst, oder von diesem wölkigten Ueberzuge einiger Erdtheile, herkäme. Doch die Wahrheit zu gestehen, die Meynung von dem Thaue gefällt mir noch besser; obgleich Hugen vorgiebt, daß auch keine

Dunst-

Die Gr. Das werde ich nicht leiden. Gestern haben Sie mich schon zubereitet, diese Leute ehestens ankommen zu

Dunstkugel oder Athmosphäre um den Mond sey. Die Ursache so er deswegen anführet, scheint mir so wenig zuzureichen, daß sie auch wider ihn selbst ist. Er meynet, der Mond würde nicht rings umher einen scharf abgeschnittenen Rand haben; wenn er nicht ohne alle umgebende Luft wäre. Aber ich glaube, wenn der Mond keine Luft- und Dunstkugel um sich hätte: so würde sein äußerster Rand nicht glatt und eben seyn; sondern höckericht und uneben erscheinen müssen. Er hat ja in der Mitten solche hohe Berge, deren Schatten sehr merkliche Flecken auf ihm verursachet; und welche von einigen Sternverständigen, welche sich bemühet ihre Höhe zu ermessen, für größer gehalten werden, als alle unsere irdische Berge. Nun ist es gar nicht wahrscheinlich, daß kein einziges von solchen Gebirgen in die Gegenden des Mondes sollte gerathen seyn, die uns den Rand desselben zu machen bedünken. Da müßte man sie aber nothwendig sehen können. Wenn man hingegen eine Luft- und Dunstkugel zum voraus setzet; so kann von allen diesen Bergen am Rande keiner sichtbar seyn. Die Erfahrung ist für mich. Man sehe im Sommer, wenn etwa nach einem hellen Tage der Thau gegen Abend stark fällt, auf einem freyen Felde rings um sich, so wird das nebelichte Wesen in der Luft verursachen, daß der Horizont überall ganz eben erscheinen wird; ungeachtet er von Wäldern, Bergen und Thälern rauh und uneben genug ist.

Doch man hat noch stärkere Beweisgründe, daß der Mond eine Dunstkugel habe. In der großen Sonnenfinsterniß 1706. hat Herr Kanzler Wolf bemerket, daß, als der Mond, dessen scheinbarer Durchmesser dem scheinbaren Durchmesser der Sonne ganz gleich war, die ganze Sonnenkugel hätte verdecken sollen; dennoch rings um den finstern Körper desselben ein heller schmaler Ring gesehen worden. Derselbe ist aber kein Theil von dem wirklichen Sonnenfeuer gewesen: weil er ganz blaß, und bey weitem nicht so lebhaft und blitzend, als der Sonnenkörper geschienen. So müssen es derowegen solche Sonnenstralen gewesen seyn, die in der Dunstkugel des Mondes gebrochen, und also zu uns geworfen worden. Wollte jemand auch hierwider noch was einwenden, und diese Stralenbrechung in Zweifel ziehen: dem kann noch eine andere Beobachtung dienen.

zu sehen, und heute sollten sie nicht einmal in der Welt seyn? So sollen Sie meiner nicht spotten? Ich glaube nunmehr die Mondenbürger schon, und habe alle Schwierigkeiten überwunden, die ich dabey hatte: nunmehr will ich Sie durchaus glauben.

Font. Sie gehen gar zu geschwinde! Man muß in solchen Sachen nur halb und halb seinen Beyfall geben, und allezeit im Stande bleiben, auch das Gegentheil zu glauben; im Falle es vonnöthen wäre.

Die Gr. Ich lasse mich nicht mit Ihren Lehrsprüchen abfertigen. Wir wollen die Sache selbst angreifen. Muß man denn von dem Monde nicht eben so urtheilen, als von St. Denis?

Font. Nein! der Mond ist der Erde nicht vollkommen so ähnlich, als St. Denis der Stadt Paris ist. Die Sonne zieht von der Erde das Wasser, die feuchten Dünste und trocknen Ausdämpfungen in die Höhe, welche

dienen. Man hat bemerket, daß der Mond zuweilen gewisse Planeten bedecket, und sie also auf etliche Stunden unsichtbar machet. Wenn nun der Planet nahe an den Rand des Mondes gekommen, so hat sich seine runde Figur in eine längliche Ovalfigur verwandelt; bis er ganz verdecket worden. Nun kann man beym Auf- und Untergange des Mondes und der Sonne allezeit wahrnehmen, daß ihre Figur, durch unsere irdische Luft- und Dunstkugel länglich rund gemacht wird. Wer wollte denn noch ferner zweifeln, daß nicht die veränderte Figur obgedachter Planeten am Rande des Mondes, aus eben der Ursache herrühre; und folglich der Mond eine Dunstkugel um sich habe? Hat er nun diese, so hat er auch Thau. Hat er Thau, so kann es ihm an Gewächsen eben so wenig, als dem fruchtbaren Aegypten fehlen; wo es niemals regnet, und wo, außer der jährlichen Ueberschwemmung des Nils, der häufige Thau die Stelle des Regens vertreten muß. Ungeachtet aber Hugen dergestalt die Einwohner des Mondes sehr ungewiß zu machen geschienen: so setzte er doch endlich hinzu: „Soll man derowegen glauben daß eine so große „Kugel bloß deswegen geschaffen „sey, daß sie uns bey Nacht ein „wenig leuchte, oder Ebbe und „Fluth verursache? Soll denn „niemand vorhanden seyn, der „des

welche bis auf eine gewisse Höhe in die Luft steigen, sich daselbst zusammen ziehen; und also zu Wolken werden. Diese schwebenden Wolken fliegen ganz unordentlich um unsre Kugel herum, und überschatten bald dieses Land, bald wiederum ein andres. Wer die Erde von weitem ansehen könnte, der würde öfters große Veränderungen auf ihrer Oberfläche wahrnehmen: weil ein großes Land, welches mit Wolken bedecket wäre, wie ein sehr dunkler Platz aussehen, alsbald aber licht werden würde, wenn es wiederum davon befreyet worden. Man würde ja Flecken sehen, die bald hie, bald da stehen, sich verschiedlich zusammen ziehen, zertheilen, oder ganz und gar verschwinden würden.

Eben dieselben Veränderungen nun, müßte man auch auf dem Monde sehen, wenn er Wolken um sich hätte. Aber dahingegen sind alle seine Flecken fest und beständig, seine helle Plätze sind allezeit hell; und wir sehen sie. Dieses ist

„des schönen Anblickes genieße, „wie sich unsre Erdkugel um sich „selbst drehet, und bald Europa „und Africa, bald Asien, bald „America zeiget; bald mit vol„lem, bald mit halbem Lichte „scheint? Ich habe zwar keinen „Beweis; immaßen ich aus kei„ner Aehnlichkeit einen Schluß „machen kann. Doch scheint es „viel wahrscheinlicher zu seyn: „daß wegen der Vortrefflichkeit „dieses Körpers, auch etwas auf „seiner Oberfläche vorgehe, et„was wachse und lebe; es mag „nun beschaffen, und von allem „unsrigen unterschieden seyn, „wie es wolle. Vieleicht könnte „dort etwas anders, als unser „Wasser, das Leben der Pflan„zen und Thiere erhalten! Es „könnte eine wenige Feuchtigkeit „in der Erde, welche nicht so „sehr, als die unsrige das Wasser „in sich zöge, den Sonnenstra„len genugsam seyn, einen Thau „herauszuziehen, der Kräuter „und Bäume zu ernähren ge„schickt wäre. Dieses ist schon „dem Plutarch in den Sinn ge„kommen; wie ich in dem Bu„che, vom Angesichte im Mon„de, wahrnehme. Denn auch „bey uns, wäre nur die Ober„fläche des Meeres, und gleich„sam ein dünnes Häutchen da„von (ohne eine solche Tiefe als „es itzo hat) zulänglich, der Er„de Feuchtigkeit genug zu ver„schaffen, wenn die Sonnen„wärme sie ausziehen, und nur „in Thau, nicht aber in Regen, „verwandeln möchte.

ist eben das Unglück! Auf solche Weise zieht ja die Sonne keine Dünste oder Ausdampfungen von dem Monden in die Höhe. Er muß also ein weit festerer und härterer Körper seyn, als unsre Erde: derer kleineste Theil sich leicht von den andern absondern, und in die Höhe steigen, wenn sie durch die Wärme in Bewegung gebracht werden. Er muß nichts anders, als ein Klump von Felsen und Marmorsteinen seyn, von welchen nichts ausdampfet. Denn wo Wasser ist, da ist es so natürlich und nothwendig, daß auch Dünste aufsteigen müssen: daß auch umgekehrt, wo keine Dünste entstehen, gar kein Wasser seyn kann. Was für Einwohner haben nun diese Felsen, darauf nichts wachsen kann, und die Länder, wo kein Wasser ist?

Die Gr. Ey was? haben Sie denn vergessen, daß Sie mich versichert haben, daß man von hieraus die Meere des Mondes gar deutlich sehen und erkennen könnte?

Font. Das ist nur eine Muthmaßung! und das ist mir leid. Diese dunkeln Oerter, so man für Meere hält, sind vieleicht nichts anders, als tiefe Hölen. In der Entfernung, als wir von dem Monden sind, kann man uns nicht verdenken, wenn wir nicht alles ganz genau errathen.

Die Gr. Aber, soll man denn deswegen die Einwohner des Mondes ganz fahren lassen?

Font. Nicht ganz und gar, gnäd. Frau. Wir wollen uns weder für sie, noch wider sie erklären.

Die Gr. Ich gestehe Ihnen meine Schwachheit; ich bin einer so genauen Unparteylichkeit nicht fähig: ich muß etwas Gewisses glauben. Bekräftigen Sie mich nur bald in einer Meynung von den Einwohnern des Mondes: entweder wir wollen sie beybehalten, oder auf ewig vernichten; damit ihrer niemals mehr gedacht werde. Wo es aber möglich ist, so wollen wir sie lieber behalten. Ich bin ihnen schon so gut, daß es mir leid seyn würde, wenn man mich derselben berauben wollte.

Font. Ich will Ihnen also den Mond nicht wüste lassen: wir wollen denselben, Ihnen zu gefallen, wieder be-

völkern

völkern. In Wahrheit, weil die Flecken des Mondes allezeit eben so aussehen: so kann man nicht glauben, daß es daselbst Wolken gebe, welche bald diesen bald jenen Theil überschatten: aber daraus folget noch nicht, daß gar keine Dünste und Ausdämpfungen von demselben aufsteigen. Unsre Wolken, die wir in der Luft schweben sehen, sind nichts anders als Dünste: welche, da sie sich von der Erden erhuben, sich in ganz kleine Theilchen absonderten, so daß sie ganz unsichtbar wurden. Da sie aber etwas höher eine kältere Luft antrafen, welche sie näher zusammen trieb, und durch diese Vereinigung wieder sichtbar machte: so sind sie zu großen Wolken geworden, welche in der Luft, als fremde Körper, die sich nur eine zeitlang in derselben aufhalten, herumschwimmen, bis sie wieder im Regen herunter fallen.

Allein eben diese Ausdämpfungen und Dünste erhalten sich bisweilen so sehr zerstreuet, daß sie unmerklich sind: und wenn sie sich gleich vereinigen, so werden sie nur ein zarter Thau, den man aus keiner Wolke fallen sieht. Ich setze also zum Grunde, daß Dünste aus dem Monde aufsteigen: und das muß unfehlbar geschehen. Denn es ist unglaublich, daß der Mond ein solcher Klump sey, dessen Theile durchgehends gleich fest und hart wären; alle in vollkommener Ruhe neben einander lägen, und ganz unfähig seyn sollten, von der Wirkung der Sonnenstralen die geringste Veränderung anzunehmen. Wir haben keinen einzigen Körper von solcher Gattung. Die Marmelsteine selbst sind nicht so unveränderlich. Das allerfesteste verändert und verwandelt sich; entweder durch die unmerkliche Bewegung, die es in sich selber hat, oder durch diejenige, so es von außen bekömmt.

Aber diese Ausdünstungen des Mondes werden sich rings um denselben nicht in Wolken zusammen ziehen, auch nicht wie Regen auf denselben herunter fallen; sondern nur zu einem Thaue werden. Die Luft, so vermuthlich den Mond umgiebt, darf nur ein wenig anders beschaffen seyn, als die unsrige: und die Dünste des Mondes dürfen auch

nur ein wenig von den Dünsten der Erde unterschieden seyn, wie es denn mehr als wahrscheinlich ist; so geht dieses gar wohl an. Wenn nun auf solche Weise die Materie im Monde anders, als auf der Erde beschaffen ist: so müssen auch andre Wirkungen daraus entstehen. So bald wir nämlich an den Theilen des Mondes eine Bewegung gefunden haben, die entweder von innen entstehet, oder von außen verursachet wird: so entstehen seine Einwohner wieder von neuem, und wir haben die nöthigen Mittel, sie zu erhalten. Wir bekommen Früchte, Geträyde, Wasser und alles, was wir sonst verlangen. Ich meyne solche Früchte, solche Geträyde und solch Wasser, als sich für den Mond schicket; welches alles ich aber nicht zu beschreiben weis: außer daß es der Nothdurft der Mondenbürger bequem seyn wird, welche ich doch eben so wenig kenne, als das vorige.

Die Gr. Das heißt so viel; Sie wissen nur, daß alles sehr gut sey, ohne zu wissen, wie es ist: das ist aber sehr viel Unwissenheit, gegen ein wenig Wissenschaft. Allein man muß damit zufrieden seyn. Ich schätze mich indessen schon glücklich, daß Sie den Mond doch mit einer eigenen Luft umgeben haben; denn ohne dieselbe würde mir ein Planet gar zu bloß und nackend vorkommen.

Font. Diese beyden Luftkreise, tragen aber viel dazu bey, daß keine Gemeinschaft zwischen diesen zween Planeten entstehen kann. Wenn es nur aufs Fliegen ankäme, so könnten wir nicht wissen, wie ich Ihnen gestern sagte: ob man nicht einmal recht gut würde fliegen lernen? Indessen gestehe ich, daß dieses nicht gar zu wahrscheinlich ist. Die große Entfernung des Mondes von der Erde, welche in der That ansehnlich ist, ist zwar auch keine geringere Schwierigkeit. Aber gesetzt, daß dieselbe nicht vorhanden wäre; gesetzt, daß beyde Planeten näher bey einander stünden: so würde es doch nicht möglich seyn, aus dem Luftkreise des einen, in den Luftkreis des andern zu kommen.

Das Wasser ist die Luft der Fische: dieselben nun kommen niemals bis in die Luft der Vögel, so wie diese niemals in die Luft der Fische gehen. Die Entfernung hindert sie nicht daran; sondern es geschieht deswegen, weil einer jeden Gattung diejenige Luft, darinnen sie athmet, gleichsam zum Gefängnisse dienet. Wir sehen, daß die unsrige mit gröbern und dickern Dünsten erfüllet ist, als die Mondenluft. Auf solche Weise würde ein Mondenbürger, der an den Gränzen unsrer Welt angelanget wäre, ertrinken müssen, so bald er in unsre Luft käme; und wir würden ihn todt herabfallen sehen.

Die Gr. O wie gern wollte ich sehen, daß einmal ein recht großer Schiffbruch geschehen möchte, der uns eine gute Anzahl solcher Leute herabwürfe: deren unerhörte Figuren wir denn nach Belieben besehen könnten.

Font. Allein, wenn etwa dieselben so geschickt wären, auf der Oberfläche unserer Luft zu schiffen, und, aus Begierde uns zu sehen, uns wie die Fische fangen möchten: würde Ihnen das auch gefallen?

Die Gr. Warum nicht? Was mich betrifft, so wollte ich mich aus eigener Bewegung in ihre Netze legen; damit ich nur das Vergnügen hätte, diejenigen zu sehen, die mich gefischet hätten.

Font. Bedenken Sie nur, daß Sie ganz matt in unserer obern Luft anlangen würden. Wir können nicht überall gleich gut Athem hohlen. Weit gefehlt! Man saget, daß es schon auf der Spitze gewisser Berge nicht mehr angehen soll: und es nimmt mich Wunder, daß diejenigen, welche thörichter Weise vorgeben, daß gewisse körperliche Geister in der reinesten Luft wohnen, nicht auch hinzusetzen: daß diese Geister uns nur selten, und auf so kurze Zeit zusprächen, das käme daher, weil es sehr wenige Taucher unter ihnen gäbe; ja daß diese Taucher selbst, in unsrer dicken Luft, sich nur eine sehr kurze Zeit aufhalten könnten. Sie sehen also, daß es schon von der Natur genugsam verbothen

 ist,

ist, aus unsrer Welt zu gehen: eben so wohl, als es den Mondenbürgern verbothen ist, zu uns zu kommen.

Wir wollen also zum wenigsten, zu unsrer Befriedigung, von dieser Welt so viel errathen, als uns möglich ist. Ich glaube, zum Exempel: daß der Himmel, die Sonne und die Sterne daselbst eine ganz andere Farbe zu haben scheinen, als bey uns. Alles, was wir sehen, erscheint uns durch eine gewisse Art von einem natürlichen Sehglase, welches uns die Farben verändert. Dieses Glas ist unsre Luft, so wie sie mit allen Dünsten und Ausdämpfungen vermischet ist; welche sich aber nicht gar zu hoch erstrecket. Einige Neuere sagen, daß dieselbe eben sowohl, als das Meer, an sich selbst blau ist, welche Farbe sich aber nur in einer großen Tiefe zeiget. Dieser Himmel, sagen sie, an welchem die Fixsterne befestiget sind, hat nicht das geringste Licht, und folglich müßte derselbe ganz schwarz aussehen: aber man sieht denselben erstlich durch unsre Luft, welche blau ist; darum sieht er auch ganz blau aus. Ist dem also, so können die Sonnenstralen nicht durch die Luft schießen, ohne sich ein wenig dadurch zu färben, und etwas von ihrer natürlichen Farbe zu verlieren.

Aber wenn gleich die Luft an sich selbst nicht farbicht wäre: so ist es doch gewiß, daß ein Licht, welches man ein wenig von weitem erblicket, durch einen dicken Nebel ganz roth aussieht, ob es gleich an sich nicht roth ist. Unsre Luft ist nichts anders, als ein großer Nebel, der uns die wahre Farbe des Himmels, der Sonne und der Sterne verändern muß. Nur die reine himmlische Materie könnte uns das Licht und die Farben in aller ihrer Lauterkeit, so, wie sie sind, zuführen. Weil also die Mondenluft von andrer Gattung ist, als die unsrige: so ist sie entweder an sich selbst anders gefärbet, oder zum wenigsten ein Nebel, der andre Veränderungen in den Farben der himmlischen Körper verursachet. Kurz, das Fernglas, wodurch man sehen muß, ist, im Absehen auf die Mondenbürger, ganz verändert.

Die

Die Gr. Eben deswegen gefällt mir unsre Behausung weit besser, als der Mond: denn ich kann nicht glauben, daß eine andre Einrichtung der himmlischen Farben dort eben so schön seyn könne, als sie hier ist. Gesetzt, daß der Himmel dort roth und die Sterne grün wären: so ist der Anblick davon bey weitem so angenehm nicht, als Gold auf einem blauen Grunde.

Font. Wenn man Ihnen zuhöret, so ist es nicht anders, als hörte man Sie die Farben zu einem Kleide, oder zur Verzierung eines Zimmers erwählen: aber glauben Sie mir, die Natur hat Verstand genug. Ueberlassen Sie derselben nur die Sorge, eine geschickte Farbenmischung zu erdenken: ich will dafür stehen, daß es ihr gut gerathen wird. Sie wird nicht unterlassen haben, dieß Schauspiel der Welt, für einen jeden besondern Gesichtspunkt, gehörig zu verändern, und dasselbe allezeit auf eine angenehme Art abzuwechseln.

Die Gr. Ich erkenne ihre Geschicklichkeit. Sie hat sich die Mühe ersparet, die Dinge selbst für jeden Gesichtspunkt zu verändern: sie hat nur die Sehgläser verändert, und gleichwohl die Ehre einer großen Mannigfaltigkeit erlanget; ohne die Kosten daran zu wenden. Durch eine blaue Luft zeiget sie uns einen blauen, und durch eine rothe Luft zeiget sie den Mondenbewohnern einen rothen Himmel: indessen ist es doch allezeit eben derselbe. Mich dünket, sie hat uns auch gewisse Sehgläser in die Phantasie gesetzt, durch welche wir alles ansehen; und die doch die Dinge, im Absehen auf jeden Menschen, ganz verändern. Alexander sah die Erde für einen schönen Platz an, ein großes Reich darauf anzurichten. Celadon hielt sie für den Aufenthalt der Astrea. Ein Philosoph hält sie für einen großen Planeten, der durch den Himmel läuft, und überall mit Narren bedeckt ist. Ich glaube nicht, daß sich das Ansehen der Welt, von der Erde bis zum Monde, mehr verändern könne; als es sich in den verschiedenen Phantasien der Menschen verändert.

Font. In unsern Einbildungen ist die Verwandelung des Schauspieles noch weit erstaunenswürdiger: denn es stellen sich eben dieselben Sachen so mannigfaltig vor. Im Monde sieht man doch zum wenigsten etwas anders, als hier; oder etwas von dem, was man hier sieht, kann man dort nicht sehen. Vieleicht weis man dort weder von der Morgenröthe, noch von der Abenddämmerung etwas. Die Luft, so uns umgiebt, und über uns erhaben ist, bekömmt die Stralen, die nicht auf die Erde fallen konnten: und weil sie sehr dick ist, hält sie einen Theil davon auf, und schicket sie zu uns auf die Erde; ob sie uns gleich natürlicher Weise nicht zugedacht waren. Dergestalt ist die Morgenröthe und Abenddämmerung eine bloße Gnade der Natur; ein Licht, welches wir ordentlicher Weise nicht haben sollten, und welches sie uns über ihre Schuldigkeit ertheilet. Aber in dem Monde, wo die Luft vermuthlich sehr rein ist, könnte es gar leicht seyn, daß sie nicht so geschickt wäre, die Stralen herum zu beugen, die sie empfängt; ehe die Sonne aufgeht, und nachdem dieselbe untergegangen ist.

Die armen Mondenbürger haben also das Gnadenlicht nicht, welches sich nach und nach verstärken, und sie also zur Ankunft der Sonnen zubereiten würde; oder welches durch die allmählige Abnahme der Klarheit, sie zum gänzlichen Verluste des Lichtes gewöhnen würde. Sie sitzen in der tiefsten Finsterniß, und auf einmal scheint es, als wenn ein Vorhang weggezogen würde: denn der völlige Glanz der Sonne blitzet ihnen plötzlich in die Augen. Wiederum sind sie in einem hellen und stralenden Lichte; und auf einmal

k) Diesen Vortheil haben den Einwohnern des Mondes einige neue Betrachtungen auch zweifelhaft machen wollen. In gänzlichen Mondensinsternissen hat man mit großen Ferngläsern wahrgenommen, daß auf der finstern Fläche des Mondes plötzlich ein kleines Licht entstanden, aber alsofort wieder verschwunden sey: welches auch etliche mal nach einander geschehen. Dieses hat man nun, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, für heftige Blitze gehalten, die sich zu der Zeit in der Mondenluft entzündet. Zum wenig-

mal fallen sie in die dickste Finsterniß. Tag und Nacht sind durch keinen mittlern Zustand verbunden, der von beyden etwas an sich hätte.

Der Regenbogen ist auch etwas, so den Mondenbewohnern mangelt. Denn ist die Morgenröthe eine Wirkung von der Grobheit unsrer Luft und der Dünste: so entsteht der Regenbogen in denen Wolken, daraus der Regen fällt. Also haben wir die allerschönsten Dinge denen zu verdanken, die an sich selbst gar nichts schönes haben. Weil nun um den Mond keine dicke Dünste und keine regnichte Wolken sind: gute Nacht Regenbogen, sammt der Morgenröthe! Wem werden die Schönen dieser Länder doch immermehr ähnlich seyn? Und was für eine Quelle schöner Vergleichungen geht nicht dabey verloren?

Die Gr. Ich würde mich um diese Vergleichungen nicht sehr bekümmern; und ich finde, daß man sehr wohl zufrieden seyn kann, daß man weder den Regenbogen, noch die Morgenröthe hat: denn aus eben dieser Ursache wird man auch keinen Donner und Blitz haben, weil dieses Dinge sind, die sich auch in den Wolken erzeugen. Man hat daselbst lauter schöne Tage, der Himmel ist allezeit klar, und man verliert die Sonne niemals aus dem Gesichte. Es giebt keine Nacht, da man nicht alle Sterne sehen könnte; man weis von keinen Sturmwinden und Ungewittern, auch von keinem Dinge, welches den Zorn des Himmels anzudeuten scheint. Glauben Sie, daß man sich so sehr darüber zu beklagen habe k)?

wenigsten weis man nichts anders daraus zu machen. Doch es donnert nicht bey allen Blitzen, und also könnte es wohl seyn, daß dieselben dort kein solches Schrecken verursachten, als bey uns; die wir mehr vor dem entsetzlichen Knalle, als vor dem Wetterleuchten, zu erzittern pflegen. Hierbey fällt es mir ein, ob es nicht möglich wäre, daß die Mondenbürger zwar lauter helle Tage, aber wölkichte und regnichte Nächte hätten; in welchen alle Dünste, so innerhalb vierzehn von unsern Tagen (denn so

Font. Sie beschreiben mir den Mond, als eine bezauberte Gegend. Indessen weis ich nicht, ob es so angenehm ist, eine Zeit von vierzehn Tagen, welches bey ihnen ein einziger Tag ist, allezeit eine brennende Sonne über den Häuptern zu haben, deren Hitze durch keine Wolke gelindert wird? Vielleicht ist dieses auch die Ursache, warum die Natur auf dem Monde eine gewisse Art von Brunnen gegraben hat, die so groß sind, daß wir sie mit unsern Ferngläsern entdecken können. Denn es sind nicht Thäler, die zwischen den Bergen liegen; es sind Höhlen, welche man mitten auf gewissen ebenen Flächen in großer Anzahl wahrnimmt. Wer weis, ob die Einwohner des Mondes, um der beständigen Sonnenhitze zu entgehen, sich nicht in diese tiefe Brunnen verbergen? Vielleicht wohnen sie sonst nirgends, und dieses werden die Oerter seyn, wo sie ihre Städte bauen. Wir sehen ja bey uns, daß das unterirdische Rom weit größer ist, als das über der Erden. Man dürfte diese obere Stadt nur wegnehmen, so wäre das übrige eine Stadt nach Art der Mondenwelt.

Da wohnt in einem solchen Brunnen ein ganzes Volk: und von einem Brunnen zum andern, giebt es unterirdische Gänge, die Gemeinschaft unter den Leuten zu erhalten. Er. Gn. lachen über diesen Einfall; und ich bin von Herzen mit Ihnen eins: indessen ernstlich mit Ihnen zu reden, könnten Sie viel leichter irren, als ich. Sie glauben, die Einwohner des Mondes müssen auf der Oberfläche desselben wohnen, weil wir so wohnen. Ich schließe ganz das Gegentheil. Weil wir auf der Oberfläche sind, so könnte es wohl

so lange nach einander scheint ihnen die Sonne) in die Höhe gestiegen; wiederum andere vierzehn Tage (denn so lang ist auch ihre Nacht) herunter fielen. Dergestalt würde es im Monden keine sonderliche Sternseher geben.

(*) Diese Art zu wohnen muß einem desto weniger Wunder nehmen, da sie auch auf der Erdkugel in den ältesten Zeiten gewöhnlich gewesen; ja zum Theile noch ist. Homer beschreibt uns die Insel Sicilien so, daß die Einwohner derselben, zu Ulysses

wohl seyn, daß sie nicht auf derselben lebten. Hier muß es alles ganz anders seyn, als an einem Orte, der so weit von uns entfernet ist (*).

Die Gr. Es ist nichts daran gelegen, ich kann mich nicht entschließen, die Mondenbürger in immerwährenden Finsternissen leben zu lassen.

Font. Sie würden noch bekümmerter seyn, wenn Sie wüßten; daß ein gewisser großer Weltweiser unter den Alten, den Mond zu einem Aufenthalte der seligen Seelen gemachet hat. Alle ihre Glückseligkeit soll darinnen bestehen, daß sie die Harmonie anhören, die durch die Bewegungen der himmlischen Körper verursachet wird. Weil er aber vorgiebt, daß sie diese Harmonie nicht hören können, wenn der Mond in den Erdschatten fällt und verfinstert wird: so saget er, daß auch die Geister alsdann verzweifelt zu schreyen anfangen; damit sich doch der Mond nur so geschwinde, als es immer möglich ist, aus diesem verdrießlichen Orte weg machen möge.

Die Gr. Wenn das wäre, so müßten ja auch die seligen Seelen aus dem Monde bey uns ankommen: denn vermuthlich werden sie uns dieselben auch zuschicken. Und diese beyden Planeten glauben also, die Glückseligkeit der Seelen genugsam besorget zu haben, wenn sie dieselben in eine andere Welt versetzen.

Font. In der That, das wäre kein geringes Vergnügen, viele verschiedene Welten zu sehen. Bisweilen ergetzet mich diese Reise, wenn ich sie nur in Gedanken anstelle: und was würde nicht geschehen, wenn man sie wirklich

Ulysses Zeiten, in den Hölen unter den Bergen gewohnet; dahin sie ihr Vieh eingetrieben, und von dar aus, durch gewisse Oeffnungen der Rauch in die Luft aufgestiegen. So wohnte auch Polyphemus mit seinen Gesellen. Ja so wohnen noch heute zu Tage die Isländer und Grönländer. Ihre Häuser sind eigentlich Keller zu nennen, darinnen sie des Winters zwar verschneyen, aber auch vor der strengen Kälte desto sicherer sind. Im Monde kann dieselbe Art zu wohnen vor der Hitze schützen.

lich thun könnte? Das wäre ja wohl so gut, als wenn man bis nach Japan reiset: das ist, wenn man mit unsäglicher Mühe von einem Punkte der Erden, bis zu einem andern kriecht; und daselbst doch nichts anders, als Menschen sieht.

Die Gr. Gut, wir wollen die Reise anstellen, so gut, als wir können. Wer will es uns wehren *l*)? Wir wollen uns in alle verschiedene Gesichtspunkte versetzen, und aus denselben das Weltgebäude betrachten. Haben wir nichts mehr im Monde zu sehen?

Font. O ja, diese Welt ist noch nicht erschöpfet. Sie erinnern sich wohl, daß die zween Bewegungen des Mondes, dadurch er sich um sich selbst, und zugleich um die Erde drehet, ganz gleich sind; so daß die eine uns allezeit denjenigen

l) **Athanasius Kircher**, ein berühmter Scribent, hat sich ein gleiches zu thun unternommen, in einem Buche, welches er iter ecstaticum, oder die **Entzückungsreise** genennet. Ehe er uns dieselbe zu beschreiben anfängt, setzt er zwey Stücke zum voraus fest; daß nämlich zum ersten die Erde nicht die allergeringste Bewegung habe; zum andern, daß Gott in den Planetenkugeln nichts habe schaffen wollen, was Leben, Empfindung und Wachsthum hätte. Hieraus kann man schon denken, was dieser gute Mann für ein Philosoph gewesen; indem er mit solchen Meynungen auf die Reise gegangen, die er als ein unparteyischer, der künftigen Erfahrung zur Entscheidung hätte überlassen sollen. Nunmehr saget er, es hätte ihn der Engel **Kosmiel** durch alle Himmelsgegenden und Gestirne herumgeführet. Wiewohl er nun vorgiebt, daß er das tychonische System für wahr halte; so saget er doch, er hätte gefunden, daß alle Fixsterne lauter Sonnen wären, die ihre Planeten um sich laufend hätten: woraus aber eben so viel copernikanische Weltordnungen, als Sterne sind, entstehen. Er läßt indessen alle diese Sonnen und Planeten, außer ihren besondern Bewegungen, noch unnöthiger Weise um die Erde laufen. Und da er gesteht, daß wir die allermeisten nicht sehen können; so ist er genöthiget zu erkennen: daß alle diese unsichtbare Sonnen umsonst scheinen, umsonst ihre Planeten erleuchten, umsonst die darauf befindlichen Elemente erwärmen; indem, seiner Meynung nach, nicht einmal Gras darauf wachsen soll. Er fällt hierauf noch in ungereimtere Dinge. Denn da er auch von unsern Planeten nicht sagen kann, wozu sie die-

nigen Theil des Mondes wieder sehen läßt, den uns die andre entziehen würde; daher uns auch der Mond allezeit eben das Angesicht zeiget. Dergestalt sieht uns nur allezeit diese Hälfte des Mondes: und wie der Mond, in Absehen auf uns, sich nicht um seinen Mittelpunkt drehet; so muß die Hälfte, die uns sieht, uns allezeit sehen, und zwar an eben demselben Orte des Himmels. Wenn es daselbst Nacht wird, welche ganzer vierzehn Tage lang ist, so sieht sie einen schmalen Rand der Erden erleuchtet, hernach einen größern; ja stündlich scheint sich das Licht über die Erdenfläche auszubreiten, bis sie endlich ganz erleuchtet ist: anstatt, daß wir diese Veränderungen des Mondes nur von einer Nacht zur andern wahrnehmen, weil wir ihn sehr lange

dienen; so giebt er den längst verlachten Thorheiten der Sterndeuter Beyfall, und meynet: sie hätten ihren besondern Einfluß in irdische Dinge und menschliche Gemüther. Diesen Grillen zufolge beschreibt er den Planeten Venus als eine schöne und annehmliche Kugel, die mit einem lieblichen Lichte, sanftfließenden Strömen, entzückenden Gerüchen, und lauter blitzenden Crystallen versehen sey. Im Jupiter will er gesunde und angenehme Lüfte, klare Gewässer, und ein silbernes Erdreich gesehen haben. Im Mercur soll, ich weis nicht was lebhaftes und heiteres: aber im Mars soll alles häßlich, schädlich, stinkend, voller Rauch und Pechflammen gewesen seyn. Der Saturn endlich soll traurig, schrecklich, dunkel und unflätig ausgesehen haben; damit nämlich aus dieser mannigfaltigen Beschaffenheit, auch die guten und bösen Einflüsse der Planeten erkläret werden könnten. Diese abgeschmackten Dinge läßt er sich von seinem englischen Gefährten belehren; ja derselbe muß ihm auch ganz ernstlich auf die Frage antworten: Ob jemand mit dem Wasser, welches in der Venus fließt, gültig und kräftig getaufet werden könne? Weiter erzählet er, daß alle Sterne und Planeten ihre Bewegung um die Erde von so viel Engeln her hätten; welche unaufhörlich beschäfftiget wären, dieselben in die Runde zu drehen: von welcher unerträglichen Arbeit aber Copernikus diese seligen Geister befreyet hat. Herr Fontenelle wird uns ein bessere Reisebeschreibung von dem Himmel machen, als diese von Pater Kirchern ist; der vielleicht noch was Vernünftiges würde gesagt haben, wenn er uns seine wahrhafte Meynung hätte entdecken dürfen; welches er aber, als ein Jesuit nicht thun durfte.

ge aus dem Gesichte verlieren. Ich wollte, daß ich die üblen Vernunftschlüsse der dasigen Philosophen errathen könnte, welche sie über die Unbeweglichkeit der Erdkugel machen: maßen alle andre himmlische Körper in vierzehn Tagen über ihren Häuptern auf- und untergehen. Vermuthlich schreiben sie diese stete Ruhe der Größe der Erdkugel zu: denn sie ist sechzigmal größer, als der Mond. Wenn die Poeten allda die müßigen Fürsten loben wollen, so werden sie sich ohne Zweifel dieses majestätischen Exempels bedienen.

Indessen ist ihre Ruhe doch nicht ganz vollkommen. Man sieht im Monde ganz deutlich, daß unsre Erde sich um ihren Mittelpunkt drehet. Stellen Sie sich vor, daß unser Europa, Asien, Afrika und America, sich Ihnen im Kleinen nach und nach zeigen: fast eben so, wie wir es auf unsern Karten sehen. Wie neu muß dieser Anblick denen seyn, die von der andern Seite des Mondes, wo man uns niemals sehen kann, auf diese Hälfte kommen, wo man uns allezeit sieht? Ach wie sehr wird man sich vorgesehen haben, nichts von denjenigen Erzählungen zu glauben, welche man von den ersten Pilgrimmen gehöret; die in die großen Länder wieder nach Hause gekommen sind, wo man nichts von uns weis.

Die Gr. Es fällt mir ein, daß man in diesen Ländern gewisse Wallfahrten anstellen wird; um unsre Erdkugel zu betrachten: ja daß diejenigen gewisse Ehrenstellen und Freyheiten genießen werden, die diesen gewaltigen Planeten einmal gesehen haben.

Font. Zum wenigsten haben diejenigen, die uns sehen können, den Vortheil, daß ihre Nächte besser erleuchtet sind: und es muß sich auch daselbst weit bequemer wohnen lassen, als auf der andern Hälfte des Mondes.

Aber,

m) Es ist eben so, als wenn man sagen wollte, ein vornehmer Herr habe deswegen ein Dutzend Städte bauen lassen, damit niemals eine einige Seele in denselben wohnen solle! Ein sorgfältiger Hausvater habe deswegen zehn oder zwanzig Felder angebauet,

Aber, gnädige Frau, wir wollen die angefangene Reise von einem Planeten zum andern fortsetzen. Wir haben den Mond genau besichtiget. Gehen wir von demselben ab, nach der Sonnen zu, so finden wir die Venus, bey derselben suche ich wider mein St. Denis hervor. Venus läuft eben so wohl um sich selbst und um die Sonne, als der Mond. Man entdecket durch die Ferngläser, daß sie, nach ihren verschiedenen Stellungen gegen die Erde, ab- und zunimmt, auch voll wird. Der Mond ist allem Ansehen nach bewohnt; warum nicht auch die Venus?

Die Gr. Allein, wenn Sie allezeit fragen wollen, **Warum nicht?** so werden Sie alle Planeten mit Einwohnern besetzen.

Font. Daran dürfen Sie nicht zweifeln: mein **Warum nicht?** hat das Vermögen, alles zu bevölkern. Wir sehen, daß alle Planeten von derselben Natur sind; sie alle sind dunkle Körper, die ihr Licht von der Sonne empfangen, und sich dasselbe einander zuwerfen; Körper, die nur einerley Bewegungen haben: bis so weit ist noch alles einander gleich. Indessen müßte man sich einbilden, daß diese großen Körper erschaffen wären, nicht bewohnt zu seyn; daß dieses ihre natürliche Beschaffenheit sey, und daß bloß im Absehen auf die Erde, eine Ausnahme Statt hätte. Wer das glauben will, der mag es thun! ich kann mich unmöglich dazu entschließen *m*).

Die Gr. Ich finde Sie seit einigen Augenblicken sehr verändert. Nicht längst sollte der Mond ganz wüst seyn, und es war Ihnen nicht viel daran gelegen. Wenn man sich aber itzt unterstehen sollte, Ihnen zu läugnen, daß alle Planeten eben so wohl bewohnet wären, als die Erde: so sehe ich schon, daß Sie ganz zornig werden würden.

Font. Es ist wahr: hätten Sie mir diesen Augenblick,

gebauet, damit kein Mensch einen Halm davon sehen, oder ein einiges Weizenkorn davon genießen solle. Soll nun der allerweiseste Schöpfer solche vergebliche Dinge thun, die doch der einfältigste Mensch nicht thut? Wer das glauben kann, der mag es glauben! ich gestehe, daß es mir unmöglich ist.

blick, da Sie mich so ertappeten, wegen der Einwohner der Planeten widersprochen: so würde ich sie nicht nur vertheidiget haben, sondern ich hätte Ihnen auch gesaget, wie sie aussehen müßten. Zu gewissen Zeiten glaubet man eine Sache sehr leicht: und ich habe die Planeteneinwohner niemals so fest geglaubet, als dießmal. Selbst itzo noch, da mein Eifer sich schon ein wenig abgekühlet hat, finde ich doch: daß es sehr seltsam seyn würde, wenn die Erde so sehr bewohnt wäre, als sie itzo ist; alle andere Planeten aber ganz leer stünden.

Denn bilden Sie sich nur nicht ein, daß wir alles sehen, was den Erdboden bewohnet. Es giebt so viele Arten von unsichtbaren Thieren, als von sichtbaren. Wir sehen sie nur vom Elephanten bis auf die Käsemülbe: dabey endiget sich unser Gesicht. Aber bey der Mülbe fängt sich wieder eine neue Menge von Thieren an, darunter die Mülbe gleichsam der Elephant ist; die wir aber mit bloßen Augen nicht gewahr werden können. Man hat durch Vergrößerungsgläser gesehen, daß kleine Tropfen von Regenwasser, Weineßig oder andern flüßigen Materien, ganz voller Fischchen oder kleinen Schlangen sind: von welchen man sich niemals hätte träumen lassen, daß sie daselbst ihre Wohnung hätten *n*). Ja einige Weltweisen glauben, daß der Geschmack solcher Dinge nichts anders sey, als die Stiche dieser kleinen Thiere auf unsrer Zunge. Vermischen Sie nur gewisse Dinge mit einigen von diesen Säften; oder setzen Sie dieselben in die Sonne; oder lassen Sie dieselben verderben: so werden alsbald neue Arten von kleinen Thierchen entstehen.

Viele,

n) Ein gelehrter Jesuit, Franciscus Tertius de Lanis, hat ein Vergrößerungsglas gehabt, dadurch ein kleiner Körper sieben u. zwanzig Millionen mal vergrößert worden. Dadurch hat er einsmals ein Thierchen erblicket, welches nicht größer als ein Gerstenkorn ausgesehen, und vier u. zwanzig Füsse gehabt. Dergestalt hätten in dem Raume eines Gerstenkornes 27,000,000 solche Thierchen liegen können. Eustachius Divinus hat ein ander Vergrößerungsglas gehabt, wodurch ein Körper 294207 mal größer aussah,

Viele Körper scheinen hart und fest zu seyn, und sind doch fast nichts anders, als ein Haufen dieser unmerklichen Thiere; die daselbst so viel Platz zu ihren Bewegungen finden, als sie vonnöthen haben. Ein Blatt vom Baume ist eine kleine Welt, die von unsichtbaren Würmerchen bewohnet wird; denen es von einer unermeßlichen Ausdehnung zu seyn scheint; welche Berge und Abgründe darauf wahrnehmen, und von einer Seite des Blattes bis zur andern, nicht mehr Gemeinschaft mit den daselbst befindlichen Würmern haben, als wir mit unsern Gegenfüßern. Wie vielmehr, dünket mich, wird nicht ein großer Planet eine bewohnte Welt seyn? Selbst in den härtesten Gattungen der Steine hat man kleine Würmerchen angetroffen, die noch keinen Namen haben; welche daselbst allenthalben in ganz unmerklichen leeren Plätzchen wohneten, und sich von nichts, als dem harten Wesen dieser Steine, daran sie nageten, ernähren konnten. Stellen Sie sich nun vor, wie viel kleine Würmerchen es daselbst gegeben, und wie viele Jahre sie sich daselbst von einem einzigen Sandkörnchen unterhalten haben!

Wenn nun gleich der Mond ein Klump von lauter Felsen wäre, so wollte ich ihn doch, nach diesem Exempel, lieber von seinen Einwohnern zernagen lassen, als daß ich keine darinnen setzen sollte. Kurz zu sagen: alles ist lebendig, alles ist beseelet! Nehmen Sie alle Gattungen der neuentdeckten Thiere und alle die vermuthlich noch zu erfinden sind, mit allen denen zusammen, die uns jederzeit bekannt gewesen: so werden Sie versichert werden, daß die Erde

ziem-

sah, als mit bloßen Augen. Vermittelst desselben hat er ein Thierchen wahrgenommen, welches in der Vergrößerung selbst nur wie das kleineste Sandkörnlein anzusehen war. Daraus sieht man, daß in dem Raume des kleinesten Sandkörnleins zweyhundert vier und neunzig tausend zweyhundert und sieben kleine Thierchen haben seyn können. Andre neuere Naturforscher haben es zuweilen noch höher gebracht: darunter insonderheit Malpighius, Leuwenhöck, Hartsöcker u. a. m. zu merken sind. Auch Hrn. Ledermüllers mikroscopische Augenbelustigungen sind hier sehr gut zu brauchen.

ziemlich besetzet ist, und daß die Natur die Thiere so reichlich ausgetheilet; daß sie sich nicht einmal darum bekümmert hat, wenn man gleich nicht die Hälfte davon zu sehen bekäme. Glauben Sie nun wohl, sie werde bey uns ihre Fruchtbarkeit aufs höchste getrieben haben; dort aber so unfruchtbar gewesen seyn, gar nichts Lebendiges hervorzubringen?

Die Gr. Meine Vernunft ist ziemlich davon überzeugt: aber meine Einbildungskraft ist mit der unendlichen Menge der Einwohner aller dieser Planeten sehr überhäufet; und bekümmert sich, was man für einen Unterscheid unter ihnen allen machen soll? Denn ich sehe wohl, daß die Natur, welche eine Feindinn der Wiederhohlungen ist, sie alle auf verschiedene Weise gemacht haben wird. Aber wie soll man sich das vorstellen?

Font. Die Einbildungskraft muß eben nicht zulangen, sich dieses vorzustellen: sie reichet nicht weiter, als das Gesicht geht. Man wird sich doch aber, auf eine allgemeine Art einbilden können, was die Natur für einen Unterscheid unter allen diesen Welten gemachet hat. Alle Angesichter sind wohl überhaupt nach einem Muster: aber die Gestalten der zwoen großen Nationen, als der Europäer und Afrikaner oder Tartarn, scheinen doch nach zweyen besondern Mustern gemacht zu seyn; ja man sollte noch die Gesichtsbildungen von jeder Familie entdecken. Was für ein Geheimniß muß die Natur nicht gewußt haben, eine so schlechte Sache, als ein Gesicht ist, auf so vielerley Arten zu verändern? Wir sind in der Welt nichts anders, als eine kleine Familie, deren Gesichter einander ähnlich sind: in einem andern Planeten wohnet eine andere Familie, deren Angesichter ganz anders aussehen.

Dem Scheine nach wächst der Unterscheid mit der Entfernung: und wer einen Einwohner des Mondes und einen von der Erden sehen sollte, der würde leicht wahrnehmen, daß es Einwohner von zwoen Welten seyn müßten, die weit näher benachbart wären, als ein Erdeneinwohner

und ein Bürger des Saturns. Hier bedient man sich, zum Exempel, der Stimme; anderwärts redet man nur durch Zeichen; noch weiter hin redet man gar nicht. Hier lernet man bloß durch die Erfahrung vernünftig schließen; anderwärts thut dieselbe sehr wenig dazu: noch weiter hin verstehen die alten Greise nichts mehr, als die Kinder: Hier quälet man sich mehr über das Künftige, als über das Vergangene; anderwärts bekümmert man sich mehr über verflossene, als über künftige Dinge; noch weiter von hier, kehret man sich an keins von beyden, und diese sind vieleicht nicht die Unglücklichsten. Man saget, daß es uns gar leicht an einem sechsten Sinne fehlen könne, der uns viele Dinge lehren würde, die wir itzo nicht wissen. Dieser sechste Sinn ist vermuthlich in einer andern Welt anzutreffen; wo hingegen einer von den unsrigen fehlet. Vieleicht giebt es auch in der That eine grosse Anzahl von Sinnen: aber in der Theilung, die zwischen uns und den Einwohnern der andern Planeten geschehen ist, sind uns nur fünfe zugefallen; womit wir deswegen zufrieden sind, weil wir von den übrigen nichts wissen.

Unsre Wissenschaften haben gewisse Gränzen, die der menschliche Verstand nicht überschreiten kann. Es giebt Stellen, wo er auf einmal stecken bleibt: das übrige ist für die andern Welten; allwo wieder etwas, so wir wissen, unbekannt ist. Unser Planet genießt der Ergetzungen der Liebe; wird aber auf vielen seiner Theile durch das Rasen des Krieges verwüstet. Auf einem andern Planeten genießt man eines ewigen Friedens: aber mitten in der Ruhe weis man nichts von der Liebe, und lebet ganz verdrüßlich. Mit einem Worte, was die Natur im Kleinen, unter uns Menschen, in Austheilung des Glückes und der Gaben, verübet, das wird sie sonder Zweifel im Großen, unter den Welten, auch beobachten; und sich ihres wunderwürdigen Geheimnisses bedienet haben, alle Dinge zu verändern, und sie doch zugleich, durch die anderweitige Ersetzung einiger Mängel, einander gleich zu machen.

Sind Sie nun zufrieden, gnäd. Frau? Habe ich Ihnen genug ungereimtes Zeug vorgesaget?

Die Gr. In Wahrheit, es kömmt mir itzt weit leichter an, den Unterscheid aller dieser Welten zu begreifen. Meine Einbildungskraft ist itzt mit dem Entwurfe beschäfftiget, den Sie mir gemacht haben. Ich stelle mir die außerordentlichen Eigenschaften und Gewohnheiten der Planeteneinwohner so gut vor, als ich kann; ja ich mache ihnen auch ganz seltsame Gestalten. Ich wüßte Ihnen zwar dieselben nicht zu beschreiben, aber indessen sehe ich doch etwas davon.

Font. Was die Gestalten anlanget, so rathe ich Ihnen, alles den Träumen zu überlassen, die Sie diese Nacht haben werden. Morgen wollen wir sehen, ob sie Ihnen werden behülflich gewesen seyn, und ob sie Ihnen werden gewiesen haben, wie die Einwohner eines Planeten aussehen *o*)?

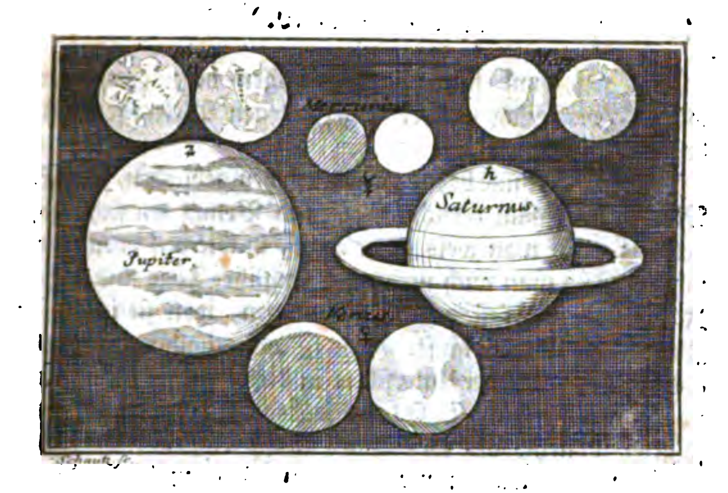
o) Hugenius in seinem Kosmotheoros will von diesem Unterscheide nichts wissen. Er läßt sich in dem ganzen ersten Theile desselben angelegen seyn, zu zeigen: daß die Einwohner der Planeten uns Menschen so ähnlich sind, als ein Ey dem andern. Sie haben Leib und Seele, Augen und Ohren, Sprache, Hände und Füsse, wie wir. Sie schreiben und rechnen, bauen und schiffen, studiren und handeln, wachen und schlafen, wie wir. Sie lieben die Musik, Malerey und Bildhauerkunst; mit einem Worte: wer in den entlegensten Planeten käme, der würde, seiner Meynung nach, keinen größern Unterscheid finden; als wer bis nach America oder China reiset. Dieses sind Muthmaßungen, darüber vernünftige Leute sich nicht zanken, sondern einander völlige Freyheit lassen.



Der



Gespräche, von mehr als einer Welt.



Der vierte Abend.

Besondre Eigenschaften der Venus, des Mercurius, des Mars, auch Jupiters und Saturns, als so vieler Welten.

Die Träume der Gräfinn waren nicht glücklich gewesen. Sie hatten ihr lauter Dinge vorgestellet, die den unsrigen ähnlich waren. Ich hatte Gelegenheit, derselben dasjenige zu verweisen, was uns gewisse Völker, welche lauter ungereimte und phantastische Gemälde machen, bey dem Anblicke unserer Bilder vorwerfen. Gut, sagen sie, das sind ja lauter menschliche Bilder: da steckt kein guter Einfall, kein Witz darinnen. Sie muste sich derowegen entschließen, die Gestalten aller Planeteneinwohner aus dem Sinne

zu schlagen, und sich mit demjenigen begnügen, was wir in Fortsetzung unserer angefangenen Weltreisen würden errathen können.

Font. Wir sind bey der Venus stehen geblieben, Gn. Fr. Man ist genugsam versichert, daß sich Venus um sich selbst drehet: aber man weis nicht recht, in wie viel Stunden; folglich weis man auch nicht, wie lang ihre Tage sind. Ihre Jahre sind nur fast von acht Monaten, weil sie in dieser Zeit um die Sonne läuft. Sie ist anderthalbmal so groß, als die Erde, welcher Unterscheid in dieser Entfernung ganz und gar unmerklich ist, so daß die Erde in der Venus eben so groß aussieht, als Venus bey uns *p*).

Die Gr. Das ist mir lieb, denn so kann die Erde in der Venus der Stern der Schäfer, und die Mutter der Liebe seyn; eben so, als Venus bey uns. Diese Beynamen schicken sich nur für einen kleinen Planeten, der lieblich, klar, glänzend und von ganz artigem Ansehen ist.

Font. Sie haben recht; aber wissen Sie, warum Venus von weitem so schön ist? Deswegen, weil sie nahebey sehr häßlich ist. Man hat mit den Ferngläsern wahrgenommen, daß sie aus einer Menge von Bergen besteht, die weit höher, als die unsrigen, ja sehr spitz und vermuthlich sehr dünne sind; welche Beschaffenheit der Oberfläche einen Planeten so geschickt macht, als es möglich ist, das Licht mit vielem Glanze und großer Lebhaftigkeit zurück zu werfen *q*). Unsre Erde, deren Oberfläche, im Absehen auf die

p) Herr Hugenius meynt, daß die Erdkugel in der Venus viel heller aussehen müsse, als sie bey uns aussieht, wenn sie zwischen uns und der Sonne steht; denn sie sieht alsdann die Erde im vollen Lichte, da wir sie hingegen niemals im vollen Lichte, sondern allezeit gehörnt, halb, oder etwas drüber erleuchtet sehen, aber dieses letztere sehr weit jenseit der Sonne, und also in einer sehr großen Entfernung.

q) Ich weis nicht, auf was für eine Beobachtung sich Herr Fontenelle hier gründet. Hugenius gesteht, daß er mit Ferngläsern, von fünf und vierzig und sechzig Schuhen, nicht den geringsten Flecken in der Venus wa-

die Venus, sehr einträchtig und zum Theile mit Meeren bedeckt ist, könnte vieleicht von weitem nicht so angenehm aussehen.

Die Gr. Desto schlimmer ists! denn das wäre ja ein Vortheil und Zierrath für sie, wenn sie bey den Einwohnern der Venus der Liebe vorstünde. Diese Leute müssen sich vortrefflich auf die Artigkeit und auf Liebessachen verstehen!

Font. Ach! ohne Zweifel. Der Pöbel auf der Venus besteht aus lauter Seladonen und Silvandern: und ihre einfältigsten Unterredungen sind so gut, als die besten aus der Clelia. Die Beschaffenheit des Himmels ist der Liebe sehr günstig. Venus ist der Sonne weit näher, als wir, und bekömmt also ein weit lebhafteres Licht und mehr Wärme. Ihre Entfernung ist fast nur zwey Drittheile von der unsrigen. *r*).

Die Gr. Nun weis ich wie die Einwohner der Venus aussehen. Sie sind den granadischen Mohren ähnlich: ein klein schwarz Volk, von der Sonnen verbrannt, voller Geist und Feuer, allezeit verliebt; welches Verse machet, die Musik liebet, täglich Lustbarkeiten, Tänze und Ritterspiele anstellet.

Font. Vergeben Sie, gnäd. Frau, ich muß Ihnen sagen, daß Sie die Einwohner der Venus noch nicht sonderlich kennen. Unsre granadische Mohren würden bey ihnen an Kälte und Dummheit nichts anders, als Lappen und Grönländer seyn *s*).

wahrnehmen können, weswegen er glaubet, daß sie mit einer sehr dicken Luftkugel umgeben sey, welche es nicht zuzieht, daß die Stralen von ihrer Oberfläche selbst, zu uns gelangen könnten. Daher zweifelt er auch, ob man aus einer großen Höhe den Unterschied der Meere und Länder auf dem Erdboden wahrnehmen würde.

r) Die Sonne sieht daselbst etwas mehr, als dreymal so groß aus, als bey uns, daher sie auch dreymal so viel Licht, und eine dreyfach größere Hitze haben.

s) Es ist keine feste Regel, daß die hitzigsten Länder die lebhaftesten Einwohner haben müssen. Wäre dieses, warum würden

Aber wie werden denn die Einwohner des Mercurius beschaffen seyn? Sie sind der Sonnen noch näher, ja zwey und ein halbmal so nahe, als wir. Sie müssen vor grosser Lebhaftigkeit gar närrisch seyn. Ich glaube, daß sie kein Gedächtniß haben, eben so als die meisten Mohren, die niemals worüber nachdenken; sondern nur auf ein Gerathewohl, und nach ihren plötzlichen Einfällen handeln. Kurz, ich glaube, daß im Mercurius das Tollhaus der ganzen Welt ist. Die Sonne kömmt ihnen sechsmal grösser vor, als uns; und sie giebt ihnen ein so starkes Licht, daß sie unsre allerhellesten Tage nur für schwache Dämmerungen halten würden, wenn sie bey uns wären; ja daß sie die Dinge nicht einmal würden unterscheiden können. Die Hitze ist daselbst so groß, daß die unsrige, mitten in Afrika, sie in Eis verwandeln würde. Vermuthlich würde unser Eisen, Silber und Gold bey ihnen schmelzen, und man würde diese Metalle dort allezeit im Flusse sehen; so wie bey uns das Wasser aussieht, obgleich dasselbe auch zuweilen ein fester Körper ist. Die Leute im Mercur lassen sich nicht träumen, daß diese flüßige Körper, welche vieleicht ihre Ströme ausmachen, in einer andern Welt die allerhärtesten Körper sind, die man hat.

Ihr Jahr ist nur von dreyen Monaten. Die Länge ihres Tages ist uns nicht bekannt. Denn Mercur ist so klein, und so nahe bey der Sonnen, in deren Strålen er sich fast allezeit verbirgt; daß er der Geschicklichkeit aller Sternseher entwischet, und daß man seiner noch nicht so viel hat habhaft werden können, die Bewegung zu bemerken, die er um seinen Mittelpunct haben muß. Allein seine Einwohner haben es sehr nöthig, daß er diesen Umlauf in weniger Zeit verrichte. Denn da sie vermuthlich von einem großen bren-

den denn die Mohren auf unsrer Erdkugel so dumm, und in allen Künsten und Wissenschaften so ungeschickt seyn? Ja in diesem Falle müßte es folgen, daß Jupiter und Saturn, als die kältesten Planeten, mit lauter Dummköpfen besetzt wären. Wer kann sichs

brennenden und über ihren Häuptern schwebenden Feuerofen gebrannt werden; so seufzen sie nach der Nacht. In derselben werden sie von der Venus und der Erden erleuchtet, welche ihnen ziemlich groß vorkommen müssen. Was die andern Planeten betrifft, welche jenseit der Erden gegen das Firmament zu stehen, so scheinen ihnen dieselben weit kleiner zu seyn, als uns; und sie bekommen nur sehr wenig Licht von denselben.

Die Gr. Ich bin nicht sowohl dieses Verlustes halber bekümmert, den die Einwohner des Mercurs leiden; als der Beschwerlichkeit wegen, die sie von der übermäßigen Hitze erdulden müssen. Ich wollte, daß man ihnen eine kleine Linderung verschaffen könnte. Wir wollen dem Mercur ein langes und starkes Regenwetter geben, das ihn erfrischen möge: wie man saget, daß hier in den heißen Ländern, eben in der allerheißesten Zeit, vier Monate lang regnen soll.

Font. Das geht leicht an: ja wir könnten den Mercur noch auf eine andere Art abkühlen. In China giebt es Länder, die ihrer Lage nach sehr warm seyn müßten: wo es aber im Monat Julius und August so kalt wird, daß die Ströme zufrieren. Das machet, weil es in diesen Gegenden viel Salpeter giebt. Die Ausdämpfungen desselben sind sehr kalt, und die Hitze zieht sie sehr häufig aus der Erde. Wenn Sie belieben, so mag Mercurius ein kleiner Planet von lauter Salpeter seyn; und die Sonne mag selbst das Mittel wider ein Uebel daraus bereiten, welches sie ihm verursachen könnte. So viel ist gewiß, daß die Natur keine lebendige Creatur an einen Ort setzen wird, wo sie nicht leben kann; und daß die Gewohnheit, mit der Unwissenheit von etwas Besserm, dazu kömmt, und ihnen ein

sichs aber einbilden, daß Gott solchen schlechten Creaturen zu gefallen, die allergrößesten Planeten erschaffen, und dieselben mit vier bis fünf Monden versehen; den witzigsten Geschöpfen aber kaum ein paar kleine Kügelchen, ohne alle Monden, eingeräumet haben sollte?

ein angenehmes Leben verschaffet. Dergestalt könnte man sich auch im Mercur ohne Regen und Salpeter behelfen.

Sie wissen, daß man nach dem Mercur die Sonne antrifft. Man weis nicht, wie man dieselbe mit Einwohnern besetzen soll. Das Warum nicht? will hier nicht zulangen *t*). Wir urtheilen, weil die Erde bewohnet ist, so müssen auch alle andre Körper von derselben Gattung bewohnet seyn: aber die Sonne ist kein Körper von eben der Gattung, als die Erde, oder als die andern Planeten. Sie ist die Quelle alles Lichtes, welches die Planeten sich untereinander zurück werfen, nachdem sie es von der Sonne bekommen haben. Sie können es zwar unter einander vertauschen und verwechseln, aber nicht hervorbringen. Sie allein quillt dieses kostbare Wesen aus sich selbst hervor. Sie treibt es mit Gewalt nach den Seiten von sich; daher begegnet es allem dem, was fest ist; und es strecken sich von einem Planeten zum andern sehr lange und ungeheure Streifen von Licht. Diese durchkreuzen, durchschneiden und berühren

t) Wenn mir jemand in dem Leibe eines geöffneten Hundes, ein Herz, einen Magen, eine Lunge und anderes Eingeweide; alsdann Blutadern, Pulsadern und Sehnen gewiesen hätte: so würde ich gar nicht zweifeln, daß nicht in den Körpern aller Hunde, von welchen ich gewiß wüßte, daß sie Hunde wären, eben dergleichen Theile anzutreffen seyn sollten; wenn man mir dieselben gleich niemals zeigen könnte. Gleichergestalt, wenn ich einen Fisch von gewisser Gattung zergliedert hätte: so würde ich keinen Zweifel tragen, daß alle übrige Fische dieser Art, aus eben solchen Theilen und Gliedmaßen zusammengesetzet wären; ob ich sie gleich niemals zerschnitten und betrachtet hätte. Eben das würde auch bey einer Gattung von Vögeln, Pflanzen, Metallen und Steinen gelten. Ist nun dieser Vernunftschluß so stark, daß man ihn in keinem ersinnlichen Exempel falsch befunden hat: warum sollte er nicht auch von den Planetenkugeln angehen? Ich frage einen jeden, wenn er einen von diesen dunkeln himmlischen Körpern, die um die Sonne laufen, recht in der Nähe besehen hätte; wenn er es wüßte, wie er auf der Oberfläche beschaffen wäre: würde er nicht ohne fernern Zweifel schließen, es werde

rühren sich auf tausend verschiedene Arten, und wirken recht wunderwürdige Stoffe von der reichsten Materie, die in der Welt ist. Die Sonne steht auch in dem Mittelpuncte, welcher Ort eben am bequemsten ist, das Licht gleich auszutheilen und alles durch seine Wärme zu beseelen.

Die Sonne ist also ein ganz besonderer Körper; aber was für eine Gattung von Körper? Man weis nicht recht, was man darauf sagen soll. Man hat allezeit geglaubet, daß sie ein sehr reines Feuer sey: aber man hat im Anfange des vorigen Jahrhunderts diesen Irrthum abgeleget; als man Flecken auf ihrer Oberfläche wahrnahm. Wie man kurz vorher die neuen Planeten entdecket hatte, davon ich Ihnen bald sagen werde: so hatten dieselben der philosophischen Welt den Kopf ganz eingenommen. Die neuen Planeten waren so Mode geworden, daß man gleich urtheilete: die Sonnenflecken wären Planeten, hätten eine Bewegung um die Sonne, und müßten uns nothwendig etwas davon verdecken, indem sie ihre finstre Hälfte nach uns

[...]rde auf den übrigen finstern Kugeln von dieser Art, eben so aussehen? Nun aber dürfen wir nicht allererst wünschen, auf einen Planeten, z. E. auf den Mars, oder auf die Venus zu kommen: wir sind schon wirklich auf einem solchen. Unsre Erde ist ja, nach der neuesten Meynung, ein Planet: sie läuft mitten unter fünf andern dunkeln Kugeln ihres gleichen, um die Sonne, wie in dem ersten Gespräche erwiesen worden. Da wir nun den Zustand unsers Planeten sattsam kennen: so können wir leicht denken, wie es mit den übrigen von dieser Art bewandt seyn werde. Nämlich sie werden auch bewohnt seyn, wie die Erde, doch ohne eben solche Menschen. So gut dieser Schluß von der Erde auf die fünf andern Hauptplaneten gilt: so schlecht schicket er sich auf die Sonne. Diese gehöret nicht mehr zu derselben Gattung, als die Erde. Diese ist dunkel, jene hell; diese kalt, jene feurig; diese läuft in die Runde, jene steht allezeit auf einer Stelle. Dieser Unterschied macht den ganzen Schluß kraftlos. Wie würde das schließen? Der Hund hat eine Lunge: so wird der Hecht auch dergleichen haben. Diese beyden Thiere sind ja nicht von einer Gattung.

kehreten (*). Die Gelehrten machten mit diesen eingebildeten Planeten schon ihre Schmäucheleyen gegen die Prinzen in Europa. Der eine nennte sie nach diesem, der andre nach jenem: und vieleicht würde ein Streit unter ihnen entstanden seyn, wer endlich das Recht behalten solle, die Flecken der Sonne nach seinem Sinne zu nennen.

Die Gr. Ich sehe nicht, daß das gut sey. Sie sagten mir neulich, daß man verschiedenen Theilen des Mondes die Namen der Gelehrten und Sternseher gegeben, und damit war ich sehr wohl zufrieden. Weil die Fürsten die Erde für sich nehmen; so ist es billig, daß die Gelehrten den Himmel für sich behalten, und daselbst herrschen: aber sie sollten auch keinem andern daselbst einen Platz vergönnen.

Font. Erlauben Sie nur, daß sie auf den Nothfall zum wenigsten auch den Fürsten einen Stern; oder einen Theil des Monden einräumen (**). Was die Sonnenflecken anlanget, so waren sie ihnen nichts nütze. Es fand sich,

(*) Man darf nur des berühmten Otto von Gerike Experimenta nova Magdeburgica nachschlagen, so wird man finden, daß dieser sonst große Mann auch auf dieser Meynung gewesen; und verschiedene neue Planeten um die Sonne gezeichnet, die doch nichts anders, als Flecken derselben gewesen.

(**) Als der sel. Herr Bülfinger nebst dem Herr Herrmann nach Petersburg giengen, und in Potsdam bey dem letztverstorbenen Könige Friedrich Wilhelm vorgelassen wurden; fragte sie dieser: Er hätte ja gehöret, daß die Gelehrten ganze Länder im Monde zu vergeben hätten, die auch zuweilen Königen zu Theile geworden wären: ob Er denn nicht auch ein solch Stück Landes bekommen könnte? Als nun [illegible] erwähnten Gelehrten erwiederten: daß solches gar wohl angienge, wenn Se. Majestät nur eben das thun wollten, was andre Potentaten gethan hätten. Er begehrte darauf zu wissen: was das wäre? und bekam zur Antwort: man müsse den Sternsehern mit Gebäuden, Instrumenten und andern Bedürfnissen reichlichen Vorschub thun. Hierauf hat er abgebrochen, und zu verstehen gegeben: daß er lieber mit seinen Ländern auf der Erde sich begnügen wolle.

u) Wenn diejenigen, so in der Astronomie unerfahren sind, hören,

sich, daß sie keine Planeten wären; sondern Wolken, Rauch und Schaum, welche sich über die Sonne erheben. Bald sind sie in großer Menge, bald in geringer Anzahl; bald verschwinden sie alle. Bisweilen vereinigen sich viele; bisweilen trennen sie sich; bisweilen sind sie klärer, bisweilen dunkler. Zuweilen sieht man viele, hernacht sieht man oft in vielen Zeiten keinen einzigen erscheinen.

Man sollte fast glauben, die Sonne bestünde aus einer flüßigen Materie, und wie einige wollen, aus einem geschmolzenen Golde, welches unaufhörlich sprudelt und Unreinigkeiten auswirft, die sie durch die Gewalt ihrer Bewegungen auf ihre äußerste Fläche treibt. Daselbst verzehren sie sich, und an ihrer Stelle entstehen wieder andre. Stellen Sie sich einmal vor, was das für Körper sind: es giebt welche, die siebenzehnhundertmal größer sind, als die Erde. Denn Ew. Gn. wissen vieleicht schon, daß diese eine Million und mehrmal kleiner ist, als die Sonnenkugel *u*). Denken

ten, daß man die Größen der himmlischen Körper bestimmen, und gar mit Zahlen ausdrücken will: so dünkt es ihnen unmöglich zu seyn, daß man solches gewiß wissen könne. Vieleicht denken sie: weil niemand so hoch hinauf gestiegen, und ihre Länge, Breite und Dicke mit Schritten, Ellen oder Meßruthen abgemessen; so könne man von ihrer Größe nichts sagen. Allein diese Gattung Leute könnten sich leicht einbilden, daß die Sternverständigen doch wohl gewisse Mittel haben müßten, diese weit entlegenen Dinge zu messen: wenn sie nur erwägen wollten, daß gleichwohl die Sonnen- und Mondfinsternisse, von ihnen, mit solcher Gewißheit vorher verkündiget werden können, daß weder eine einzige davon ausgeblieben; noch auch jemals eine geschehen, die sie nicht verkündiget hätten. Können aber die Sternseher dieses: so müssen sie ja auch wohl Mittel haben, himmlische Dinge zu messen; und zwar so, daß es ihnen wenig fehl schlägt. Daß man aber Unstudirten diese himmlische Meßkunst nicht so leicht zeigen und beybringen kann, das müssen sie sich nicht befremden lassen. Es gehöret gar zu viel dazu. Sie müßten selbst Sternseher werden; wozu aber nicht ein jeder Zeit, Lust und Gelegenheit genug hat. Sonst ist noch von der Größe der Erde gegen die Sonne zu merken, daß der Durchmesser der Erde gegen den

Denken Sie nur einmal, was das für eine Menge geschmolzenes Goldes seyn müsse! Oder wie unermeßlich dieses große Licht- und Feuermeer sey!

Andre sagen mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß die Flecken, zum wenigsten meistentheils, nicht von neuem entstehen, und sich zu gewisser Zeit wieder zerstreuen; sondern daß es große feste Klumpen von sehr unförmlichen Figuren sind, die allezeit bestehen; bald auf dem flüßigen Körper der Sonne herumschwimmen; bald in denselben entweder ganz, oder zum Theile versinken, und uns verschiedene Spitzen oder hervorragende Theile zeigen, nachdem sie sich mehr oder weniger eintauchen; oder sich von dieser oder jener Seite gegen uns kehren. Vieleicht machen sie einen Theil von der festen Materie aus, die dem Sonnenfeuer zur Nahrung dienet. Mit einem Worte, die Sonne mag seyn, was sie will; so scheint es doch nicht, daß sie bequem sey, bewohnt zu werden.

Indessen ist dieses doch schade! Sie würde eine recht schöne Behausung abgeben. Man würde da in dem Mittelpuncte von allem seyn. Man würde alle Planeten ordentlich um sich laufen sehen; anstatt, daß wir itzo in ihrem Umlaufe tausendfache Unrichtigkeiten wahrnehmen: welche bloß daher entstehen, weil wir uns nicht an einem Orte befinden, der bequem ist, wohl davon zu urtheilen; das ist, im Mittelpuncte ihrer Bewegungen. Ist das nicht kläglich? Es ist

den Durchmesser der Sonne wie 1 gegen 111 zu rechnen ist: oder daß die Sonnenkugel hundert und eilfmal dicker ist, als die Erdkugel: ja daß der Kreis, den der Mond um die Erde läuft, noch so groß nicht ist, als ein Zirkel, den man auf der äußersten Fläche der Sonnenkugel abzeichnen könnte.

x) Einige haben gemuthmaßet, daß vielleicht auch in der Sonne eine Art von lebenden Creaturen Statt finden könne, deren Natur auch in dem Feuer selbst ihre Erhaltung fände: wie etwa der Salamander mitten in den Flammen unbeschädiget bleiben soll. Allein zu geschweigen, daß dieser Salamander nirgends, als in Büchern gefunden wird: so scheint die Sonne schon Nutzen genug in der Welt zu schaffen; da sie allen ihren Planeten Licht, Wärme und Leben mittheilet. Man

ist nur ein einziger Ort in der Welt, wo die Wissenschaft der Sterne überaus leicht zu erlangen wäre: und an eben diesem Orte ist niemand vorhanden.

Die Gr. Sie denken auch gar an nichts! Wer in der Sonne wäre, der würde gar nichts, weder Planeten noch Fixsterne sehen. Verdunkelt und verlöschet denn ihr Glanz nicht alles? Ihre Einwohner würden guten Grund haben, dafür zu halten, daß sie das einzige Geschlecht in der Welt wären.

Font. Ich gestehe, daß ich geirret habe: ich dachte nur an die Lage der Sonne, und nicht an die Wirkung ihres Lichtes. Aber Ee. Gn. selber, die Sie mir eingeholfen haben, wollen Sie mir wohl erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie sich auch vergangen haben? Die Einwohner der Sonnen würden gar nichts sehen. Entweder sie würden die Stärke ihres Lichtes nicht ertragen mögen; oder sie würden es nur in einer gewissen Weite empfangen können. Allem Ansehen nach würde die Sonne ein Wohnplatz der Blinden seyn: und kurz zu sagen: sie ist nicht dazu gemachet, daß sie Einwohner haben soll *x*). Allein wollen wir unsre Reise durch die Welten nicht weiter fortsetzen?

Wir sind im Mittelpuncte angelanget, welcher allezeit der allerniedrigste Ort ist, in allem dem, was rund ist: und beyläufig will ich Ihnen sagen, daß wir einen Weg von drey und dreyßig Millionen Meilen zurück geleget haben *y*).

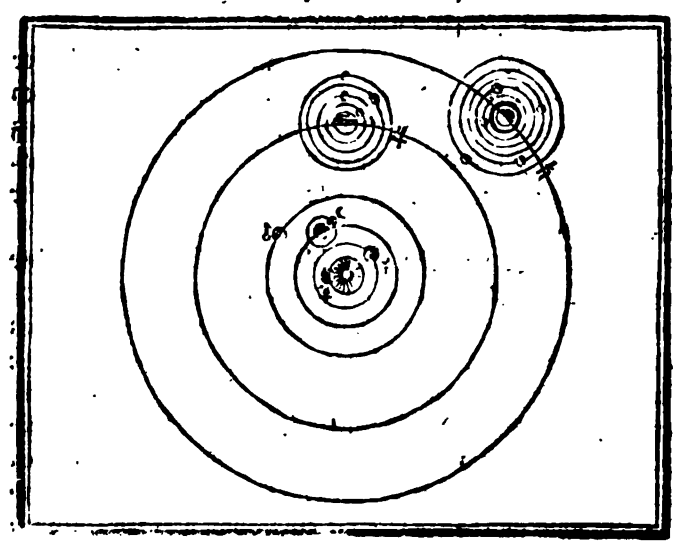
Nun

Man hat also nicht nöthig, ihr noch wider alle Wahrscheinlichkeit einen andern Endzweck anzudichten. Diejenigen, welche sie entweder zum Sitze der Auserwählten, oder gar der Verdammten machen wollen; mögen ihre Meynung erweisen. Man sehe hiervon Swindens aus dem Engländischen übersetztes Buch nach; daß die Sonne die Hölle sey.

y) Das sind wieder französische Meilen. Herr Hugenius rechnet zwölftausend Erdendurchmesser oder siebenzehn Millionen deutsche Meilen. Nun scheinen zwar diese beyden Zahlen nicht überein zu stimmen. Wenn ein Durchmesser der Erden 1720 deutsche Meilen lang ist; wie man ihn durch gute Rechnungen befunden hat; und man denselben 12000 mal nimmt; so

kommen

Nun werden wir umkehren und in die Höhe steigen müssen. Wir werden den Mercur, die Venus, die Erde und den



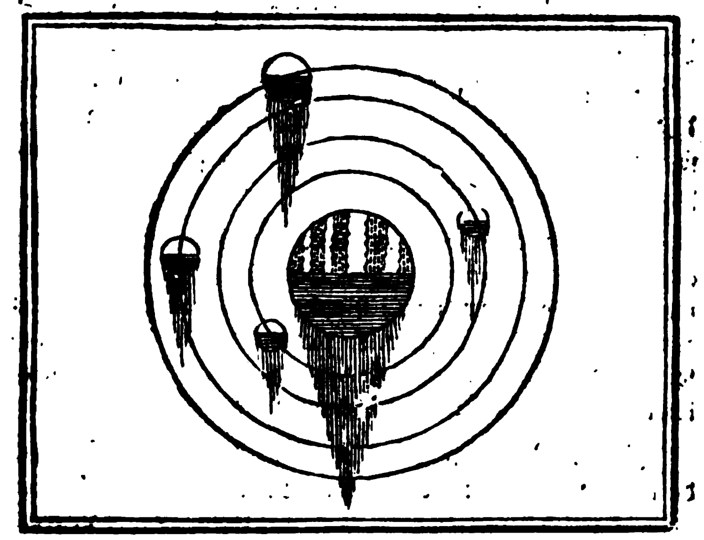
Mond antreffen; alle die Planeten, die wir schon besuchet haben. Nunmehr stellet sich Mars vor unsre Augen.

So viel ich weis, hat Mars nichts seltsames. Seine Tage sind etwa eine halbe Stunde länger, als die unsrigen, und seine Jahre noch einmal so lang, als bey uns; bis auf

kommen nicht nur siebzehn Millionen, sondern zwanzig Millionen und 640000 Meilen heraus, und also hätte Hugenius unrecht. Allein es dient zu seiner Entschuldigung, daß die Erdkugel nicht allezeit gleich weit von der Sonne entfernet ist. Ihr jährlicher Kreis ist kein vollkommen runder Zirkel; sondern eine länglichtrunde Figur, fast wie ein Ovaltisch. Da ist nun leicht zu begreifen, daß die Erde bald näher, bald weiter von der Sonne stehen muß, wenn sie entweder in diesem oder in jenem Theile ihres Kreislaufes begriffen ist. Da kann es nun leicht seyn, Hugenius habe uns in der einen Zahl die kleineste, in der andern aber die größeste Entfernung der Erdkugel geben wollen. Ja es kann auch seyn, daß er den Durchmesser der Erde etwas kleiner als tausend sieben hundert und zwanzig deutsche Meilen angenommen.

auf einen, und noch fast einen halben Monath. Es ist ungefähr viermal kleiner als die Erde: die Sonne kömmt ihm etwas kleiner und weniger lebhaft vor, als uns; kurz, Mars ist nicht werth, daß man sich lange bey ihm aufhält z).

Aber was für ein artiges Wesen ist nicht Jupiter, mit seinen vier Monden oder Trabanten! Das sind vier klei-



ne Planeten, welche indessen, daß Jupiter in zwölf Jahren

men." Noch anders hat er die Größe dieser Entfernung ausgedrücket, wenn er saget: daß eine Stückkugel, die von der Erde nach der Sonne abgeschossen würde, und in gleicher Geschwindigkeit ihren Lauf fortsetzen möchte; allererst nach fünf und zwanzig Jahren in derselben anlangen würde. Hieraus erhellet, wie groß die Einfalt der Alten, z. E. des griechischen Poeten Hesiodus gewesen, welcher vorgiebt: der Himmel sey so hoch, daß ein Ambos neun Tage fallen müßte, eh er herunter kommen könnte; die Hölle aber wäre gleichfalls so tief, daß ein solcher Ambos eben so viel Zeit haben müßte herunter zu fallen, wenn er in dieselbe geworfen würde. Man kann sagen, daß dieses recht kindische Gedanken von dem erstaunend großen Weltgebäude gewesen.

z) Doch kann von diesem Planeten noch verschiedenes geschlossen

ren um die Sonne läuft, um ihn selbst, wie der Mond um unsre Erde, laufen.

Die Gr. Allein, warum giebt es doch Planeten, die um andere Planeten laufen, die doch nichts besser sind, als sie selbst? Im Ernste zu reden, es würde mir viel ordentlicher und einträchtiger vorkommen, wenn alle große und kleine Planeten nur einerley Bewegung um die Sonne hätten.

Font. Ach, gn. Frau: wenn Sie wüßten, was die Wirbel des Cartesius sind! die Wirbel, deren Namen so fürchterlich klingen, deren Begriff aber so angenehm ist: so würden sie ganz anders sprechen.

Die Gr. Und wenn mir auch der Kopf in die Runde gehen sollte, so muß ich wissen, was Wirbel sind? Das muß ja was Schönes seyn! Machen Sie mich nur vollends zur Närrinn: ich mäßige mich gar nicht mehr in der Philosophie. Die Leute mögen sagen, was sie wollen: wir wollen uns mit den Wirbeln bekannt machen.

Font. Ich hätte Ew. Gn. dergleichen heftige Begierde nicht angesehen: es ist nur Schade, daß es bloß die

Wirbel

sen werden, wie Herr Hugenius gethan. Man hat auf demselben recht merklich dunkle Flecken bemerket, welche eine ganz ordentliche Bewegung haben, aus welcher man seine Umdrehung um sich selbst, und die Länge seiner Tage geschlossen hat. Weil seine Jahre noch einmal so lang sind, als die unsrigen, so muß es daselbst ein fruchtbares Land seyn: welches nämlich in einem Sommer so viel Früchte hervorbringt, daß seine Einwohner fast drey und zwanzig Monathe daran genug haben; welches bey uns nicht angehen würde. Unsre Erde kömmt ihnen so vor, als uns der Abendstern, und wo sie Ferngläser haben, so sehen sie, daß unsre Kugel, wie der Mond, ab- und zunimmt. Sie sehen uns zuweilen wie einen runden schwarzen Flecken quer durch die Sonne rücken, so wie wir die Venus und den Mercur bisweilen sehen. Von beyden werden sie jene so selten gewahr, als wir diesen: diesen aber sehen sie vielleicht niemals; weil er dem hellen

Wirbel betrifft. Einen Wirbel nennet man einen Haufen Materie, deren Theile von einander getrennet sind, und sich alle nach einer Gegend in die Runde bewegen. Diese Materie kann aber in eben der Zeit einige kleinere Bewegungen haben, wenn dieselben nur allezeit der allgemeinen Bewegung folgen. Also ist ein Windwirbel eine unendliche Menge kleiner Lufttheilchen, welche beysammen in die Runde laufen, und alles mit sich führen, was sie antreffen.

Sie wissen, gn. Frau, daß die Planeten in der himmlischen Materie schwimmen, welche von wunderthätiger Subtilität und Geschwindigkeit ist. Dieser ganze Haufen himmlischer Materie, der von der Sonne bis zu den Fixsternen reichet, drehet sich in die Runde, führet die Planeten mit sich fort, und machet, daß sie mit ihm um die Sonne laufen müssen, die im Mittelpunkte steht: aber in mehr, oder weniger Zeit, nachdem sie weit davon, oder nahe bey ihr stehen. Die Sonne selber drehet sich um sich selbst, weil sie gerade mitten in dieser himmlischen Materie ist: und Sie können beyläufig merken, daß die Erde sich ebenfalls würde umdrehen müssen, wenn sie an ihrer Stelle stünde a).

Sehen

len Sonnenkörper gar zu nahe ist. Die Sonne scheint bey ihnen halb so hell, und folglich nur halb so warm als bey uns; weil sie weiter von ihr sind: doch dieser Unterschied kann ihnen nicht beschwerlich fallen. Mars ist kleiner als Venus, ungeachtet er weiter von der Sonne ist; hat auch keinen Mond um sich. Er ist also ein schlechterer Planet, als die Erde; welche gleichwohl einen Trabanten zu ihrer Bedienung um sich hat.

a) Die Figur der Wirbel, so Herr Fontenelle annimmt, hat Descartes zuerst erdacht. Eine jede kleine Kugel in diesem Risse stellet einen Fixstern, oder eine Sonne vor. Um jede davon drehet sich ein großer Theil der Himmelluft; oder wie der große Kepler, ein deutscher Sternseher, dafür gehalten: weil die Sonne, als ein gewaltiger Körper, sich innerhalb fünf und zwanzig Tagen um ihren Mittelpunkt drehet; so erreget sie rings um sich her, in der flüßigen himmlischen Materie, einen so starken Wir-

Sehen Sie, was das für ein großer Wirbel ist, darinnen die Sonne gleichsam herrschet: aber zu gleicher Zeit machen sich die Planeten kleinere Wirbel nach Art des Sonnenwirbels. Indem sich jeder von ihnen um die Sonne drehet, so drehet er sich auch um sich selbst; und machet daß sich auch ein gewisser Theil der himmlischen Materie um ihn drehen muß. Diese ist allezeit bereit, alle Bewegungen anzunehmen, die man ihr giebt; wenn sie nur nicht in ihrer allgemeinen Bewegung dadurch gehindert wird. Dieses ist der besondre Wirbel des Planeten; den er so weit ausdehnet, als die Kraft seiner Bewegung sich erstrecket. Wenn ein kleinerer Planet, als dieser herrschende ist, in seinen Wirbel fällt; so wird er von dem großen fortgerissen, und unumgänglich gezwungen, um denselben zu laufen: alles zusammen aber, der große und kleine Planet, nebst ihrem Wirbel, der sie einschließt, drehet sich nichts desto weniger doch um die Sonne *b*).

Dergestalt hat uns der Mond vom Anfange der Welt her nachfolgen müssen: weil er sich in dem Umkreise unsers Wirbels befand, und sich gar gut für uns schickte. Jupiter, von welchem ich schon anfieng zu reden, war glücklicher, oder mächtiger als wir. In seiner Gegend fanden sich vier kleine Planeten; er bemächtigte sich aller viere: und glauben Sie wohl, daß wir, die wir auf einem Hauptplaneten wohnen, ihm würden entgangen seyn; wenn wir

Wirbelwind oder Kreislauf; daß alle darinnen schwimmende Planeten sich genöthiget sehen, dieser Bewegung zu folgen. Diese aber sind in dieser Figur nicht abgebildet, obwohl die mittelste Kugel unsre Sonne mitten in ihrem Wirbel vorstellen soll. Daß um einen Körper, der schnell in die Runde gedrehet wird, ein kleiner Wind entsteht, ist der Erfahrung gemäß: wie man an dem Rade eines Spinnrockens; oder an einem laufenden Mühlsteine wahrnehmen kann. Doch haben andre, und insonderheit Hugenius, dawider noch was zu erinnern gefunden, und deswegen auch die Wirbel etwas anders einzurichten für nöthig erachtet; davon gegen das Ende dieser Gespräche noch gedacht werden soll.

wir uns nahe bey ihm befunden hätten? Er ist tausendmal größer als die Erde, und hätte uns ohne alle Mühe in seinem Wirbel verschlungen: so daß wir nur ein Mond in seinem Gebiethe seyn würden; anstatt daß wir itzo selber einen haben, der in unserm Wirbel befindlich ist. So gewiß ist es, daß oft ein blinder Zufall in unserm Glücke den Ausschlag giebt.

Die Gr. Wer versichert uns aber, daß wir allezeit auf unserer Stelle bleiben werden? Mir wird ganz bange, daß wir die Thorheit begehen möchten, uns zu einem so vermögenden Planeten zu nähern, als Jupiter ist; oder daß nicht irgend einer komme, uns zu verschlingen. Denn mich dünket, daß die himmlische Materie, die in so großer Bewegung ist, wie Sie mir sagen, die Planeten ganz unordentlich treiben wird, so daß sie bald nahe, bald weit von einander stehen werden.

Font. Dabey wäre so leicht was zu gewinnen, als zu verlieren. Vielleicht würden wir gar den Mercur, oder den Mars unter unsre Bothmäßigkeit bringen: als welche viel kleinere Planeten sind; die uns nicht würden widerstehen können. Aber wir haben weder was zu befürchten, noch zu hoffen. Die Planeten bleiben wohl wo sie sind: und die neuen Eroberungen sind ihnen eben sowohl verbothen, als vorzeiten den chinesischen Königen. Sie wissen wohl,

 daß,

b) Daß dergleichen Wirbel in flüßigen Materien ganz möglich seyn, werden diejenigen wissen, die Gelegenheit gehabt, starkfließende Ströme zu betrachten. Da bemerket man nämlich große Klumpen Wassers, die sich stark in die Runde drehen; und alles, was sich ihnen nähert, mit sich reißen. Hernach sieht man öfters mitten in diesen Wirbeln andre kleine, die, ungeachtet ihrer allgemeinen Bewegung um den Mittelpunkt des großen, doch ihren eigenen Kreislauf haben; und Spreuer oder andre leichte Sachen mit sich herum treiben. Was im Wasser möglich ist, das geht auch in der Luft an: denn diese ist eben so wohl ein flüßiger Körper als jenes.

daß, wenn man Oel und Wasser vermischet, das Oel allezeit oben schwimmet. Man gieße einen andern Körper darüber, der noch leichter ist c): das Oel wird ihn tragen, und er wird nicht bis ans Wasser dringen können. Man werfe einen Körper hinein, der von einem gewissen Gewichte ist: der wird quer durch das Oel durchfallen, welches gar zu schwach ist, ihn aufhalten; und so lange sinken, bis er ans Wasser kömmt, welches kräftig genug ist, denselben zu ertragen. Dergestalt werden sich in diesen verschiedenen flüßigen Materien, die sich nicht vermischen, zween ungleich schwere Körper, natürlicher Weise an zween verschiedene Oerter setzen. Einer wird niemals in die Höhe steigen; der andre niemals herunter sinken. Man gieße noch andre flüßige Dinge drüber, die sich nicht mischen, und werfe andre Körper hinein; so wird sich eben das zutragen.

Stellen Sie sich nun vor, das die himmlische Materie die diesen großen Wirbel erfüllet, verschiedene Lagen hat; davon immer eine die andre umgiebt, und deren Schweren so verschieden sind, als Oel, und Wasser, und andre flüßige

c) Ich weis nicht, was Herr Fontenelle hier für einen flüßigen Körper gemeynet. Zum wenigsten weis ich keinen, der leichter wäre als die feinsten Oele, ausgenommen die Luft. Wie leicht: aber giebt es auch gewisse sehr fein abgezogene geistige Flüßigkeiten, oder Spiritus, die über den gröbern Oelen stehen bleiben. Aber einen schwerern hat man wohl als Wasser, nämlich Quecksilber. Man kann also ein tiefes Glas etwa eines Fingers hoch damit anfüllen; hernach Milch, Bier oder Wasser drüber gießen, und endlich das Gefäß mit Oel oder Spiritus voll machen. Nun nehme man eine bleyerne Kugel, eine von festem Holze, und endlich eine von Sandelholz, verfertiget, alle drey ungefähr einer Nuß groß. Diese drey werfe man in das Glas, so wird eine jede Kugel an ihrem besondern Orte stehen bleiben. Die bleyerne wird durch das Oel und Wasser durchfallen, und auf der Fläche des Quecksilbers hängen bleiben; weil nämlich alle Metalle, ausgenommen das Gold, auf demselben schwimmen. Die hölzerne

flüßige Dinge. Die Planeten sind auch von verschiedener Schwere; folglich bleibt ein jeder in derjenigen Lage hängen, die gerade stark genug ist, ihn zu tragen, und also mit ihm von gleichem Gewichte ist: und da sehen Sie wohl, daß er seinen Platz unmöglich jemals verlassen könne.

Die Gr. Ich begreife, daß diese verschiedene Schweren die Rangordnung der Planeten sehr wohl einrichten. Wollte Gott! daß wir auch unter uns etwas hätten, dieselbe auszumachen, und die Leute an denjenigen Stellen zu befestigen, so sich von Natur für sie schicken. Ich bin also von Seiten des Jupiters sicher genug. Es ist mir schon lieb, daß er uns unsern kleinen Wirbel, mit unserm einzigen Monde in Ruhe besitzen lässet. Ich lasse mir leicht genügen, und misgönne ihm seine vier Trabanten nicht.

Font. Sie thäten unrecht, wenn Sie ihm dieselben beneiden wollten: er hat nichts mehr, als was er nöthig hat. Er steht fünfmal weiter von der Sonne, als wir; das ist, hundert und fünf und sechzig Millionen Meilen *d*): darum

jene wird ihren Platz zwischen dem Oele und Wasser einnehmen, weil sie leichter als jenes, und schwerer als dieses ist. Die von Sandelholz aber wird ganz oben auf dem Oele schwimmen. Da haben wir das Bild dreyer Planeten; z. E. des Mercurs, der Venus, und der Erde. So wenig nun das Sandelholz zu dem Ebenholze, oder dem Bleye herunter sinken, oder so wenig dieses zu jenem heraufsteigen wird; so wenig ist es auch zu besorgen, daß entweder die Erde in die Kreise der Venus und des Mercurs, nach der Sonnen zu, hinabsinken: oder diese zu der Erden in die Höhe steigen werden.

d) Hugen saget, eine Stückkugel würde hundert und fünf und zwanzig Jahre fliegen müssen, wenn sie von der Sonne nach dem Jupiter abgeschossen würde; das ist, fünfmal länger als bis an die Erde. Ihr Körper scheint ihnen einen fünfmal kleinern Durchmesser zu haben, als uns: d. i. die Sonne kömmt ihnen fünf und zwanzig mal kleiner vor, als uns; etwa wie ein

darum bekommen und geben ihm seine Moden nur ein sehr schwaches Licht. Ihre Anzahl ersetzet aber, was den Wirkungen eines jeden für sich fehlet. Wäre dieses nicht, so würden ihm die vier Monden so nöthig nicht seyn: da er sich ohnedieß in zehn Stunden um sich selbst drehet; und seine Nächte nur fünfstündig, folglich sehr kurz sind.

Derjenige Mond, so dem Jupiter am nähesten ist, verrichtet seinen Kreislauf in zwey und vierzig Stunden; der andre in viertehalb Tagen; der dritte in sieben Tagen; und der vierte in siebenzehn Tagen: und durch diesen ihren ungleichen Lauf verursachen sie ihm den lieblichsten Anblick von der Welt. Bald gehen sie alle vier zugleich auf, und trennen sich darauf fast in einem Augenblicke; bald sind sie alle gegen Mittag, einer unter dem andern gestellet; bald sieht man sie alle vier in gleicher Weite am Himmel: bald gehen zween auf, wenn zween andre untergehen. Insonderheit

ein mäßiger Apfel: folglich haben sie fünf und zwanzig mal weniger Licht und Wärme zu genießen, als wir. Man sollte zwar denken, daß es also sehr dunkel im Jupiter seyn müsse: allein man hat bemerket, daß, wenn gleich in unsern Sonnenfinsternissen, z. E. der von 1748 den 25 Jul. nur der fünf und zwanzigste Theil der Sonne sichtbar geblieben, dennoch keine große Dunkelheit gespüret worden. Wenn aber im Jupiter der Himmel mit Wolken bezogen ist, so mag es allerdings nicht gar zu helle seyn; zum wenigsten für unsre Augen. Denn es ist kein Zweifel, daß nicht seine Einwohner ein solches Gesicht haben sollten, welches sich nach ihrem Zustande richtet. In der Physik erweist man, daß unser Augenstern sich im starken Lichte zusammenzieht, im schwachen aber erweitert; um weder gar zu viel, noch gar zu wenig Stralen aufzufangen. Aus diesem Grunde hat Herr Kanzler von Wolf in seiner lateinischen Astronomie die Größe der Einwohner Jupiters ausgerechnet, und gefunden, daß ihre Augen, wegen des dortigen schwachen Lichts, weit größer seyn müßten, als die unsrigen. Da nun das Auge zu dem ganzen menschlichen Körper ein gewisses Verhältniß haben muß: so würden auch die Einwohner Jupiters, nach Proportion ihrer Augen, größere Leiber haben, und etwa so groß seyn, als Moses den König Og zu

derheit möchte ich das immerwährende Spiel der Finsternisse gern sehen, die sie einander verursachen. Denn es geht kein Tag vorbey, daß nicht entweder einer den andern, oder die Sonne selbst verfinstert. Und versichert, da die Finsternisse in diesem Lande so gemein sind; so werden sie daselbst zum Vergnügen, nicht aber, wie bey uns, zum Schrecken dienen.

Die Gr. Ich sehe schon, Sie werden hier gewiß nicht ermangeln, diese vier Monden bewohnen zu lassen: ob es gleich nur kleine Nebenplaneten sind, die bloß bestimmet worden, eines andern Nächte zu erleuchten?

Font. Sie dürfen gar nicht daran zweifeln. Diese Planeten sind eben sowohl werth, bewohnet zu werden, als die andern; ob sie gleich das Unglück haben, daß sie um einen wichtigern zu laufen genöthiget sind *e*).

zu Basan beschrieben hat: oder als der Philister Goliath gewesen ist. Dieses sind aber nur wahrscheinliche Muthmaßungen, die man für keine Gewißheit ausgiebt.

e) Diese Jupitersmonden, oder Trabanten desselben, hat Simon Marius, oder Mayer, ein Deutscher, aus Gunzenhausen, ein Schüler des berühmten Tycho, und Hofmathematicus des Markgrafen zu Anspach, zuerst mit seinem Fernglase erfunden: und man kann leicht denken, wie er sich darüber wird gefreuet haben. Er schrieb Mundum jovialem, und starb 1624: Aber Galiläus ein Wälscher, sah diese kleine Planeten auch, und stellte sie eher ans Licht. Man kann hier seinen Nuncium sidereum nachlesen, der im 1610 Jahre ans Licht getreten ist. Hier findet man auch a. d. 9 u. f. S. wie der große Kepler erschrocken, als ihm ein kaiserlicher Rath, D. Wackher, von Wackerfels, aus italienischen Briefen die Nachricht gebracht: Galiläus habe vier neue Planeten entdecket. Er kam vor seine Thüre gefahren, und ließ ihn herabrufen, um ihm solche Zeitung zu melden: nachdem sie vorhin einen Streit darüber gehabt, ob es wohl mehr Planeten als die bekannten sieben geben könne? welches Kepler, nach seiner besondern Hypothesis oder Lehrmeynung, von den regulären Körpern, geläugnet hatte. Itzo aber ward er durch diese Nachricht ganz

Die Gr. So wollte ich denn, daß die Einwohner der vier Jupitersmonden gleichsam Colonien des Jupiters wären; daß sie von ihm, wo möglich, ihre Gesetze und Gewohnheiten bekommen hätten; daß sie ihm folglich eine gewisse Huldigung leisten müßten, und also diesen großen Planeten nicht ohne Ehrfurcht ansehen dörften.

Font. Wäre es nicht auch nöthig, daß die vier Monden von Zeit zu Zeit gewisse Abgeordneten in den Jupiter schicketen, um ihm den Eid der Treue zu leisten? Ich zum wenigsten, zweifle sehr; da wir so wenig über die Leute in unserm Monde zu befehlen haben: ob Jupiter mehr Gewalt über die seinigen habe? und glaube, daß der einzige Vorzug, den er mit einigem Rechte fodern kann, dieser sey, daß er ihnen bange mache.

In dem nächsten Monde, zum Exempel, sehen sie ihn tausend sechshundertmal größer, als wir unsern Mond sehen. Was ist das nicht für ein ungeheurer Planet, der über ihren Häuptern schwebet! In Wahrheit, wenn die alten Celten den Einfall des Himmels befürchteten, und daß

ganz niedergeschlagen, beschämet, und von jenem mit Lachen in die Enge getrieben; zumal er hinzu setzte: daß recht vornehme, gelehrte und ansehnliche Männer solches vom Galiläus berichtet hätten. Allein die große Erstaunung **Keplers** legte sich nachmals in etwas, als er aus des Galiläus Buche selbst vernahm: daß die neuen Planeten nicht um die Sonne, sondern wie unser Mond, um einen andern Planeten liefen. Etliche darunter sind so groß als unsere Erdkugel: und desto wahrscheinlicher ist es, daß sie nicht ledig seyn werden. Gesetzt aber, sie sollten nur bloß den Jupiter erleuchten: so wird doch dieser ungeheure Weltkörper selbst, der tausendmal größer ist, als unsre Erde, ganz unfehlbar bewohnet seyn. Denn warum hätte Gott einem ledigen Planeten vier Monden gegeben; da er unsrer so reichlich bevölkerten Erdkugel nur einen einzigen ertheilet? Etwa bloß ein wüstes Land zu bescheinen, wo niemals einige lebendige Creatur gewesen, die ihres Lichtes nöthig gehabt? Gewiß! das hieße bald so viel, als wenn wir bey uns, für viele lebendige Personen in einem Zimmer

daß sie nicht davon zerschmettert werden möchten: so hätten ja die Einwohner dieses Mondes weit mehr Ursache, den Fall ihres Jupiters zu besorgen.

Die Gr. Das wird auch vieleicht die Furcht seyn, die sie anstatt der Finsternisse empfinden; davor sie sich nicht entsetzen, und an deren Stelle sie doch nothwendig eine andere Thorheit begehen müssen.

Font. Das ist nothwendig. Der Erfinder der dritten Weltordnung, von welchem ich Ihnen neulich gedacht habe, der berühmte Tycho Brahe, einer von den größesten Sternsehern, fürchtete sich vor den Finsternissen nicht, wie der gemeine Mann; er brachte sein Leben mit Betrachtung derselben zu. Aber sollten Sie sich wohl einbilden, was er an deren Stelle gescheuet? Wenn er zum Hause hinaus gieng, und ihm zuerst ein altes Weib begegnete; oder wenn ein Hase über seinen Weg lief: so glaubte Tycho Brahe, daß der Tag unglücklich seyn würde, und kehrte zurück nach Hause; verschloß sich in sein Zimmer, und hatte das Herz nicht, das Geringste vorzunehmen f).

mer nur eine Lampe anzünden wollten; in einem wüsten Gebäude aber, wo niemals jemand gewohnet hätte, auch künftig niemand wohnen würde, alle Abend ein halb Dutzend Fackeln aufstecken ließen.

f) Den guten Tycho zu entschuldigen, muß man die Zeiten bedenken. Der Aberglauben herrschte damals noch so sehr, daß auch die Allergelehrtesten sich nicht von den Vorurtheilen der Auferziehung befreyen konnten. Die Furcht vor Hexen war auch schwerer abzulegen, als vor den Begebenheiten des Himmels. Man sehe z.E. wie abergläubisch der sonst so gelehrte und kluge Franzos, Joh. Bodinus, in diesem Stücke gewesen, in seinem Tractate, de Magorum Dæmonomania, den uns Fischart ins Deutsche übersetzet hat. Er ist 1595 in Fol. zu Straßburg gedruckt. Vom Himmel hatte Tycho die astronomischen Regeln gefasset: aber in der Lehre von Geistern, und den Wirkungen der irdischen Körper, hatte man noch wenige Entdeckungen gemachet. Es war also kein Wunder, daß man viele Dinge für Zaubereyen hielt, davon

Die Gr. Es wäre unbillig, daß die Einwohner von diesen gedachten Jupitersmonden bessern Kaufs davon kommen sollten: da dieser große Mann sich nicht ungestrafet von der Furcht der Finsternisse hat befreyen können. Wir wollen ihnen keine Gnade wiederfahren lassen; sie sollen dem allgemeinen Gesetze unterworfen seyn. Sind sie von einem Irrthume frey, so werden sie in einem andern stecken. Aber wie ich mich nicht dafür ausgebe, daß ich denselben errathen könnte: also erklären Sie mir doch eine andre Schwierigkeit, die mir vor einigen Augenblicken eingefallen ist. Wenn die Erde, gegen den Jupiter zu rechnen, so klein ist: kann uns denn Jupiter wohl sehen? Mir ist sehr bange, daß wir ihm ganz unbekannt seyn werden.

Font. Bey meiner Treue! ich glaube, daß Ew. Gn. recht haben. Er müßte die Erde hundertmal kleiner sehen, als er uns erscheint. Das ist nun viel zu wenig. Er sieht sie also gar nicht! Das beste, was wir uns zu gut glauben können, ist dieses. Es wird im Jupiter Sternseher geben, welche nach vieler Mühe in Erfindung vortrefflicher Ferngläser; nach Erwählung der zum Beobachten der Sterne allerbequemsten Nächte, endlich an dem Himmel einen sehr kleinen Planeten entdecken werden, den sie niemals gesehen hatten. Sogleich reden die Monathschriften der Gelehrten da-

davon man keine natürlichen Ursachen zu geben wußte. Hätte also Tycho zu unsrer Zeit gelebet: so bin ich gewiß, daß er so wenig vor einem Hasen, als vor einem alten Weibe erschrocken seyn würde.

(*) Ein Jahr. Mit des Hrn. von Fontenelle Erlaubniß; so kann man im Jupiter nicht reden. Ein Jahr ist nach unsrer Rechnung ein Umlauf der Erde um die Sonne. Jupiters Umlauf um dieselbe dauret zwölfmal länger. Also saget man denn, dort: die Bewegung der Erde, fodre nur den zwölften Theil eines Jahres; so wie Mercur den dritten Theil des unsrigen brauchet, um die Sonne zu kommen.

g) Ist es nicht eine klägliche Sache, daß von aller unsrer Pracht und Herrlichkeit, von unsern großen Städten, die wir oftmals

daselbst davon. Der Pöbel höret entweder gar nichts davon; oder er lachet nur darüber. Die Philosophen, derer Meynungen dieses umstößt, nehmen sich vor, nichts davon zu glauben. Nur die allervernünftigsten Leute nehmen es, als etwas Zweifelhaftes an. Man beobachtet selber; man sieht den kleinen Planeten wieder; man wird überführet, daß es keine Einbildung sey; man fängt schon an zu muthmaßen, daß er eine Bewegung um die Sonne habe: endlich nach tausend Beobachtungen findet man, daß seine Bewegung ein Jahr erfodere (*). Endlich, Dank sey aller der Mühe, die sich die Gelehrten daselbst geben! endlich, weis mans gewiß, daß unsre Erde in der Welt ist. Die Neugierigen lassen sich dieselbe durch ein Fernglas zeigen: und kaum ist das Gesicht zulänglich, dieselbe zu erreichen *g*).

Die Gr. Wenn es nicht so verdrüßlich zu hören wäre, daß man uns im Jupiter nicht anders, als mit Ferngläsern sehen kann: so würde ich mir die gegen uns gerichteten Ferngläser des Jupiters mit Vergnügen vorstellen; wenn wir ihn nämlich eben so betrachten, und mit einer gegenseitigen Neugierigkeit fragen: was ist das für eine Welt? was für Leute mögen darauf wohnen?

Font. Das geht so geschwinde nicht, als Sie wohl denken. Wenn man unsre Erde aus dem Jupiter sehen, und

oftmals Welten nennen, von unsern Wundern der Welt, von unsern Kaiserthümern und Königreichen, Kriegesheeren und Seeflotten, Heldenthaten und Verwüstungen, die oft die Erdkugel umzukehren scheinen; in einer so mäßigen Entfernung, so gar keine Spur zu bemerken ist; daß man auch so gar von diesem ganzen Weltkörper, der in unsern Augen so groß ist, nicht einmal etwas weis; oder doch nur ein zweifelhaftes und unvollkommenes Erkenntniß hat? Was für Kleinigkeiten sind es doch, darüber sich die größesten Geister unter uns beunruhigen? Ein Punkt ist es, ja ein unsichtbares Sonnenstäublein, darauf wir herum kriechen; und doch wissen wir uns so groß und breit zu machen, als wenn wir den ganzen Himmel im Besitze hätten.

und wenn man sie daselbst kennen möchte, so würde man doch von uns nichts wissen. Man hat nämlich nicht die geringste Muthmaßung, daß sie bewohnt seyn sollte. Wenn jemand auf diese Einbildung verfallen möchte: Gott weis, wie der ganze Jupiter ihn verspotten würde! Vielleicht sind wir gar die Ursache, daß man dort die Philosophen hingerichtet hat; die sich erkühnet haben zu behaupten, daß wir vorhanden wären *h*). Indessen sind vieleicht Jupiters Einwohner so beschäfftiget, auf ihrem eigenen Planeten neue Entdeckungen zu machen, daß sie nicht Zeit haben, an uns zu gedenken. Er ist so groß, daß ihre **Christoph Columben** genug zu thun haben werden; dafern man nämlich daselbst schiffen kann. Die Leute auf dieser Welt müssen nicht einmal den hundertsten Theil ihrer andern Völker, auch nur dem Namen nach kennen: anstatt, daß sie in dem sehr kleinen Merkur alle mit einander Nachbarn sind. Diese leben ganz vertraut beysammen, und halten es für einen Spaziergang, einmal um ihre Welt zu reisen.

Sieht man uns nun im Jupiter nicht, so können Ee. Gn. leicht denken, daß man die **Venus**, welche noch weiter von ihm

h) Herr Fontenelle hat hier eine feine Satyre auf diejenigen gemacht, die unter uns von philosophischen Meynungen und neuen Erfindungen so unbillig urtheilen. Denn die neu entdeckten Wahrheiten, wider welche man am meisten streitet; sind oftmals eben so gewiß, als diese: daß die Erdkugel nicht nur in der Welt anzutreffen; sondern auch wirklich bewohnt ist. Gleichwohl müssen sie sich verketzern und verdammen lassen.

(*) Doch nur, wenn er nahe bey ihnen steht. Denn so oft er in seinem Kreise hinter der Sonne zu stehen kömmt, können sie ihn gar nicht sehen.

(**) Die Neuern gehen itzo noch weiter. Sie haben auch die Kometen zu Planeten erkläret, und bemühen sich nun ihre Laufbahnen auszustudieren. Was für Arbeit wird dieses in den nächsten hundert Jahren kosten!

i) Hugenius steht in den Gedanken, es könne wohl vieleicht noch ein oder der andre Mond um den Saturn vorhanden seyn, den man noch nicht entdecket hätte. Denn

ihm entfernet ist, noch vielweniger; am allerwenigsten aber den Merkur sehen wird, der noch kleiner, und viel weiter entlegen ist. Dafür sehen aber ihre Einwohner ihre vier Monden, den Saturn mit den seinigen (*), und den Mars. Das sind schon Planeten genug, diejenigen unter ihnen zu beunruhigen, die Sternseher seyn wollen. Die Natur ist so gütig gewesen, ihnen den übrigen Theil der Welt zu verhölen.

Die Gr. Was? halten Sie das für eine Güte?

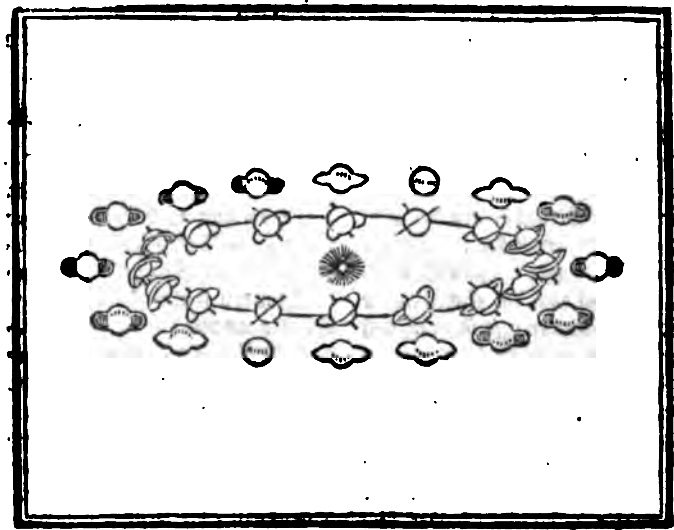
Font. Ohne Zweifel. In diesem ganzen großen Sonnenwirbel sind sechzehn Planeten. Die Natur, welche uns die Mühe ersparen will, alle ihre Bewegungen zu lernen, zeiget uns nur sieben davon. Ist dieses nicht eine sonderbare Güte? Wir aber, die wir den Werth derselben nicht erkennen, gehen so weit, daß wir auch die übrigen neune gewahr werden, die uns verhölet waren. Dafür werden wir auch durch die große Mühe bestrafet, so die Astronomie itzo erfodert (**).

Die Gr. Ich sehe wohl aus der Anzahl der sechzehn Planeten, daß Saturnus fünf Monden haben müsse i).

Font.

Denn nachdem er berichtet, daß er im 1655 Jahre mit einem zwölfschuhigten Fernglase den hellesten Trabanten entdecket; worauf Herr Caßini mit längern Sehröhren von 36 und 136 Schuhen die übrigen gefunden; so saget er, daß der Raum zwischen dem vierten und fünften so groß sey, daß noch gar füglich ein Mond zwischen denselben seyn könne, ja daß außer dem fünften vieleicht noch andre mehr ihre Kreise haben könnten: die aber ihrer Dunkelheit halber bisher noch nicht gesehen worden. Es läuft der innerste Mond des Saturns in einem Tage und 21 Stunden; der andre in zween Tagen und 17 Stunden; der dritte in 5 Tagen und 13 Stunden; der vierte in 15 Tagen und 22 Stunden; der fünfte in 79 Tagen und 17 Stunden seinen Kreis um den Saturn einmal durch. Ja durch viele Mühe und Arbeit hat man befunden, daß der erste fast einen, der andre einen, auch ein Viertheil, der dritte einen, auch drey Viertheil, der vierte drey, auch einen halben, und der fünfte zwölf Durchmesser des saturnischen Ringes von seiner Oberfläche entfernet sey: von welchem Ringe sogleich etwas folgen wird.

Font. Er hat sie freylich, und zwar mit großem Rechte. Denn da er in dreyßig Jahren erst um die Sonne läuft, so giebt es Länder auf ihm, wo die Nacht funfzehn Jahre lang ist; eben so, als es auf der Erde, welche in einem Jahre umläuft, unter den Polen Nächte giebt, die sechs Monate lang sind. Weil aber Saturn noch einmal so weit von der Sonne steht, als Jupiter, und folglich zehnmal so weit als die Erde: würden ihm denn wohl seine fünf Monden, die so schwach erleuchtet werden, in seinen Nächten Licht genug geben? Nein, er hat noch eine andere Lichtquelle, die ganz was besonders ist, und in der ganzen Welt ihres gleichen nicht hat. Das ist ein großer Zirkel, ein großer ziemlich breiter Ring, der ihn umgiebt, und so hoch erhaben ist, daß er fast ganz außer dem Schatten des Planeten steht, und das Licht der Sonne auf die Oerter zurücke wirft, die sie nicht sehen; und dieses aus einer größern Nähe, und mit größerer Kraft, als alle fünf Monden, weil er lange nicht so hoch erhaben ist, als der allerniedrigste von denselben (*), Die



(*) Hier scheint sich Herr von Fontenelle zu irren. Ein dunkler Körper in der Nähe erleuchtet, scheint nicht so hell zu seyn, als wenn er weiter von uns steht. Wenn man den Mond mit den besten

Die Gr. (Mit der Gesichtsstellung einer solchen Person, die ganz voller Verwunderung in sich geht): In Wahrheit, das alles ist sehr ordentlich! Es scheint, die Natur habe für die Nothwendigkeit einiger lebendigen Dinge gesorget, und die Monden nicht so ungefähr ausgetheilet. Sie sind nur den entfernten Planeten, dem Jupiter und Saturn, zu Theil geworden: denn es verlohnte sich nicht die Mühe, der Venus und dem Mercur einige zu geben; die ohnedem mehr als zu viel Licht bekommen; deren Nächte sehr kurz sind; ja welche dieselben vermuthlich für größere Wohlthaten der Natur halten, als die Tage selbst. Aber warten Sie ein wenig! mich dünkt Mars, der noch weiter von der Sonne ist, als die Erdkugel, hat gar keinen Mond?

Font. Man kann es Ihnen nicht verhöhlen: er hat keinen, und er muß für seine Nächte ein ander Mittel haben, welches uns unbekannt ist. Er. Gn. werden die leuchtenden Materien wohl gesehen haben, die man Phosphoren nennet; welche theils flüßig, theils trocken sind; das Sonnenlicht in sich schlucken, sich davon durchdringen lassen, und endlich einen ziemlichen Glanz im Dunkeln von sich geben. Vielleicht hat Mars hocherhabne Felsen, welches natürliche Phosphore sind; die sich im Tage mit einem Lichte versorgen, welches sie die Nacht hindurch behalten. Sie können nicht läugnen, daß dieses nicht ein angenehmer Anblick seyn würde, wenn man sähe: daß die Felsen sich allenthalben entzündeten, so bald die Sonne untergegangen; und ohne alle Kunst die herrlichsten Erleuchtungen macheten, die doch durch ihre Hitze keine Unbequemlichkeit verursacheten. Sie wissen auch, daß es in America Vögel giebt, welche im Finstern so licht sind, daß man dabey lesen kann. Wer weis? ob nicht Mars einen Ueberfluß

besten gregorianischen Sehröhren sieht, so ist er sehr groß anzusehen, als ob er uns viel näher stünde. Allein er sieht auch bey weiten so silberfarbigt nicht aus, als mit bloßen Augen, oder mit schlechten

fluß an solchen Vögeln hat, welche bey dem Einbruche der Nacht sich allenthalben ausbreiten, und gleichsam einen neuen Tag hervorbringen.

Die Gr. Ich bin weder mit Ihren Felsen, noch mit Ihren Vögeln zufrieden. Dieses würde zwar artig seyn: aber weil die Natur dem Saturn, und dem Jupiter so viel Monden gegeben hat; so kann man daraus abnehmen, daß die Monden nöthig sind. Es wäre mir lieb gewesen, daß alle von der Sonne entfernte Planeten dergleichen gehabt hätten: wenn uns Mars nicht eine so unangenehme Ausnahme gemachet hätte *k*).

Font. Ach wahrlich! wenn Sie sich weiter mit der Philosophie einlassen sollten, als bisher; so würden Sie sich gewöhnen müssen, in den bester systematischen Ordnungen Ausnahmen zu sehen. Es giebt allezeit etwas, welches sich unvergleichlich wohl schicket; hernach aber auch etwas anders, welches man so gut zusammen reimet, als man kann; oder welches man gar fahren läßt, wenn man nicht damit fortzukommen denket. Wir wollen mit dem Mars auch so verfahren! Weil er uns nicht günstig ist, so wollen wir nicht mehr von ihm reden.

Wir würden uns sehr verwundern, wann wir im Saturnus wären, wann wir des Nachts über unsern Häuptern den

schlechten Sehröhren; käme er uns aber selbst noch näher, so würden wir ihn endlich sehen, wie uns die Oberfläche der Erde von einem Thurme vorkömmt. Dieses hat in der Optik seine Gründe; denn die Entfernung eines solchen Körpers vereinigt die zurückprallenden Lichtstralen mehr; seine Annäherung aber zerstreuet sie. Jenes wirkt also ein scheinbar stärkeres Licht, als dieses. Wer den Mond durch ein verkleinerndes Augenglas, oder durch ein umgekehrtes Sehrohr sieht, der findet ihn zwar kleiner, aber ungleich heller und funkelnder.

k) Einige Neuere haben vermeynet, ein paar Monden für den Mars entdecket zu haben; und solchergestalt würde das Systema der Planeten uns noch weit ordentlicher vorgekommen seyn. Als sie aber genau Acht gehabt, sind es Fixsterne gewesen, die ihm in seinem Laufe nicht gefolget. Es scheint auch wenig Hoffnung übrig zu seyn, daß

den großen Ring gewahr würden, der in Gestalt eines halben Zirkels von einem Ende des Horizonts, bis ans andre gienge; und durch die Zurückwerfung des Sonnenlichtes die Dienste eines verlängerten Mondes thäte.

Die Gr. (mit Lachen) Setzen wir denn keine Einwohner auf diesen großen Ring?

Font. Ob ich gleich Lust habe, allenthalben ganz kühn Einwohner hin zu setzen: so bekenne ich doch, daß ich mich nicht unterstehe, dahin auch einige zu setzen. Dieser Ring scheint eine gar unförmliche Wohnung zu seyn. Was aber die fünf Monden anlanget, so kann man sie nicht ledig lassen.

Wenn indessen, wie einige muthmaßen, der Ring nichts anders wäre, als ein Kreis von lauter Monden, die unmittelbar auf einander folgten, und eine gleiche Bewegung hätten; die fünf Monden aber wären solche fünf, die aus diesem Zirkel entwischet wären: wie viel Welten würde es denn nicht in dem Wirbel Saturns geben?

Dem sey aber, wie ihm wolle, die Einwohner des Saturns sind elend daran, wenn sie gleich den Ring zum Vortheile haben. Die Sonne selbst, welche sie hundertmal kleiner sehen, als wir *l*), ist ihnen nur ein kleiner blasser Stern, der einen sehr schwachen Glanz und wenig Wärme hat:

daß man noch künftig Trabanten um den Mars entdecken werde. Sind unsre Ferngläser zulänglich, die Monden der allerentlegensten Planeten zu entdecken: Warum hätte man nicht das Gefolge des Mars, der uns doch zuweilen sehr nahe ist, eben so wohl kennen gelernet? Hergegen bey der Venus hat ein gewisser Engländer versichern wollen, einen Trabanten entdecket zu haben. Man muß erwarten, ob ihn auch andere sehen werden?

l) In der großen Entfernung des Saturns von der Sonne, kann dieses nicht anders seyn. Denn wieder auf die Stückkugel zu kommen, so hat Herr Hugen gefunden, daß dieselbe bey gleicher Geschwindigkeit ihrer Bewegung zweyhundert und funfzig Jahre brauchen würde, von der Sonne bis zum Saturn zu kommen. In einer solchen Welte muß ja die Sonne, so groß sie ist, dennoch sehr klein aussehen, und folglich ein schwaches

hat: und wenn sie dieselben in unsre kältesten Länder in Grönland oder Lappland, bringen wollten; so würde ihnen über und über der Schweis ausbrechen, ja sie würden vor Hitze den Geist aufgeben. Hätten sie Wasser bey sich, so würde es nicht mehr Wasser, sondern ein glatter Stein seyn: und der stärkste Brantwein, der niemals bey uns gefrieret, würde so hart, als unsre Diamanten seyn.

Die Gr. Sie geben mir eine Abbildung vom Saturn, dabey ich eiskalt werde; anstatt, daß Sie mich ganz erhitzeten, als sie von dem Merkur redeten.

Font. Die Welten, welche an den äussersten Enden des Sonnenwirbels stehen, müssen sich ja wohl in allen Dingen zuwider seyn.

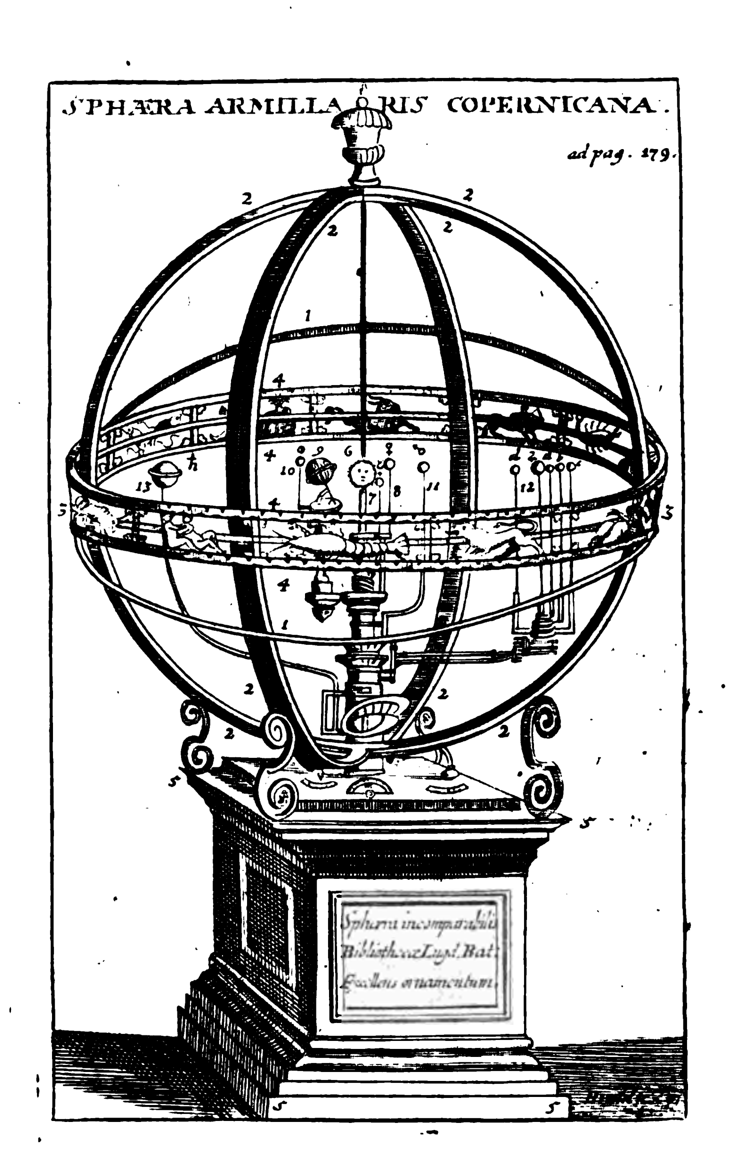
Die Gr. Dergestalt wird man im Saturn sehr klug seyn; denn Sie haben mir gesagt, daß im Merkur alles närrisch seyn müsse.

Font. Wenn man im Saturn nicht gar zu klug ist, so wird man doch in demselben ziemlich träger und langsamer Natur seyn. Diese Leute wissen nichts vom Lachen; sie nehmen sich allezeit einen Tag Bedenkzeit, auf die geringste Frage zu antworten, die man ihnen vorleget: ja sie würden den Cato von Utica selber für gar zu scherzhaft; oder gar für einen Possenreißer halten.

Die Gr. Es fällt mir was ein. Alle Einwohner des Mercurs sind lebhaft, und im Saturn ist alles schläfrig. Bey uns sind etliche lebhaft, etliche schläfrig: kömmt das nicht daher, weil unsre Erde gerade mitten unter den Welten ist, und deswegen an beyden Theil nimmt? Wir Menschen haben keinen bestimmten und gewissen Character. Einige sind den Einwohnern des Mercurs ähnlich; andre sind den Saturniten gleich: kurz, wir sind ein Mischmasch von allen Arten, die in den andern Planeten befindlich sind.

Font.

Licht und sehr wenig Wärme geben. Vid. Hugenii Cosmoth. p. 111. Aber die dasigen Einwohner werden auch keiner grössern benöthiget seyn.


SPHÆRA ARMILLARIS COPERNICANA.
ad pag. 179.

Font. Diese Vorstellung gefällt mir ziemlich wohl. Wir sind eine so seltsame Gattung, daß man denken sollte: wir wären aus vielen verschiedenen Welten zusammen geraffet. Auf solche Weise ist es sehr bequem, hier zu wohnen: man kann hier einen kurzen Inbegriff der ganzen Welt sehen.

Die Gr. Zum wenigsten, ist dieses eine wirkliche Bequemlichkeit, daß unsre Welt, ihrer Stelle wegen, weder so heiß, als Mercur und Venus; noch so kalt, als Jupiter und Saturn ist. Noch mehr; wir bewohnen eben einen solchen Ort auf der Erde; wo wir weder die höchste Kälte noch die größte Hitze empfinden. In Wahrheit, wenn ein gewisser Philosoph der Natur gedanket hat: daß er ein Mensch und keine Bestie; ein Griech und kein Barbar gewesen: so wollte ich ihr danken, daß ich auf dem mäßigsten Planeten von der Welt wohne.

Font. Wenn Sie mir glauben wollen, Gnäd. Fr. so müssen Sie ihr danken, daß sie jung und nicht alt; jung und schön, nicht aber jung und häßlich; eine junge und schöne Französinn, nicht aber eine junge und schöne Italiänerinn sind. Da haben Sie ganz andere Ursachen, dankbar zu seyn, als diejenigen, die Sie aus der Lage Ihres Landes hernehmen.

Die Gr. Mein Gott! lassen Sie mich doch für alles dankbar seyn; so gar bis auf den Wirbel, worinnen ich mich befinde! Das Maaß des Glückes, so uns ertheilet worden, ist klein genug; man muß nichts aus den Händen lassen: und es ist gut, bey den allergemeinsten und unansehnlichsten Dingen einen Geschmack zu haben, der sie uns angenehm machet. Wenn man nur lauter lebhafte Vergnügungen haben wollte; so würde man sehr wenige haben: man würde lange darauf warten, und sie theuer bezahlen müssen.

Font. So versprechen Sie mir denn, daß, wenn man Ihnen diese lebhaften Ergötzlichkeiten vorhalten wird, Sie auch an die Wirbel und an mich gedenken, und uns nicht ganz aus dem Sinne schlagen wollen?

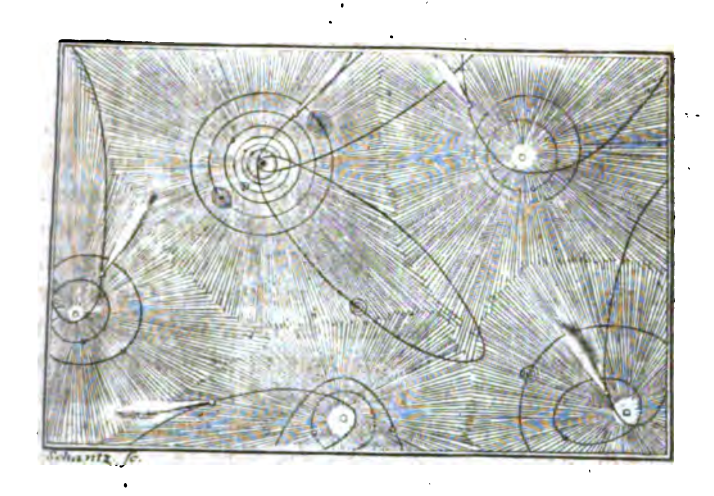
Die Gr. Ja, aber machen Sie nur, daß mir die Philosophie allezeit neue Lustbarkeiten an die Hand gebe.

Font. Zum wenigsten soll es Ihnen morgen daran nicht fehlen, wie ich hoffe. Ich habe noch die Fixsterne, welche alles mit einander übertreffen, was Sie bisher gesehen haben *m*).

m) Um sich nun zum Beschlusse dieses Gespräches den Sonnenwirbel in seiner wahren Proportion vorzustellen, so will ich nach Herrn Hugens Meynung eine kurze Beschreibung davon hersetzen. Man mache in den Mittelpunkt eines großen Platzes einen Zirkel, der 4 Zolle im Durchmesser hat; dieser bedeutet die Sonne. Um denselben beschreibe man, mit einem Faden von 360 Schuhen, einen großen Kreis, und setze darauf die Kugel des Saturns, in Größe einer kleinen Haselnuß. Innerhalb diesem Zirkel ziehe man den Kreis Jupiters mit einem Faden von 180 Schuhen, und des Mars seinen mit einem von 72gen. Hernach folge die Erdkugel auf einem Zirkel, der mit einem Faden von 36 Schuhen um die Sonne beschrieben ist. Sie selbst muß nicht größer als ein Hirsekorn seyn: der Mond aber auf einem Umkreise, der etwas über zween Zolle breit ist, in Größe des kleinsten Sandkörnleins gesetzet werden. Venus und Mercur kommen in etwas größerer Gestalt und auf engern Kreisen näher an die Sonne: und so muß man sich die majestätische Residenz der Sonne zwischen ihren Planeten einbilden.



Der



Der fünfte Abend.

Daß die Fixsterne lauter Sonnen sind, deren jede eine Welt erleuchtet.

Die Gräfinn war ganz ungeduldig vor Begierde, zu wissen, was aus den Fixsternen werden würde? Sollen sie auch bewohnt seyn, wie die Planeten? sprach sie zu mir, als ich gegen Abend ihr aufwartete: oder sollen sie ledig seyn? Kurz, was wollen wir damit machen?

Font. Sie werden es vieleicht selbst errathen können, Gn. Fr. wo Sie nur Lust dazu haben. Die Fixsterne sind nicht weniger von uns entfernet, als sieben und zwanzig tausend, sechs hundert und sechzig mal so weit, als die Sonne von uns entfernet ist; welche doch drey und dreyßig Millionen Meilen von uns liegt: ja dafern Sie einen Sternseher böse machen, so setzet er sie noch viel weiter. Die

Weite von der Sonne, bis zum Saturn, welcher der allerweiteste Planet ist: ist nur dreyhundert und dreyßig Millionen Meilen. Das ist aber nichts gegen die Weite der Sonne, oder der Erde bis zu den Firsternen zu rechnen. Man nimmt sich nicht einmal die Mühe dieses auszurechnen *n*). Ihr Licht, wie Sie sehen, ist sehr lebhaft und hell. Bekämen sie es von der Sonne, so müßten sie es schon sehr geschwächt bekommen, nachdem es einen so erstaunenden Weg durchstrichen hat. Sie müßten es uns aber auch durch eben diesen Raum wieder zurück werfen, davon es abermal schwächer werden würde. Das wäre nun ganz unmöglich, daß ein zurückgeworfenes Licht, welches einen so weiten Weg zweymal durchwandert hätte, eben die Kraft und Lebhaftigkeit haben könnte, die wir an den Firsternen wahrnehmen. So sind denn dieselben von sich selbst schon Licht; und, mit einem Worte, sie sind lauter Sonnen.

Die Gr. Ich betrüge mich entweder ganz und gar; oder ich sehe bereits, wohin Sie mich verleiten wollen? Werden Sie mir nicht sagen: die Firsterne sind lauter Sonnen; unsre Sonne ist der Mittelpunkt eines Wirbels, der sich um sie drehet: warum soll nun nicht ein jeder Firstern auch der Mittelpunkt eines Wirbels seyn, der um ihn herum läuft? Unsre Sonne hat Planeten, die sie erleuchtet: warum soll nicht ein jeder Firstern dergleichen auch haben, um sie zu erleuchten?

Font. Ich habe Ihnen hierauf nichts zu antworten; als was Phädrus dem Enon antwortete: **Du hast es selbst also genennet.**

Die

n) Hugenius, der hierinnen die größte Mühe angewandt, machet es sehr wahrscheinlich, daß der Hundsstern, der einer von den nähesten zu seyn scheint, sieben und zwanzig tausend, sechs hundert und vier und sechzig mal weiter von uns entfernet sey, als die Sonne. Müßte nun die abgeschossene Stückkugel fünf und zwanzig Jahre Zeit haben, ehe sie nach

der

Die Gr. Aber, das Weltgebäude wird mir itzo so groß, daß ich mich darinnen ganz verliere! Ich weis nicht mehr, wo ich bin; ja ich bin gar nichts. Wie? Soll denn alles in Wirbel abgetheilet seyn, die ordentlich durch einander geworfen sind? Soll jeder Stern der Mittelpunkt eines vielleicht eben so großen Wirbels seyn, als der unsrige ist? Soll der ganze unermeßliche Raum, der unsre Sonne mit ihren Planeten in sich begreift, nur ein kleines Stückchen von der ganzen Welt seyn? Das setzet mich in Unordnung, in Verwirrung und Erstaunen.

Font. Mich aber, setzet es in ein besondres Vergnügen. Wenn der Himmel nichts anders wäre, als ein blaues Gewölb, daran die Sterne wie blanke Nägel geheftet wären, so würde mir die Welt klein und enge vorkommen; es würde mich dünken, daß ich darinnen erdrücket würde. Allein itzo, da man diesem Gewölbe eine unendlich größere Ausdehnung und Tiefe zueignet; indem man es in tausend und wieder tausend Wirbel eintheilet: so dünket mich, daß ich mit viel größerer Freyheit Athem hole, und in einer freyen Luft bin. Und versichert! die Welt wird auf solche Weise weit herrlicher. Die Natur hat in Hervorbringung derselben nichts gesparet. Sie hat ihre Reichthümer auf eine ihr anständige Weise überflüßig ausgebreitet. Was kann man sich schöners vorstellen, als die wunderwürdige Menge der Wirbel, in deren Mitte eine Sonne steht, welche Planeten um sich drehet? Die Einwohner eines Planeten, aus einem von diesen unzähligen Wirbeln, sehen von allen Seiten die Sonnen der angränzenden Wirbel: aber ihre Planeten sehen sie nicht; als welche nur ein

der Sonne gelangete: so würde sie, bis in den Hundsstern zu kommen, nicht weniger als sechshundert und en und neunzig tausend, sechshundert Jahre, in der ihr gewöhnlichen Geschwindigkeit, zu laufen fortfahren müssen. Ist nun einer von den nächsten Sternen so weit entfernet; so kann man sich leicht die Rechnung machen, was von den übrigen, sonderlich denen, so nur mit Ferngläsern erblicket werden können, zu halten sey.

schwaches und von ihren Sonnen entlehntes Licht haben; welches sie nicht außer die Gränzen ihrer Welt schießen können.

Die Gr. Sie zeigen mir, eine Gegend, da man eine so weite Aussicht hat, daß das Auge kein Ende darinnen wahrnehmen kann. Die Einwohner der Erdkugel sehe ich ganz deutlich; hernach zeigen sich die Einwohner des Mondes, und der andern Planeten in unserm Wirbel, zwar noch so ziemlich klar; aber doch weit dunkler, als die Einwohner der Erde. Nach diesen folgen die Einwohner der Planeten aus den andern Wirbeln. Ich gestehe es, diese sind schon ganz in der Vertiefung, und ich mag noch so viel Mühe anwenden, sie zu sehen, so erblicke ich doch fast nichts. Und in der That, sind sie nicht schon fast ganz und gar vernichtet, da Sie sich eines solchen Ausdruckes bedienen mußten, indem Sie von ihnen redeten? Sie mußten sie **Einwohner eines von den Planeten, aus einem von den Wirbeln, deren Anzahl unendlich ist,** nennen *o*). Wir selber, auf die sich dieser Ausdruck auch schicket, wollen nur gestehen, daß wir uns selber aus so vielen Welten nicht herauszuwickeln wissen.

Was mich betrifft, so fängt die Erde an, mir so erschrecklich klein vorzukommen, daß ich ins künftige nach keinem einzigen Dinge mehr eifrig streben werde. In Wahrheit, wenn man Anschläge über Anschläge machet: so kömmt es bloß daher, daß man die Luftwirbel der Sterne nicht kennet. Ja ich versichere Sie, daß meine Nachläßigkeit sich mein

o) Ob die Anzahl dieser Wirbel und ihrer Sonnen, die wir Sterne nennen, in der That unendlich sey, das kann man nicht sagen. Mit bloßen Augen werden nicht viel über anderthalb tausend am Himmel gesehen. Mit Ferngläsern aber werden zum wenigsten zwanzig mal so viel von den Sternsehern gezählet: und es ist kein Zweifel, daß nicht noch unzählige so weit von uns entfernet sind, daß wir sie auch mit unsern besten Sehröhren nicht entdecken können. Wer unterstehet sich nun zu sagen, wie groß überhaupt die Anzahl der Sterne sey? Wer kann uns die

mein neues Erkenntniß zu Nutze machen wird. Und wenn man mir meine unempfindliche Bequemlichkeit vorrücken wird, so werde ich antworten: **Ach wenn ihr nur wüßtet, was die Fixsterne sind!**

Font. Alexander muß es nicht gewußt haben: denn ein gewisser Scribent, der dafür hält, daß der Mond bewohnet sey, saget ganz ernsthaft: es sey nicht möglich, daß Aristoteles nicht dieser vernünftigen Meynung beygepflichtet haben sollte: denn wie hätte demselben irgend eine Wahrheit entwischen können? Aber, er habe niemals was davon sagen wollen, aus Furcht, Alexandern zu beunruhigen: welcher in eine Verzweiflung gerathen seyn würde, wenn er eine Welt gesehen hätte, die er nicht erobern könnte. Um so vielmehr hätte man ihm die Fixsterne geheim halten müssen, wenn man sie zu der Zeit gekannt hätte. Derjenige würde sich schlecht bey ihm eingeschmäuchelt haben, der ihm daran gedacht hätte.

Mich anlangend, der ich dieses alles weis, so verdrießt es mich, daß ich aus dieser Wissenschaft keinen Vortheil ziehen kann. Kömmt es hoch, so dämpfet sie, nach Ihrer Meynung, nur den Stolz und die Unruhe: und diese Krankheit habe ich nicht. Mein ganzer Zufall ist eine kleine Schwachheit gegen das schöne Geschlecht: und ich glaube, daß die Wirbel dawider nicht viel ausrichten werden. Die andern Welten machen Ihnen zwar diese Welt enge; aber sie berauben Sie nicht Ihrer schönen Augen und ihres angeneh-

die Gränzen zeigen, wo diese himmlischen Wirbel endlich aufhören? Vielleicht hören sie nirgend auf, so daß auch ihre Menge fast unendlich wird; wie Jordan Brunus erweisen wollen. Sind seine Gründe gleich nicht stark genug, dieses darzuthun: so kann doch niemand das Gegentheil erweisen. Und gesetzt, daß endlich die Sonnen und Planeten, oder die Gegend der Wirbel ein Ende hätte; wer weis, was Gott außer allen diesen Himmeln noch für Geschöpfe von ganz anderer Gattung hervorgebracht hat? Zum wenigsten sieht man es nicht, daß er nichts anders, als lauter Wirbel habe schaffen können.

men Mundes. Dieses wird allen möglichen Welten zum Trotze! immer seinen Werth behalten.

Die Gr. Die Liebe ist eine seltsame Sache; sie weis sich überall auszuhelfen, und keine einzige Ordnung der Weltkörper kann ihr hinderlich fallen. Aber sagen Sie mirs nur frey heraus, ist Ihr Weltbau auch gewiß wahr? Verhölen Sie mir nur nichts: ich werde alles heimlich halten. Mich dünket immer, es gründe sich nur auf eine sehr kleine Aehnlichkeit. Ein Fixstern hat sein eigen Licht, wie die Sonne: folglich muß er auch so, wie die Sonne der Mittelpunkt und die Seele einer Welt seyn, und seine Planeten haben, die um ihn laufen. Folget denn dieses ganz nothwendig?

Font. Hören Sie, gnäd. Fr. weil wir einmal gewohnt sind, die verliebten Thorheiten unter unsre ernsthaftesten Unterredungen zu mischen, so will ich Ihnen sagen: daß die mathematischen Vernunftschlüsse eben so beschaffen sind, als die Liebe. Verstatten Sie Ihrem Liebhaber so wenig als Sie wollen; Sie werden ihm bald hernach etwas mehreres erlauben müssen: und allgemach kömmt es endlich sehr weit damit. Eben auf solche Weise dörfen Sie einem Mathematiker nur den geringsten Grundsatz einräumen: so gleich wird er Ihnen daraus eine Folgerung machen, die Sie ihm auch zugeben müssen. Aus dieser wird er noch eine andere ziehen; und endlich wird er Sie, wider Ihren Willen, so weit führen, daß Sie es selbst kaum glauben sollten. Diese beyden Arten von Leuten nehmen sich allezeit mehr heraus, als man ihnen giebt. Sie gestehen es ja; daß, wenn zwey Dinge in

p) Die Namen der himmlischen Gestirne kommen von den alten Poeten und Sternsehern, namentlich von den Argonauten Chiron, Orpheus und Museus her, welche auf die erste Himmelskugel nach ihrer Phantasey, bald eine Wage, bald einen Krebs bald einen Löwen, bald eine Jungfrau, aus etlichen Sternen zusammen gesetzet. Sind nun die Einwohner auf den Planeten der übrigen Wirbel auch vernünftige Creaturen, wie es denn zu vermuthen ist: so werden sie auch die Astronomie studieren. Studieren sie die Astronomie: so werden sie auch dem Him-

in allem, was man sieht, übereinkommen: so könne man auch glauben, sie würden ebenfalls in dem übrigen, was nicht in die Augen fällt, einander ähnlich seyn; dafern nur sonst nichts anders im Wege steht. Daraus habe ich nun geschlossen, daß der Mond bewohnt sey, weil er der Erde so gleich ist; und die andern Planeten gleichfalls, weil sie dem Monde so gleich sind. Ich finde ferner, daß die Fixsterne unsrer Sonne sehr ähnlich sind: darum eigne ich ihnen denn alles das zu, was diese hat. Aber nunmehr haben Sie sich schon viel zu weit eingelassen, als daß Sie wieder zurück könnten; Sie müssen sich schon in der Güte zu etwas entschließen.

Die Gr. Allein auf den Fuß dieser Aehnlichkeit, welche Sie zwischen den Fixsternen und der Sonne einführen: so müßten ja die Einwohner eines andern großen Wirbels, dieselbe auch nur für einen kleinen Fixstern ansehen, der sich nur bey der Nacht von ihnen sehen läßt?

Font. Ohne Zweifel! Unsere Sonne ist, im Absehen auf die andern Wirbel, so nahe bey uns; daß ihr Licht unendliche mal kräftiger in unsre Augen wirket, als in die ihrigen. Wir sehen sie derowegen nur immer allein, und sie verdunkelt alles andre. Aber in einem andern großen Wirbel herrschet eine andre Sonne, welche ebenfalls die unsrige verdunkelt; die nur des Nachts mit den übrigen auswärtigen Sonnen oder Fixsternen zum Vorscheine kömmt. Man heftet sie in Gedanken mit diesen an dieses große Gewölbe des Himmels: und sie machet daselbst etwa einen Theil eines Bären, oder Stiers aus *p*). Die Planeten anlangend,

Himmel, dem Gedächtnisse zu helfen, in gewisse Gestirne eintheilen. Sie mögen nun diese Eintheilung machen, wie sie wollen: so wird doch unsre Sonne, welche bey ihnen nicht anders, als ein anderer Fixstern aussieht, auch in ein Gestirne gehören. So wird man denn, in den nahe angränzenden Wirbeln, aus unserer Sonne einen Stern der ersten Größe machen. Man wird sie vielleicht in eben solchen Ehren halten: als bey uns das Ochsenauge, die Aehre der Jungfrau, der Leyerstern, oder der Hundstern gehalten wird. Weiter hinaus wird man sie unter die

langend, so um sie laufen, z. E. unsre Erde, so läßt man sich dieselbe nicht im Traume vorkommen; sintemal man sie so weit nicht sehen kann. Dergestalt sind alle Sonnen in ihren eigenen Wirbeln Tagesonnen: in allen andern Wirbeln aber Nachtsonnen, d. i. Sterne. In ihren eigenen Welten haben sie ihres gleichen nicht: anderwärts aber, dienen sie nur zur Vermehrung der Anzahl.

Die Gr. Ist es indessen nicht nöthig, daß die Welten, dieser Aehnlichkeit ungeachtet, in unzählichen Stücken unterschieden seyn müssen? Denn einige Gleichheit kann auch mit einem tausendfachen Unterscheide gar wohl bestehen.

Font. Freylich wohl, aber es ist schwer zu errathen. Was weis ich es? Der eine Wirbel hat vieleicht mehr Planeten, die sich um ihn drehen; ein andrer hat weniger. In dem einen giebt es Nebenplaneten, die um andre größere laufen: anderwärts aber giebt es gar keine. Hier sind sie alle nahe bey ihrer Sonne, und machen gleichsam einen kleinen Knäuel; außer welchem sich ein großer leerer Raum erstrecket, der bis an die benachbarten Wirbel reichet: anderwärts nehmen sie ihren Weg gegen die Gränzen des Wirbels, und lassen die Mitte leer. Ich zweifle nicht, daß es nicht auch Wirbel ohne alle Planeten geben mag; imgleichen andre, deren Sonne nicht in der Mitte steht, und eine

die Sterne der andern, dritten, vierten oder fünften Größe rechnen: ja endlich wird man sie unter die neblichten Sterne, oder gar unter diejenigen zählen, die man mit bloßen Augen nicht mehr sehen kann. Wer wird doch da, wo unsre Sonne selbst unsichtbar ist, an die kleine Erde denken? Wer wird sichs da in den Sinn kommen lassen, daß wir in der Welt sind? Fürwahr! wenn die geschicktesten Sternseher daselbst mit ihren besten Ferngläsern die kleinesten Sterne betrachten: so werden sie dafür halten, unsre Sonne sey einer von den letzten Fixsternen, der ganz am äußersten Ende der Welt steht: da wir uns doch einbilden, daß wir recht mitten darinnen wohnen.

q) Z. E. in dem einzigen Orion, dessen auch schon in dem Buche Hiobs gedacht wird, hat man mit Ferngläsern über zwey hundert Sterne gezählet. So hat man auch in dem Krebse und andern

eine wahrhafte Bewegung hat, welcher die Planeten folgen: andre, derer Planeten sich, im Absehen auf ihre Sonne, erhöhen und erniedrigen, nachdem sich das Gewicht ändert, dadurch sie schwebend erhalten werden. Was wollen Sie noch mehr? Für einen, der niemals aus seinem Wirbel gekommen ist, kann dieses bisherige schon genug seyn.

Die Gr. Es ist eben noch nicht gar zu viel, für so viele Welten. Was Sie mir gesaget haben, das ist kaum für fünf oder sechs zulänglich, und ich sehe hier so viel tausend.

Font. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen zeigete, daß es noch vielmehr Fixsterne giebt, als die Sie sehen; daß man mit den Ferngläsern eine unendliche Menge derselben entdecket, welche bloßen Augen unsichtbar sind: ja daß in einem Gestirne, darinnen man ungefähr zwölf oder funfzehn gezählet, mehr Sterne vorhanden sind, als man vormals am ganzen Himmel gerechnet hat q).

Die Gr. Ich bitte Sie um Vergebung! ich ergebe mich schon! Sie überhäufen mich gar zu sehr mit Welten und Wirbeln.

Font. Ich weis wohl, was ich Ihnen noch aufbehalten habe. Sehen Sie wohl diesen weißlichen Streif am Himmel, den man die Milchstraße nennet r)? Sollten Sie sichs

andern Gestirnen eine ungeheure Menge zusammen gebracht, davon sich die alten Sternseher nicht einmal etwas haben träumen lassen.

r) Im November, December, Brach- und Heumonat sieht man des Abends diese Milchstraße quer über den Himmel gehen: so daß sie sich von Nordosten gegen Südwesten zu erstrecket. Sie sieht nicht anders aus, als wenn sich etliche dünne Wölklein in eine lange Reihe gestellet hätten, dadurch aber einige dunkle Sterne hervor blicketen. Aristoteles hat zwar dafür gehalten, daß diese Milchstraße eine Begebenheit in der untersten Luft sey: welche wie andre feurige oder scheinende Luftzeichen, von den aufsteigenden Ausdämpfungen der Erde entstünde. Wenn er aber erklären wollte, wie dieses leuchtende Wesen Jahr aus, Jahr ein, immer auf einer Stelle bleiben könnte: so mußte er auf so weit gesuchte und

sichs wohl einbilden, was es eigentlich ist? Es ist eine Menge kleiner Sterne, die man ihrer Kleinigkeit halber, mit bloßen Augen nicht sehen kann; und welche so nahe beyeinander stehen, daß sie eine fortgehende Farbe zu machen scheinen. Ich wollte wünschen, daß Sie diesen Ameisenhaufen von Sternen, und diesen Schwarm von Welten durch ein Fernglas gesehen hätten. Sie sehen bald so aus, als die maldivischen Inseln, die aus zwölftausend kleinen Sandbänken bestehen, so nur durch dergleichen kleine Canäle der See von einander abgesondert sind, darüber man fast wie über einen Graben springen kann. Eben so sind die kleinen Wirbel in der Milchstraße so dicht bey einander: daß ich glaube, man werde sich auf einer Welt mit der andern besprechen, oder ihr gar die Hand reichen können. Zum wenigsten halte ich dafür, daß die Vögel gar leicht aus einer in die andre fliegen werden, und daß man daselbst die Tauben auslernen wird, Briefe zu tragen; wie sie hier im Oriente von einer Stadt zur andern thun.

Diese kleinen Welten machen vielleicht eine Ausnahme aus der allgemeinen Regel, nach welcher eine Sonne aus ihrem Wirbel alle fremde Sonnen verlöschet. Wenn sie in einem kleinen Wirbel der Milchstraße sind, so ist ihnen ihre Sonne fast nicht näher, und hat fast nicht vielmehr Wirkung in ihren Augen, als hunderttausend andre Sonnen der benachbarten Wirbel. Sie sehen derowegen an ihrem

und unwahrscheinliche Dinge verfallen, daß niemand ihm so leicht Glauben beymessen konnte; als wer sich schon vorhin vorgenommen hatte, zu glauben, was er sagte. Die andern Weltweisen haben theils gar nichts daraus zu machen gewußt: theils aber sind sie auch schon auf die Gedanken gerathen, diese Milchstraße müsse nicht in der niedrigen Luft, sondern in dem Sternhimmel ihren Platz haben: weil sie eben den richtigen Lauf als alle andre Gestirne beobachtete. Die Ferngläser haben endlich das ganze Räthsel aufgelöset. Das weißliche Licht, welches einer dünnen Wolke ähnlich sieht, ist ein Haufen unzählicher Fixsterne, die entweder so klein sind, oder so weit von uns stehen, daß wir sie

rem Himmel eine unzählbare Menge Fackeln brennen, die nahe beyeinander, und nicht weit von ihnen stehen. Wenn sie ihre besondre Sonne aus dem Gesichte verlieren, so bleiben noch genug andre übrig; und die Nacht ist bey ihnen eben so licht, als der Tag: zum wenigsten kann der Unterscheid nicht sehr merklich seyn; oder, noch richtiger zu reden, so haben sie gar keine Nacht. Die Einwohner dieser Welten würden sich sehr wundern, wenn man ihnen, da sie eines immerwährenden Lichtes gewohnet sind, sagen möchte: es gäbe solche unselige Leute, die wahrhafte Nächte hätten; in eine dicke Finsterniß geriethen, und wenn sie gleich des Lichtes genössen, doch nur eine einzige Sonne sähen. Sie würden uns für Creaturen ansehen, denen die Natur sehr ungünstig seyn müsse, und unser Zustand würde sie in ein zitterndes Erstaunen stürzen *s*).

Die Gr. Ich will Sie nicht fragen, ob es in den Welten der Milchstraße auch Monden gäbe? Ich sehe wohl, daß sie daselbst ohne Nutzen seyn würden: da die Hauptplaneten von keinen Nächten wissen, und im übrigen in so engen Räumen laufen, daß sie sich mit dem Gefolge der Nebenplaneten nicht schleppen können. Wissen Sie aber wohl, daß Sie mir durch die freygebige Vermehrung der Welten wirklich eine Schwierigkeit in den Kopf setzen? Die Wirbel derer Sonnen, so wir sehen, stoßen an den unsrigen an. Die Wirbel sind rund: ist es nicht wahr? Und

sie gar nicht sehen würden; wenn ihrer nicht eine so entsetzliche Menge wäre, die noch dazu so nahe bey einander steht, daß man sie nicht aus einander setzen kann, sondern für einen Klump ansehen muß. Wer getrauet sich nun eine Zahl zu sagen, um die große Menge dieser Sonnen auszudrücken? Oder wer untersteht sich die Ursachen zu entdecken, warum sie von dem Urheber der Natur eben in einem solchen Kreis zusammen getrieben worden?

s) So angenehm es ist, wenn man sich eine Welt vorstellet, wo viele Sonnen zugleich leuchten; oder wo bey dem Untergange der einen etliche andere aufgehen, die fast eben so groß zu seyn scheinen: so viele Beschwerlichkeiten müßte doch

Und wie können so viele Kugeln an eine einzige stoßen? Ich wollte mir das gern einbilden, aber ich sehe wohl, daß es mir unmöglich ist.

Es gehöret viel Verstand dazu, wenn man diesen Einwurf machen will, und nicht weniger, wenn man ihn nicht heben kann: denn an sich selbst ist er sehr gut; und so, wie Sie ihn vortragen, kann man ihn nicht beantworten. Derjenige hat aber wenig Verstand, der Antworten findet, wo keine vorhanden sind. Wenn unser Wirbel die Gestalt eines Würfels hätte, so hätte er sechs platte Flächen, und wäre von der runden Figur sehr weit entfernet: aber auf jede Seite desselben könnte man einen andern Wirbel von eben der Figur setzen. Wenn er nun anstatt der sechs platten Flächen, zwanzig, funfzig, oder tausend hätte: so könnten schon tausend Wirbel auf ihm ruhen, ein jeder auf einer Fläche: und Sie begreifen wohl, daß, jemehr flache Seiten ein Körper hat, die ihn außen umschließen, desto mehr nähert

doch dieses daselbst verursachen. Scheinen viele Sonnen zugleich, so, daß eine in Osten, die andere in Westen, die dritte im Norden, die vierte gegen Mittag steht, so werfen die Körper keinen Schatten: und man kann folglich keine Sonnenuhren machen. Ferner muß die Wärme in diesen Welten unerträglich seyn. Wer bey uns im freyem Felde von der einen Seite gebrennet wird, der hat doch von der andern Seite keine Hitze auszustehen. Dort aber wird er rings umher gebraten. Die Zimmer, deren Fenster bey uns gegen Norden gehen, sind im Sommer kühler, weil wir nur eine Sonne haben. Hingegen wo es viele giebt, da ist an kein kühles Zimmer zu denken; es mag nach einer Himmelsgegend gebauet seyn, nach welcher man will. Hier erfrischen uns die Nächte, wenn uns gleich ein schwühler Tag noch so abgemattet hat: dort ist keine Nacht, folglich auch keine Linderung der Hitze zu erwarten. Die Kräuter werden durch keinen Thau erquicket: die Menschen können keine frische Luft schöpfen, und missen sich vor stetem Schweiße nirgends zu lassen. Es ist freylich wohl zu vermuthen, daß der Urheber dieser Welten auch gesorget haben werde, daß die darauf befindlichen Creaturen ihren Aufenthalt daselbst haben können; aber da wir uns nicht so leicht vorstellen können, wie es damit zugehe: so scheint

het er sich dem runden: so daß ein Demant, der rings um eckigt geschliffen wäre, wie eine Perle von gleicher Größe seyn würde, wenn die Flächen sehr klein wären. Auf eben diese Weise sind auch die Wirbel rund. Sie haben von außen unzählich viel Ecken und Seiten, deren jede einen andern Wirbel trägt. Diese Flächen sind sehr ungleich. Hier sind sie größer, dort kleiner. Die kleinsten an unserm Wirbel z. E. treffen an die Milchstraße, und unterstützen diese kleine Welten *t*). Wenn zwo Welten, die nahe an einander gränzen, ein leeres Plätzchen übrig lassen, wie denn dieses sehr oft geschehen kann. Alsofort erfüllet die Natur, die den Raum sparet, diesen Winkel mit einem oder zween kleinen Wirbeln; vieleicht auch durch tausend, die den übrigen nicht hinderlich fallen, und doch eine, zwo, oder tausend Welten mehr ausmachen. Also können wir weit mehr Welten sehen, als unser Wirbel Seiten hat, dergleichen zu tragen.

Ich

scheint es uns viel besser zu seyn, eine einzige Sonne zu haben. Kein Ueberfluß ist ohne alle Beschwerden; und wir haben, nach unserer Leibesbeschaffenheit, allerdings Ursache, uns dieser Armuth halber glücklich zu schätzen.

t) Dieses ist noch keine ausgemachte Sache. Der Sonnenwirbel darf ja nicht eben an die Wirbel aller der Sterne anstoßen, die wir sehen können. Sie müßten alle, gegen unsern Wirbel zu rechnen, sehr klein seyn; welches doch gar nicht zu vermuthen ist. Viele Fixsterne sind zum wenigsten eben so groß, als die Sonne: und diese werden vermuthlich eben so viel Himmelsluft in die Runde treiben; und also eben einen so großen Wirbel haben, als die Sonne. Wären nun zwölf oder funfzehn solche Wirbel rings um unsern Sonnenwirbel: so könnte schon kein andrer mehr anrühren; es wären denn die kleinen, die nur einen Winkel auszufüllen dienen sollten. Auf diese Weise würden wir gar wenige Sterne sehen. Es ist also viel wahrscheinlicher, daß die Wirbel der Milchstraße nicht eben die nähesten Nachbarn des Sonnenwirbels sind. Die großen Sterne, so man hin und wieder in derselben sieht, müssen vermuthlich weit näher bey uns angränzen: und jenseit derselben werden erstlich die kleinen Wirbelchen anfangen.

Ich wollte wetten, daß, obgleich diese kleine Welten nur gemachet sind, die kleinen Winkel der Welten anzufüllen, die sonst ledig geblieben wären; sie doch sehr wohl mit sich selber zufrieden seyn werden, wiewohl sie ihren angränzenden Wirbeln unbekannt sind. Das sind sonder Zweifel diejenigen, deren kleine Sonnen man nur durch die Ferngläser sieht, und die in erstaunender Anzahl anzutreffen sind. Mit einem Worte, alle diese Wirbel schicken sich so gut in einander, als es ihnen möglich ist: und wie sich ein jeder um seine Sonne drehen muß, ohne seinen Platz zu verändern; so drehet sich ein jeder auf die Weise, die ihm nach Beschaffenheit seiner Lage am bequemsten ist. Sie treiben sich gleichsam einander wie die Räder in einer Uhr, und befördern ihre Bewegungen. Indessen ist es auch wahr, daß einer den andern hindert. Eine jede Welt, saget man, ist wie ein Ballon, der sich ausdehnen würde, wenn man ihm seinen Willen ließe: aber sie wird allezeit durch die angränzenden Welten zurück getrieben, und zieht sich zusammen; worauf sie wieder anfängt aufzuschwellen, und so weiter. Einige Philosophen geben vor, daß die Fixsterne uns ihr zittern-

u) Das Licht der Sterne kömmt wohl nicht von dem Anstoßen und Drucken der angränzenden Wirbel her; sonst würden wir gar wenige Sterne sehen können. Vielmehr schießen die Stralen der Sterne quer durch zehen, zwanzig oder dreyßig hinter einander liegende Wirbel weg, bis sie endlich matt werden, oder sich gar verlieren. Jeder Stral stellet eine gerade Linie vor, und es ist unbegreiflich, wie so viel Millionen dieser Lichtlinien sich einander durchschneiden können, ohne sich im allergeringsten zu hindern oder zu verwirren; zumal wenn man bedenket, daß kein Punkt in der freyen Himmelluft zu finden sey, auf welchen sich nicht etliche tausend Millionen Stralen durchkreuzen sollten. Indessen hat Hr. Euler eine neue Theorie des Lichtes gegeben, die mit dieser fontenellischen Muthmaßung nahe verwandt ist.

x) Der Gräfinn gefällt hier etwas, welches vielleicht in der That nicht geschieht. Herr Fontenelle hat diese Abbildung nach

zitterndes Licht auf diese Art mittheilen, und deswegen wechselsweise zu glänzen scheinen, weil ihre Wirbel den unsrigen allezeit drücken, und von demselben wieder zurück gedrücket werden *).

Die Gr. Alle diese Vorstellungen gefallen mir sehr: mir gefallen die Ballons, die sich alle Augenblicke aufblasen, und wieder einfallen, und die Welten, die stets wider einander streiten x). Insonderheit gefällt es mir, wenn ich sehe, wie dieser Kampf unter ihnen eine Gemeinschaft des Lichtes verursachet, welche vieleicht die einzige ist, die zwischen ihnen seyn kann.

Font. Nein, nein, das ist nicht die einzige, die benachbarten Welten lassen uns zuweilen, und zwar recht ansehnlich, besuchen. Es kommen Kometen zu uns, die allezeit entweder mit einem glänzenden Haare; oder mit einem ehrwürdigen Barte; oder mit einem majestätischen Schweife gezieret sind.

nach dem Sinne des Des Cartes gemacht. Aber Leibnitz, Bernoulli und Hugenius, haben die Wirbel der Sonnen etwas anders einzurichten für nöthig befunden. Nach ihrer Meynung stoßen niemals zween Wirbel an einander, sondern es bleibt ein unermeßlicher Raum voller Himmelsluft darzwischen: die entweder ganz stille liegt, oder doch keinen ordentlichen Kreislauf um einen gewissen Mittelpunkt hat. Man kann sich dieses vorstellen, wenn man in einen großen Teich, dessen Wasser still stehe, etliche Kirschkerne wirft, aber so weit von einander, daß die im Wasser entstehenden Zirkel verschwinden, ehe sie die Zirkel der nähesten Kerne berühren können. Dergestalt kann allen den Schwierigkeiten begegnet werden, die der Pater Daniel in seiner Reise durch die cartesianische Welt, wider die Wirbel dieses Weltweisen vorgetragen: als welche so unauflöslich sind, daß sie nicht anders beantwortet werden können, als wenn man, anstatt der cartesianischen Wirbel, die hugenianischen oder leibnitzischen annimmt.

Die Gr. Ach, was für Abgeordnete sind denn das? Man könnte ihres Besuches wohl entbehren, er dient ja zu nichts, als Furcht zu erwecken.

Font. Nur die Kinder erschrecken davor, wegen ihres außerordentlichen Aufzuges: aber solcher Kinder giebt es sehr viele (*). Die Kometen sind nichts anders, als Planeten eines angränzenden Wirbels. Sie hatten ihre Bewegung gegen seine äußersten Gegenden: aber da dieser Wirbel vieleicht von den anliegenden unterschieblich gedrücket wurde, so war er oben ründer; und unten, wo er sich gegen uns wendet, etwas flächer. Diese Planeten, die oben angefangen hatten, sich in einen Kreis zu bewegen, sahen nicht vorher, daß sie unten keinen Wirbel mehr finden würden, weil er gleichsam abgeschnitten ist. Wollten sie nun ihren Kreislauf fortsetzen, so mußten sie in einen andern Wirbel treten, welchen ich für den unsrigen ausgebe, und sein Aeusterstes durchschneiden. Sie sind auch allezeit sehr hoch, gegen uns zu rechnen, und es ist glaublich, daß sie über dem Saturn laufen. Wegen der entsetzlichen Entfernung der Fixsterne muß über dem Saturn, bis an das Ende unsers Wirbels, noch ein großer Raum seyn, der von Planeten leer ist. Unsere Feinde rücken uns vor, daß dieser Raum unnütz sey. Sie können sich aber zufrieden geben: Wir haben seinen Nutzen schon erfunden. Er ist der Aufenthalt der fremden Planeten, die in unsere Welt treten y).

Die

(*) Siehe des ber. Bayle Tractat von Kometen, den ich deutsch ans Licht gestellet.

y) Herr Fontenelle bemühet sich, nach seiner einmal angenommenen Erklärung der Wirbel, auch die Ursachen zu zeigen, wie die Kometen aus ihren Wirbeln in den unsrigen kommen könnten. Allein wenn jene falsch seyn sollte, wie vorhin erwähnet worden: so würde auch auf diese nicht viel zu halten seyn. Doch wird freylich von den neuesten Sternverständigen dafür gehalten, daß die

Ko-

Die Gr. Ich verstehe Sie schon, wir erlauben es ihnen nicht, bis in das Herz unsers Wirbels zu kommen, und sich unter unsre Planeten zu mischen; wir empfangen sie, wie der Sultan die Gesandten empfängt. Er erweist ihnen nicht die Ehre, sie in Constantinopel wohnen zu lassen; sondern sie müssen in der Vorstadt bleiben.

Font. Wir haben noch dieses mit den Muselmännern gemein, daß sie Gesandte empfangen, aber keine wider schicken: indem wir gleichfalls keinen von unsern Planeten in die benachbarten Welten senden.

Die Gr. Allem Ansehen nach sind wir also sehr trotzig. Indessen weis ich noch nicht recht, was ich glauben soll. Diese fremde Planeten haben mit ihren Bärten und Schwänzen ein fürchterliches Ansehen; und vieleicht schicket man dieselben bloß uns zu trotzen: anstatt daß die unsrigen, die ganz anders aussehen, nicht so geschickt seyn würden, sich Furcht zu verschaffen, wenn sie in die andern Welten kämen.

Font. Die Schwänze und Bärte, sind nur ein bloßer Schein. Die fremden Planeten sind von den unsrigen in nichts unterschieden: aber wenn sie in unsern Wirbel kommen, so nehmen sie den Bart oder Schwanz von einer gewissen Art der Erleuchtung an, die sie von der Sonne bekommen; und die, unter uns gesaget, noch nicht vollkommen erkläret ist (**). Aber so viel ist gewiß, daß nur von einer

Kometen nicht fremde, sondern Planeten unserer eigenen Sonne sind. S. unten das VII. Gespräch oder das Hauptstück von Kometen in meiner theoretischen Weltweisheit nach.

(**) Herr Fontenelle saget mit gutem Bedachte, daß die cartesianische Erklärung der kometischen Schweife noch nicht zureiche. Die neuern Beobachtungen, sonderlich des Kometen vom 1680sten und 1681sten, dessen vom 1682sten und 1744sten Jahre haben auch zur Gnüge gewiesen, daß die Schweife der Kometen, nur von

gewissen Erleuchtung die Frage ist: man wird sie schon errathen, wenn man können wird.

Die Gr. Ich wollte daher wünschen, daß unser Saturn einen Schwanz oder Bart in einem andern Wirbel annehmen möchte; und, wenn er daselbst ein Schrecken ausgebreitet hätte, wieder zurück käme, seine fürchterliche Begleitung wieder ablegete, und sich wieder unter die andern Planeten zu seinen ordentlichen Verrichtungen einfände.

Font. Es ist besser für ihn, daß er nicht aus unserm Wirbel tritt. Ich habe Ihnen an das Drucken gedacht, welches geschieht, wo sich zween Wirbel stoßen, und zurück stoßen: ich glaube, daß ein armer Planet an diesen Orten sehr unsanft herum getrieben wird, und daß seine Einwohner sich nicht wohl dabey befinden z). Wir halten uns für unglücklich, wenn uns ein Komet erscheint: eigentlich aber ist der Komet selbst unglücklich.

Die Gr. Ich kanns mir nicht einbilden! er bringt ja seine Einwohner in guter Gesundheit zu uns. Nichts ist so angenehm, als dergestalt die Wirbel zu verwechseln. Wir, die wir niemals aus dem unsrigen kommen, führen ein recht verdrießliches Leben. Wenn die Einwohner eines Kometen so viel Verstand haben, die Zeit ihrer Ausfahrt in unsre Welt vorher zu sehen: so werden diejenigen, die dergleichen Reise

von der Annäherung derselben an die Sonne, entstehen. Denn wenn der Komet noch sehr weit von ihr steht, so hat er entweder keinen, oder doch einen sehr kleinen Schwanz. Je näher er derselben kommt, desto größer wird er: und je weiter er sich hernach von ihr entfernet, desto mehr nimmt er wieder ab, bis er endlich gar verschwindet. Daraus haben Halley, Newton und Whiston geschlossen, daß er bloß ein Dampf sey, der durch die Sonnenhitze von der Oberfläche des Kometen in die Höhe getrieben wird: daher sich denn auch ein solcher Schweif immer von der Sonne

Reise schon verrichtet haben, den andern zum voraus melden, was sie sehen werden. Ihr werdet bald einen Planeten entdecken, der einen großen Ring um sich hat: sagen sie vieleicht, wenn sie vom Saturn reden. Bald werdet ihr einen andern wahrnehmen, dem vier kleinere nachfolgen. Vieleicht giebt es auch Leute, die ausdrücklich bestellet sind, den Augenblick anzumerken, da sie in unsere Welt rücken, und alsbald rufen: Eine neue Sonne, eine neue Sonne! so wie die Matrosen schreyen: Land! Land!

Font. Man darf sich also keine Mühe mehr machen, Ihnen ein Mitleiden gegen die Einwohner eines Kometen zu erwecken: aber ich hoffe zum wenigsten, daß Sie diejenigen beklagen werden, deren Sonne erlischt; daher sie denn in eine immerwährende Nacht verfallen.

Die Gr. Was? verlöschen auch die Sonnen?

Font. Ja, ohne Zweifel. Die Alten haben Fixsterne am Himmel gesehen, die wir nicht mehr finden. Diese Sonnen haben ihr Licht verloren: versichert, eine große Verwüstung für den ganzen Wirbel! Ein allgemeiner Untergang, für alle Planeten! Denn was sollen sie nun ohne Sonnen machen?

Die Gr. Diese Vorstellung ist gar zu traurig. Könnten Sie mich denn derselben nicht überheben?

 Font.

Sonne wegkehret. Daraus erhellet auch, daß ein Komet viel flüßige Materien in sich halten müsse, die sich durch die Wärme in Dünste verwandeln lassen. Man sehe davon des Herrn Profess─. Heinsius Beobachtung des Kometen vom 1744sten Jahre nach, die er in Petersburg angestellet, beschrieben und drucken lassen.

z) Dieses gründet sich wiederum auf die cartesianische Vorstellung der Wirbel. Ist diese ungegründet, wie oben gedacht worden: so haben auch die Einwohner eines Kometen so viel Beschwerlichkeiten nicht auszustehen, wenn sie aus einem Wirbel in den andern treten.

Font. Wofern Sie belieben, so will ich Ihnen dasjenige sagen, was die geschicktesten Leute sprechen: daß nämlich die verschiedenen Fixsterne deswegen gar nicht erloschen sind. Ich will sagen, daß sie nur halbe Sonnen gewesen; das ist, sie wären auf der einen Hälfte licht, auf der andern dunkel gewesen: und nachdem sie sich gedrehet, darnach hätten sie uns bald ihre lichte Seite, da wir sie dann sehen können; bald ihre dunkle Hälfte gezeiget, da wir sie denn nicht mehr gewahr werden können. Allem Ansehen nach, muß der letzte Mond des Saturns so beschaffen seyn, denn in einem Theile seines Umlaufs verliert man ihn ganz aus dem Gesichte: und das kömmt nicht daher, weil er etwa alsdann weiter von der Erde wäre; vielmehr ist er derselben zuweilen näher als sonst, wenn er sich sehen läßt. Und obgleich dieser Mond ein Planet ist, von welchem man auf eine Sonne nicht schließen kann: so kann man sich doch sehr wohl eine Sonne vorstellen, die zum Theil mit festen Flecken bedeckt ist; anstatt, daß die unsrige nur veränderliche Flecken hat.

Ich möchte diese Meynung gern so behaupten, daß Sie dieselbe ergreifen müßten, weil sie ein wenig gelinder, als die andre ist: allein ich kann es nur im Absehen auf diejenigen thun, die zu gewissen bestimmten Zeiten erscheinen und verschwinden; welches man auch schon wahrzunehmen beginnt. Sonst können diese halbe Sonnen nicht Stich halten. Aber was wollen wir von den Sternen sagen, welche verschwinden; und nach der Zeit, in welcher sie ihre Umdrehung nothwendig müßten vollendet haben, dennoch nicht wieder erscheinen?

Sie

*) Etwa vor hundert Jahren hat sich in dem nördlichen Gestirne, Caßiopea genannt, ein neuer Stern sehen lassen, der anfänglich zwar nur dunkel gewesen, hernach allmählich so helle geworden, daß er einem Sterne von der ersten Größe gleich ge-

Sie werden nicht verlangen, daß ich glauben sollte, dieses wären halbe Sonnen; doch will ich Ihnen zu gefallen noch eins versuchen. Diese Sonnen werden nicht verloschen seyn; sie werden sich nur in die unermeßliche Tiefe des Himmels versenket haben, so daß wir sie nicht mehr sehen können. In diesem Falle wird der Wirbel seiner Sonne nachgefolget seyn, und es wird noch alles gar wohl stehen. Es ist wahr, daß der größeste Theil der Fixsterne dergleichen Bewegung nicht hat, dadurch sie sich von uns entfernen: denn sie müßten sich zu andrer Zeit wieder nähern, und wir würden sie bald größer, bald kleiner erblicken, welches doch nicht geschieht a). Aber wir wollen setzen, daß nur etliche kleinere und beweglichere Wirbel sich zwischen die andern schleichen, und gewisse Spaziergänge machen, nach welchen sie zurück kommen: da indessen der große Wirbel unbeweglich bleibt.

Aber welch ein großes Unglück! Es giebt auch Sterne, die sich sehen lassen, und eine gewisse Zeit mit Erscheinen und Verschwinden zubringen, endlich aber ganz und gar verschwinden. Die halben Sonnen würden doch zu gesetzten Zeiten noch wieder kommen. Die Sonnen aber, welche sich in den Himmel versenken, würden nur ein einzigmal verschwinden, und in langer Zeit nicht wieder kommen. Fassen Sie nur einen herzhaften Schluß, gnäd. Frau! Die Sterne müssen Sonnen seyn, die sich so sehr verdunkeln, daß sie unsichtbar werden, hernach sich wieder entzünden, und endlich ganz und gar verlöschen.

Die Gr. Was? kann eine Sonne sich verdunkeln und gar verlöschen, die doch selbst eine Quelle alles Lichtes ist?

gekommen. Nachdem er aber kaum ein Jahr geschienen, hat sein Licht wieder abgenommen, bis er endlich gar verschwunden ist. Nach der Zeit hat man ihn auch nicht mehr zu sehen bekommen. Tycho hat ein eigen Buch von ihm geschrieben.

Font. Sehr leicht, wenn wir der Lehre des Cartesius folgen. Er setzet zum voraus, daß, da unsre Sonnenflecken entweder ein Schaum oder ein Nebel sind, sie sich so verdicken, an einander fügen und zusammen schieben können, bis sie endlich rund um die Sonne eine Rinde ausmachen. Mit der Zeit wächst dieselbe mehr und mehr: die Sonne nimmt also Abschied. Ist die Sonne ein festes Wesen, welches brennet, so sind wir nicht besser daran. Die härteste Materie wird doch endlich verzehret. Wir sind schon einmal dieser Gefahr entgangen, wie man saget. Die Sonne ist schon etliche Jahre lang sehr blaß gewesen, z. E. als Cäsar gestorben war. Dieses war nun eine Rinde, die schon anfing sich zu verdicken: aber die Kraft der Sonne zerriß und zertrennete sie noch wieder. Hätte sie so fortgefahren immer zuzunehmen, so wäre es mit uns aus gewesen.

Die Gr. Sie machen, daß ich zittere und bebe. Da ich itzo weis, was auf die blasse Farbe der Sonne folget: so glaube ich, daß ich, anstatt des Morgens vor meinen Spiegel zu gehen, um zu sehen, ob ich selber blaß bin; hinführo nach dem Fenster laufen werde, zu sehen, ob auch die Sonne bleich aussieht?

Font. Ach, gn. Frau, fassen Sie nur einen Muth: es gehöret viel Zeit dazu, ehe eine Welt untergeht.

Die Gr. Aber sonst gehöret auch nichts weiter dazu?

Font. Freylich! Dieser ganze unendliche Klump Materie, daraus die Welt besteht, ist in steter Bewegung; so daß auch kein Stäubchen ganz davon ausgenommen ist. Und sobald sich irgendwo etwas beweget, so trauen Sie nicht! es müssen nothwendig Veränderungen darauf erfolgen, es sey über kurz oder lang; aber allezeit nach Beschaffenheit der wirkenden Ursachen. Die Alten waren lächerlich, da sie sich einbildeten, die himmlischen Körper wären von unveränderli-

cher

b) Siehe hiervon den angenehmen Discours des Herrn Fontenelle

cher Natur; weil sie noch keine Aenderung daran wahrgenommen hatten. Hatten sie wohl Zeit genug gehabt, sich durch die Erfahrung dessen zu versichern? Die Alten waren gegen uns für jung zu rechnen *b*). Wenn die Rosen, die nur einen Tag leben, Historien schrieben, und dieselben immer ihren Nachkommen hinterließen: so würden die ersten eine gewisse Abbildung von ihrem Gärtner gemachet haben, und nach 15000 Rosenaltern würden diejenigen, die noch ihre Nachrichten aufzeichneten, nichts daran verändern. Sie würden davon schreiben: **Wir haben allezeit denselben Gärtner gesehen; bey Rosengedenken hat man keinen andern, als ihn bemerket. Er ist allezeit geblieben, wie er ist. In der That, er stirbt nicht so, wie wir; ja er verändert sich nicht einmal.** Wäre nun dieser Vernunftschluß der Rosen gut? Indessen hätte er noch viel mehr Grund, als die Schlüsse der Alten, von den himmlischen Körpern.

Und wenn gleich bis auf den heutigen Tag keine Veränderung am Himmel vorgegangen wäre; wenn er gleich Merkmaale zeigen möchte, daß er dazu gemachet sey, ewig ohne alle Veränderung zu dauren: so wollte ich es doch nicht glauben, sondern auf eine längere Erfahrung warten. Müssen wir denn unsre Dauer, die nur einen Augenblick währet, für das Maaß einer andern ausgeben? Sollen wir sagen, daß dasjenige, was zehntausendmal länger währet, als wir, ewig währen müsse? Ein Ding müßte schon viele Menschenalter durch gedauret haben, wenn es Zeichen der Unsterblichkeit an sich zeigen sollte.

Die Gr. Wahrlich! mich dünket, es fehlet sehr viel daran, daß die Welten sich dieses Vortheils anmaßen könnten. Ich wollte ihnen nicht einmal die Ehre thun, sie mit dem Gärtner zu vergleichen, der gegen seine Rosen gerechnet, so lange währet. Sie sind den Rosen selbst ähnlich,

die

tenelle von den Schäfergedichten, ingleichen von den alten und neuen Gelehrten.

die im Garten nach und nach entstehen und verwelken: denn ich vermuthe, daß nicht nur alte Sterne verschwinden, sondern auch neue entstehen werden.

Font. Freylich! die Arten müssen sich doch erhalten. Man darf nicht befürchten, daß dieselbe untergehen wird. Einige Gelehrte werden Ihnen sagen, daß es neue Sonnen sind, die sich wieder zu uns nahen, nachdem sie lange von uns in der Tiefe des Himmels verloren gewesen. Andre werden vorgeben: es seyn Sonnen, die sich von dieser finstern Rinde wiederum frey gemacht haben, welche schon anfing sie zu umgeben. Ich glaube zwar leicht, daß dieses alles angehe: aber ich glaube auch, daß die Welt so erschaffen seyn könne, daß von Zeit zu Zeit neue Sonnen darinnen entstehen. Warum sollte die Materie, daraus eine Sonne bestehen kann, nachdem sie an verschiedene Oerter zerstreuet worden, sich nicht wieder versammlen, und mit der Zeit den Grund zu einer neuen Welt legen können? Ich bin auch um so viel geneigter, diese Hervorbringungen zu glauben; weil sie mit der herrlichen Vorstellung überein kömmt, die ich von den Werken der Natur habe. Sollte sie denn nur das Vermögen haben, Pflanzen oder Thiere durch einen immerwährenden Wechsel sterben und entstehen zu lassen? Ich bin fest überredet, und Sie sind es gleichfalls, daß sie eben diese Macht bey den Welten anwenden werde; und daß ihr solches nicht schwerer fallen wird.

Aber

c) Dieses sind die eingebildeten Räume oder leeren Gegenden außer der Welt, davon unter den Naturkündigern viel Streitens ist. Alles kömmt darauf an, ob die Welt Gränzen habe oder nicht? Das ist, ob unter den unzähligen Wirbeln der Fixsterne endlich einer der letzte sey? Oder ob man unendlich weit in gerader Linie fortgehen könne, ohne jemals an den letzten Wirbel zu gelangen. Diese Frage ist so schwer zu beantworten, daß man daran eine Probe sieht, was für enge Schranken der menschliche Verstand habe? Man mag nämlich entweder mit ja, oder mit nein antworten; so finden sich allezeit Schwierigkeiten, die nicht zu überwinden sind. Der tief-

sinnige

Aber wir haben davon schon etwas mehrers, als bloße Muthmaßungen. Man sieht nämlich fast hundert Jahre her durch die Ferngläser einen ganz neuen Himmel, den die Alten nicht gekannt haben. Es ist fast kein Gestirn, darinnen nicht einige merkliche Veränderung vorgegangen wäre; und in der Milchstraße merket man es am meisten: gerade als wenn in diesem großen Ameisenhaufen kleiner Welten mehr Bewegung und Unruhe herrschte.

Die Gr. Bey meiner Treue, ich finde itzo die Welten, den Himmel und die himmlischen Körper so veränderlich, daß ich ganz zu mir selbst gekommen bin.

Font. Wir wollen noch besser zu uns selbst kommen, wenn Sie mir glauben wollen; und gar nicht mehr davon reden. Sie sind nunmehr an dem höchsten Gewölbe des Himmels angelanget: und wenn ich ihnen sagen soll, ob es jenseits desselben noch mehr Sterne giebt? so müßte ich weit geschickter seyn, als ich bin. Sie können es damit halten, wie Sie wollen. Hier ist eigentlich die Herrschaft der Philosophen. Diese unsichtbaren Länder können seyn, und können auch nicht seyn, wie man will: ja sie können auch alles dasjenige seyn, was man verlanget. Genug, daß ich ihren Verstand so weit geführet habe, als ihre Augen gehen c).

Die Gr. Was? ich habe also die Ordnung des ganzen Weltgebäudes im Kopfe! Ich bin itzo gelehrt d)!

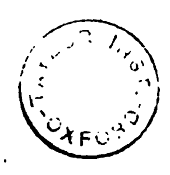
Font.

sinnige Werenfels hat eine gelehrte Disputation davon geschrieben, die unter seinen andern Werken steht, welche von Liebhabern dieser Materien gelesen zu werden verdienet.

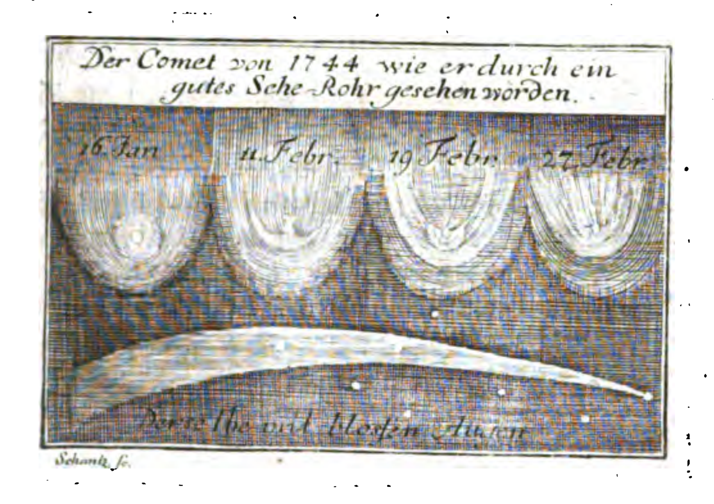
d) Die Gräfinn hat recht. Wenn sie einen so vernünftigen und allgemeinen Begriff von der Welt erlanget hat, ist sie ohne Zweifel tausendmal gelehrter, als wenn sie alle Romane, Tändel-Poesien, verliebte Histörchen und andre dergleichen Bücher mehr gelesen hätte. Denn die ganze Ausdehnung dieses großen Gebäudes, dessen Einwoher wird sind, nach seiner wahren Beschaffenheit zu kennen: und zu wissen, wie alle darinnen befindliche Wirbel, Sonnen und Weltkugeln gemachet und geordnet sind; das ist

Font. Ja freylich, Sie sind es mit gutem Rechte; und zwar mit der Bequemlichkeit, nichts von allem dem zu glauben, was ich Ihnen gesaget habe, so bald Ihnen die Lust ankommen wird. Zur Vergeltung meiner Mühe bitte ich nur von Ihnen: niemals weder die Sonne, noch den Himmel, noch die Sterne anzusehen, ohne zugleich an mich zu gedenken.

ist ja unstreitig ein weit vortrefflicher Erkenntniß, als wenn man alle Kleinigkeiten wüßte, die in dem kleinen Winkel des Weltgebäudes, den wir die Erde nennen, vorgehen. Wer jenes betrachtet, ergetzet seinen Verstand an der Weisheit, Güte und Macht des ewigen Schöpfers: wer aber hiermit sein Gemüth beschäfftiget, findet lauter menschliche Thorheiten. Hier steht ein königlicher Pallast, darinnen alle Künstler ihre Geschicklichkeit verschwendet haben. Ein vernünftiger Reisender läßt sich durch alle Zimmer desselben führen. Er sieht, und bewundert alles: überall, wo er sich hinwendet, findet er Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit. Er erstaunet über die herrliche Pracht des Fürsten, der diesen Pallast aufführen lassen. Zu gleicher Zeit sitzt eine nichtswürdige Spinne in dem äußersten Winkel eines Kellers, und bemühet sich die Fliegenfüße zu zählen, die sie von den bezwungenen Feinden ihres Gewebes aufgesammlet hat. Sie legt sie bald in diese, bald in jene Ordnung, und hätte viel Mühe, wenn sie alle ihre kriegerischen Verrichtungen erzählen: oder die Thaten ihrer Vorfahren und Nachbarn sich bekannt machen wollte. Und ob sie wohl täglich den Pallast dieses Fürsten bewohnet, an dessen Wänden kriechet, und ihre Nahrung darinnen findet; so denket sie doch niemals, weder an die Trefflichkeit des Gebäudes, noch an den Herrn, der es erbauet hat. Der Reisende ist ein Mensch, der das Weltgebäude kennen gelernet, wie hier die Gräfinn gethan; die Spinne aber ein Mensch, der seine Belesenheit in lauter solchen Büchern, als oben gedacht worden, zubringet. Nun urtheile man, wer von beyden gelehrter sey; oder mehr Verstand besitze?




Der



Der sechste Abend.

Neue Betrachtungen, die das Vorhergehende bestätigen, nebst den neuesten Entdeckungen von himmlischen Dingen.

Ich hatte in langer Zeit mit der Gräfinn D. G. nicht von den Welten gesprochen, und wir fingen schon an zu vergessen, daß wir jemals davon geredet hatten: als ich einmal zu ihr gieng, und eben zu der Zeit ins Haus trat, als zween gelehrte Leute, von lebhaftem Witze, welche berühmt in der Welt waren, heraus giengen.

Die Gr. Sie sehen wohl, was ich für einen Besuch gehabt habe: ich bekenne Ihnen, daß mir diese Leute den Verdacht beygebracht, ob Sie mir nicht vieleicht den Kopf ein wenig verrücket hätten?

Font.

Font. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich so viel Gewalt über Sie gehabt hätte; denn ich glaube, daß man nichts schwereres über sich nehmen könnte.

Die Gr. Ich befürchte indessen, daß es irgend schon geschehen sey. Ich weis nicht, wie unsre Unterredung auf die Welten kam, als eben diese Leute bey mir waren, die Sie itzo weggehen sahen. Vieleicht haben Sie aus Bosheit die Gespräche dahin gelenket. Ich ermangelte nicht, ihnen alsofort zu sagen, daß alle Planeten bewohnt wären. Einer von ihnen sagete: er sey fest überredet, daß ich dieses nicht glauben würde! Ich versicherte ihn mit aller Aufrichtigkeit, daß ich es wirklich glaubte: er aber nahm dieses allezeit für eine Verstellung an, womit ich mich zu vergnügen suchte. Daher habe ich mir eingebildet, die Ursache, warum er durchaus nicht glauben wollte, daß ich dieser Meynung zugethan wäre, sey diese: weil er mich viel zu hoch schätzete, als daß er sich einbilden könnte, daß ich einer so seltsamen Meynung beypflichten würde. Was den andern anlangt, der nicht so viel von mir machet, der glaubte mir auf mein Wort. Warum haben Sie mir nun eine Lehre in den Kopf gebracht; davon Leute, die mich hoch achten, nicht glauben können, daß ich sie ernstlich vertheidige?

Font. Aber, gnäd. Frau, warum behaupten Sie dieselbe im Ernste, gegen Leute, von welchen ich versichert bin, daß sie keinen Vernunftschlus begreifen können, der ein wenig ernsthaft klingt? Werden Sie mit den Einwohnern der Planeten so umgehen? Genug, daß wir unter uns das kleine auserwählte Häuflein sind, die sie glauben: wir müssen unsre Geheimnisse nicht unter den Pöbel ausbreiten.

Die Gr. Was? rechnen Sie die beyden Leute, so von mir giengen, auch unter den Pöbel?

Font. Sie haben endlich Witz genug; aber sie gebrauchen ihre Vernunft niemals, gründliche Schlüsse zu machen. Leute, die alles nach der Schärfe beurtheilen, und gemeiniglich sehr strenge verfahren, würden Sie ohne alle Schwie-

Schwierigkeit zum Pöbel zählen. Im Gegentheile rächen sich diese, indem sie die Verfechter der Vernunft lächerlich machen. Und mich dünket, diese eingeführte Ordnung ist sehr billig: daß eine jede Art von Leuten dasjenige verachtet, was ihr fehlet. Wäre es möglich, so sollte man sich in alle Leute schicken: und es wäre besser gewesen, mit diesen beyden Gelehrten über die Planetenbewohner zu scherzen, weil Sie zu scherzen wissen; als davon vernünftige Schlüsse zu machen: denn diese Kunst verstehen sie nicht. Dergestalt hätten Sie die Hochachtung derselben davon getragen: und die Planeten hätten keinen einzigen Einwohner dabey verlohren.

Die Gr. Wie? Soll ich die Wahrheit verrathen? Sie müßten wahrlich kein Gewissen haben!

Font. Ich gestehe, daß ich für diese Wahrheiten keinen sonderlichen Eifer bey mir spüre, und dieselbigen der geringsten Bequemlichkeit der Gesellschaft gern aufopfere. Ich sehe zum Exempel, woran es allezeit liegen wird: daß uns die Meynung von den Einwohnern der Planeten nicht so wahrscheinlich vorkommen wird, als sie in der That ist. Die Planeten sehen allezeit als leuchtende Körper aus; nicht aber, als große Felder und Wiesen. Wir würden wohl glauben, daß Wiesen und Felder bewohnet wären: aber daß lichte Körper bewohnt seyn sollten, das will uns durchaus nicht in den Kopf. Die Vernunft mag immer sagen, daß es in den Planeten Felder und Wiesen giebt; sie kömmt viel zu spät. Der erste Augenblick hat schon lange zuvor seine Wirkung bey uns gethan; wir wollen sie nicht mehr hören: die Planeten sind und bleiben leuchtende Körper. Wie sollten ferner ihre Einwohner aussehen? Unsere Einbildungskraft müßte uns auch ihre Gestalten vorstellen können; das kann sie aber nicht. Es ist also am besten, man glaubet, daß es keine Mondenbürger giebt. Soll ich diesen Einwohnern der Planeten zu gefallen, die mich doch sehr wenig angehen, die grausamen Tyrannen angrei-

sen, welche man Sinnen und Einbildungskraft nennet? Darzu gehöret viel Herzhaftigkeit! Man kann die Welt nicht leicht dahin bringen, daß sie, anstatt ihrer Augen, die Vernunft brauche. Ich finde bisweilen verschiedene Leute, die so vernünftig sind, daß sie nach tausend Beweisthümern gern glauben wollten, daß die Planeten lauter Erdkugeln sind: aber sie glauben dieses nicht eben so fest, als sie es thun würden, wenn sie die Planeten niemals unter andern Gestalten gesehen hätten. Die ersten Vorstellungen, so sie sich davon gemachet, kommen ihnen allezeit in den Sinn, und sie können sich nicht davon befreyen. Das sind nun diejenigen, die unsre Meynung zwar annehmen; aber nur aus Gnaden: denn wie es scheint, so sind sie derselben nur deswegen zugethan, weil ihre Seltsamkeit ihnen einiges Vergnügen verursachet.

Die Gr. Und wie? ist das nicht genug für eine Meynung, die nur wahrscheinlich ist?

Font. Sie würden sich wundern, wenn ich Ihnen sagen sollte, daß das Wort wahrscheinlich sehr bescheiden klingt. Ist es nur bloß wahrscheinlich, daß jemals ein Alexander gelebet hat? Sie meynen hievon ganz gewiß zu seyn. Und worauf gründet sich diese Gewißheit? Darauf, daß Sie davon alle Beweisthümer haben, die Sie sich in dergleichen Materien wünschen können; und daß man nicht den geringsten Einwurf sieht, der sie zweifelhaft machen könnte. Denn übrigens haben Sie den Alexander Ihr Lebtage nicht gesehen; haben auch keinen mathematischen Beweis, daß er nothwendig gelebet haben müsse. Aber was würden Sie sagen, wenn es mit den Einwohnern der Planeten fast eben so beschaffen wäre? Man kann sie Ihnen nicht zeigen; und Sie können nicht fodern, daß man es Ihnen so augenscheinlich erweise, als man mathematische Sätze zu erweisen pfleget: aber Sie haben alle die Beweisthümer, so Sie in dergleichen Materien verlangen können. Die vollkommene Aehnlichkeit der Planeten und der Erde, welche gleichwohl bewohnet ist; die Unmöglichkeit,

sich einen andern Zweck einzubilden, zu welchem sie erschaffen seyn sollten; die Fruchtbarkeit und Pracht der Natur; eine gewisse Sorgfalt, so sie für die Bedürfnisse ihrer Einwohner scheint getragen zu haben, als da sie die von der Sonne entlegenen Planeten mit Monden versorget, und den allerweitesten die meisten gegeben hat. Und was das merkwürdigste ist, so sind alle diese Gründe auf einer Seite. Auf der andern Seite hergegen ist gar nichts vorhanden: und Sie können nicht den allergeringsten Einwurf hervorbringen, wenn Sie nicht wieder auf die Augen, und die Meynungen des Pöbels verfallen wollen. Endlich wollen wir setzen, daß die Planeten wirklich bewohnet wären: können sie sich wohl durch deutlichere Merkmaale zu verstehen geben, als die wir itzo haben? Und nun mögen Sie urtheilen, ob Sie die Planetenbewohner nur bloß für eine wahrscheinliche Sache ausgeben wollen?

Die Gr. Sie wollens doch aber nicht haben, daß ich sie für so gar gewiß annehmen soll, als daß ein Alexander gelebt hat?

Font. Nicht vollkommen. Denn ob wir gleich von den Einwohnern der Planeten eben so viel Beweisthümer haben, als wir nach den gegenwärtigen Umständen verlangen können; so ist doch ihre Anzahl nicht groß.

Die Gr. Ich will also den Einwohnern der Planeten Abschied geben: denn ich weis nicht, was ich ihnen in meinem Verstande für eine Stelle einräumen soll. Sie sind nicht ganz gewiß; doch sind sie mehr, als wahrscheinlich: das machet mich gar zu verwirrt!

Font. Ach, gnäd. Frau, verzagen Sie nur nicht! Die allergemeinsten und gröbsten Uhren zeigen nur die Stunden an: aber nur die künstlichern bemerken die Minuten. So geht es auch mit dem Verstande. Wer nur einen gemeinen besitzet, der kann zwar den Unterschied einer bloßen Wahrscheinlichkeit und völligen Gewißheit unterscheiden: aber nur die scharfsinnigsten Leute unterscheiden, was mehr oder weniger wahrscheinlich oder gewiß ist; und können durch

ihr Urtheil, so zu reden, die Minuten bemerken. Stellen Sie die Einwohner der Planeten ein wenig unter den Alexander; aber über, ich weis nicht wie viel, andere historische Sachen, die noch nicht völlig erwiesen sind: ich glaube, dahin werden sie sich recht schicken.

Die Gr. Ich liebe die Ordnung, und Sie erweisen mir einen Gefallen, daß Sie meine Begriffe in Ordnung bringen: aber warum haben Sie nicht längst dafür gesorget?

Font. Weil wenig daran gelegen ist, wenn Sie gleich die Planetenbewohner etwas zu viel, oder zu wenig glauben. Ich bin versichert, daß Sie die Bewegung der Erde so fest nicht glauben, als sie wohl sollte geglaubet werden: sind Sie aber deswegen zu bedauren?

Die Gr. Ach, was das betrifft, so folge ich meiner Schuldigkeit: Sie haben mir deswegen nichts zu verweisen! Ich glaube es ganz fest, daß die Erde sich umdrehet.

Font. Unterdessen habe ich Ihnen doch noch die beste Ursache verschwiegen, daraus dieses erhellet.

Die Gr. O! das ist eine Verrätherey, daß Sie mir eine Sache mit schwachen Beweisgründen eingebildet haben. Hielten Sie mich denn für unwerth, etwas um guter Ursachen halber zu glauben?

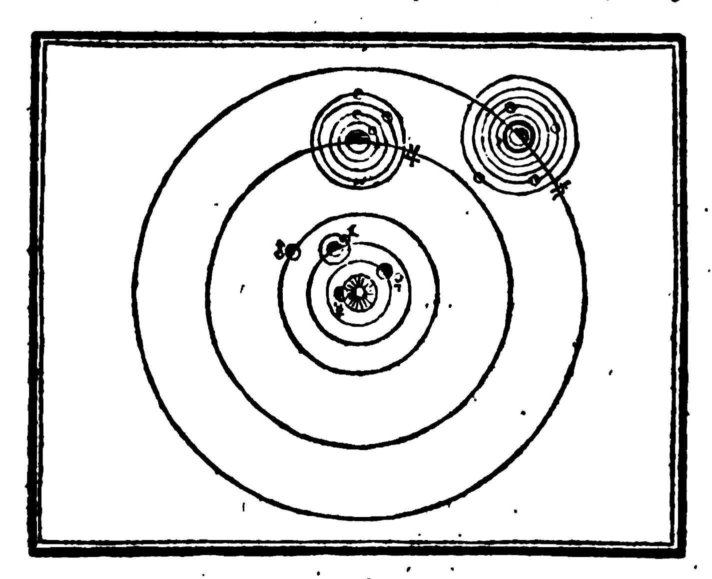
Font. Ich bewies Ihnen die Sachen nur mit kleinen und angenehmen Vernunftschlüssen, die sich gut für Sie schickten. Hätte ich wohl solche starke und gründliche brauchen sollen, als wenn ich einen Doctor angreifen wollte?

Die Gr. Ja freylich! Sehen Sie mich itzo für einen Doctor an, und lassen Sie mich diesen neuen Beweis von der Bewegung der Erde auch hören.

Font. Sehr gern; dieß ist er. Er gefällt mir überaus wohl; vieleicht nur darum, weil ich mir einbilde, daß ich ihn erfunden habe: indessen aber ist er so schön und natürlich, daß ich kaum glauben kann, daß ich der Erfinder desselben sey. So viel ist gewiß, daß ein halsstarriger Gelehrter, der darauf antworten wollte, gezwungen seyn würde, sehr viel zu reden; welches die einzige Art ist, einen

Ge-

Gelehrten in Verwirrung zu setzen. Entweder müssen alle himmlische Körper in vier und zwanzig Stunden um die Erde laufen; oder es muß die Erde sich um sich selbst drehen, und diese Bewegung den himmlischen Körpern zu-



eignen. Aber gesetzt, sie hätten wirklich diesen vier und zwanzigstündigen Umlauf um die Erde! so ist dieses gewiß die allerunwahrscheinlichste Sache von der Welt; obgleich die Ungereimtheit desselben nicht so gleich ins Auge fällt. Alle Planeten haben ganz gewiß ihre großen Umläufe um die Sonne: aber diese Kreise sind sehr ungleich, nachdem die Planeten von der Sonne viel oder wenig entfernet sind. Die entlegensten verrichten ihren Lauf in längerer Zeit, als die nähern; welches auch ganz natürlich ist. Diese Ordnung bemerket man auch unter den kleinen Nebenplaneten, die um andre größere laufen. Die vier Jupitersmonden, die fünf um den Saturn, durchlaufen ihre Kreise in mehr oder weniger Zeit, nachdem sie mehr oder weniger von ihrem Planeten entfernet sind. Ferner ist es gewiß; daß die Plane-

ten sich um ihren eigenen Mittelpunkt drehen. Auch diese Bewegungen sind ungleich, ob man gleich nicht weis, wornach sich diese Ungleichheit richtet: ob es auf ihre verschiedenen Größen; oder auf die verschiedene Festigkeit ihrer Kugeln; oder auf die verschiedene Geschwindigkeit ihrer besondern Wirbel ankömmt, darinnen sie sich befinden, und der flüßigen Materie, darinnen sie schwimmen? Aber die Ungleichheit ist ganz ausgemachet, und überhaupt ist die Ordnung der Natur so beschaffen: daß dasjenige, welches vielen Dingen gemein ist, doch zugleich durch besondre Unterschiede verändert wird.

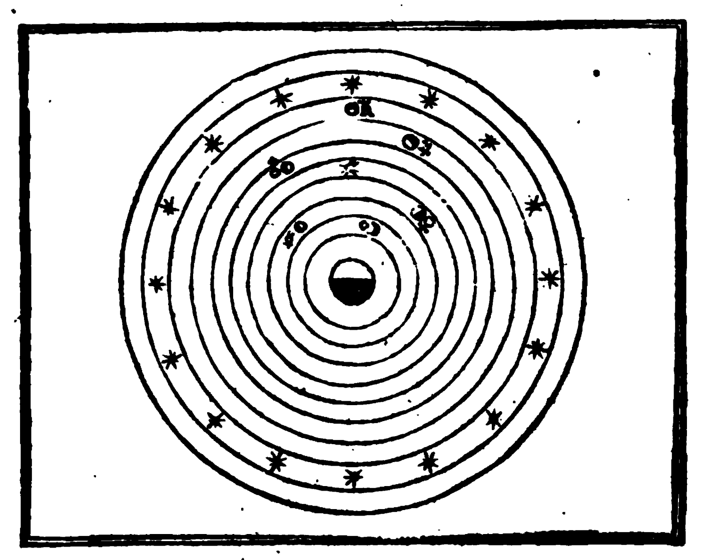
Die Gr. Ich verstehe Sie ganz wohl, und glaube, daß Sie recht haben. Ja ich bin Ihrer Meynung; wenn die Planeten um die Erde liefen, so würden sie in solchen Zeiten herumlaufen, die nach Beschaffenheit ihrer Entfernungen ungleich wären, so wie sie um die Sonne laufen. Wollten Sie nicht eben das sagen?

Font. Eben das, gnädige Frau. Ihre ungleichen Entfernungen, in Absehen auf die Erde, ihre verschiedene Festigkeit, und die verschiedene Geschwindigkeit ihrer besondern Wirbel, darinnen sie sich befinden, müßten nothwendig in der vorgegebenen Bewegung um die Erde, eben so wohl einen Unterschied verursachen, als in allen andern Bewegungen. Wäre es nun nicht sehr wahrscheinlich, daß die Fixsterne, die so entsetzlich weit von uns entfernet, und so sehr über alles das erhaben sind, was einer allgemeinen Bewegung um uns fähig ist; da sie zum wenigsten an einem Orte sind, wo diese Bewegung sehr schwach seyn müßte: daß, sage ich, diese Fixsterne nicht in vier und zwanzig Stunden um uns laufen würden, gleich dem Monde,

e) Freylich wohl, muß dieses verdächtig seyn. Man sieht aus der Figur schon einigermaßen, daß allezeit ein Planet einen desto größern Lauf zu vollenden hat, je weiter er von der Erde steht. Ein langer Weg läßt sich aber so bald nicht durchlaufen, als ein kurzer; darum wäre ja nichts natürlicher, als daß der Mond geschwin-

de, der uns so sehr nahe ist? Die Kometen, welche in unserm Wirbel fremde sind, deren jeder einen verschiedenen Lauf hat, welche auch an Geschwindigkeit so ungleich sind, sollten diese nicht der Mühe überhoben seyn, in eben derselben Zeit von vier und zwanzig Stunden, ganz um uns zu laufen? Aber nein, Planeten, Fixsterne, Kometen, alles mit einander soll in vier und zwanzig Stunden um die Erde laufen.

Weiter! Wenn unter diesen Bewegungen nur ein Unterschied von etlichen Minuten wäre, so könnte man zufrieden seyn; aber sie sind alle in der allervollkommensten Gleichheit, oder vielmehr die einzige vollkommene Gleichheit,



die in der Welt angetroffen wird; keine Minute mehr oder weniger. In Wahrheit, das ist überaus verdächtig *e*).

geschwinde, Mercur etwas langsamer, Venus noch langsamer, u. s. w. die äußersten Sterne aber am allerlangsamsten ihren Kreislauf um die Erde verrichten möchten. Z. E. wenn der Mond in 24 Stunden einmal um die Erde läuft, so müßte Mercur etwa 36, die Venus 50, die Sonne 80, Mars 100, Jupiter

Die Gr. O! weil es möglich ist, daß diese große Gleichheit nur in unsrer Einbildung bestehen kann: so bin ich fest überredet, daß sie außer derselben nicht zu finden ist. Es ist mir sehr lieb, daß eine Sache, die der Natur zuwider ist, ganz auf uns zurück fällt; so, daß sie davon frey wird, ob wir gleich etwas dabey leiden müssen.

Font. Was mich anlanget, so bin ich ein solcher Feind der vollkommenen Gleichheit, daß ich es nicht einmal gut finde: daß alle tägliche Umdrehungen der Erde eben von vier und zwanzig Stunden, und allezeit einander gleich seyn sollten. Ich hätte Lust genug zu glauben, daß sie einigermaßen unterschieden wären.

Die Gr. Unterschieden? Zeigen denn unsre Perpendikeluhren nicht eine vollkommene Gleichheit an?

Font.

piter 150, Saturn 200, die Sterne aber noch vielmehr Stunden Zeit haben, ihre so großen Kreise einmal durchzulaufen. Noch größer müßte der Unterschied seyn, wenn man die Entfernungen der Planeten von der Erde nach den neuen Beobachtungen annehmen wollte. Aber von dem allen zeiget die Erfahrung nichts. Die entlegensten Fixsterne kommen eben sowohl in 24 Stunden wieder auf ihre gestrige Stelle, als der Mond. Jene können in gleicher Zeit einen Weg zurück legen, der etliche Millionen mal länger ist, als der Weg des Mondes: ja nach der Meynung einiger, welche die eigene Bewegung der Planeten durch eine Säumniß erklären: kömmt der Mond nicht allemal so geschwinde, als die Fixsterne, um die Erde: denn er bleibt täglich etwas zurück, und wenn er heute mit einem gewissen Sterne durch die Mittagslinie geht, so ist morgen um eben die Zeit der Stern zwar wieder auf derselben Stelle; der Mond hingegen hat noch drey Viertelstunden zu laufen, bis er die Mittagslinie auch erreichet. Wie sich dieses mit der vortrefflichen Ordnung der Natur zusammen schicke, das mag ein jeder selbst beurtheilen.

f) Was Herr Fontenelle hier auf eine spaßhafte Art muthmaßet, das ist aller Strenge nach, wahr befunden worden. Die Erdkugel dreht sich wirklich im Winter, etliche Minuten geschwinder um ihre Achse, als im Sommer: daher denn die Zeit von 24 Stunden im Sommer etwas länger ist, als im Winter.

Das

Font. Ach! die Uhren nehme ich nicht an; sie können selber nicht gar zu richtig seyn. Und wenn sie ja bisweilen so richtig giengen, daß sie zeigeten, wie ein Umlauf der Erden länger oder kürzer gewesen, als ein anderer; so würde man viel lieber glauben wollen, daß sie unrecht giengen, als den Verdacht hegen, daß die Erde in ihrem Umlaufe unrichtig gehe. Solch eine artige Ehrerbiethung hat man gegen die Erde! Ich traue ihr so wenig, als einer Uhre. Eben das, was eins in Unordnung bringet, das kann das andre verwirren *f*). Nur dieses glaube ich, daß die Erde mehr Zeit nöthig hat, als eine Uhre, um in eine merkliche Unrichtigkeit zu gerathen: dieses ist der ganze Vorzug den man ihr einräumen kann.

Das machet, im Sommer durchläuft die Erde denjenigen Theil ihres länglichen Kreises, der am weitesten von der Sonne absteht; wo also die umdrehende Kraft etwas nachläßt, und gemächlicher wirket. Im Winter aber wälzet sich die Erde auf demjenigen Theile ihrer Bahne, der der Sonne am nächsten ist; wo folglich die rollende Kraft stärker wirket, und ihr Umdrehen beschleuniget. Dieses lehren uns die allerrichtigsten engländischen Uhren; ja auch die mittelmäßigen schon. Denn eine Uhre, die in den Monaten May, Junius, Julius, ganz richtig geht, hebt im August, Septemb. und October an, immer zurück zu bleiben. Im November und Januar aber, geht sie so merklich zu langsam, daß die meisten sie zu den Uhrmachern schicken: dafern sie nicht Bescheid wissen, das Stellrädchen, so hinten in der Uhre zu seyn pflegt, umzudrehen; und dadurch die Feder ein wenig mehr zu spannen, damit sie etwas stärker wirke. Geht nun die Uhre im Winter recht; so fängt sie im Frühlinge an, zu geschwinde zu gehen, und im Sommer wird dieses überaus merklich. Da muß man abermal das Stellrädchen in der Uhre nach der entgegen gesetzten Seite drehen, und sie langsamer machen. Dieses ist nun ein recht sinnlicher Beweis von der Bewegung der Erdkugel: denn wie wäre es möglich, diese ab- und zunehmende Länge der Tage auf die Bewegung des ganzen Firmamentes zu schieben? Unsre guten Uhren gehen also weit richtiger, als die Erdkugel selbst: wiewohl diese gleichwohl auch in ihrer Ungleichheit, alle Jahre sich selbst ähnlich bleibt.

Könnte sie sich z. E. nicht allmählich der Sonne nähern? Wenn sie sich alsdann nur an einem Orte befände, wo die Materie schneller beweget würde, und der Umlauf heftiger wäre; so würde sie in kürzerer Zeit ihren doppelten Kreislauf um die Sonne und um sich selbst vollenden. Die Jahre würden weit kürzer seyn, die Tage gleichfalls; aber man würde es nicht merken können, weil man die Jahre doch allezeit in dreyhundert und fünf und sechzig Tage, die Tage aber in vier und zwanzig Stunden eintheilen würde. Dergestalt würden wir, ohne länger zu leben, als itzo, mehr Jahre alt werden. Und im Gegentheile, wenn sich die Erde von der Sonne entfernen möchte: so würde man weniger Jahre leben, und doch eben so alt werden, als itzo.

Die Gr. Doch scheint es, wenn dem also wäre, so würde doch in vielen Jahren nur ein sehr kleiner Unterschied zu bemerken seyn.

Font. Ich bin eins mit Ihnen. Die Natur verhält sich nicht ungestüm: ihre Art ist, daß sie alles stufenweise vornimmt, so daß ihre Wirkungen fast nicht zu bemerken sind; es wäre denn in geschwinden und sehr leichten Veränderungen. Wir Menschen bemerken fast keine andre, als die Abwechselung der Jahreszeiten. Was die andern betrifft, welche sich mit einer gewissen Langsamkeit zutragen, so werden wir sie nicht gewahr. Indessen ist alles in beständigem Wechsel, folglich verändert sich alles: sogar die Jungfer, welche man vor etwa vierzig Jahren durch die Ferngläser im Monde gesehen hat, ist schon merklich veraltet. Sie sah sonst sehr gut aus: aber itzo sind ihre Wangen eingefallen; die Nase ist länger geworden; ihre Stirne und ihr Kinn stehen weiter auswärts; so daß alle ihre Annehmlichkeiten verschwunden sind, ja daß man ihres Lebens halber besorget ist.

Die Gr. Was erzählen Sie mir da wieder?

Font. Das ist kein Scherz, gnäd. Frau. Man ward im Monde eine besondre Gestalt gewahr, die einem Weiberkopfe, der zwischen den Felsen hervorraget, ähnlich sah: und

an diesem Orte ist eine Veränderung vorgegangen. Es sind etliche Berge eingefallen, welche nur drey Spitzen übrig gelassen haben, die nunmehr nur eine Stirn, eine Nase und ein Kinn vorstellen können.

Die Gr. Scheint es nicht, daß ein gewisses böses Verhängniß ins besondre auf die Schönheit Acht habe! Mußte es denn eben diesen Kopf der Jungfrau auf dem ganzen Monde angreifen? Vieleicht aber wird dieses ersetzt, indem einige Veränderungen, so auf unsrer Erde vorgehen, wieder ein Gesicht angenehmer machen, welches man im Monde sehen kann: ich meyne so ein Gesicht, wie es im Monde gewöhnlich ist. Denn ein jeder urtheilet von den vorkommenden Dingen nach seinen Begriffen. Unsre Sternseher bemerken im Monde Angesichter vom Frauenzimmer: vieleicht würde das weibliche Geschlecht hübsche Mannsgestalten darinnen wahrnehmen.

Font. Ich weis nicht, gnäd. Frau, ob ich was anders, als Sie selbst darauf erblicken würde?

Die Gr. Ich muß gestehen, ich würde demjenigen verbunden seyn müssen, der mich daselbst antreffen würde. Aber ich komme wieder auf das, was Sie mir itzo sagten: gehen denn auf der Erde auch merkliche Veränderungen vor?

Font. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich dergleichen zugetragen haben. Viele hohe und von der See sehr entlegene Berge haben ganze Schichten von Muschelwerken in sich, welche offenbar darzuthun scheinen, daß sie vormals mit Wasser bedecket gewesen sind. Bisweilen findet man weit vom Meere gewisse Steine, darinnen versteinerte Fische sind. Wer hat sie da hinein gelegt, wenn das Meer niemals da gewesen ist? Die Fabeln erzählen, daß Herkules mit seinen beyden Händen zween Berge, mit Namen Abyla und Calpe, von einander gerissen habe; welche zwischen Afrika und Spanien stunden, und das Meer aufhielten: und alsobald wäre die See mit Gewalt über das Land geflossen, und hätte diesen großen Meerbusen, das mittelländische Meer, gemachet. Diese Fabeln sind nicht ganz und

gar

gar fabelhaft. Es sind Geschichte der ältesten Zeiten, und nur entweder durch die Unwissenheit der Völker; oder durch die Liebe zur Sittsamkeit, wahrlich sehr alte Krankheiten der Menschen! ein wenig verstellet worden. Daß Herkules mit seinen Händen zween Berge von einander gesondert habe, das ist wohl nicht gar zu glaublich: aber daß zur Zeit eines gewissen Herkules, denn es hat ihrer funfzig gegeben, vieleicht durch Hülfe eines Erdbebens, zween Berge, die vieleicht schwächer waren, als die übrigen, versenket worden, und das Meer sich zwischen Europa und Afrika ergossen habe, das wollte ich ohne große Schwierigkeit glauben g). Das war nun ein ziemlicher Flecken, den damals die Mondenbürger auf einmal bey uns entstehen sahen; denn Sie wissen, gnäd. Frau, daß die Meere Flecken sind. Zum we-

g) Diese Sache würde wohl mehr Schwierigkeiten haben, als Hr. von Fontenelle glaubet. Das Wasser des mittelländischen Meeres läuft itzo zwischen Gibraltar und Ceuta immer mit einem Strome ins atlantische Meer. Es steht also höher, als dieses, und muß einen beständigen Zufluß haben. Diesen bekömmt es ohne Zweifel von so vielen Flüssen, die aus Europa, Asien und Afrika in dasselbe fließen. Denn was müssen z. E. der Ebro, die Rhone, die Tyber, der Po, die Donau, der Niester, der Nieper, der Don, (denn auch diese Ströme kommen durch die Dardanellen ins mittelländische Meer geflossen) und der große Nil mit seinen sieben Mündungen, so unzählicher kleinerer Flüsse zu geschweichen, nicht für eine Menge Wassers in die See gießen? Gesetzt nun, die beyden Berge, die Herkules zerrissen, wären noch beysammen: und das mittelländische Meer, wäre noch ein trockenes, aber tiefes Land, wie ein großes Thal, würde nicht das Wasser aus allen itzterwähnten Strömen in wenigen Tagen oder Wochen, dieses Thal überschwemmen? Ja freylich! und zwar würde es in kürzem so voll werden, daß es, wo nicht ein Herkules käme, der ihm zwischen Abyla und Calve einen Ausfluß schaffte, sich bald selbst über Spanien oder Frankreich weg, einen Ausgang ins atlantische Meer machen würde. Eben das würde von der Ostsee geschehen, wenn man ihr den Weg zwischen den dänischen Inseln und im Sunde verschließen könnte. Man sehe nur die Landkarten an, und zähle die hineinlaufenden Flüsse.

h) Imgleichen soll England vorzeiten an Frankreich gestoßen haben:

wenigsten ist es die gemeine Meynung, daß Sicilien von Neapolis, und Cypern von Syrien abgesondert worden *h*). Bisweilen haben sich auch neue Inseln im Meere formiret. Das Erdbeben hat Berge verschlungen, neue hervorgebracht, und den Lauf der Ströme verändert. Die Weltweisen machen uns bange, daß nicht Sicilien und Neapolis, welches Länder sind, die auf großen unterirrdischen Schwefelhöhlen stehen, mit der Zeit einmal schmelzen: wenn diese Gewölber nicht mehr stark genug seyn werden, dem eingeschlossenen Feuer zu widerstehen, welches sie itzo durch den Vesuvius und Aetna aushauchen (*). Da haben wir Veränderung genug, den Anblick, welchen wir den Leuten im Monde geben, abzuwechseln.

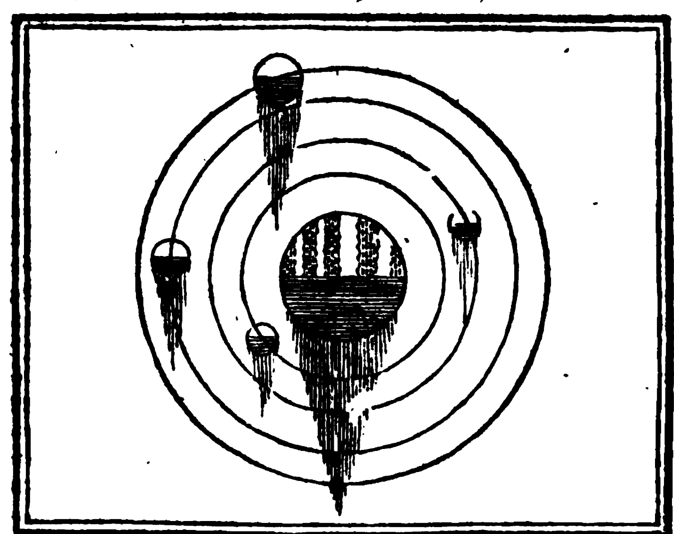
Die Gr. Ich wollte es lieber sehen, daß wir ihnen Ueber-

haben: so wie noch itzo Dännemark an Deutschland hänget. Vielleicht wird dieses auch mit der Zeit eine vollkommene Insel. In Preußen giebt es zween schmale Streifen Landes, deren der eine zum wenigsten acht, der andre aber bis funfzehn Meilen lang, aber nirgends über eine halbe Meile breit ist; weil auf einer Seite die Ostsee, auf der andern aber das so genannte frische oder curische Haf daran schlägt. Die alten Chroniken aber erzählen, daß diese Striche Landes, dergleichen man fast auf keiner einigen Landkarte sieht, durch einen langwierigen starken Sturm entstanden, der den Sand von dem Boden des Meeres so gewaltig zusammen getrieben, daß er endlich über das Wasser hervor geraget, und beständig also liegen geblieben. Kann man diese beyden Streifen im Monde sehen: welches zum wenigsten mit Ferngläsern angehen wird; so ist die Gestalt der Erdkugel damals gewiß verändert worden. Und wer weis, was die dasigen Sternseher davon gedacht oder geschrieben haben? Die Provinzen Holland und Seeland endlich sind gewiß größtentheils vor tausend Jahren, oder doch zu des Tacitus Zeiten nicht gewesen. Sie sind von dem beständigen Sande und Schlamme, den der Rheinstrom, die Wahl, die Maaß und die Schelde beständig ausschütten, entstanden, oder doch sehr angewachsen. Und vielleicht wird der ganze Südersee nach einigen Jahrhunderten verschlämmet!

(*) Man sehe auch den schönen Traktat: **Neue Untersuchung der Veränderung des Erdbodens, von Anton Lazzaro Moro**, der im 1751sten Jahre im breitkopfischen Verlage deutsch ans Licht getreten ist.

Ueberdruß und Ekel erwecken möchten, indem wir ihnen immer dasselbe zeigeten; als daß wir sie durch verstörte Provinzen vergnügen sollten.

Font. Das wäre noch wie nichts zu rechnen, gegen das, was im Jupiter vorgeht. Man sieht auf seiner Oberfläche Streifen oder Binden, mit welchen er gleichsam umwickelt ist; deren eine von der andern leicht zu unterscheiden ist; oder es sind doch solche Zwischenräume von verschiedener Klarheit oder Dunkelheit. Das sind Länder und Meere, oder große Theile von des Jupiters Oberfläche, die so sehr unterschieden sind. Bald werden diese Streifen schmal, bald breit; sie trennen und vereinigen sich bisweilen; es entstehen auch bisweilen an verschiedenen Orten neue, wenn anderwärts einige verschwinden: und alle diese Veränderungen, die nur mit unsern besten Ferngläsern bemerket werden, sind an sich selbst weit merkwürdiger; als wenn unser Weltmeer alles feste Land überschwemmete und an dessen Statt andre Länder hervorbrächte.



Wenn nun die Einwohner Jupiters nicht irgend den Thieren ähnlich sind, die im Wasser und im Trockenen zugleich

gleich leben können: so weis ich in Wahrheit nicht, was sie anfangen. Auch auf der Oberfläche des Mars sieht man fast monathliche Veränderungen. Denn in sehr kurzer Zeit bedecken die Meere große Länder, und fließen gleichsam durch eine Ebbe und Fluth wieder ab; welche aber ungleich heftiger ist, als die unsrige: oder es muß zum wenigsten sonst was Aehnliches seyn. Auf unserm Planeten geht es, im Absehen auf diese, sehr ruhig zu; und wir haben große Ursache uns deswegen zu rühmen: und dieses um desto mehr, dafern es wahr ist, daß im Jupiter bisweilen ganze Länder, so groß, als ganz Europa, im Feuer aufgehen.

Die Gr. Verbrennen? In Wahrheit, das wäre eine wichtige Zeitung.

Font. Sehr wichtig, gnäd. Frau. Man hat vor etwa zwanzig Jahren ein langes Licht im Jupiter gesehen, welches heller war, als die übrigen Theile des Planeten. Bey uns haben wir Wasserfluthen gehabt, aber sehr selten. Vieleicht haben sie im Jupiter auch nur bisweilen große Feuersbrünste: der Ueberschwemmungen unbeschadet, welche daselbst was Gemeines sind. Aber dem sey, wie ihm wolle, dieses Licht im Jupiter ist mit einem andern gar nicht zu vergleichen, welches, allen Vermuthen nach, so alt ist, als die Welt, ob man es gleich niemals wahrgenommen hat.

Die Gr. Wie kann sich aber ein Licht so lange verbergen? Dazu gehöret ja eine besondre Geschicklichkeit.

Font. Es erscheint nur in den Dämmerungen, so daß diese mehrentheils lang und stark genug sind, dasselbige zu bedecken: und wenn sie es ja erscheinen lassen, so sind ihm entweder die Dünste des Horizonts hinderlich; oder es ist so unmerklich, daß man es für die Dämmerung selbst ansieht. Aber seit dreyßig Jahren hat man es ganz klärlich entdecket, und es hat eine Zeitlang den Sternsehern viel Vergnügen erwecket, deren Neugierigkeit ohnedem nöthig hatte, durch etwas Neues ermuntert zu werden. Sie hätten immer mehr neue Nebenplaneten entdecken mögen; das machte ihnen schon fast gar keinen Eindruck mehr. Die

beyden letzten Monden des Saturns, zum Exempel, konnten sie nicht mehr so erfreuen und entzücken, als die Trabanten Jupiters vorhin gethan hatten. Man wird endlich alles gewohnt.

Man sieht also einen Monath vor dem Anfange des Frühlings nach Sonnen Untergange und verschwundener Abenddämmerung, ein gewisses weißes Licht, welches dem Schweife eines Kometen ähnlich sieht. Gegen den Anfang des Herbstes sieht man es vor der Sonnen Aufgange und vor der Morgenröthe, und gegen den kürzesten Tag sieht man es Abends und Morgens. Außer diesen Zeiten kann es sich, wie ich erwähnet habe, aus den Dämmerungen nicht losmachen, die gar zu stark sind, und sehr lange dauren. Denn ich setze zum voraus, daß es immerwährend ist: und dieses ist ganz wahrscheinlich. Man fängt an zu muthmaßen, es entstehe von einem großen Haufen etwas dickerer Materie, so die Sonne bis auf eine gewisse Weite umgiebt (*). Der meiste Theil von ihren Stralen durchdringt diesen Umkreis, und kömmt in geraden Linien zu uns: aber etliche stoßen an die innere Fläche dieser Materie, und werden zu uns zurück geworfen, wenn die geraden Stralen entweder des Morgens noch nicht zu uns kommen können, oder wenn sie des Abends uns nicht mehr zu erleuchten vermögen. Wie diese zurückgeworfenen Stralen von einer größern Höhe zu uns kommen, und die geradlinichten, also müssen wir sie früher bekommen und später verlieren.

Dergestalt muß ich dasjenige wiederrufen, was ich Ihnen gesaget habe: daß nämlich der Mond keine Dämmerungen

(*) Dieß ist in der That eine Art von Sonnen-Athmosphäre, oder ein dichterer Dunstkreis, der die Sonnenkugel, zwischen ihren Wendezirkeln umgiebt, und sich bis an die jährliche Laufbahn der Erde erstrecket; so daß die Erde in ihren Sonnennähen selbst hineingeräth. Die wahre Figur davon erscheint uns wie eine schiefe Pyramide, die ich aus des Hrn. von Mairan Buche vom Nordlichte

merungen haben müsse, maßen er mit keiner so dicken Luft umgeben ist, als die Erde. Es wird nichts verlieren: seine Dämmerungen werden ihm von dieser dicken Luft, so die Sonne umgiebt, entstehen; welche die Stralen an solche Oerter zurück wirft, wohin diejenigen, so geradezu gehen, nicht kommen können.

Die Gr. Aber haben wir da nicht auch Dämmerungen für alle Planeten? Sie werdens nicht nöthig haben, mit einer besondern dicken Luft umgeben zu seyn, weil diejenige, welche die Sonne umgiebt, schon für alle Planeten in ihrem Wirbel dieses verrichten kann? Ich wäre geneigt zu glauben, daß die Natur, nach ihrer, mir bekannten Liebe zur Sparsamkeit, sich nur dieses einzigen Mittels bedienet hätte.

Font. Indessen würden doch, dieser Sparsamkeit ungeachtet, auf unserer Erde zwo Ursachen der Dämmerung seyn; deren eine, nämlich die dicke Luft der Sonne, ganz unnütz seyn würde; und zu nichts dienen könnte, als die Neugierigkeit der Einwohner einer Himmelswarte zu vergnügen. Aber ich muß Ihnen alles heraussagen. Es könnte wohl seyn, daß nur die Erde solche Ausdämpfungen und Dünste in die Höhe steigen ließe, die dicke genug wären, Dämmerungen hervor zu bringen; und die Natur hat wohl gethan, durch ein allgemeines Mittel den Bedürfnissen aller Planeten zu statten zu kommen: welche vieleicht weit reiner seyn, und weit zärtere Dünste haben werden. Wir sind vieleicht diejenigen unter den Einwohnern der Planeten, denen sie die allergröbste und dickste Luft zu athmen hat

lichte, im I. Bande meiner Philosoph. auf der Tafel habe nachstechen lassen. Dieser Gelehrte näml. glaubet, die Ursachen der Nordlichter in diesem Dunstkreise der Sonne zu finden. Sein Buch ist zu Paris 1754. in 4 heraus gekommen. Es heißt: Traité philosophique & historique sur l'Aurore boreale.

hat geben müssen. Mit was für einer Verachtung würden uns die andern Planetenbewohner nicht ansehen, wenn sie das wüßten?

Die Gr. Sie würden uns aber unrecht thun. Deswegen ist man ja nicht zu verachten, weil man mit einer dicken Luft umgeben ist. Die Sonne ist ja selbst in dergleichen Dunstkreis eingeschlossen. Sagen Sie mir, ich bitte Sie darum, entsteht diese Sonnenluft nicht aus gewissen Dünsten, davon Sie mir sonst gesagt haben, daß sie aus der Sonne steigen: und dient sie nicht dazu, daß sie die erste Kraft der Straken bricht, die vieleicht übermäßig seyn würde? Ich glaube die Sonne sollte von Natur eingehüllet seyn, damit sie zu unserm Gebrauche desto bequemer wäre.

Font. Sehen Sie, gnädd. Frau, das ist ein kleiner Anfang eines neuen Weltbaues, den Sie recht glücklich gemachet haben. Man könnte noch hinzu setzen, daß diese Dünste eine Gattung von Regen hervor bringen würden, die in die Sonne zurück fielen, und dieselbe ein wenig erfrischen könnten; eben so, wie man Wasser in eine Feueresse spritzet, deren Glut zu heftig ist. Man muß von der Geschicklichkeit der Natur alles vermuthen; aber sie hat eine andre ganz besondre Kunst, sich vor uns zu verstecken: und man muß sich nicht leicht einbilden, daß man ihre Art zu wirken und ihre Absichten errathen habe. In neuen Erfindungen muß man nicht gar zu viel Vernunftschlüsse machen, ob man gleich allezeit Lust hat, solches zu thun. Die wahren Weltweisen sind wie die Elephanten: welche niemals den andern Fuß von der Erde heben, wenn nicht der erste schon recht fest steht.

Die Gr. Die Vergleichung scheint sich desto besser zu schicken, da weder der Elephanten, noch der Philosophen Verdienste im Aeußerlichen bestehen. Ich gebe es zu, daß wir die Urtheile aller beyder zum Muster nehmen sollen.

lehren Sie mich nur noch etliche von Ihren neuesten Entdeckungen: ich verspreche Ihnen auch, daß ich keine übereilte Weltordnungen mehr machen will.

Font. Ich habe Ihnen nunmehr alle neue Zeitungen aus dem Himmel gesaget, und ich glaube nicht, daß es noch neuere gebe. Es ist mir leid, daß sie nicht so wunderwürdig und erstaunend sind, als einige Anmerkungen, die ich neulich in einer kurzgefaßten chinesischen Chronik las, welche lateinisch geschrieben ist. Man sieht daselbst tausend Sterne mit einem großen Gerassel vom Himmel ins Meer fallen, oder sich auflösen und in einen Regen verwandeln: dieses hat man in China mehr als einmal gesehen. Diese Anmerkung habe ich in zweyen sehr verschiedenen Zeiten gefunden; ohne des Sterns zu gedenken, der sich gegen Morgen zerspaltet, wie eine Rackete, und allezeit ein großes Geräusch macht. Es ist verdrüßlich, daß diese herrliche Dinge für China allein aufbehalten worden, und daß unsre Länder niemals Theil daran gehabt haben (*). Es ist nicht gar lange, als unsre Philosophen glaubeten, es wäre aus der Erfahrung gewiß, daß der Himmel und alle himmlische Körper unvergänglich und unveränderlich wären: und zu dieser Zeit sahen die Leute am andern Ende der Erde, daß sich die Sterne zu tausenden auflöseten. Das ist ja ein großer Unterschied in Meynungen?

Die Gr. Habe ich aber nicht allezeit sagen gehöret, daß die Chineser große Sternseher wären?

Font. Es ist wahr; allein die Chineser gewinnen sehr viel, weil sie so weit von uns entfernet sind: so wie die Römer und Griechen, die so viele Jahrhunderte vor uns gelebet haben. Alle Entfernungen sind im Stande, uns zu betrügen.

(*) Wer die Lindermannischen Schriften gelesen hat, der wird finden, daß wir nicht Ursache haben, die Chineser zu beneiden.

In Wahrheit, ich glaube je mehr und mehr, daß es einen gewissen Geist giebt, der noch niemals außer Europa gekommen ist, oder sich zum wenigsten nicht weit davon entfernet hat. Vieleicht ist es ihm nicht erlaubet, sich auf einmal in ein größeres Land auszubreiten: und ein gewisses Schicksal schreibt ihm ziemlich enge Gränzen vor. Laßt uns dessen genießen, so lange wir ihn besitzen! Das beste ist, daß er sich nicht nur in Wissenschaften und magre Betrachtungen einschränket. Er erstrecket sich mit eben solchem Fortgange auf Sachen, die zur Annehmlichkeit dienen: so daß ich zweifele, ob irgend ein Volk es uns hierinnen gleich thut? Das sind diejenigen Dinge, damit Sie sich zu beschäfftigen haben, gn. Frau, und welche billig Ihre ganze Philosophie ausmachen sollen *i*).

i) Es ist leicht zu errathen, was Herr Fontenelle hiermit sagen wollen. Er meynt nämlich die Lustbarkeiten und Ergetzlichkeiten des menschlichen Lebens, die zu unsern Zeiten auf das höchste getrieben worden. Das vornehme Frauenzimmer bringt den größten Theil seines Lebens damit zu: und es scheint fast, daß sie dazu, so wie die Männer zu ernsthaften Verrichtungen, erschaffen worden. Darum saget der Autor, daß diese Dinge die ganze Philosophie des Frauenzimmers ausmachen sollen. Doch deswegen wird ein kluges Frauenzimmer nicht lauter Kochbücher lesen, oder unaufhörlich auf neue Moden, Spiele und Tänze sinnen. Es wird allezeit noch etliche Stunden übrig haben, zum wenigsten auch die Philosophie des Herrn Fontenelle, eines recht galant gelehrten Mannes, zu studieren. Daß er aber auch die Galanterie verstanden habe, wird aus den folgenden Gesprächen der Todten, und den Gedanken von Schäfergedichten deutlich erhellen.

Ende des sechsten Abends.



Kurze

Kurze Beschreibung
der auf der leidenschen Bibliothek in Holland befindlichen künstlichen Maschine, welche den copernikanischen Weltbau vorstellet,
und auf Angeben Herrn Adrian Broesens, nach Ausrechnungen Niclas Stampiöns, von einem Künstler, Namens Thrasius, verfertiget, und von Sebastian Schepens, eines rotterdammischen Rathsherrn Wittwe, zu öffentlichem Gebrauche der Akademie zu Leiden geschenket; nachmals aber von Bernhard Cloesen vermehret und verbessert worden.

Die ganze Sphäre ist von Kupfer, sowohl als die vornehmsten Zirkel; als da sind der Aequator (1), die beyden Coluri (2), und die Ecliptik (3): durch welche der Thierkreis (4) seiner Breite nach, in zween gleiche Theile getheilet wird; deren jeder zehn Grade breit ist, und daran die zwölf Zeichen, von getriebener Arbeit, mit ihren beygeschriebenen Namen zu sehen sind. Dieser Thierkreis ist in ganze und halbe Grade eingetheilet, und der Durchmesser eines jeden Zirkels sowohl, als der ganzen Sphäre, ist fünf rheinländische Fuß lang.

Die Sphäre (5) steht auf einem Fuße, der drey Schuhe hoch ist, und das Uhrwerk mit seinem Perpendikel und dem Gewichte in sich hält. Dieses Uhrwerk geht neun Tage, ja wenn man will, auch noch länger. Es

bemerket die Monathe, Tage, Stunden und Minuten, und treibt alle Haupt- und Nebenplaneten; darunter, nach der copernikanischen Weltordnung, auch die Erde ist, nach ihren natürlichen und regelmäßigen Bewegungen; nur die Trabanten des Saturns ausgenommen. Alles das geschieht in folgender Ordnung:

Die Sonne (6) nimmt den Mittelpunkt der Sphäre ein; und ob sie gleich unbeweglich daselbst ist, so kann man sich doch leicht einbilden, daß sie sich um ihre Achse drehet.

Merkur (7) ist der nächste bey der Sonne, und folglich ist der Umlauf, den er um die Sonne machen muß, der kürzeste von allen. Er bringt ihn nämlich in 88 Tagen zum Ende.

Venus (8) nimmt den andern Platz ein, und weil sie weiter von der Sonnen entfernet ist, so läuft sie auch einen größern Kreis um dieselbe, den sie innerhalb 225 Tagen zum Ende bringet.

Zum dritten folget die Erde (9), welche mit dem Monde (10) herumgeführet wird, und ihren jährlichen Kreis um die Sonne in 365 Tagen und fast sechs Stunden vollendet; doch so, daß sie sich in vier und zwanzig Stunden um ihren eigenen Mittelpunkt drehet, und ihre Achse allezeit mit sich selbst parallel erhält, daher ihre Pole allezeit gegen dieselbigen Sterne gerichtet bleiben: welcher Parallelismus, nach einiger Meynung, durch die dritte Art der Bewegung, so sie eine Neigung nennen, entstehen soll.

Der Horizont und der Mittagszirkel der Erden sind an dieser Sphäre beweglich: dergestalt, daß man bey gegebner Breite eines Ortes, die Länge des Tages und der Nacht finden kann; sowohl als die Stunde des Tages, da wo man ist.

Indessen, daß die Erde ihren Kreis mit dem Monde (10) in Jahresfrist um die Sonne zurücke legt: so bewegt sich der Mond innerhalb neun und zwanzig Tagen und zwölf Stunden, mehr oder weniger, in einem Kreise; welcher, wenn er verlängert würde, den Thierkreis in zween schnurstracks entgegen gesetzten Punkten durchschneiden würde. Diese Punkte nennet man die Knoten in der

Sternkunst; daraus man täglich seine mittägliche oder mitternächtliche Breite, ingleichen die Sonn- und Mondfinsternissen erkennen kann.

Zum vierten kömmt Mars (11), der wegen seiner weitern Entfernung von der Sonne, seinen Lauf erst in 687 Tagen zurücke legt.

Im fünften Platze ist Jupiter (12), der mit seinen vier Trabanten, in eilf Jahren dreyhundert und funfzehn Tagen und zwanzig Stunden, rings um die Sonne läuft. In währender Zeit läuft ein jeder Trabant um den Jupiter, nämlich der nächste (a) in zwey und vierzig und einer halben Stunde, der andere (b) in drey Tagen dreyzehn und einer halben Stunde, der dritte (c) in sieben Tagen zwölf Stunden, und endlich der vierte (d), als der ferneste, in sechszehn Tagen und achtzehn Stunden.

Der letzte und am weitesten entfernte Planet ist Saturnus (13), der zwar in dieser Sphäre sich nicht um seine Achse dreht, aber doch in neun und zwanzig Jahren, hundert und sechs und sechzig Tagen und zwölf Stunden um die Sonne läuft. Die fünf Monden oder Trabanten des Saturns sind, wie der Ring desselben, an dem sie befestiget sind, unbeweglich: welches, wegen des Raumes, zu ändern unmöglich gewesen.

In dieser Sphäre kann man sehr leicht das Stillstehen, Zurückgehen, endlich die Säumniß und den Zuwachs in der Geschwindigkeit der Planeten, erklären. So oft man von der Erde nach der Sonne sieht, bemerkt man, in welchem Zeichen sie ist: wenn man es gegen über an dem Thierkreise wahrnehmen will. Man kann auch durch die Bewegung des Uhrwerks, dem ordentlichen Laufe der Maschine unbeschadet, alle vergangene und künftige Stellungen der Planeten finden. Und wenn man etliche Monathe auf diese Sphäre Acht giebt, so wird man finden, daß sie aufs genaueste mit den neuesten Beobachtungen der Sternseher übereinstimmet.

Zusatz des Uebersetzers.

Wer noch andre copernikanische Maschinen wissen will, der kann in des gelehrten Engländers Desaguliers Course of Experimental Philosophy a. d. 430 S. diejenige beschrieben und in Kupfer gestochen finden, die dieser berühmte Mann erfunden, nachdem schon Graham fast dergleichen; worinnen aber bloß der Mond um die Erde, und diese um die Sonne geführet wurde, für den Prinzen Eugen gemacht hatte. Als diese einem Instrumentmacher zu London in die Hände gerieth, machte er sie nach, und verkaufte die erste, so er fertig bekam, dem Lord Orrery; daher denn Richard Steele, der nichts von Grahams Erfindung wußte, die ganze Ehre der Erfindung demselben Rowley beylegte, und sie in seinem Zuschauer Orrery nennte; welchen Namen hernach dergleichen Maschinen in England behalten haben. Hernach ist auch in *Hugenii* opusculis posthumis dieses großen niederdeutschen Sternkundigen Automaton planetarium, oder sogenannte Planetenuhr, angehänget und in Kupfer vorgestellet.

NB. Fast eben dergleichen copernikanische Maschine, doch ohne Uhrwerk, hat Herr Endersch, berühmter Mechanicus zu Elbingen, erfunden, und zu Kaufe: worinn man durch einen kleinen Druck des Fingers, dem Mercur, der Venus, und der Erde, nebst dem Monden, alle ihre Bewegungen um die Sonne, in dem gehörigen Verhältnisse, geben kann.



Herrn

Herrn
Bernhards von Fontenelle
Gespräche
der Todten,
und
Plutons Urtheil
über dieselben.



Zueignungsschrift
des Herrn Verfassers
an den Lucian
in den
elysischen Feldern.

Berühmter Todter,

Es ist sehr billig, daß ich Dir einige Erkenntlichkeit bezeige, nachdem ich mich einer Erfindung bedienet habe, die Dir gehöret. Derjenige Scribent, den man in einem Buche an meisten genutzet hat, ist billig der eigentliche Held der Zueignungsschrift. Seine Lobsprüche kann man mit der größten Aufrichtigkeit kund machen, und ihn muß man vor allen andern zu seinem Beschützer erwählen. Vieleicht wird man

sagen,

sagen, ich sey sehr verwägen gewesen, da ich mich unterfangen, nach deinem Grundrisse zu arbeiten: allein ich wäre noch weit verwägener gewesen, wenn ich mir vorgenommen hätte, etwas nach meinem eigenen Kopfe zu verfertigen. Ich habe einigen Grund, zu hoffen, daß Deine Erfindung meine Sachen beliebt machen werde; und ich erkühne mich, Dich zu versichern: daß, wenn vielleicht meine Gespräche einiger maßen wohl aufgenommen werden sollten; dieselben Dir mehr Ehre bringen würden, als die Deinigen: weil man sehen würde, daß Dein Einfall so angenehm ist; daß er auch nicht einmal gut ausgeführet werden darf, und doch dem Leser Vergnügen erwecken kann. Hierauf habe ich so fest gebauet, daß ich es bey einem einzigen Theile bewenden lassen.

Den Pluto, Charon, Cerberus, und alles, was in der Höllen sonst gewöhnlich ist, habe ich ausgelassen. Wie leid ist es mir, daß Du schon alle die schönen Materien, von der Gleichheit der Todten, von ihrem Verlangen nach dem Leben, von der falschen Standhaftigkeit sterbender Weltweisen, und von dem lächerlichen Unglücke junger Leute, die vor denen Greisen sterben, deren Erben sie zu werden hofften, und welchen sie deswegen aufwarteten, allbereit erschöpft hattest! Allein, da Du auf diesen Einfall zuerst gekommen: so war es ja billig, daß Du auch das Allerschönste für Dich behieltest. Zum wenigsten habe ich mich bemühet, Deiner Absicht nachzuahmen.

Deine Gespräche halten eine Sittenlehre in sich; und ich habe gleichfalls alle meine Todten moralisiren lassen. Widrigen Falles hätte es nicht der Mühe verlohnet, die Todten reden zu lassen: unnützes Zeug zu sagen, würden die Lebendigen schon zulänglich gewesen seyn. Ferner ist auch dieses sehr bequem, daß man voraus setzen kann, alle Todten wären Leute von großem Nachsinnen; sowohl wegen ihrer Erfahrung, als wegen ihrer langen Muße: ja ihnen

nen zu Ehren kann man glauben, daß sie ein wenig mehr nachdenken, als man gemeiniglich thut, wenn man noch lebet. Sie wissen von unsern Sachen vernünftiger zu urtheilen, als wir, weil sie dieselben mit größerer Gleichgültigkeit und Gemüthsruhe ansehen: sie wollen aber auch davon urtheilen, weil sie sich derselben noch einigermaßen annehmen. Du hast Deine meisten Gespräche so kurz gemachet, daß es scheint, Du hättest Deine Todten für keine großen Schwätzer gehalten: und ich habe mir dieses leicht gefallen lassen.

Wie die Todten sehr witzig und geistreich sind; so müssen sie wohl eine jede Materie sehr bald einsehen. Ich glaube auch ohne alle Schwierigkeit, daß sie so verständig seyn könnten, sich unter einander wegen ihrer Meynungen ganz zu vereinigen, und also fast niemals unter sich zu sprechen. Denn mich dünket, das Disputiren schickt sich nur für uns Unwissende, die wir niemals die Wahrheit entdecken: eben so wohl als es nur den Blinden zukömmt, unter Weges wider einander zu stoßen; da sie nicht sehen können, wo sie hinwollen. Aber bey uns kann man sich nicht einbilden: daß die Todten ihre Charactere geändert, und so gar ganz widrige Meynungen angenommen hätten. Wenn man sich einmal in der Welt von jemanden eine Abbildung gemachet hat; so kann man sie nicht aus dem Kopfe bringen. Derowegen habe ich mich beflissen, die Todten kenntlich zu bilden; zum wenigsten diejenigen, so sehr bekannt sind.

Du hast Dir kein Gewissen gemachet, etliche Personen, und vieleicht auch einige Begebenheiten zu erdichten, die Du ihnen zueignest: aber ich habe dieser Freyheit nicht nöthig gehabt. Die Historie both mir wahrhafte Todten, und wahrhafte Begebenheiten genug dar, so daß ich des Erdichtens überhoben seyn konnte. Es wird Dich auch nicht Wunder nehmen, daß die Todten von Dingen reden,



Gespräche der Todten aus den alten Zeiten.

Das I Gespräch.

Alexander und Phryne.

Phryne.

Du kannst es von allen Thebanern erfahren, die zu meiner Zeit gelebet haben. Sie werdens Dir erzählen, daß ich mich erbothen, die Mauren ihrer Stadt, die Du eingerissen hattest, auf eigene Unkosten wieder aufzurichten: wenn man nur diese Schrift an dieselben setzen wollte: Der große Alexander hatte diese Mauer verwüstet: aber die Buhlerinn Phryne hat sie wieder hergestellet.

Alex. Es ist Dir also sehr viel daran gelegen gewesen, daß die Nachwelt es ja wissen möchte, was Du für ein Handwerk getrieben hast?

Phryne. Ich hatte es ziemlich hoch darinnen gebracht: und das ist ja die Thorheit aller außerordentlichen Leute in jeder Lebensart, daß sie nach Denkmälern und Ueberschriften streben.

Alex. Ich gestehe es, daß Rhodope schon vor Dir dergleichen gehabt. Sie wußte sich ihre Schönheit so wohl zu Nutze zu machen, daß sie vermögend ward, eine von denen berufenen Pyramiden zu bauen, die noch itzo in Aegypten stehen. Und ich erinnerte mich, daß, als sie dieses neulich gewissen verstorbenen Französinnen erzählete, welche in ihrem Leben sehr liebenswürdig gewesen seyn wollten, diese Schatten darüber zu weinen angefangen; indem sie versicherten: daß die Schönen in dem Lande, und zu der Zeit, da sie gelebet hätten, nicht mehr so viel erwerben könnten, als zur Aufrichtung solcher Pyramiden gehörete.

Phryne. Ich hatte aber vor der Rhodope noch diesen Vorzug, daß ich mich durch die Erbauung der thebanischen Mauern mit Dir in Vergleichung gestellet; mit Dir, als dem größesten Ueberwinder von der ganzen Welt. Denn ich wies, daß meine Schönheit vermögend gewesen, diejenigen Verwüstungen zu ersetzen, die Deine Macht verursachet hatte.

Alex. In Wahrheit! zwey Dinge, die man wohl noch niemals mit einander verglichen hatte! Du bist also wohl mit Dir zufrieden, daß Du so viel Buhlerkünste, oder Annehmlichkeiten besessen hast?

Phryne. Und Du bist sehr vergnügt, daß Du den besten Theil der Welt verwüstet hast! O! warum ist doch nicht in jeder Stadt, die Du verheeret hast, eine Phryne gewesen! So wäre doch kein einziges Merkmaal von Deinem Wüten übrig geblieben.

Alex. Und wenn ich gleich wieder lebendig werden sollte, so verlangte ich doch noch nichts anders, als ein berühmter Weltbezwinger zu werden.

Phryne. Und ich nichts anders, als eine angenehme Weltbezwingerinn zu seyn. Die Schönheit hat von Natur das Recht, über die Menschen zu herrschen: die Tapferkeit aber hat sich dasselbe nur mit Gewalt genommen. Es giebt in allen Ländern Schönheiten: aber nicht überall Könige, und große Sieger. Ich will Dich indessen noch besser überführen.

führen. Dein Vater Philipp war ziemlich tapfer: Du warest es gleichfalls: indessen konnte doch keiner von euch beyden den Redner Demosthenes bezwingen; der sein lebenlang nichts anders gethan hat, als daß er wider euch beyde Reden gehalten. Aber als eine gewisse andre Phryne, und nicht ich, (denn der Namen ist sehr glücklich), einen wichtigen Proceß verlieren sollte; und ihr Advocat, welcher schon alle seine Beredsamkeit vergeblich für sie angewendet hatte, auf den Einfall kam, ihr einen gewissen großen Schleyer, welcher sie zum Theil verhüllete, abzuziehen: alsofort verursachte der Anblick ihrer entdeckten Schönheiten, daß die Richter ihr Urtheil änderten, und sie lossprachen. Dergestalt hat ja das Geräusch eurer Waffen, in so vielen Jahren, nicht einem einzigen Redner das Maul stopfen können: dahingegen haben die Reizungen eines schönen Weibesbildes, in einem Augenblicke, den ganzen Areopagus zu verblenden vermocht.

Alex. Ob Du gleich noch eine Phryne zu Hülfe genommen hast: so glaube ich doch nicht, daß Alexanders Partey verspielen werde. Das wäre ja eine ewige Schande, wenn . . . .

Phryne. Ich weis schon was Du sagen willst. Griechenland, Asien, Persien, Indien zu erobern! das alles läßt sich sehr wohl hören. Wenn ich indessen von Deinem Ruhme dasjenige abziehen sollte, was Dir nicht zugehöret; wenn ich Deinen Soldaten, Deinen Hauptleuten und dem Glücke selber, den ihm gebührenden Theil zukommen ließe: meynest Du, daß Du viel übrig behalten würdest? Allein eine schöne Gestalt darf den Ruhm ihrer Thaten mit niemanden theilen. Sie hat ihn sonst niemanden, als sich selbst zu danken. Ich versichere Dich; es ist eine recht artige Sache um ein schönes Weibesbild!

Alex. Es scheint freylich, Du bist davon sehr versichert gewesen. Aber glaubest Du wohl, daß sich die Freyheit desselben so weit erstrecket; als Du sie getrieben hast?

Phryne. Nein, nein; ich handle ganz aufrichtig. Ich gestehe, daß ich den Character eines artigen Weibesbildes ein wenig zu hoch getrieben habe. Aber Du hast es mit dem Character eines Helden gewiß nicht besser gemachet. Wir haben beyde gar zu viel gesieget. Wenn ich nicht mehr, als ohngefähr zwo oder drey Buhlschaften gehabt hätte: so wäre es fein ordentlich zugegangen, und man hätte nichts auf mich zu sagen. Aber so viele zu haben, daß ich die thebanischen Mauren davon konnte bauen lassen: das war freylich etwas zu weit gegangen. Im Gegentheile, wenn auch Du nur Griechenland, die benachbarten Inseln, und irgend noch ein Stück von klein Asien erobert, und ein Reich daraus gemachet hättest: so wäre nichts besser ausgesonnen, oder vernünftiger ausgeführet worden. Aber allezeit zu laufen, ohne zu wissen, wohin? allezeit Städte zu erobern, ohne zu wissen, warum? und lauter Anschläge zu machen, ohne Absichten dabey zu haben: das hat niemals vielen vernünftigen Leuten recht gefallen wollen.

Alex. Ach! die vernünftigen Leute mögen sagen, was sie wollen. Wenn ich mich meiner Tapferkeit und meines Glückes so gar weislich bedienet hätte: so würde man fast gar nicht von mir geredet haben.

Phryne. Von mir gewiß auch nicht: wenn ich mit meiner Schönheit so gar behutsam umgegangen wäre. Um viel Aufsehens in der Welt zu machen, dazu sind in Wahrheit, die vernünftigsten Naturelle nicht eben die allergeschicktesten.



Das

Das II Gespräch.

Milo und Smindiride.

Smindiride.

Du pralest also ziemlicher maßen, Milo, daß Du bey den olympischen Spielen einen lebendigen Ochsen auf deinen Schultern getragen habest?

Milo. In Wahrheit, das war keine schlechte That! Ganz Griechenland frohlockte darüber: und der Ruf davon breitete sich bis in meine Vaterstadt Kroton aus; aus welcher sehr viel wackere Kämpfer entstanden sind. Hingegen wird wohl die Stadt Sibaris, wegen der Zärtlichkeit ihrer Einwohner, jederzeit einen übeln Namen behalten. Diese Weichlinge hatten die Hähne verbannet, damit sie nicht durch ihr Krähen des Morgens aufgewecket würden. Ja sie bathen die Leute, ein ganzes Jahr vor dem Tage des Schmauses, zu Gaste; damit sie nur Zeit genug haben möchten, denselben so leckerhaft anzurichten, als sie wollten.

Smind. Du spottest nur der Sibariten; aber Du vierschrötiger Krotonienser, meynest Du nicht: sich rühmen, daß man einen Ochsen tragen könne; das heiße eben so viel, als einem Ochsen sehr ähnlich seyn?

Milo. Und meynest Du wohl einem Menschen ähnlich gewesen zu seyn; wenn Du Dich beklaget hast, daß Du eine schlaflose Nacht gehabt; weil eins von den Rosenblättern, damit Du Dein Bette bestreuetest, unter Dir eine Falte bekommen hatte?

Smind. Es ist wahr, ich bin so zärtlich gewesen: aber warum kömmt Dir das so fremde vor?

Milo. Wie könnte mir dasselbe wohl anders, als fremde vorkommen?

Smind. Hast Du denn niemals einen Liebhaber gesehen, der, nachdem er viel Gewogenheit von seiner Gebie-

theilen genossen, und ihr hinwiederum sehr merkliche Dienste geleistet; in dem Besitze dieses Glückes durch die Furcht beunruhiget worden: seine Schöne möchte ihm vieleicht, mehr aus Erkenntlichkeit, als aus Zuneigung, gewogen seyn?

Milo. Nein, wahrlich! dergleichen habe ich niemals gesehen. Aber wenn das gleich wäre?

Smind. Hast Du auch niemals von einem Sieger gehöret, der bey seiner Zurückkunft aus einem herrlichen Feldzuge, mit seinem Triumphe übel zufrieden gewesen: weil das Glück mehr Theil daran gehabt, als seine Tapferkeit und Klugheit; und weil seine Absichten ihm durch falsche und übel ausgesonnene Rathschläge gelungen waren?

Milo. Nein, ich habe nichts davon gehöret. Aber ich frage noch einmal, was willst du daraus schliessen?

Smind. Daß dieser Liebhaber, und dieser Sieger, und überhaupt fast alle Menschen nicht würden schlafen können, wenn sie gleich auf Rosen liegen sollten; im Falle sich nur ein Blättchen unter ihnen zusammen gefaltet hätte. In Wahrheit! man muß sich die Belustigungen durch nichts verderben. Sie sind nichts als Rosenbette; wo es sehr schwer ist, alle Blätter so glatt auszubreiten, daß sich keins zusammenschlagen sollte. Indessen ist die Falte eines einzigen schon genugsam, viele Beschwerlichkeiten zu verursachen.

Milo. Ich bin in dergleichen Sachen nicht sonderlich gewiegt: mich dünket aber, daß du, mit dem Liebhaber und Kriegeshelden, ja ihr alle mit einander, überaus unrecht habet. Warum verzärtelt ihr euch so?

Smind. Ach Milo! alle artige und aufgeweckte Leute sind nicht solche Krotonienser als Du bist; sondern noch weit ärgere Sibariten, als ich gewesen bin.

Milo. Ich sehe schon, wie es ist. Die artigen Leute haben mehr Belustigungen, als ihnen nöthig sind; und sie überlassens ihrer Zärtlichkeit, die überflüßigen abzusondern. Sie wollen auch bey den kleinesten Verdrüßlichkeiten empfindlich

pfindlich seyn: weil sie ohnedas Ergetzlichkeiten genug haben. Und auf solche Weise haben sie recht.

Smind. Ganz und gar nicht! Artige Leute haben nicht mehr Vergnügen, als ihnen vonnöthen ist.

Milo. So sind sie ja Narren, daß sie sich so sehr zärtlich gewöhnen.

Smind. Das ist eben das Unglück! Die Zärtlichkeit ist einem Menschen überaus wohl anständig: denn sie entsteht aus den guten Eigenschaften der Seele; oder ihres Verstandes und Willens. Man suchet dieselben zu erlangen, wenn man sie noch nicht hat: indessen vermindert freylich die Zärtlichkeit, die Anzahl der Belustigungen; und gleichwohl hat man derselben nie zu viel. Sie ist die Ursache, daß man sie lange nicht so lebhaft empfindet: und sie sind auch an sich selbst nicht sehr empfindlich. Elende Menschen! Eure natürliche Beschaffenheit versieht euch mit so wenigen Ergetzlichkeiten: und euer Verstand machet, daß ihr dieselben noch weniger schmecket.

Das III Gespräch.

Dido und Stratonika.

Dido.

Ach wie unglückselig bin ich, liebste Stratonika! Du weist wohl, wie ich gelebet habe. Ich war meinem ersten Manne so getreu, daß ich mich lieber lebendig verbrannte, als daß ich einen andern angenommen hätte. Indessen habe ich doch nicht ohne üble Nachrede bleiben können. Einem Poeten, mit Namen Virgil, hat es beliebt, ein so strenges und sprödes Weibesbild, als ich war, in eine junge Metze zu verwandeln; die sich durch die gute Gestalt eines Fremden, den ersten Tag, da sie ihn gesehen, verliebt machen läßt. Meine ganze Geschichte ist

verkehret. Zwar den Scheiterhaufen, der mich verzehret hat, hat man mir gelassen. Aber rathe doch einmal, warum ich mich darauf gesetzet haben soll? Nicht mehr aus Furcht, daß man mich zur andern Heurath zwingen möchte; nein, weil ich in Verzweifelung gerathen war, da mich der Fremde verlassen hatte.

Strat. In Wahrheit! das kann sehr gefährliche Folgen nach sich ziehen. Wo wird sich wohl mehr ein Weib aus ehelicher Treue verbrennen: wenn die Poeten nach ihrem Tode die Freyheit haben sollen, von ihr zu erzählen, was sie wollen? Doch vieleicht hat Dein Virgil nicht so sehr unrecht. Vieleicht hat er in Deinem Lebenslaufe eine Liebesverwirrung entdecket, davon Du Dir die Hoffnung gemachet hattest, daß sie niemals auskommen würde. Wer weis es so eigentlich? Ich wollte nicht dafür stehen, daß es mit Deinem Scheiterhaufen eben so bewandt gewesen sey, als Du vorgiebst.

Dido. Wenn die Liebe, so mir Virgil zueignet, nur einige Wahrscheinlichkeit hätte: so möchte man mich immer in Verdacht ziehen. Aber er giebt mir den Aeneas zum Liebhaber! einen Kerl, der dreyhundert Jahre eher gestorben ist, als ich gebohren worden.

Strat. Das läßt sich schon hören, was Du sagest. Indessen scheint es doch, als wenn Du Dich mit dem Aeneas wohl zusammen schicketest. Ihr waret beyde genöthiget, euer Väterland zu verlassen; ihr suchtet alle beyde euer Glück in der Fremde. Er war ein Wittwer, Du warest eine Wittwe. Siehe da, Aehnlichkeiten genug! Es ist wahr, daß Du dreyhundert Jahre nach ihm gebohren bist: aber Virgil hat so viele Ursachen gehabt, euch beyde zusammen zu bringen; daß ihm die dreyhundert Jahre, die euch von einander trenneten, nur eine Kleinigkeit zu seyn geschienen.

Dido. Was ist das für ein Vernunftschluß? Wie? bleiben denn dreyhundert Jahre nicht allezeit dreyhundert Jahre? Und können sich, dieses Hindernisses ungeachtet,

zwo so weit entfernete Personen doch antreffen, und einander lieben?

Strat. Ach, das machet nichts! Virgilius war ein feiner Kopf: er war ein rechter Weltmann. Dadurch wollte er zeigen, daß man in Liebesverständnissen, nicht nach dem Scheine urtheilen müsse: und daß oft diejenigen, denen man es am wenigsten ansieht, eben die rechten sind.

Dido. Es war mir wahrhaftig sehr viel damit gedienet, daß er meinen ehrlichen Namen angegriffen; bloß, um dieses schöne Geheiminiß in seine Schriften zu bringen!

Strat. Aber wie? hat er Dich denn zum Gelächter gemachet? hat er Dir ungeschickte Dinge in den Mund geleget?

Dido. Nichts weniger als das: er hat mir hier sein Gedicht vorgelesen, und das ganze Stück, worinnen er mich aufgeführet hat, ist wahrhaftig was göttliches; die einzige Lästerung ausgenommen. Ich bin schön; ich sage sehr artige Sachen von meiner vorgegebenen Neigung. Und wenn Virgil genöthiget würde, mich für ein ehrlich Frauenzimmer zu erkennen: gewiß, die Aeneis würde sehr viel dadurch verlieren.

Strat. Worüber klagest Du denn? Man eignet Dir eine Liebesbegebenheit zu, die Dir niemals begegnet ist; das ist das große Unglück! Aber dafür giebt man Dir Schönheit und Verstand, die du vieleicht niemals gehabt hast.

Dido. Ein herrlicher Trost!

Strat. Ich weis gar nicht, wie Du bist: allein die meisten Weiber, wie mich dünket, wollen lieber ihrer Tugend wegen, ein wenig in der Nachrede seyn; als ihrer Schönheit und ihres Verstandes halber. Zum wenigsten war ich so gesonnen. Ein Maler, der am Hofe des syrischen Königes, meines Gemahls lebte, war übel auf mich zu sprechen. Um sich nun an mir zu rächen, malte er mich, in den Armen eines gemeinen Soldaten liegend, ab. Er stellte sein Bild öffentlich zur Schau aus, und machte sich

davon. Meine Unterthanen wollten für meine Ehre eifern, und das Bild öffentlich verbrennen. Allein, weil ich darauf mit einer recht wunderwürdigen Schönheit gemalet war; ohngeachtet die Stellungen des Leibes für meine Tugend, nicht vortheilhaft waren: so verboth ichs zu verbrennen; ließ den Maler zurück kommen, und vergabs ihm. Wenn Du mir folgen willst, so wirst Du es mit dem Virgilius eben so machen.

Dido. Das wäre nur in dem Falle gut, wenn die Schönheit, und der Verstand, die vornehmsten Tugenden des Frauenzimmers wären!

Strat. Ich will hier nicht entscheiden, welches die vornehmste Tugend ist: aber nach der gewöhnlichen Art, ist ja die erste Frage von einem Frauenzimmer: Ist sie schön? die andre: Hat sie Verstand? Es kömmt sehr selten, daß man noch die dritte Frage hinzusetzet.



Das IV Gespräch.

Aristoteles und Anakreon.

Aristoteles.

Das hätte ich doch nimmermehr geglaubet, daß ein bloßer Liedermacher so verwägen seyn würde, sich mit einem so angesehenen Philosophen, als ich bin, zu vergleichen!

Anakr. Du sprichst den Namen, Philosoph, ziemlich laut aus: aber ich, mit meinen Liedern, bin doch indessen der weise Anakreon geheißen worden. Und mich dünket immer, der Titel eines Philosophen ist noch um ein merkliches schlechter, als der Titel eines Weisen.

Arist. Diejenigen, so Dir diese Eigenschaft zugeschrieben, haben ihre Worte nicht recht überleget. Sage mir doch, was hättest Du wohl jemals gethan, um dieselbe zu verdienen?

Anakr. Ich hatte nichts gethan, als trinken, singen und verliebt seyn. Und das ist eben ein Wunder, daß sie mir dafür den Namen eines Weisen gegeben; anstatt, daß man Dich nur einen Philosophen genennet: welche Benennung Dich doch fast unendliche Mühe gekostet hat. Denn wie viel Nächte hast Du nicht zugebracht, die stachlichsten Fragen aus der Logik heraus zu klauben? Wie viel große Bücher hast Du nicht über dunkle Materien geschrieben, die Du vieleicht selbst nicht verstanden hast?

Arist. Ich gestehe es, daß du einen bequemern Weg gewählet hast, zur Weisheit zu gelangen; und daß sehr viel Geschick dazu gehöret hat, mit Deiner Laute und Trinkflasche mehr Ruhm zu erwerben, als die größesten Leute durch alle ihre Mühe und Arbeit erlanget haben.

Anakr. Du fängest an meiner zu spotten: aber ich behaupte, daß es viel schwerer sey, zu trinken und zu singen, so wie ich gesungen, und so wie ich getrunken habe; als zu philosophiren, so wie Du philosophiret hast. Um so zu singen, und so zu trinken als ich, mußte man seine Seele, von allen gewaltigen Gemüthsbewegungen befreyet haben, und ganz bereit seyn, die Zeit, so wie sie kommen würde, anzunehmen. Endlich hatte man auch viele andre Kleinigkeiten bey sich einzurichten. Und ob gleich nicht viel Dialektik in dem allen stecket: so hat man doch Mühe, ehe man es so weit bringet. Aber man kann mit viel geringerer Mühe so philosophiren, wie Du gethan hast. Man darf sich weder von dem Ehrgeize, noch vom Geldgeize, los machen. Man machet sich einen angenehmen Zutritt am Hofe des großen Alexanders; man zieht Geschenke von 500000 Thalern an sich, welche man nicht ganz auf natürliche Untersuchungen anwendet, wie wohl die Absicht des Schenkenden gewesen. Kurz, diese Art von Philosophie, führet auf solche Dinge, die der Philosophie zuwider sind.

Arist. Man muß Dir hier unten viel übels von mir gesaget haben. Aber dem sey wie ihm wolle, der Mensch ist kein Mensch, ohne die Vernunft; und nichts ist schöner, als

als andre zu lehren, wie sie sich derselben bedienen sollen; die Natur zu untersuchen, und alle die Räthsel aufzulösen, welche sie uns vorleget.

Anakr. Siehe, wie die Menschen den Gebrauch aller Dinge verkehren. Die Philosophie ist an sich selbst was vortreffliches, und kann ihnen sehr nützlich seyn. Aber, weil sie ihnen beschwerlich fallen würde, wenn sie sich in ihre Verrichtungen mengen, und ihre Gemüthsbewegungen in Ordnung bringen wollte: so hat man sie in den Himmel verschicket, die Planeten untereinander in Ordnung zu stellen, und ihre Bewegungen abzumessen. Oder sie führen dieselbe auf der Erdkugel herum, und lassen sie alles, was ihnen vorkömmt, untersuchen. Kurz, sie beschäfftigen dieselbe allezeit so weit von sich selbst, als es ihnen immer möglich ist. Indessen, weil sie doch gerne Philosophen heißen möchten; ohne daß ihnen dieser Namen hoch zu stehen käme: so ändern sie, vermöge ihrer Geschicklichkeit, die Bedeutung desselben; und geben ihn mehrentheils denen, welche die natürlichen Dinge, und ihre Ursachen, erforschen.

Arist. Und was könnte man diesen Leuten wohl für einen geschicktern Namen geben?

Anakr. Die Philosophie hat bloß mit dem Menschen zu thun; nicht aber mit den übrigen Theilen des Weltgebäudes. Die Astronomie bekümmert sich um die Sterne; der Naturkündiger um die Natur; und der Philosoph um sich selbst. Wer hätte aber, bey einer so harten Bedingung, ein Philosoph werden wollen? Ach! fast niemand. Darum hat man die Philosophen der Mühe überhoben, Philosophen zu seyn; und ist zufrieden gewesen, daß sie Sternseher oder Naturkündiger wären. Mich anlangend, so habe ich zum grübeln niemals Lust gehabt: aber ich bin versichert, daß in vielen Büchern, die für philosophisch angesehen seyn wollen, weniger Philosophie stecket; als in manchem von meinen Liedern, die Du so sehr verachtest. Zum Exempel in diesem:

Der.

Verlängerte das Gold das Leben,
So würd ich nur nach Golde streben,
Ja mich um nichts, als Gold bemühn.
Und liesse sich der Tod erblicken,
Ich wollt ihn bald zurücke schicken;
Ich gäb' ihm Gold, und ließ' ihn ziehn.
Doch weil dieß Gott nicht gut befunden,
Kann mir das Gold nichts nütze seyn:
Drum theil ich meines Lebens Stunden,
Ins Lieben und ins Schmausen ein.

Arist. Wenn Du nur das, was von den Sitten handelt, Philosophie nennen willst; so findest Du, in meinen moralischen Werken, Dinge, die Deinem Liede nichts voraus geben. Denn die Dunkelheit, so man mir vorgeworfen hat, und die sich vieleicht in etlichen von meinen Büchern findet, ist in diesen Materien durchaus nicht anzutreffen. Und die ganze Welt hat gestanden, daß nichts schöners und deutlichers zu finden sey, als das, was ich von den Leidenschaften gesaget habe.

Anakr. Was ist doch das für ein Irrthum! Es fraget sich nicht, wie man die Leidenschaften kunstmäßig beschreiben solle; wie man saget, daß Du es gethan habest: sondern wie man sie überwinden möge? Die Menschen, geben ihre Krankheiten gern der Philosophie zu betrachten; aber nicht zu heilen. Ja, sie haben das Geheimniß erfunden, eine Sittenlehre zu machen, die sie nicht näher angeht, als die Sternwissenschaft. Kann man sich wohl des Lachens enthalten; wenn man Leute sieht, die für baar Geld, von der Verachtung des Reichthumes predigen; und feige Memmen wahrnimmt, die sich einander über der Beschreibung eines Großmüthigen, in die Haare gerathen?



Das V Gespräch.

Homerus und Aesopus.

Homerus.

Wahrhaftig! alle Fabeln, die Du mir erzählet hast, können nicht genugsam bewundert werden. Du mußt viel Kunst besessen haben, die allerwichtigsten Regeln der Sittenlehre in solche kurze Erzählungen einzukleiden, und Deine Gedanken in so richtigen, und doch bekannten Bildern zu verdecken.

Aesop. Es ist mir sehr angenehm, daß ich dieser Kunst halber von Dir gelobet werde; von Dir, der Du sie so wohl verstanden hast.

Homer. Ich? Ich habe mir niemals etwas daraus gemachet.

Aesop. Was? hast Du nicht große Geheimnisse in Deinen Werken verstecken wollen?

Homer. Ach! ganz und gar keine.

Aesop. Indessen habens alle Gelehrte zu meiner Zeit gesaget. Es war weder in der Ilias, noch in der Odyssee das geringste, daraus sie nicht die schönsten Allegorien von der Welt machten. Sie behaupteten, daß alle Heimlichkeiten der Gottesgelahrheit, der Naturlehre, der Sittenlehre und Mathematik selbst, in Deinen Schriften enthalten wären. Es war freylich etwas schwer, dieselben zu entdecken. Wo der eine einen moralischen Verstand antraf; da fand der andre einen physischen: aber darinnen war man eins, daß Du alles gewußt, und alles gesaget hättest, wenn man es nur recht verstünde.

Homer. Die Wahrheit zu sagen, ich habe es wohl vermuthet: daß gewisse Leute nicht ermangeln würden, Geheimnisse zu finden, wo ich doch keine hingesetzet hatte. Denn wie nichts vortheilhafter ist, als von sehr entfernten

Din-

Dingen zu prophezeihen, wo man den Ausgang noch erwarten muß: also ist auch nichts vortheilhafter, als Fabeln, zu schreiben; und die Allegorien zu erwarten.

Aesop. Du mußt sehr beherzt gewesen seyn, Dich auf Deine Leser zu verlassen, daß sie selber wohl Allegorien in Deine Gedichte legen würden. Wie hätte es aber mit Dir ausgesehen, wenn man alles nach dem Buchstaben verstanden hätte?

Homer. Ganz gut! das wäre eben kein großes Unglück für mich gewesen.

Aesop. Wie? Wenn sich die Götter einander Arme und Beine entzwey schlagen? Wenn der blitzende Jupiter, in einer Versammlung der Götter, die hochansehnliche Juno zu schlagen drohet? Wenn Mars, da er vom Diomedes verwundet worden, so laut schreyet, als 9 oder 10000 Menschen schreyen würden; und doch nicht einmal so viel thut, als ein einziger Mensch (denn an statt, daß er alle Griechen hätte in Stücken zerhauen sollen, so geht er zum Jupiter, und klaget über seine Wunde): wäre denn dieses alles ohne eine Allegorie recht und gut gewesen?

Homer. Warum nicht? Du bildest Dir ein, der menschliche Verstand suche nichts, als Wahrheit. Lege doch diesen Irrthum ab? Der menschliche Verstand und das Falsche vertragen sich sehr gut mit einander. Wenn Du die Wahrheit sagen sollst, so wirst Du sehr wohl thun, wenn Du sie in Fabeln verhüllest; denn sie wird ihnen dadurch desto angenehmer werden. Wenn Du aber Fabeln sagen willst, so werden sie beliebt seyn können; ob sie gleich keine Wahrheiten in sich halten. Also ist die Wahrheit allezeit des Falschen bedürftig; wenn sie von dem menschlichen Verstande willig angenommen werden will: aber das Falsche findet auch unter seiner eigenen Gestalt den Eingang. Denn da ist gleichsam seine Geburtsstadt, und ordentliche Behausung; dahingegen die Wahrheit nur ein Fremdling daselbst ist. Ich will Dir noch mehr sagen. Wenn ich mich über den allegorischen Fabeln zu Tode studieret hätte, so hätte es kom-

kommen können, daß die meisten die Fabel als etwas nicht gar zu unwahrscheinliches angenommen, und die Allegorie vergessen hätten. Und in der That, Du mußt wissen, daß meine Götter, so wie sie sind, alle Geheimnisse bey Seite gesetzet, gar nicht für lächerlich gehalten worden.

Aesop. Ich erzittere darüber, und besorge erschrecklich sehr, man werde noch gar glauben, daß auch die wilden Bestien geredet haben, wie sie in meinen Fabeln thun.

Homer. Das ist eine seltsame Furcht!

Aesop. Was befremdet Dich dieselbe? Wenn man geglaubet hat, daß die Götter dergleichen Reden führen können, als Du sie hast führen lassen; warum sollte man nicht glauben, daß die Bestien auf diejenige Art geredet hätten, als ich sie habe reden lassen?

Homer. Ach! das ist ganz ein anders. Die Menschen wollten wohl, daß die Götter so thöricht wären, als sie selber sind: aber sie wollen nicht, daß die Bestien eben so klug seyn sollen, als sie selber sind.

Das VI Gespräch.

Athenais und Ikasie.

Ikasie.

Weil Du denn meine Begebenheiten wissen willst; so höre mir zu. Der Kaiser unter welchem ich lebte, wollte heurathen: und damit er sich desto besser eine Kaiserinn wählen möchte, ließ er kund thun: daß alle diejenigen, welche sich für so schön und annehmlich hielten, daß sie sich auf den Thron einige Rechnung machen könnten, sich in Constantinopel einfinden möchten. Ich begab mich dahin, und zweifelte nicht, durch meine große Jugend, sehr lebhafte Augen, und durch mein ziemlich angenehmes und zartes Ansehen, allen andern das Reich streitig zu machen. Den Tag, an welchem die Versammlung so vieler artigen Prätendentinnen gehalten ward, übersah eine jede, mit

grosser Unruhe, die Angesichter aller andern: und ich bemerkte mit Vergnügen, daß meine Nebenbuhlerinnen mich mit ziemlich scheelen Augen ansahen. Der Kaiser erschien. Er gieng alsbald etliche Reihen von Schönheiten vorbey, ohne ein Wort zu sagen. Aber als er zu mir kam, so thaten mir meine Augen gute Dienste, und hielten ihn auf. In Wahrheit sprach er zu mir, mit einem solchen Blicke, als ich mir wünschen konnte: **Die Weiber sind sehr gefährlich, und können viel Böses stiften!** Ich glaubte, es fehlte nunmehr an nichts, als daß ich nur noch ein wenig Scharfsinnigkeit hätte; so wäre ich unfehlbar Kaiserinn. Und in solcher Verwirrung, welche mir die Hoffnung und Freude verursachete, that ich mein äußerstes, ihm zu antworten: **Hingegen, mein Kaiser, können die Weiber auch Gutes thun; ja sie habens auch zuweilen gethan.** Diese Antwort verderbte alles. Sie kam dem Kaiser so sinnreich vor, daß er sich nicht unterstund, mich zu heirathen.

Athenais. Der Kaiser muß ein seltsames Naturell gehabt haben, sich vor dieser Scharfsinnigkeit zu fürchten; ja er muß sich wenig darauf verstanden haben, wenn er geglaubet hat, daß Deine Antwort sehr scharfsinnig wäre. Denn die Wahrheit zu sagen, sie ist nicht gar zu sonderlich; und Du hast Dir nicht viel vorzurücken.

Jkasie. So spielet das Glück! Die Scharfsinnigkeit allein hat Dich zur Kaiserinn gemacht; und mich hat der bloße Schein derselben gehindert, es zu werden. Du verstundest über das die Philosophie: welches noch weit ärger ist, als bloß einige Scharfsinnigkeit zu besitzen. Und bey dem allen gelung es Dir doch, den jüngern Theodosius zu heurathen.

Athen. Wenn ich ein solch Exempel, als das Deinige ist, vor mir gehabt hätte: so würde mir sehr bange geworden seyn. Nachdem mein Vater mich zu einer sehr gelehrten und aufgeweckten Jungfer gemacht hatte, enterbte er mich: so sicher war er, daß ich mit meiner Wissenschaft und Scharfsinnigkeit schon mein Glück machen würde. Und die Wahrheit zu sagen, ich glaubte es eben so wohl, als er. Aber itzo sehe ich wohl, daß

ich mich in große Gefahr begeben habe; und daß es leicht hätte kommen können, daß ich, ohne einige Güter zu erlangen, mit meiner ganzen Philosophie wäre sitzen geblieben.

Jkasie. Versichert, nein. Aber meine Geschichte hatte sich damals noch nicht zugetragen, und das war ein Glück für Dich. Es wäre indessen was lustiges, wenn irgend eine andre, die von meiner Geschichte einige Wissenschaft hätte, in eben dergleichen Gelegenheit, darinnen ich mich damals befand, aus meinem Schaden klug werden, und so listig seyn wollte, keine Scharfsinnigkeit an sich blicken zu lassen; so daß man sie hernach deswegen auslachete.

Athenais. Ich wollte nicht gut dafür seyn, daß es ihr gelingen würde, wenn sie eine Absicht damit hätte. Aber oft begeht man von ungefähr die glücklichsten Thorheiten von der Welt. Hast Du nicht von einem Maler gehöret, der die Weintrauben so wohl gemalet hatte, daß die Vögel betrogen wurden, welche herzuflogen, davon zu fressen? Was meynest Du, was ihm dieses für Ruhm gebracht habe? Aber die Trauben wurden auf dem Bilde von einem Bauerjungen getragen: so, daß in der That die Trauben sehr gut getroffen seyn mußten, weil sie die Vögel an sich lockten; der Bauerjunge hingegen sehr schlecht, weil sich die Vögel nicht vor ihm scheueten! Man hatte recht. Indessen, wenn der Maler den Bauerjungen nicht so schlecht gemalet hätte: so würden die Trauben diese wunderwürdige Wirkung nicht gethan haben.

Jkasie. In Wahrheit! man mag in der Welt thun was man will; so weis man nicht, was man thut. Und nachdem sich dieses Exempel mit dem Maler zugetragen hat: so sollte man billig auch in denen Geschäfften, wo man sich gut verhält, zittern und beben; und allezeit befürchten, daß man nicht vielleicht vergessen habe, einen Fehler zu begehen, der nothwendig gewesen. Alles ist ungewiß. Es scheint, das Glück bemühe sich recht, einerley Dingen einen verschiedenen Ausgang zu geben: damit es allezeit der menschl. Vernunft spotten könne, wenn sie keine gewisse Richtschnur ihrer Handlungen hat.

Gespräche der alten Todten mit neuern.

Das I. Gespräch.

Augustus und Petrus Aretinus.

Petr. Aretinus.

Ja, ich war ein witziger Kopf zu meinen Zeiten, und ich habe mir bey den Prinzen ein ansehnliches Stück Geld verdienet.

August. So wirst Du gewiß viel Gedichte auf sie geschrieben haben.

Pet. Aret. Ganz und gar nicht. Ich hatte Besoldungen von allen europäischen Fürsten: und das wäre nimmermehr geschehen, wenn ich mir mit ihrem Lobe Mühe gemachet hätte. Sie lagen immer widereinander zu Felde. Wenn nun diese schlugen, so wurden jene geschlagen: da war es ja unmöglich, ihrer aller Lob zu besingen.

August. Was thatest Du denn?

Pet. Aret. Ich machte Verse wider sie. In eine Lobschrift konnte ich sie nicht alle bringen; aber wohl in eine Satire. Dergestalt hatte ich das Schrecken meines Namens so ausgebreitet, daß sie mir alle Tribut zahleten; damit sie nur in Sicherheit, Thorheiten begehen dörften. Als Kaiser Karl der fünfte, von welchem Ihr hier unten, ohne Zweifel, werdet gehöret haben, sich unzeitiger Weise an den afrikanischen Küsten geschlagen hatte; schickte er mir alsobald eine schöne goldene Kette. Ich bekam sie, und sah

ich mich in große Gefahr begeben habe; und daß es leicht hätte kommen können, daß ich, ohne einige Güter zu erlangen, mit meiner ganzen Philosophie wäre sitzen geblieben.

Jkaste. Versichert, nein. Aber meine Geschichte hatte sich damals noch nicht zugetragen, und das war ein Glück für Dich. Es wäre indessen was lustiges, wenn irgend eine andre, die von meiner Geschichte einige Wissenschaft hätte, in eben dergleichen Gelegenheit, darinnen ich mich damals befand, aus meinem Schaden klug werden, und so listig seyn wollte, keine Scharfsinnigkeit an sich blicken zu lassen; so daß man sie hernach deswegen auslachete.

Athenais. Ich wollte nicht gut dafür seyn, daß es ihr gelingen würde, wenn sie eine Absicht damit hätte. Aber oft begeht man von ungefähr die glücklichsten Thorheiten von der Welt. Hast Du nicht von einem Maler gehöret, der die Weintrauben so wohl gemalet hatte, daß die Vögel betrogen wurden, welche herzuflogen, davon zu fressen? Was meynest Du, was ihm dieses für Ruhm gebracht habe? Aber die Trauben wurden auf dem Bilde von einem Bauerjungen getragen: so, daß in der That die Trauben sehr gut getroffen seyn mußten, weil sie die Vögel an sich lockten; der Bauerjunge hingegen sehr schlecht, weil sich die Vögel nicht vor ihm scheueten. Man hatte recht. Indessen, wenn der Maler den Bauerjungen nicht so schlecht gemalet hätte: so würden die Trauben diese wunderwürdige Wirkung nicht gethan haben.

Jkaste. In Wahrheit! man mag in der Welt thun was man will; so weis man nicht, was man thut. Und nachdem sich dieses Exempel mit dem Maler zugetragen hat: so sollte man billig auch in denen Geschäfften, wo man sich gut verhält, zittern und beben; und allezeit befürchten, daß man nicht vielleicht vergessen habe, einen Fehler zu begehen, der nothwendig gewesen. Alles ist ungewiß. Es scheint, das Glück bemühe sich recht, einerley Dingen einen verschiedenen Ausgang zu geben: damit es allezeit der menschl. Vernunft spotten könne, wenn sie keine gewisse Richtschnur ihrer Handlungen hat.

Gespräche der alten Todten mit neuern.

Das I. Gespräch.

Augustus und Petrus Aretinus.

Petr. Aretinus.

Ja, ich war ein witziger Kopf zu meinen Zeiten, und ich habe mir bey den Prinzen ein ansehnliches Stück Geld verdienet.

August. So wirst Du gewiß viel Gedichte auf sie geschrieben haben.

Pet. Aret. Ganz und gar nicht. Ich hatte Besoldungen von allen europäischen Fürsten: und das wäre nimmermehr geschehen, wenn ich mir mit ihrem Lobe Mühe gemachet hätte. Sie lagen immer widereinander zu Felde. Wenn nun diese schlugen, so wurden jene geschlagen: da war es ja unmöglich, ihrer aller Lob zu besingen.

August. Was thatest Du denn?

Pet. Aret. Ich machte Verse wider sie. In eine Lobschrift konnte ich sie nicht alle bringen; aber wohl in eine Satire. Dergestalt hatte ich das Schrecken meines Namens so ausgebreitet, daß sie mir alle Tribut zahleten; damit sie nur in Sicherheit, Thorheiten begehen dörften. Als Kaiser Karl der fünfte, von welchem Ihr hier unten, ohne Zweifel, werdet gehöret haben, sich unzeitiger Weise an den afrikanischen Küsten geschlagen hatte; schickte er mir alsbald eine schöne goldene Kette. Ich bekam sie, und sah

sie traurig an, rief aber dabey aus: Ey! das ist ja nur eine Kleinigkeit, für eine so große Thorheit, die er begangen hat.

August. Du hattest also eine neue Art erfunden, Geld von den Fürsten zu ziehen.

Pet. Aret. Hatte ich nicht Ursache, ein recht wundersames Vermögen zu hoffen, indem ich meine Einkünfte aus den Thorheiten andrer Leute suchte? Dieß ist ein gutes Capital, welches sich allezeit gut verzinset.

August. Du magst sagen, was Du willst: das Handwerk, da man die Leute lobet, ist weit sicherer; und folglich auch besser.

Pet. Aret. Was wollet Ihr? ich war nicht unverschämt genug zum loben.

August. Aber wohl, auf gekrönte Häupter Satiren zu machen?

Pet. Aret. Das ist eine ganz andre Sache! Satiren zu machen, ist es nicht allezeit nöthig, diejenigen zu verachten, wider die man schreibt: aber gewisse abgeschmackte und gar zu hochgetriebene Lobsprüche zu geben; da dünket michs, müsse man diejenigen, denen man sie giebt, einigermaßen verachten, und sie für Einfältige halten, die sich betrügen lassen. Mit was für einer Mine unterstund sich doch Virgilius, Euch zu sagen: man wüßte nicht, welche Partey Ihr unter den Göttern erwählen würdet; und es wäre ungewiß, ob Ihr Euch dem Amte für die irdischen Dinge zu sorgen, unterziehen; oder Euch zum Meergotte machen, und eine Tochter der Thetis heirathen würdet: welche gern mit allem ihrem Gewässer die Ehre Eurer Freundschaft erkaufet hätte: oder ob Ihr endlich den Himmel zur Wohnung erwählen, und Euch neben den Scorpion stellen würdet: welcher den Raum zweyer himmlischen Zeichen einnähme; und sich bereits, Euch zu gefallen, in einen engern Raum, zusammen gezogen hätte?

August. Wundere Dich nicht, daß Virgilius mir solches sagen dörfen. Wenn man gelobet wird, so nimmt man

man das Lob nicht so gar nach aller Strenge. Man hilft dem buchstäblichen Verstande ein wenig aus: und die Schamhaftigkeit derer, die es geben, wird durch die Eigenliebe derer, die es empfangen, getröstet. Oft glaubet man auch ein Lob zu verdienen, welches man nicht bekömmt: wie sollte man den nicht glauben, dasjenige zu verdienen, welches man wirklich erhält?

Pet. Aret. Ihr hoffetet also, auf das Wort Virgils, eine Meernymphe zu heurathen, oder doch eine Stelle im Thierkreise zu bekommen?

August. Nein, nein! Von diesen Arten des Lobes läßt man was fallen, um es zu einer etwas vernunftmäßigern Größe zu bringen. Aber in Wahrheit, man läßt sehr wenig fallen, und thut sich etwas darauf zu gute. Kurz, man mag so ausschweifend gelobet werden, als man will; man zieht allezeit den Vortheil daraus, daß man glaubet: man sey über alles gewöhnliche Lob weg, und habe durch seine Verdienste den Lobenden genöthiget, alle Schranken zu überschreiten. Die Eitelkeit hat viel Ausflüchte.

Pet. Aret. Ich sehe wohl, daß man sich kein Gewissen machen müsse, die Lobsprüche bis auf das äußerste zu treiben: aber zum wenigsten, was diejenigen betrifft, so sich einander zuwider sind! wie kann man da wohl das Herz fassen, sie den Fürsten beyzulegen? Ich wette, zum Exempel, wenn Ihr Euch an euren Feinden unbarmherzig gerächet; so war, nach der Meynung Eures ganzen Hofes, nichts herrlicher, als alles zu zerschmettern, was die Verwägenheit hatte, sich Euch zu widersetzen. Sobald Ihr aber eine gelinde That gethan, so bekam alles ein ander Ansehen: und man fand in der Rache nunmehr nichts, als eine barbarische und unmenschliche Ehre. Man lobte also einen Theil Eures Lebens zum Nachtheile des andern. Mich anlangend, so hätte ich besorget, daß Ihr Euch etwa die Lust machen möchtet, mich durch meine eigene Worte zu fangen und mir zu sagen: **Wähle dir entweder die Schärfe, oder die Gelindigkeit, um daraus die wahrhafte Ab-**

 bildung

bildung eines Helden zu machen; aber hernach halte dich auch an deine Wahl.

August. Warum verlangest Du, daß man es so genau erwägen soll? Es ist ein Vortheil für die Großen der Welt, daß alle Materien, der Schmäucheley zum Behuf, sich auf beyde Seiten drehen lassen. Sie mögen thun, was sie wollen, am Lobe kann es ihnen nicht fehlen: und wenn sie um widriger Sachen halber gerühmet werden, so kömmts daher, weil sie mehr als eine Art von Verdiensten haben.

Pet. Aret. Aber wie? Kam Euch denn bey allen denen Lobsprüchen, womit man Euch überhäufte, niemals ein Scrupel ein? Gehörte denn noch viel Grübelns dazu, um zu begreifen, daß sie mit Eurer Würde verknüpfet wären? Das Lob unterscheidet die Fürsten nicht voneinander: man giebt es den Helden nicht reichlicher, als den übrigen: aber die Nachwelt unterscheidet die Lobsprüche, welche man verschiedenen Prinzen gegeben hat. Diese bekräftiget sie, und jene erkläret sie für niedrige Schmäucheleyen.

August. Zum wenigsten wirst Du also doch zugeben, daß ich das Lob, welches mir gegeben worden, verdienet habe: weil es ausgemachet ist, daß die Nachwelt es durch ihr Urtheil bestätiget hat. Ja, ich habe in diesem Stücke Ursache, mich über dieselbe zu beschweren; denn sie hat sich so sehr gewöhnet, mich als das Muster der Regenten anzusehen; daß man sie gemeiniglich, durch eine Vergleichung mit mir, lobet: und diese Vergleichung ist mir oft sehr nachtheilig.

Pet. Aret. Gebet Euch zufrieden! Man wird Euch keine Ursache mehr geben, Euch zu beklagen. Denn weil alle Todten, die hieher kommen, von Ludewigen dem XIV. reden, der heute zu Tage in Frankreich regieret: so wird man ihn hinfort als das Muster der Fürsten ansehen. Und ich sehe schon vorher, daß man künftig dafür halten wird: man könne sie nicht besser loben, als wenn man ihnen einige Aehnlichkeit mit diesem großen Könige zueignen wird.

August. Ganz gut! Glaubst Du indessen nicht, daß diejenigen, an welche man diese starke Vergrößerung richten wird, dieselbe mit Vergnügen anhören werden?

Pet. Aret. Das könnte wohl kommen. Man ist so ruhmbegierig, daß man von den Lobsprüchen weder Richtigkeit noch Wahrheit, noch sonst eine andre Würze fodert, die sie von Rechts wegen haben sollten.

August. Es scheint, Du willst alle Lobsprüche ausrotten. Wenn man nur lauter wohlgegründete machen sollte: wer würde wohl was damit zu thun haben wollen?

Pet. Aret. Alle diejenigen, die sie ohne Eigennutz austheilen würden. Für diese gehöret eigentlich das Loben. Wie kömmt es, daß Euer Virgilius den Cato so gut gerühmet hat, indem er saget: daß er den allerrechtschaffensten Leuten vorgesetzt sey, welche in den elisäischen Feldern von den übrigen abgesondert sind? Das machet, Cato war todt: und Virgil, der weder von ihm, noch von seiner Familie was zu hoffen hatte, widmete ihm nur einen einzigen Vers, und schränkte sein Lob in einen vernünftigen Gedanken ein. Woher kömmts aber, daß er Euch im Anfange seiner Bücher vom Feldbaue so übel gelobet hat? Er hatte ja eine Besoldung von Euch!

August. So hatte mir denn mein Lob viel Geld verderbet!

Pet. Aret. Es ist mir leid! Warum thatet Ihr nicht das, was einer von Euren Nachfolgern gethan: der, sobald er zur Regierung kam, einen Befehl ausgehen ließ, daß man gar keine Verse auf ihn machen sollte?

August. Ach freylich, er ist klüger gewesen, als ich. Das ist nicht ein wahres Lob, was sich uns selbst darbeuth, sondern welches wir andern abdringen.

Das II. Gespräch.

Sappho und Laura.

Laura.

Es ist wahr, daß an den Leidenschaften, deren wir beyde unterworfen gewesen, die Musen ihren Antheil gehabt, und viel Annehmlichkeiten darein gemischet, haben: aber das ist der Unterscheid, daß Ihr auf Eure Liebhaber selbst Lieder gemacht, mir aber dieselben von den Meinigen gemachet worden.

Sappho. Was ist denn nun mehr? Das will nichts anders sagen, als daß ich eben so heftig geliebet habe, als Du bist geliebet worden.

Laura. Das nimmt mich gar nicht Wunder: denn ich weis, daß das Frauenzimmer gemeiniglich mehr Neigung zur Zärtlichkeit hat, als die Mannspersonen. Was mir aber fremde vorkömmt, ist dieses: daß Ihr denen, die Ihr geliebt, selbst entdecket habet, wie Ihr gegen sie gesinnet waret; und daß Ihr durch Eure Poesie gewisser maßen ihr Herz angegriffen. Ein Weibsbild sollte sich eigentlich in der Liebe nur vertheidigen, oder wehren.

Sappho. Unter uns geredt, diese Gewohnheit verdroß mich ein wenig: denn die Männer haben uns hierinnen Unrecht gethan. Sie haben den Angriff für sich behalten, welcher doch viel leichter ist, als die Gegenwehre.

Laura. Laßt uns zufrieden seyn! Unsre Seite hat ihre große Vortheile. Wir ergeben uns, wenn es uns beliebt: aber die uns angreifen, werden nicht allezeit Ueberwinder; wenn sie es gleich noch so heftig wünschen.

Sappho. Du vergissest aber zu sagen, daß wenn die Männer uns angreifen, sie ihrer Neigung gemäß handeln, welche sie darzu treibt: aber wenn wir uns wehren, so haben wir nicht gar zu viel Lust dazu.

Laura. Rechnet ihr denn das Vergnügen für nichts; wenn man aus so vielen anmuthigen und so lange fortgesetzten, ja so oft verdoppelten Anfällen wahrnimmt, wie hoch sie die Eroberung unsers Herzens schätzen?

Sappho. Rechnest Du aber die Mühe für nichts, die man anwenden muß, so vielen süßen Anfällen zu widerstehen? Sie sehen mit Vergnügen, daß sie dadurch immer mehr und mehr bey uns gewinnen: und uns würde es gar nicht lieb seyn, wenn unser Widerstand gar zu gute Wirkung thäte.

Laura. Aber kurz zu sagen, ob sie gleich zuletzt mit Ruhme singen: so erweiset Ihr ihnen doch eine Gnade, daß ihr sie für Sieger erkennet. Ihr könnt Euch zwar nicht länger wehren: aber sie erkennen es doch als eine Gunst, daß ihr euch nicht mehr wehret.

Sappho. Ach! das hindert deswegen nicht, daß nicht allezeit ihr Sieg für uns eine Art des Verlustes seyn sollte. Sie schmecken in ihrer Liebe kein Vergnügen, als daß sie Ueberwinder der geliebten Person sind: und die glücklichen Liebhaber sind nur deswegen glücklich, weil sie Bezwinger der Herzen sind.

Laura. Wie? Wollet Ihr denn lieber, daß man es eingeführet hätte, daß die Weiber die Männer zuerst angreifen sollten?

Sappho. Warum muß denn eben eine Parten angreifen, und die andre sich vertheidigen? Man liebe sich von beyden Theilen, wie es einem jeden seine Neigung an die Hand giebt.

Laura. O! da würde alles gar zu geschwind gehen! Die Liebe ist ein so angenehmer Handel, daß man sehr wohl daran gethan hat, ihn so lange dauern zu lassen, als es möglich gewesen. Was wäre das, wann man gleich angenommen würde, so bald man sich angebothen hätte? Wo blieben alle die Bemühungen, sich angenehm zu machen; alle die Unruhe, die man empfindet, wenn man sichs verweist, daß man nicht gefällig genug gewesen; aller der Eifer, wo-

mit man einen glücklichen Augenblick suchet; endlich die ganz angenehme Vermischung von Vergnügen und Verdruß, welche man die Liebe nennet? Nichts wäre abgeschmackter, als wenn man einander sogleich wieder liebete.

Sappho. Gut! Wenn denn die Liebe eine Gattung von Kampfe seyn soll: so wollte ich doch lieber, daß die Gegenwehre den Männern zugetheilet wäre. Und hast Du mir nicht selbst gesaget, daß die Weibesbilder mehr Neigung zur Zärtlichkeit hätten, als sie? Dergestalt würden sie besser zum Angriffe seyn.

Laura. Ja! aber jene würden sich gar zu gut wehren. Wenn man will, daß sich ein Geschlecht widersetzen soll: so will man, daß es nur in sofern geschehe, als es nöthig ist, dem Ueberwinder den Sieg desto angenehmer zu machen; aber nicht selbst zu siegen. Er muß weder so schwach seyn, sich gleich zu ergeben; noch so tapfer, sich niemals überwinden zu lassen. Das ist nun eigentlich unser Werk; und vieleicht wäre es bey den Männern ganz anders. Glaube mir, daß man nach genauer Ueberlegung, so wohl der Liebe, als aller andern Dinge, doch zuletzt gewahr werde: daß alles in der Welt, so wie es itzo ist, ganz gut sey; und daß man durch eine vermeynte Verbesserung der Dinge, nur alles verschlimmern würde.

Das III. Gespräch.

Sokrates und Montagne.

Montagne.

So seyd Ihr es, göttlicher Sokrates? Wie erfreuet bin ich, Euch zu sehen! Ich bin nur neulich in dieß Land gekommen, und so bald ich anlangte, fing ich an, Euch zu suchen. Endlich, nachdem ich in der Oberwelt mein Buch mit Eurem Namen und Ruhme angefüllet, so glücket es mir, mich mit Euch persönlich zu unterreden,

terreden, und von euch zu erfahren: wie Ihr doch eine so aufrichtige und ganz natürliche Tugend besessen, deren Wandel (allures) so ungezwungen war, daß sie, zu Euren glücklichen Zeiten selbst, ihres gleichen nicht hatte?

Sokrates. Es ist mir sehr lieb, daß ich einen Todten antreffe, der ein Weltweiser gewesen zu seyn scheint. Aber weil Du nur kürzlich von oben gekommen bist, und ich in langer Zeit mit niemanden gesprochen habe; (denn man läßt mich hier ziemlich allein, und es ist kein großes Gedräng nach meinem Umgange) so nimm mirs nicht übel, daß ich nach Neuigkeiten frage. Wie stehts doch in der Welt? Ist sie nicht ziemlich verändert?

Mont. Ueberaus sehr! Ihr würdet sie nicht mehr kennen.

Sokr. Das ist mir sehr lieb zu vernehmen. Ich habe es allezeit vermuthet, daß sie mit der Zeit nothwendig besser und klüger werden würde; als sie zu meiner Zeit war.

Mont. Was wollet Ihr damit sagen? Sie ist weit närrischer und verderbter, als sie jemals gewesen. Das ist eben die Veränderung, davon ich sprechen wollte: und ich machte mir die Hoffnung, von Euch die Geschichte Eurer Zeiten zu hören, in welchen so viel Aufrichtigkeit und Redlichkeit geherrschet hat.

Sokr. Und ich hoffte im Gegentheile von Dir, die Wunder der Zeiten zu hören, in welchen Du gelebet hast. Wie? haben denn die heutigen Menschen die Thorheiten des Alterthums noch nicht abgeleget, und sich gebessert?

Mont. Ich glaube, Ihr redet von dem Alterthume nur deswegen so verächtlich, weil Ihr selbst einer von den Alten seyd: aber wisset, daß man große Ursache habe, die Sitten desselben herzuwünschen, und den Verfall zu bedauren; denn es wird alls von Tage zu Tage ärger.

Sokr. Ist das möglich? Mich dünket, es gieng schon zu meiner Zeit so ziemlich verkehrt. Ich glaubte, es würde mit der Zeit alles vernünftiger werden; und daß die Menschen aus einer so vieljährigen Erfahrung endlich einigen Nutzen ziehen würden.

Mont. Geben die Menschen wohl auf die Erfahrung acht? Sie sind wie die Vögel, die sich allezeit in denselben Schlingen fangen lassen; wo man schon hundert tausend andre von ihrer Gattung gefangen hat. Ein jeder kömmt ganz nagelneu in die Welt: und die Thorheiten der Väter sind den Kindern ganz unbewußt.

Sokr. Aber warum achtet man nicht auf die Erfahrung? Ich sollte denken, die Welt müßte itzo ein weit klügeres und ordentlicheres Alter erreichet haben, als ihre Jugend gewesen ist.

Mont. Die Menschen aus allen Jahrhunderten haben dieselben Neigungen, darüber der Verstand keine Gewalt hat. Allenthalben also, wo es Menschen giebt, da giebt es Thorheiten, und zwar eben dieselben Thorheiten.

Sokr. Wenn dem also ist, wie willst Du denn, daß die alten Zeiten besser gewesen seyn sollen, als die heutigen?

Mont. Ach Sokrates! ich wußte wohl, daß Ihr eine besondre Manier hattet, die Vernunftschlüsse zu brauchen; und diejenigen, mit denen Ihr zu thun hattet, so geschickt in Eure Beweisthümer zu verwickeln, daß sie gefangen waren, ehe sie noch den Schluß davon vorhersahen; ja daß Ihr sie zu leiten gewußt, wohin es Euch beliebet: und das ist es, was Ihr genennet habt, die Hebamme ihrer Gedanken seyn, und derselben Geburt befördern. Ich gestehe, daß ich hier gleichsam einen Satz zur Welt bringe, der demjenigen, den ich behaupten wollte, ganz zuwider läuft; indessen ergebe ich mich doch noch nicht. Es ist gewiß, daß es nicht mehr solche muntere und standhafte Seelen giebt, als es im Alterthume gegeben hat; solche, als Aristides, Phocion, Perikles, und endlich Ihr selbst gewesen.

Sokr. Woran liegt es denn? Hat sich etwa die Natur erschöpfet, und hat sie die Kräfte nicht mehr, solche große Geister hervorzubringen? Warum hat sie sich sonst in keinem Stücke erschöpfet, als bloß in Hervorbringung vernünftiger Menschen? Kein einziges von ihren Werken ist noch aus der Art geschlagen: warum sollten denn die

Men-

Menschen die einzigen seyn, die aus der Art schlügen?

Mont. Es fraget sich hier bloß was geschieht: sie schlagen aber aus der Art. Es scheint, die Natur habe uns vor Zeiten einige Proben von großen Leuten gewiesen, um uns zu zeigen: daß sie dergleichen wohl zu machen gewußt, wenn sie nur gewollt hätte; und endlich, daß sie alle andere nur so obenhin, mit ziemlicher Nachläßigkeit gemachet habe.

Sokr. Gib nur auf eins wohl Achtung. Das Alterthum hat etwas besonders: die Entfernung vergrößert es. Wenn Du den Aristides, Phocion, Perikles und mich selbst, weil Du mich unter diese Zahl gerechnet hast, gekannt hättest: so würdest Du auch zu deiner Zeit Leute gefunden haben, die uns ähnlich wären. Daß man gemeiniglich für das Alterthum so sehr eingenommen ist, kömmt daher, weil man auf seine Zeiten verdrüßlich ist: und das Alterthum hat seinen Vortheil dabey. Man setzet die Alten sehr hoch, bloß um die zu seiner Zeit lebenden zu erniedrigen. Da wir noch am Leben waren, schätzeten wir unsere Vorfahren höher, als sie es verdieneten: und itzo hält unsere Nachkommenschaft uns weit höher, als wir es verdienen. Allein unsere Vorfahren, wir selbst, und unsere Nachkommen; kurz, alle miteinander sind ziemlich gleich: und ich glaube, der Anblick, den die Welt giebt, würde denjenigen bald überdrüßig machen, der ihn auf gewisse Weise betrachten möchte; denn es ist und bleibt ja immer dasselbe.

Mont. Ich hätte gedacht, alles wäre in Bewegung, alles veränderte sich, und verschiedene Jahrhunderte hätten auch verschiedene Gattungen von Menschen. Und findet man nicht wirklich gelehrte und unwissende Zeiten? Sieht man nicht einfältige, und andre, da die Leute witziger sind? Findet man nicht ernsthafte und scherzliebende, artige und ungeschickte Zeiten?

Sokr. Es ist wohl wahr.

Mont. Warum sollte es denn nicht auch tugendhaftere und gottlosere Zeiten geben?

Sokr. Das folget nicht. Die Kleidermoden wechseln ab: aber deswegen ändert sich die Figur des Leibes nicht. Die Artigkeit und Grobheit, die Wissenschaft und Unwissenheit, ein höherer oder geringerer Grad eines ungekünstelten Wesens, die Ernsthaftigkeit, oder die Neigung zum Scherze, das alles sind an den Menschen gleichsam nur auswendige Dinge, und diese verändern sich sehr oft: aber das Herz ändert sich nicht. In einem Jahrhunderte ist man unwissend; aber es kann Mode werden, gelehrt zu seyn. Man ist auch eigennützig; aber ganz ohne Eigennutz zu seyn, das wird wohl niemals Mode werden. Unter der wunderwürdigen Menge von Menschen, die in hundert Jahren gebohren werden, hat die Natur vieleicht zwey oder drey Dutzende von vernünftigen Leuten, welche sie auf dem ganzen Erdboden vertheilen muß: und Du begreifst wohl, daß dieselben nirgend so häufig bey einander sind, um die Tugend und Redlichkeit zur herrschenden Mode zu machen.

Mont. Werden denn diese vernünftigen Leute gleich ausgetheilet? Es könnte wohl gewisse Zeiten geben, die besser damit versorget wären, als die andern.

Sokr. Die Natur handelt allezeit sehr ordentlich: aber wir urtheilen nicht so, wie sie handelt.

Das IV. Gespräch.

Der Kaiser Hadrian und Margaretha von Oesterreich.

Margaretha.

Was fehlt Euch mein Kaiser? Denn wie ich sehe, so seyd Ihr ganz hitzig.

Hadrian. Ich habe den Augenblick mit dem Cato von Utika, über die Art, wie wir beyde gestorben sind, einen

großen

großen Streit gehabt. Denn ich behauptete, ich hätte mich in dieser letzten Handlung weit philosophischer verhalten, als er.

Marg. Mich dünkt, Ihr seyd ziemlich verwägen, daß Ihr Euch erkühnet, eine so berufene Todesart anzutasten, als die seinige ist. War denn das nicht was herrliches, zu Utika alles zu veranstalten, alle seine Freunde in Sicherheit zu setzen, und sich darauf selbst umzubringen: um zugleich mit der Freyheit seines Vaterlandes ein Ende zu nehmen; und nicht in die Hände eines Siegers zu fallen, der ihn doch unfehlbar würde begnadiget haben?

Hadrian. Ach! wenn Du diesen Tod etwas genauer ansiehst, so wirst Du sehr viel dawider einzuwenden finden. Erstlich verlief so viel Zeit, darinnen er sich vorbereitete; und er hatte sich mit so sichtbaren Bemühungen zubereitet, daß jedermann in Utika wußte, daß Cato sich umbringen würde. Zum andern, ehe er sich den Stich gab, hatte er es nöthig, Platons Gespräch von der Seelen Unsterblichkeit etlichemal durchzulesen. Zum dritten machte ihn sein Vorhaben sehr unmuthig. Als er sich niederlegte, und seinen Degen nicht unter dem Hauptküssen seines Bettes fand, (denn weil man wohl vermuthete, was er zu thun im Sinne hätte, so hatte man ihn von da weggenommen) rief er einen seiner Sklaven, denselben zu fordern; und gab ihm eine solche Maulschelle ins Gesicht, daß ihm die Zähne in den Hals fielen. Daß dieses in Wahrheit geschehen sey, ist daraus zu schließen, daß er seine Hand ganz blutig wieder zurück gezogen.

Marg. Ich gestehe es, daß diese Maulschelle, Catons philosophischen Tod ziemlich verderbet.

Adrian. Du glaubest nimmermehr, was er über diesen weggenommenen Degen für ein Lärmen gemachet; und wie heftig er seinem Sohne und seinen Hausgenossen vorgerücket, daß sie ihn an Händen und Füssen gebunden dem Cäsar überliefern wollten. Kurz, er schalt sie alle dergestalt aus, daß sie zur Kammer hinausgehen, und ihm die Freyheit lassen mußten, sich umzubringen.

Marg.

Marg. In Wahrheit, das hätte alles ein wenig ruhiger zugehen können. Er hätte ja nur ganz gemächlich den andern Tag erwarten dürfen, um sich ums Leben zu bringen. Es ist nichts leichter, als zu sterben, wenn man sichs einmal recht vorgenommen hat. Aber vieleicht war wegen seiner Standhaftigkeit, der Ueberschlag schon so gemachet, daß er nicht länger warten konnte: und wenn er es noch einen Tag aufgeschoben hätte; vieleicht hätte er sich gar nicht umgebracht!

Hadrian. Du sagst die Wahrheit, und ich sehe, daß Du eine Kennerinn großmüthiger Todesarten bist.

Marg. Indessen saget man doch, daß Cato, nachdem man ihm den Degen gebracht, und ihn allein gelassen, eingeschlafen sey, und geschnarchet habe. Das wäre gleichwohl was schönes!

Hadrian. Glaube es doch nicht! Er hatte sich ja mit allen Menschen gezanket, und seine Knechte geprügelt. Nach solchen Händeln schläft man nicht leicht. Noch mehr; die Hand, womit er dem Sklaven die Maulschelle gereichet hatte, that ihm gar zu wehe, als daß er hätte schlafen können. Denn er konnte den Schmerz an derselben nicht ertragen, und ließ sich dieselbe von einem Arzte verbinden; ob er gleich eben im Begriffe war, sich zu erstechen. Endlich, nachdem man ihm den Degen gebracht hatte, las er bis um Mitternacht zweymal Platons Gespräch. Nun könnte ich, theils durch das große Gastmahl, welches er denselben Abend seinen Freunden gab, theils durch einen Spaziergang, den er darauf that, theils durch alles übrige, welches vorgieng, ehe man ihn allein gelassen, genugsam erweisen: daß es sehr spät gewesen seyn müsse, als man ihm den Degen gebracht. Sonst ist das Gespräch, welches er zweymal durchgelesen, sehr lang: folglich, wenn er ja geschlafen hat, so hat er doch nicht lange geschlafen. In Wahrheit, ich besorge sehr, er habe sich nur gestellet, als ob er schnarchete, um dadurch bey denen Ehre zu erlangen, die an der Thüre seines Zimmers horcheten.

Marg. Ihr beurtheilet seinen Tod nicht übel; dessen ungeachtet aber behält derselbe allezeit was heldenmüthiges. Aber wodurch könnt Ihr wohl behaupten, daß der Eurige demselben vorzuziehen sey? So viel ich mich erinnere, seyd Ihr in Eurem Bette ganz ruhig, und auf eine Art, die nichts Merkwürdiges an sich hat, gestorben.

Hadrian. Was? sind die Verse nicht merkwürdig genug, die ich gemachet, als ich schon fast den letzten Odem von mir blasen sollte?

Mein witternbes zärtliches Seelchen, wohin?
Wohin willst du fliehen?
Was sind es für Oerter, dahin du willst ziehen?
Dein schüchterner, bläßlicher, bebender Sinn
Muß künftig die vorige Kurzweil der Freuden,
Den Scherz und gewöhnliche Lustigkeit meiden.

Cato sah den Tod für eine gar zu ernsthafte Angelegenheit an. Aber mich anlangend, so scherzte ich mit demselben, wie Du gehöret hast. Und hierinn behaupte ich, daß meine Philosophie viel weiter gegangen, als Catons seine. Es ist lange nicht so schwer, dem Tode kühn zu trotzen, als denselben kaltsinniger Weise zu verspotten.: auch nicht, denselben wohl aufzunehmen, wenn man ihn selbst zu Hülfe rufet; als wenn er von sich selber kömmt, ohne daß man seiner benöthiget ist.

Marg. Ja, ich gestehe es, daß die Todesart des Cato von Utika nicht so schön sey, als die Eurige: aber zum Unglücke, da ich hörte; daß Ihr diese Verse gemachet, habe ich nicht bemerket, worinnen ihre ganze Schönheit eigentlich bestünde?

Hadrian. Siehe nur, so ist alle Welt gesinnet. Daß Cato sich eher das Eingeweide durchbohret, als daß er seinem Feinde in die Hände fallen will; das ist vieleicht in der That nichts sonderliches: indessen leuchtet doch eine solche Begebenheit in den Geschichten sehr in die Augen, und ein jeder wird dadurch gerühret. Daß hingegen ein andrer

ganz geruhig stirbt, und noch im Stande ist, kurzweilige Verse auf seinen Tod zu machen; dieß ist mehr, als Catons That: doch es fällt gar nicht in die Augen; es rühret niemanden, und die Geschichte zeigen es fast nicht einmal an.

Marg. Ach! nichts ist wahrhaftiger, als was Ihr saget: und ich, die ich mit Euch rede, habe eine Todesart gehabt, davon ich behaupte, daß sie noch viel schöner sey, als die Eurige; aber dessen ungeachtet noch weniger Aufsehen gemacht hat. Zwar ist es noch kein recht vollkommener Tod: allein so unvollkommen, als er ist, so ist er doch besser, als der Eurige, welcher doch den Tod Catons übertraf.

Hadrian. Wie? Was willst Du damit sagen?

Marg. Ich war eine kaiserliche Prinzeßinn, und man hatte mich einem königlichen Prinzen vertrauet. Allein nach dem Tode seines Vaters schickte mich dieser Prinz meinem Vater zurück; ob er gleich eine öffentliche Zusage gethan hatte, mich zu heurathen. Endlich vertrauete man mich wieder an einen andern königlichen Prinzen; und als ich mich übers Meer zu meinem Gemahle begeben mußte: so betraf ein recht wütendes Ungewitter mein Schiff, welches mein Leben in augenscheinliche Gefahr setzte. Zu dieser Zeit machte ich mir selbst folgende Grabschrift:

Margaretha lieget hier, ein edles Jungfräulein,
Das zwar zween Männer hat, und doch kann Jungfer seyn.

Die Wahrheit zu sagen, ich starb dießmal nicht; aber es lag nicht an mir. Stellet Euch nur diese Todesart recht vor; so werdet Ihr damit zufrieden seyn. Catons Standhaftigkeit ist auf der einen Seite zu hoch getrieben; und die Eurige auf der andern: aber die meinige ist natürlich. Jener ist gar zu gezwungen: Ihr seyd gar zu kurzweilig; ich aber bin vernünftig.

Hadrian. Was? wirfst Du mir vor, daß ich mich gar zu wenig vor dem Tode gescheuet habe?

Marg. Ja. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß man ganz ohne Widerwillen sterben sollte: und ich bin versichert, daß Ihr Euch so viel Gewalt angethan, um kurzweilig zu dichten, als Cato, um sich zu durchbohren. Ich hergegen sehe alle Augenblicke den Schiffbruch vor Augen, ohne davor zu erschrecken, und mache bey kaltem Geblüte meine Grabschrift. Das ist recht was Außerordentliches! Ich gebe zu, wenn nichts vorhanden wäre, diese Geschichte ein wenig zu lindern: so hätte man Ursache, sie nicht zu glauben, oder dafür zu halten, ich hätte solches nur aus Praleren gethan. Aber zu gleicher Zeit bin ich ein armes Mägdchen, das zweymal versprochen ist; und doch das Unglück hat, als Jungfer zu sterben. Ich entdecke auch das Misvergnügen, so ich darüber habe: und daher hat meine Geschichte alle Wahrscheinlichkeit, deren sie benöthiget ist. Eure Verse wollen in der That nichts sagen; gebt nur recht darauf acht: sie sind nur ein sinnloses Gewäsche, welches aus etlichen kindischen Ausdrückungen zusammen gesetzet ist. Aber meine haben einen sehr deutlichen Verstand, womit man alsbald zufrieden ist: welches denn genugsam zeiget, daß die Natur mehr daraus hervorleuchtet, als aus den Eurigen.

Hadrian. In der That, ich hätte nicht gedacht, daß der Verdruß, den Du gehabt, weil Du mit Deiner Jungferschaft sterben sollen, Dir so rühmlich seyn sollte!

Marg. Scherzet nur, so lange ihr wollet; aber meine Todesart, wenn ich so reden darf, hat noch einen wesentlichen Vorzug, vor Catons und Eurem Tode. Ihr waret beyde lebenslang sehr bemüht gewesen, Philosophen zu seyn: und also hattet Ihr Euch anheischig gemachet, den Tod nicht zu fürchten. Wäre es Euch nur erlaubt gewesen, denselben zu scheuen; fürwahr, ich weis nicht, was sich vieleicht zugetragen hätte! Aber ich hingegen hatte in währendem Ungewitter, das Recht zu zittern und zu beben; und mein Geschrey bis an die Wolken zu treiben: ohne daß mirs jemand hätte verdenken, oder das geringste dawider einwenden können; ja ich hätte dadurch von meiner Ehre nichts

verloren. Indessen blieb ich so ruhig, daß ich mir auch gar eine Grabschrift machen konnte.

Hadrian. Im Vertrauen! Ist die Grabschrift nicht erst nach der Zeit, irgend auf dem trocknen Lande gemacht worden?

Marg. Ach! das ist eine verdrießliche Zanksucht. Habe ich Euch dergleichen Fragen über Eure Verse gethan?

Hadrian. So ergebe ich mich denn im rechten Ernste, und gestehe: daß die Tugend groß genug sey, wenn sie die Gränzen der Natur nicht überschreitet.



Das V Gespräch.

Erasistratus und Harväus.

Erasistratus.

Ich lerne wunderbare Dinge von Dir. Wie? hätte denn das Geblüt im Leibe einen Kreislauf? Die Blutadern sollen es von den äußersten Theilen zum Herzen führen: und aus dem Herzen soll es wieder durch die Pulsadern nach den äußersten Theilen fließen!

Harv. Ich habe es durch vielfältige Erfahrungen so deutlich erwiesen: daß kein Mensch mehr daran zweifelt.

Erasistr. So haben wir alten Arzneyverständigen denn ziemlich geirret, indem wir dafür hielten: das Blut hätte nur eine ganz langsame Bewegung von dem Herzen nach außen zu; und man muß Dir sehr verbunden seyn, daß Du diesen alten Irrthum abgeschaffet hast.

Harv. Das ist es eben, was ich verlange: ja man ist mir um so viel mehr Dank schuldig; weil ich derjenige bin, der die Leute auf die Bahn gebracht, alle die herrlichen Erfindungen ans Licht zu bringen, die man heutiges Tages in der Zergliederungskunst machet. Nachdem ich einmal den Kreislauf des Geblütes erfunden, so können nunmehr

andre

andre einen neuen Gang, eine neue Röhre, ein neues Behältniß nach dem andern entdecken. Es scheint, als wenn man den ganzen Menschen umgeschmolzen hätte. Seht! wie viel Vorzüge unsere neue Arzneykunst vor der Eurigen haben müsse? Ihr wolltet den menschlichen Körper heilen und gesund machen: und der menschliche Körper war Euch noch nicht einmal bekannt.

Erasistr. Ich gestehe, daß die neuern bessere Naturkündiger sind; sie kennen die Natur besser, als wir: aber sie sind darum noch keine bessere Aerzte, als wir waren. Wir konnten die Kranken eben so wohl gesund machen, als Sie. Ich hätte doch allen Neuern, und insonderheit Dir, den Prinzen Antiochus in die Cur geben wollen, der das viertägige Fieber hatte. Du weist, wie ich mich dabey aufgeführet; und wie ich an seinem Pulse, welcher in Gegenwart der Stratonika heftiger, als sonst schlug, gemerket: daß er in diese schöne Königinn verliebt wäre; und daß seine ganze Krankheit von der Gewalt herrührte, welche er sich anthat, seine Neigung zu verbergen. Indessen verrichtete ich eine so schwere und wichtige Cur, ohne zu wissen, daß das Geblüt einen Kreislauf hätte: und ich glaubte fest, Du würdest mit aller Beyhülfe, so Du von dieser Wissenschaft haben konntest, doch sehr bekümmert gewesen seyn, wenn Du an meiner Stelle gewesen wärest. Es fragte sich hier nicht von neuen Gängen, oder neuen Behältnissen. Das Herz des Patienten zu kennen, daran war das meiste gelegen!

Harv. Es ist aber nicht allezeit die Frage von dem Herzen: auch sind nicht alle Kranke in ihre Stiefmütter verliebt, wie Antiochus. Es ist gar kein Zweifel, daß Euch nicht viele Kranke unter den Händen gestorben seyn sollten: bloß deswegen, weil ihr den Kreislauf des Geblütes nicht gewußt habt.

Erasistr. Was? glaubest Du, daß Deine neue Erfindungen so sehr nützlich sind?

Harv. Wie anders?

Erasistr. So beantworte mir doch, dafern es Dir beliebt,

eine kleine Frage. Warum sieht man doch noch täglich eben so viele Todte zu uns kommen, als sonst jemals gekommen sind?

Harv. O! sterben sie, so haben sie selber Schuld; und nicht die Aerzte.

Erasistr. Aber dergestalt hilft ja der Kreislauf des Geblütes, mit allen Gängen, Röhren und Behältnissen nichts?

Harv. Vieleicht hat man noch nicht Zeit genug gehabt, sich dasjenige, was man seit weniger Zeit gelernet hat, recht zu Nutze zu machen: aber mit der Zeit muß man nothwendig große Wirkungen davon spüren.

Erasistr. Auf mein Wort! es wird nicht anders werden. Siehst Du denn nicht? Es ist ein gewisses Maaß von nützlichen Erkenntnissen, welches die Menschen zeitig genug haben, und zu welchem sie sehr wenig hinzugesetzet: ja sie werdens auch sehr wenig überschreiten; wo sie es ja noch überschreiten sollten. Die andern Dinge, die nicht so nöthig sind, die entdecken sie allmählich, in einer langen Folge vieler Jahre.

Harv. Das wäre doch wunderlich, daß man den Menschen nicht besser sollte gesund machen können, wenn man ihn besser kennet! Was wäre es also nütze, sich auf die Verbesserung der Wissenschaft des menschlichen Körpers zu legen? Es wäre ja besser, alles stehen und liegen zu lassen.

Erasistr. Man würde dabey aber manches sehr angenehme Erkenntniß entbehren müssen. Allein was den Nutzen anlanget, so glaube ich, einen neuen Gang im menschlichen Leibe erfinden, und einen neuen Stern am Himmel entdecken, das sey einerley. Die Natur will, daß innerhalb einer gewissen Zeit, die Menschen, vermittelst des Todes, einander folgen sollen. Es ist ihnen vergönnet, sich gegen denselben, bis auf einen gewissen Zeitpunct, zu wehren: ist aber dieser vorbey, so mag man immer neue Entdeckungen in der Zergliederkunst machen; man mag noch so tief in die geheimeste Zusammensetzung des menschlichen Körpers dringen: die Natur wird man nicht betriegen! Die Leute werden eben sowohl sterben, als vormals.

Das VI Gespräch.

Berenice und Cosmus von Medices.

Cosmus von Medices.

Ich höre von etlichen Gelehrten, die vor kurzer Zeit gestorben, eine Zeitung, die mir sehr zu Herzen geht. Ihr werdet wissen, daß Galiläus, der mein Mathematicus war, gewisse Planeten entdeckete, denen er mir zu Ehren, den Namen der mediceischen Sterne gab. Aber man hat mir berichtet, daß sie unter diesem Namen gar nicht mehr bekannt sind; und daß man sie schlecht weg die Trabanten Jupiters nennet. Die Welt muß doch itzo sehr schlimm und neidisch auf die Ehre eines andern seyn!

Berenice. Ohne Zweifel! ich habe wenig merkwürdigere Wirkungen von ihrer Bosheit gesehen.

Cosmus. Ihr habet gut reden, nachdem Ihr so glücklich gewesen seyd! Ihr hattet ein Gelübde gethan, Eure Haare abzuschneiden, wenn Euer Mann, Ptolomäus, als Ueberwinder, ich weis nicht aus welchem Kriege, zurück kommen würde. Er kam endlich, und hatte seine Feinde geschlagen: ihr widmetet also Eure Haare in einen Tempel der Göttinn Venus. Des folgenden Tages entwandte sie ein Mathematicus, und gab vor: sie wären in ein Gestirn verwandelt worden, welches er das Haar Berenicens nennete. Sterne, für das Haar einer Frau auszugeben, das war noch weit ärger, als neuen Planeten den Namen eines Fürsten beyzulegen. Indessen ist es deinem Haare so gelungen: hingegen die armen mediceischen Gestirne haben das Glück nicht erlangen können.

Beren. Wenn ich Dir mein himmlisches Haar abtreten könnte; so solltest Du es gewiß haben, um Dich da-

durch aufzurichten: ja ich wollte großmüthig seyn, und nicht einmal eine große Erkenntlichkeit für dieses Geschenk von Dir fodern.

Cosm. Indessen wäre es doch was Ansehnliches: und ich wollte, daß mein Namen der Unsterblichkeit so gewiß versichert wäre, als der Eurige.

Beren. Ach! wenn gleich alle Gestirne meinen Namen führen möchten: würde ich deswegen glücklicher seyn? Der Namen wäre da oben im Himmel, und ich würde doch eben sowohl hier unten seyn. Die Menschen sind sehr artig! Sie selbst können dem Tode nicht entgehen; doch bemühen sie sich, zwo oder drey Sylben, die ihnen zugehören, demselben zu entziehen. Das ist ein artiger Streich, den sie demselben versetzen wollen! Wäre es nicht besser, wenn sie sichs gutwillig gefallen ließen, zugleich mit ihren Namen zu sterben?

Cosm. Ich bin nicht Eurer Meynung. Man wehret sich vor dem Tode so viel, als man kann; und wenn man gleich todt ist, so bemüht man sich doch noch zu leben: es sey nun durch einen Marmor, darinnen man ausgehauen ist; oder durch Steine, die einer über dem andern liegen, oder endlich durch sein Grab selbst. Man . . .

Beren. Ganz gut! aber die Dinge selbst, die uns dergestalt vom Tode befreyen sollten, sterben endlich auch nach ihrer Art. Wem willst Du deine Unsterblichkeit anvertrauen?

Cosm. Das ist eben kein übles Vorhaben, wenn man seinen Namen den Sternen übergiebt: diese dauren ja unaufhörlich!

Beren. Die Sterne selbst sind noch so gar sicher nicht, wie ich mir habe sagen lassen. Man saget: daß neue entstehen, und alte verschwinden; und vieleicht werde ich mit der Zeit nicht ein Haar am Himmel behalten. Zum wenigsten ist dasjenige, was unserm Namen begegnen kann, ein grammatischer Tod. Etliche Veränderungen der Buchstaben setzen sie in einen Stand, da sie zu nichts dienen, als die Gelehrten in Verwirrung zu setzen. Vor einiger Zeit

sah

sah ich hier unten zween Todte, die sehr heftig miteinander stritten. Ich näherte mich, und fragte, wer sie wären? und bekam zur Antwort, daß der eine der große Constantin, und der andre ein barbarischer Kaiser wäre. Sie zankten sich, welcher unter ihnen vormals mächtiger, oder größer gewesen wäre. Constantin sagete, er wäre Kaiser von Constantinopel gewesen: und der Barbar sprach, er hätte zu Stambol geherrschet. Um sein Constantinopel groß zu machen, sagete der erste, daß es an dreyen Meeren gelegen hätte, an dem euxinischen Pontus, an dem thracischen Bosphorus, und an dem Propontis. Der andere gab zur Antwort, Stambol herrsche gleichfalls über drey Meere: das schwarze Meer, die Meerenge, und das Meer von Marmara. Diese Aehnlichkeit Stambols und Constantinopels setzte den großen Constantin in Verwunderung. Als er sich aber von der Lage Stambols genaue Nachricht hatte geben lassen, erstaunte er noch mehr; indem er fand, daß es Constantinopel selbst wäre: welches er bloß wegen Veränderung der Namen nicht hatte erkennen können. **Ach! rief er, ich hätte eben so wohl gethan, wenn ich der Stadt ihren alten Namen, Byzanz, gelassen hätte. Wer wird wohl den Namen Constantin in Stambol suchen?** Ehestens wird er darinnen ganz erlöschen.

Cosm. Bey meiner Treue, Ihr tröstet mich in etwas, und ich entschließe mich zur Geduld. Kurz; haben wir uns selbst nicht vom Tode befreyen können: so ist es vernünftig genug, daß unsere Namen auch untergehen. Sie sind ja nichts besser, als wir.



Gespräche der Todten aus neuern Zeiten.

Das I Gespräch.

Anna von Bretagne und Maria von England.

Anna von Bretagne.

Versichert, mein Tod erweckte Euch ein grosses Vergnügen. Ihr schifftet sogleich über die See, um Ludewig den XIIten zu heurathen, und Euch des Thrones zu bemeistern, den ich ledig gemacht hatte. Aber Ihr habet desselben nicht gar zu lange genossen, und ich ward an Euch, durch eure eigene Jugend und Schönheit gerächet; welche Euch den Augen des Königes gar zu liebenswürdig machten, und wegen meines Verlustes trösteten. Denn sie beschleunigten seinen Tod, und hinderten Euch also, daß Ihr nicht lange Königinn seyn konntet.

Maria v. Eng. Es ist wahr, daß die königliche Würde sich mir kaum gewiesen habe, und im Augenblicke wieder verschwunden sey.

Anna v. Br. Hernach wurdet Ihr eine Herzoginn von Suffolk. Das war eine hübsche Erniedrigung! Mich anlangend, so habe ich, Gott Lob! ein ganz ander Schicksal gehabt. Als Karl der achte starb, verlohr ich durch seinen Tod meinen Rang nicht; sondern ich heurathete seinen Nachfolger: welches ein Exempel von ganz besonderm Glücke ist.

Maria

Maria v. Eng. Wenn ich denn sagen möchte, daß ich Euch dieses Glück niemals gemisgönnet hätte: würdet Ihr mirs wohl glauben?

Anna v. Br. Nein! ich begreife es gar zu wohl, was das heißt: Herzoginn von Suffolk zu werden, nachdem man Königinn von Frankreich gewesen ist!

Maria v. Eng. Ich liebte aber den Herzog von Suffolk.

Anna v. Br. Das machet nichts! Wenn man die Süßigkeit des königlichen Thrones einmal geschmecket hat, kann man denn auch wohl an andern Süßigkeiten ein Vergnügen finden?

Maria v. Eng. Ja freylich! wenn sie nämlich aus der Liebe kommen. Versichert, Ihr dörfet deswegen auf mich nicht unwillig seyn, daß ich Eure Nachfolgerinn gewesen bin. Wenn es allezeit nach meinem Sinne gegangen wäre, so würde ich sonst nichts, als eine Herzoginn gewesen seyn. Und ich machte mich geschwinde genug nach Engelland zurück, um diesen Titul anzunehmen; nachdem ich den königlichen losgeworden war.

Anna v. Br. Waret Ihr denn so niederträchtig gesinnet?

Maria v. E. Ich gestehe, daß der Hochmuth mich niemals gerühret habe. Die Natur hat dem Menschen einfältige, leichte und ruhige Belustigungen verliehen: aber ihre Einbildungskraft stellet ihnen solche vor, die mühsam, und schwer zu erlangen sind. In Wahrheit, die Natur ist weit geschickter, ihnen Ergetzungen zu machen, als sie selber. Warum überlassen sie ihr denn nicht dieses Amt? Sie hat in dieser Absicht die Liebe erfunden, welche sehr angenehm ist: aber die Menschen haben den Ehrgeiz erdacht, dessen man doch gar leicht hätte entbehren können.

Anna v. Br. Wer hat es Euch gesaget, daß der Ehrgeiz von Menschen erfunden sey? Die Natur treibt uns eben so wohl zu der Begierde groß zu werden, und andern zu befehlen, als zur Liebe.

Maria

Maria v. E. Es ist leicht zu sehen, daß die Ehrsucht ein bloßes Kind der Phantasie sey; denn sie hat ihre ganze Art an sich. Sie ist unruhig, und voller abentheuerlichen Anschläge; sie überschreitet ihre eigene Wünsche, sobald sie nur erfüllet worden; sie hat endlich ein Ziel, welches sie niemals erreichet.

Anna v. Br. Und zum Unglücke, hat die Liebe ein solches, welches sie nur gar zu bald erreichet.

Maria v. E. Daher entsteht sonst nichts Böses, als daß man durch die Liebe mehrmals glücklich werden kann: und daß man hingegen durch den Ehrgeiz kein einzigesmal glücklich wird. Oder wenn es ja möglich ist, daß es geschieht, so ist zum wenigsten dieses Vergnügen für gar zu wenige Leute gemachet: folglich hat die Natur, deren Gunstbezeigungen jederzeit allgemein sind, dasselbe nicht für den Menschen bestimmet. Sehet nur die Liebe an! sie ist für alle Welt bestimmet. Nur denen, welche ihr Glück in einer gar zu großen Hoheit suchen, scheint die Natur die Süßigkeit derselben gemisgönnet zu haben. Ein König, der sich auf hundert tausend Mann verlassen kann; kann sich nicht auf ein einzig Herz verlassen. Er kann nicht wissen, ob man nicht um seiner Hoheit halber, alles dasjenige gegen ihn thue, welches man gegen einen andern, seiner Person halber, gethan haben würde. Seine königliche Würde bringet ihn um die einfältigsten und süßesten Ergetzlichkeiten.

Anna v. Br. Durch diese Beschwerlichkeit, so Ihr an der königlichen Würde findet, machet Ihr die Könige nicht viel unglücklicher. Wenn man sieht, daß ihren Befehlen nicht sowohl nachgelebet, als zuvor gekommen wird; daß eine unzähliche Menge von Glückseligkeiten, ihnen nur ein Wort kostet, welches sie aussprechen können, wenn sie wollen: wenn man so viel Bemühungen, so viel Anschläge, so viel Eifer, so viel Begierde, angenehm zu seyn, betrachtet, die bloß auf ihre Personen abzielen: so können sie sich in Wahrheit schon zufrieden stellen; wenn sie gleich nicht wissen, ob man sie ihres Standes, oder ihrer Person wegen liebet.

bet. Ihr saget, die Ergetzlichkeiten der Ehrsucht wären für gar zu wenig Leute gegeben. Aber eben das, was Ihr derselben vorrücket, reizet sie am allermeisten. In Glückssachen schmäuchelt uns nichts so sehr, als wenn man vor andern was voraus hat: und die Regenten sind den übrigen Menschen so gar vortheilhaftig vorgezogen; daß sie schon genugsam belohnet seyn würden, wenn sie gleich von denen Belustigungen etwas entbehren müßten, die alle Welt leicht haben kann.

Maria v. E. Ach! beurtheilet doch ihren Verlust nach der Empfindlichkeit, womit sie die gemeinen und einfältigen Ergetzungen genießen, wenn sie Gelegenheit dazu finden. Höret nur, was mir neulich eine Prinzeßinn von meinem Geblüthe erzählete, die in England lange Zeit sehr glücklich und ohne Mann regieret hat. Sie gab dem holländischen Gesandten die erste Audienz: welcher von ungefähr einen jungen wohlgestalten Menschen in seinem Gefolge hatte. So bald dieser die Königinn erblickete, wandte er sich zu denen, die neben ihm stunden, und sagete ganz leise etwas zu ihnen; aber mit einer solchen Mine, daraus die Königinn fast errathen konnte, was es gewesen wäre: denn die Weiber haben darinnen eine unvergleichliche Gabe. Diese drey oder vier Worte, welche dieser junge Holländer gesaget, und die sie nicht einmal verstanden hatte, lagen ihr mehr im Kopfe, als die ganze Rede des Abgesandten. So bald nun dieselben abgefertiget waren, wollte sie sich ihrer Gedanken versichern. Sie fragte derowegen diejenigen, welche der junge Mensch angeredet hatte, was er ihnen gesaget hätte? Diese antworteten mit vieler Ehrerbiethung; daß es etwas wäre, welches man einer großen Königinn nicht wiedersagen dürfte: und wehreten sich sehr lange, dasselbe zu wiederholen. Als sie sich aber endlich ihrer unumschränkten Macht gebrauchte; so hörete sie, daß er in der Stille gerufen hätte: Ha, sieher! das ist ein recht schönes Weibesbild! Ja er hätte noch einen andern ziemlich groben, aber lebhaften Ausdruck hinzugesetzet, der zu verstehen

stehen gegeben, daß sie recht nach seinem Sinne wäre. Man erzählete dieses der Königinn mit Zittern und Beben: indessen erfolgte nichts anders darauf, als daß sie, bey Abfertigung des Gesandten, diesem jungen Holländer ein ansehnliches Geschenk gab. Sehet nur, wie mitten in den Ergetzungen der Hoheit und königlichen Würde, dieses Vergnügen, für schön gehalten zu werden, sie so lebhaft hat rühren können!

Anna v. Br. Aber sie hat es doch, durch den Verlust des erstern, nicht zu erkaufen verlanget. Alles, was gar zu einträchtig ist, fällt den Menschen nicht sonderlich angenehm. Es ist nicht genug, daß die Ergetzlichkeiten nur durch ihre Anmuth ein wenig rühren: man will dadurch in Bewegung gesetzet, ja gar entzücket seyn. Woher kömmt es, daß das Schäferleben, so wie es die Poeten abschildern, niemals anderswo, als in ihren Schriften angetroffen worden? Es ist gar zu geruhig, und viel zu einträchtig!

Maria v. E. Ich gestehe es, daß die Menschen alles verderbet haben. Aber woher kömmt es, daß der Anblick des herrlichsten und prächtigsten Hofes von der Welt ihnen weniger Anmuth giebt; als die Vorstellungen, die sie sich zuweilen von diesem Schäferleben in Gedanken machen? Daher, weil sie dazu bestimmet waren.

Anna v. Br. So haben denn Eure einfältigen und ruhigen Ergetzlichkeiten nichts mehr zum Antheile, als daß sie mit in denen Chimären vorkommen, welche die Menschen sich selber aus Ehrsucht machen.

Maria v. E. Nein, nein! Wenn es wahr ist, daß wenige von so gutem Geschmacke sind, daß sie von diesen Ergetzungen den Anfang machen: so machet man doch dadurch sehr gern den Beschluß, wenn man nur immermehr kann. Die Phantasie hat sich eine zeitlang bey falschen Belustigungen aufgehalten; und endlich kehret sie wiederum zu den wahrhaftigen zurück.

Das II Gespräch.

Karl der fünfte und Erasmus.

Erasmus.

Ihr habt gar nicht daran zu zweifeln: wenn man unter den Todten eine Rangordnung hätte, so würde ich Euch nicht weichen.

Karl. Was? Ein Grammaticus, ein Gelehrter: oder daß ich noch mehr sage, und euer Verdienst aufs höchste treibe, ein sinnreicher Kopf, sollte den Vorzug vor einem Fürsten verlangen, der ein Herr von dem besten Theile Europens gewesen ist?

Erasm. Setzet nur Amerika auch noch hinzu! und doch werde ich mich eben so wenig vor Euch fürchten. Diese ganze Hoheit war, so zu sagen, nichts anders, als ein Zusammenfluß vieler blinden Glücksfälle; und wenn man alle die Theile, daraus sie bestand, von einander trennen wollte; so könnte man es Euch ganz deutlich zeigen. Wenn Ferdinand, Euer Großvater, ein Mann gewesen wäre, der sein Wort gehalten hätte: so würdet Ihr in Italien fast nichts gehabt haben. Wenn andre Prinzen seines gleichen so viel Verstand gehabt hätten, zu glauben, daß es Gegenfüßer geben könne: so hätte sich Christoph Columbus nicht zu ihm gewandt; und Amerika wäre nicht unter die Zahl Eurer Staaten gekommen. Wenn Ludwig der XI nach dem Tode des letztern Herzogs von Burgund, gewußt hätte, was er that: so wäre weder die Erbinn von Burgundien an den Maximilian, noch Niederland an Euch gekommen. Wenn Heinrich von Castilien, der Bruder Eurer Großmutter Isabelle, nicht bey den Weibern in üblem Credit gestanden hätte; oder wenn die Keuschheit seiner Gemahlinn nicht so zweifelhaft gewesen wäre: so hätte man die Tochter Heinrichs für seine wahrhafte

hafte Tochter gelten lassen; und das Königreich Castilien wäre Euch also auch entwischet.

Karl. Ihr machet mir angst und bange. Mich dünket, daß ich den Augenblick entweder Castilien, oder die Niederlande, oder Amerika, oder Italien verliere.

Erasm. Scherzet nur nicht! Ihr dörftet einigen Eurer Vorfahren nur ein Bißchen mehr Verstand, und andern nur ein Bißchen mehr Aufrichtigkeit gegeben haben; so hättet Ihr gewaltig viel dabey verlohren. So gar das Unvermögen Eures Großoheims, und die Unzucht Eurer Großmuhme sind Euch unentbehrliche Sachen. Sehet, wie schwach ein Gebäud ist, welches auf so vielen Glücksfällen beruhet.

Karl. In der That, eine so scharfe Untersuchung, als die Eurige, ist unmöglich auszuhalten. Ich gestehe es, daß alle meine Hoheiten und Ehrentitel vor euch verschwinden.

Erasm. Nichts destoweniger sind doch dieses die Eigenschaften, womit Ihr Euch breit zu machen gedachtet: und ich habe sie Euch alle sonder Mühe zunichte gemacht. Erinnert Ihr Euch wohl, gehöret zu haben! daß, als der Athenienser, Cimon, viele Persianer gefangen genommen hatte; derselbe auf einer Seite ihre Kleider, auf der andern Seite aber ihre Körper ganz nacket, zum Verkaufe ausgestellet habe: da denn um die Kleider, welche sehr prächtig waren, ein großes Gedräng von Käufern entstanden; die Leute selbst aber niemand verlanget hat? Wahrhaftig! ich glaube, daß dasjenige, was diesen Persern begegnet ist, vielen andern begegnen würde; wenn man ihre persönliche Verdienste von ihren Glücksgütern absondern wollte.

Karl. Welches sind aber diese persönlichen Verdienste?

Erasm. Ist das noch fragens werth? Alles was in uns selber ist: z. E. Der Verstand, die Wissenschaften.

Karl. Und daher kann man also einen wohlgegründeten Ruhm ziehen?

Erasm.

Erasm. Ohne Zweifel! Das sind ja keine Glücksgüter, wie der Adel und der Reichthum.

Karl. Das nimmt mich sehr Wunder, was ihr saget. Erlangen die Gelehrten ihre Wissenschaften nicht eben so, wie die meisten Reichen ihr Vermögen? Geschieht es nicht durch eine Erbfolge? Denn Ihr Gelehrten, Ihr erbet ja sowohl von den Alten, wie wir von unsern Vätern. Haben wir alles, was wir besitzen, aus einer Verlassenschaft: so haben Euch die Alten alles das nachgelassen, was Ihr wisset. Und daher kömmts eben, daß etliche Gelehrte alles, was sie von den Alten herhaben, mit eben der Ehrerbiethung ansehen: als einige die Landgüter und Häuser ihrer Vorfahren, darinnen sie nicht die allergeringste Veränderung machen wollen.

Erasm. Aber die Großen werden als Erben ihrer Väter gebohren: die Gelehrten hergegen sind nicht gebohrne Erben der Wissenschaft der Alten. Die Gelehrsamkeit ist keine Erbschaft, die man bekömmt; es ist ein ganz neuer Erwerb, den man unternimmt: oder wenn sie ja ein Erbe seyn soll, so ist sie doch sehr schwer zusammen zu suchen, damit sie uns rechte Ehre bringe.

Karl. Gut! setzet nun die Mühe, die Ihr habet, Güter des Verstandes zu erlangen, gegen diejenige, so zur Erhaltung der Glücksgüter nöthig ist: so wird alles gleich werden. Denn kurz zu sagen, wenn Ihr nur auf die Schwierigkeiten sehet, so ist es ausgemachet: daß in den weltlichen Geschäfften weit mehrere vorfallen, als in dem Nachsinnen der Studierstuben.

Erasm. Aber laßt uns nicht von der Wissenschaft reden; wir wollen uns an den Verstand halten. Dieses Gut kömmt nicht auf einen Glücksfall an.

Karl. Kömmt es nicht darauf an? Wie? Besteht nicht der Verstand und Witz in einer gewissen Einrichtung des Gehirnes? und ist das ein geringerer Glücksfall,

mit einem wohl eingerichteten Gehirne, als von einem Vater gebohren zu werden, der ein König ist? Ihr seyd ein großer Mann; aber fraget alle Weltweisen, woran es gelegen habe, daß Ihr nicht dumm, oder blöde vom Verstande geworden seyd? Es liegt fast an gar nichts, an einer geringen Anordnung der kleinen Fäserchen; kurz, an etwas, welches die allersubtilste Anatomie niemals wird entdecken können. Und bey dem allen unterstehen sich die Herren Gelehrten, mit ihrem Witze, gegen uns zu behaupten: daß sie allein solche Güter hätten, die man nicht dem Glücke zuschreiben könnte; und halten dafür, sie hätten das Recht, alle andere Menschen zu verachten!

Erasm. Also sind es nach Eurer Meynung einerley Verdienste, reich zu seyn, oder Verstand zu haben?

Karl. Verstand besitzen, ist zwar ein noch glücklicherer Zufall; aber es bleibt doch allezeit ein Zufall.

Erasm. So ist denn alles ein Zufall?

Karl. Ja freylich! wenn man nur diesen Namen einer gewissen verborgenen Ordnung beyleget. Ich lasse Euch urtheilen, ob ich die Menschen nicht noch besser entblößet habe, als Ihr? Ihr nahmet ihnen nur etliche Vorzüge der Geburt: und ich nehme ihnen gar die Vorzüge des Geistes. Wenn sie sich recht versichern wollten, ob eine Sache ihnen eigen sey, ehe sie damit Eitelkeit trieben: so würde gewiß wenig Eitelkeit in der Welt seyn.



Das

Das III. Gespräch.

Königinn Elisabeth von England und der Herzog von Alenßon.

Der Herzog.

Warum habet Ihr mir aber so lange Hoffnung gemachet, mich zu heurathen: da Ihr doch in Eurem Herzen beschlossen hattet, nichts zu vollziehen?

Elisabeth. Ich habe mehr als einen hintergangen, die Euch in keinem Stücke was nachgaben. Ich bin die Penelope meiner Zeiten gewesen. Ihr, der Herzog von Anjou, Euer Bruder, der Erzherzog, der König in Schweden, Ihr alle mit einander waret die Freyer, die nach einer Insel strebten, die zehnmal besser war, als Ithaka. Ich habe Euch viele Jahre lang in der Ungewißheit gelassen, und endlich habe ich Euch alle ausgelachet.

Der Herzog. Es giebt hier unter den Todten einige, die es nicht zugeben würden, daß Ihr Penelopen ganz ähnlich seyn solltet. Man findet auch wirklich keine einzige Vergleichung, die nicht sehr mangelhaft wäre.

Elisab. Wenn Ihr nicht so unbedachtsam wäret, als Ihr seyd, und wüßtet, was Ihr redet - -

Der Herzog. Gut, gut; bleibt nur bey Eurer Ernsthaftigkeit. Sehet nur, wie Ihr mit Eurer Jungferschaft allezeit gepralet habet: wovon der große Theil von Amerika zeiget, dem ihr, zum Andenken Eurer allerungewissesten Eigenschaft, den Namen Virginien, oder Jungferland, habt geben lassen! Dieses Land wäre sehr übel benennet, wenn es nicht zu allem Glücke in der neuen Welt läge. Aber dem sey wie ihm wolle, davon ist unser Streit nicht. Gebet mir doch wegen Eurer geheimnißvollen Aufführung einige Rechenschaft, und von allen Euren Heurathsvorschlägen, die endlich auf nichts hinausliefen. Haben

Euch etwa die sechs Vermählungen Henrichs des achten, Eures Vaters, gelehret, Euch gar nicht zu verheurathen: so wie die immerwährenden Reisen Karls des fünften, Philipp den andern bewogen, niemals aus Madrit zu kommen?

Elisab. Ich könnte bey der Ursache bleiben, die Ihr mir an die Hand gebet. Denn in der That brachte mein Vater sein ganzes Leben mit heurathen zu. Einigen Gemahlinnen gab er den Abschied, und andern ließ er die Köpfe abschlagen. Aber das wahrhafte Geheimniß von meiner Aufführung war dieses, daß ich nämlich fand: es sey nichts schöner, als Anschläge zu machen, Vorbereitungen anzustellen, und nichts zu Stande zu bringen. Was man am eifrigsten wünschet, das verliehrt seinen Werth, so bald man es erhält: und so oft eine Sache aus unserer Einbildungskraft zur Wirklichkeit kömmt, so oft entgeht uns was davon. Ihr kommet nach England, nach mir zu freyen: da sind lauter Tänze, Freudentage und Lustbarkeiten zu sehen: ja ich gehe so weit, daß ich Euch so gar einen Ring gebe. Bisher gehet alles ganz unvergleichlich! Alles besteht in Vorspielen und in Gedanken. Auch das angenehmste aus dem Ehestande ist schon erschöpfet. Dabey lasse ichs aber bewenden, und schicke Euch wieder zurück.

Der Herzog. Die Wahrheit zu sagen, Eure Staatsregel war nicht nach meinem Sinne: ich suchete was mehr, als Einbildungen.

Elisab. Ach! wenn man die Menschen der Einbildungen berauben wollte, was würden sie doch für Ergetzlichkeiten übrig behalten? Ich sehe wohl, daß Ihr nicht alle Annehmlichkeiten Eures Lebens empfunden habt: aber Ihr seyd in Wahrheit unglücklich, daß sie Euch vergebens zu Theile geworden.

Der Herzog. Wie? Was für Annehmlichkeiten hatte mein Leben? Mir ist niemals etwas gelungen. Viermal habe ich gedacht König zu seyn, bald in Pohlen, bald in England, bald in den Niederlanden; endlich schien

Frankreich mir schon zu gehören. Indessen bin ich hieher gekommen, ohne jemals geherrschet zu haben.

Elisab. Sehet! das ist eben das Glück, welches Ihr nicht wahrgenommen habet. Allezeit Einbildungen, Hoffnungen, und niemals was wirkliches. Ihr habet Euch lebenslang nur immer zum königlichen Throne zubereitet: so wie ich mich mein lebenlang nur immer zum Heurathen angeschicket habe.

Der Herzog. Allein, wie ich dafür halte, daß eine wirkliche Heurath sich gut für Euch geschicket hätte; so gestehe ich, daß ein wirkliches Königreich recht für mich gewesen wäre.

Elisab. Die Ergeßlichkeiten leiden es nicht, daß man bis in ihr Innerstes dringe: man muß sie nur ein wenig berühren. Sie sind dem morastigen Erdreiche ähnlich, darüber man geschwinde weglaufen muß, ohne auf einer Stelle viel stille zu stehen.

Das IV. Gespräch.

Wilhelm von Cabestan und Albert Friedrich, Herzog in Preußen.

Albert Friedrich.

Ich habe Euch noch einmal so lieb, weil Ihr eben sowohl als ich, närrisch gewesen seyd. Erzählet mir doch ein wenig die Historie von Eurer Unsinnigkeit. Wie kamet Ihr denn dazu?

Wilhelm v. C. Ich war ein Poet in der Provence, der zu seiner Zeit sehr im Ansehen war: und dieses machete mich eben unglücklich. Ich verliebte mich in ein Frauenzimmrr, und machete sie durch meine Gedichte berühmt. Aber ihr gefielen meine Verse so gut, daß sie befürchtete: ich möchte vieleicht mit der Zeit, auch einer andern zu Ehren, einige

machen. Damit sie sich nun von der Treue meiner Muse versichern möchte, gab sie mir einen verfluchten Trank, der mir das Gehirn verrückte, und mich aus dem Stande se-ßete, was zu schreiben.

A. Friedr. Wie lange seyd Ihr schon todt?

Wilhelm v. C. Es sind ungefähr vierhundert Jahre.

A. Friedr. Die Poeten müssen zu Eurer Zeit sehr selten gewesen seyn: weil man sie so hoch geschäßet, daß man sie so gar auf dergleichen Weise vergiftet hat. Es ist mir leid, daß Ihr nicht zu meiner Zeit gebohren seyd: da hättet Ihr auf allerley Schönen Verse machen können, ohne jemals ein Gift zu besorgen.

Wilhelm v. C. Ich weis es wohl. Kein einziger geistreicher Kopf beklaget sich ja allhier, daß es ihm wie mir ergangen sey. Aber wie seyd denn Ihr zum Narren geworden?

A. Friedr. Auf eine sehr vernunftmäßige Art. Ein gewisser König sah ein Gespenst im Walde, und ward darüber närrisch: das hieß nichts! Aber was ich gesehen habe, das war weit erschrecklicher.

Wilhelm v. C. Was habet Ihr denn gesehen?

A. Friedr. Die Vorbereitungen zu meinem Beylager. Ich heurathete Marien Eleonoren von Cleve. Und in währendem Hochzeitfeste stellte ich solche vernünftige Betrachtungen über den Ehestand an, daß ich darüber meinen Verstand verlohr.

Wilhelm v. C. Hattet Ihr denn in Eurer Krankheit zuweilen einige gute Stunden?

A. Friedr. Ja.

Wilhelm v. C. Desto ärger! Und ich war noch unglücklicher; ich kam gar wieder zur Vernunft.

A. Friedr. Ich hätte nicht gemeynet, daß das ein Unglück wäre.

Wilhelm v. C. Wenn man ein Narr ist, so muß man ein ganzer Narr seyn, und niemals aufhören ein Narr

zu seyn. Diese Abwechselung von Vernunft und Unsinnigkeit, ja diese Wiederkehr des Verstandes gehöret nur für die kleinen Narren, die es nur von ungefähr werden, und deren Anzahl nicht sonderlich groß ist. Aber sehet nur diejenigen, welche die Natur täglich in ihrem ordentlichen Laufe hervorbringet, und davon die Welt voll ist: diese sind allezeit Narren, und werden ihr lebenlang nicht klug.

A. Friedr. Ich hätte mir eingebildet, je weniger man närrisch wäre, desto besser wäre es.

Wilhelm v. C. Also wisset Ihr noch nicht, wozu die Narrheit gut ist. Sie dienet zum Hindernisse, daß man sich selbst nicht erkennen lerne. Der Anblick seiner selbst ist sehr betrübt; und wie es also niemals rathsam ist, sich selbst zu erkennen: so soll die Thorheit den Menschen billig nicht einen Augenblick verlassen.

A. Friedr. Ihr habet gut sprechen! Ihr werdet mich niemals überreden, daß es noch andere Narren gebe, außer solchen, wie wir beyde gewesen. Alle übrige Menschen haben Verstand; sonst wäre es ja für keinen Verlust zu achten, wenn man den Verstand verlöhre; und man würde ja die Unsinnigen nicht von vernünftigen Leuten unterscheiden.

Wilhelm v. C. Die Unsinnigen sind bloß Narren von einer andern Gattung. Da die Thorheit aller Menschen von einer Gattung ist; so haben sie sich so leicht in einander zu schicken gewußt, daß sie die allerfestesten Bande der menschlichen Gesellschaft haben knüpfen können: wovon das Verlangen nach der Unsterblichkeit, die falsche Ehre, und viele andre Grundsätze, ein Zeugniß ablegen können; worauf sich alles, was in der Welt vorgeht, beziehet. Man nennet also niemanden mehr närrisch, als nur gewisse Narren; die, so zu sagen, nicht mit ins Spiel gehören, und deren Thorheit sich in die allgemeine nicht schicken, oder der gemeinen Lebensart nicht hat bequemen wollen.

A. Friedr. Die Unsinnigen sind so gar närrisch, daß sie oft einander für Narren halten: aber die übrigen Menschen gehen mit einander, als mit klugen Leuten um.

Wilhelm. v. C. Ach! was saget Ihr doch? Alle Menschen zeigen ja mit Fingern auf einander: und diese Ordnung ist sehr wohlbedächtig von der Natur eingeführet. Der Einsiedler lachet den Hofmann aus; aber dafür geht er auch nicht nach Hofe, ihn zu stören. Der Hofmann spottet des Einsiedlers; aber er läßt ihn in seiner Einsamkeit zufrieden. Wenn es eine einzige Partey geben möchte, die ganz allein für die vernünftigste gehalten würde: so würde ja alle Welt dieselbe ergreifen wollen, und es würde ein gar zu großes Gedräng darnach seyn. Es ist also besser, daß man sich in kleine Haufen zertheilet, die einander nicht beschwerlich fallen: weil einige darüber lachen, was die andern thun.

A. Friedr. Wenn Ihr gleich nunmehr unter den Todten seyd: so kommt Ihr mir doch mit allen Euren Vernünfteleyen sehr närrisch vor. Ihr habet gewiß noch was von dem Tranke Eurer Geliebten im Kopfe.

Wilhelm v. C. Sehet! das ist eben die Vorstellung, welche sich ein Narr allezeit von dem andern machen muß. Die wahre Weisheit würde ihre Besitzer gar zu sehr von den andern unterscheiden: aber die eingebildete Weisheit machet alle Menschen einander gleich, und verursachet ihnen doch eben so viel Vergnügen.



Das

Das V. Gespräch.

Agnes Sorel und Roxelane.

Agnes Sorel.

Die Wahrheit zu gestehen, ich kann Eure türkische Galanterie nicht begreifen. Die Schönen im Serail haben einen Liebhaber, der nur sagen darf: Ich will: Sie schmecken niemals das Vergnügen, so aus dem Widerstande entsteht; und lassen ihn auch niemals die Ergetzlichkeit empfinden, die aus dem Siege über denselben entspringt. Das heißt kurz: die Sultanen und ihre Sultaninnen haben alle Annehmlichkeiten der Liebe verloren.

Roxelane. Was wollet Ihr? Die türkischen Kaiser, die über ihr Ansehen und ihre Macht sehr eifersüchtig sind, haben diese so gekünstelten Süßigkeiten der Liebe, aus politischen Ursachen hindangesetzet. Sie besorgten, daß die Schönen, welche ihrem Willen nicht gänzlich unterworfen wären, sich vieleicht eine gar zu große Macht über sie anmaßen; und sich hernach gar zu sehr in die Reichsgeschäffte mischen möchten.

Agnes S. Was wissen sie aber, ob das eben so schlimm seyn würde? Die Liebe ist bisweilen zu vielen Dingen gut: und wenn ich selber nicht eine Beyschläferinn eines Königes in Frankreich gewesen wäre; wenn ich nicht viele Gewalt über ihn gehabt hätte: wer weis, wie es itzo mit Frankreich aussehen würde? Habet ihr nicht gehöret, in was für einem elenden Zustande das Reich unter Karl dem siebenten gewesen; als sich die Engländer desselben fast ganz und gar bemächtiget hatten?

Roxelane. Ja, denn wie diese Historie so viel Aufsehens gemachet hat: also weis ich auch, daß eine gewisse Jungfer, Frankreich errettet hat. So waret Ihr denn eben

Der Sultan fragte tausend- und noch tausendmal nach der Ursache; und wenn ich alle nöthige Complimenten gemachet hatte, so gab ich zur Antwort: die Ursache meines Kummers wäre, daß alle meine gute Werke mir nichts hülfen, wie unsre Lehrer mir gesaget hätten; und daß ich, als eine Sclavinn, nur für den Solymann, meinen Herrn, gearbeitet hätte.

Alsbald machte mich Solymann frey, damit das Verdienst meiner guten Werke, mir selbst zu gute kommen möchte. Als er aber auf gewöhnliche Weise mit mir leben, und mich für eine Schöne aus dem Serail ansehen wollte; ließ ich eine große Verwunderung an mir blicken, und stellte ihm mit großem Ernste vor: daß er über die Person eines freyen Weibsbildes keine Macht hätte. Solymann hatte ein zartes Gewissen; er befragte sich also bey einem Rechtsgelehrten, mit welchem ich ein Verständniß hatte. Seine Antwort war: der Sultan sollte sich wohl vorsehen, mir, die ich nicht mehr seine Slavinn wäre, nichts zuzumuthen, und dafern er mich nicht heurathen wollte; so müßte er sich meiner ganz begeben. Damals ward er zehnmal verliebter, als er sonst jemals gewesen war. Er hatte nur einen Weg zu wählen; aber einen sehr außerordentlichen, und wegen seiner Neuigkeit gar gefährlichen Weg. Indessen ergriff er denselben, und heurathete mich.

Agnes S. Ich gestehe es, daß es was schönes ist, sich diejenigen zu unterwerfen, die sich so sehr vor unserer Gewalt in acht nehmen.

Roxelane. Die Menschen mögen machen, was sie wollen: wenn man sie bey ihren Leidenschaften ergreift, so kann man sie lenken, wie man will. Ich wollte, daß man mich wieder lebendig machte, und mir den allerherrschsüchtigsten von der Welt gäbe. Ich wollte alles aus ihm machen, was mir beliebte; wenn ich nur viel Verstand, eine ziemliche Schönheit, und ein wenig Liebe hätte.

Das VI. Gespräch.

Johanna von Neapolis und Anselmus.

Johanna von Neapolis.

Wie? Könnt Ihr mir nichts prophezeihen? Ihr werdet ja nicht Eure ganze Astrologie vergessen haben, die Ihr sonst verstanden habet?

Anselm. Wie kann ich mir dieselbe hier zu Nutze machen? Wir haben ja hier weder Himmel noch Gestirne?

Johanna v. N. Es ist nichts daran gelegen. Ihr dörfet ja nicht so genau alle Regeln beobachten.

Anselm. Das wäre ja was artiges, wenn ein Todter anfienge wahr zu sagen! Aber worüber wollt Ihr denn, daß ich Euch prophezeihen sollte?

Johanna v. N. Ueber mich, und das was mich angeht.

Anselm. Gut! Ihr seyd todt, und werdet allezeit todt bleiben: das ist es alles, was ich Euch zu prophezeihen habe. Kann sich denn unser Zustand, oder können sich unsre Verrichtungen wohl ändern?

Johanna v. N. Freylich nicht! aber das ist eben dasjenige, dessen ich so überdrüßig bin. Ob ich also gleich weis, daß mir nichts begegnen werde, so hätte ich doch indessen was zu thun; wenn Ihr mir nur was verkündigen wolltet. Ihr könnet Euch nicht einbilden, was das für ein Elend ist, nichts künftiges zu vermuthen. Nur ein wenig prophezeihet! ich bitte Euch sehr, was und wovon es Euch beliebt.

Anselm. Wenn man Euch so unruhig sieht, so sollte man fast denken, Ihr wäret noch am Leben. So machet man es dort oben! Man kann sich daselbst mit demjenigen, was man ist, nicht zufrieden stellen; man bekümmert sich immer vor der Zeit, was man werden wird: aber hier schicket sich das nicht mehr; wir müssen klüger seyn!

Johanna v. N. Ach! haben aber die Menschen nicht Ursache, so zu verfahren? Das Gegenwärtige ist ja nur ein Augenblick, und das wäre ja erbärmlich, wenn sie alle ihre Gedanken dabey allein einschränken sollten. Ist es nicht besser, daß sie dieselben so weit gehen lassen, als möglich ist, um auch von dem Künftigen was zu genießen? Es bleibt doch alles eben dasselbe, wovon sie sich zum voraus bemeistert haben.

Anselm. Aber sie vergrößern auch durch die Phantasie und Hoffnung die zukünftigen Dinge dergestalt; daß wenn sie endlich gegenwärtig geworden, sie gewahr werden, daß schon alles erschöpfet sey: und dann sind sie nicht mehr damit zufrieden. Indessen befreyen sie sich von ihrer Ungeduld und Unruhe nicht. Die große Lockspeise der Menschen ist allezeit das Zukünftige. Wir Sterndeuter wissen dieses besser, als sonst jemand. Wir sagen ihnen kühnlich, daß es kalte und hitzige Zeichen gebe, daß männliche und weibliche vorhanden seyn; daß der Himmel gute und böse Planeten, auch solche, die an sich selbst weder gut noch böse sind, habe; die aber bald eine, bald die andere Natur an sich nehmen, nachdem sie in guter oder böser Nachbarschaft zu stehen kommen. Alle diese Narrenpossen werden wohl aufgenommen: weil man sich einbildet, daß sie zur Erkenntniß des Zukünftigen verhelfen.

Johanna v. N. Was? verhelfen sie denn nicht wirklich dazu? Es ist mir sehr lieb zu hören, daß Ihr, der Ihr doch mein Sterndeuter gewesen seyd, von der Astrologie mir etwas böses saget.

Anselm. Höret nur! ein Todter mag nicht gern lügen: und frey heraus zu sagen; mit der lieben Astrologie, die Ihr so hoch hieltet, habe ich Euch nur betrogen.

Johanna v. N. Ach! das glaube ich Euch nicht, wenn Ihr mirs gleich selber saget. Wie hättet Ihr mir vorhersagen können, daß ich mich viermal vermählen würde? War wohl die geringste Wahrscheinlichkeit, daß eine etwas vernünftige Person sich viermal nacheinander in einen Ehestand einlassen sollte? Das müßt Ihr nothwendig aus dem Gestirne gesehen haben!

Anselm. Ich zog auch dasselbe viel weniger dabey zu Rathe, als eure Gemüthsneigungen: aber kurz zu sagen, etliche Prophezeihungen, die da eintreffen, beweisen noch nichts. Soll ich Euch zu einem Todten führen, der Euch eine lustige Historie erzählen wird? Er war selbst ein Astrologus, und glaubte doch eben so wenig von der Sterndeuterey, als ich. Indessen nahm er einmal alle Regeln der Kunst aufs sorgfältigste in acht, und prophezeihete jemanden ganz besondere Begebenheiten, die noch schwerer zu errathen waren, als Eure vier Heurathen. Dieses that er, um zu versuchen, ob auch in dieser Kunst etwas gewisses wäre? Und seht! alles was er verkündiget hatte, das geschah. Er erschrack selbst von Herzen darüber. Er gieng alsbald hin, seine astrologischen Rechnungen noch einmal durchzusehen, darauf er seine Prophezeihungen gegründet hatte. Wisset Ihr aber was er fand? Er hatte sehr gefehlet: und wenn seine Rechnung richtig gewesen wäre, würde er ganz das Gegentheil verkündiget haben.

Johanna v. N. Wenn ich es glaubte, daß diese Historie wahr wäre: so würde es mir sehr leid seyn, daß man sie nicht in der andern Welt wüßte; um sich die Sterndeuterey aus dem Kopfe zu bringen.

Anselm. Man machet noch wohl andere Historien zu ihrem Nachtheile: und ihr Handwerk bleibt doch allezeit gut. Man wird sich das Zukünftige, und was damit verwandt ist, niemals ausreden lassen. Die Reizungen desselben sind gar zu stark. Z. E. Die Menschen opfern alles, was sie haben, der Hoffnung auf; und alles, was sie zuvor hatten, und nun kaum wieder erlanget haben, opfern sie wiederum einer neuen Hoffnung auf. Daher scheint es eine böse Ordnung in der Natur zu seyn, welche ihnen immer dasjenige, was sie schon haben, aus den Händen nimmt. Man suchet nicht sonderlich, in dem Augenblicke, den man in seiner Gewalt hat, glücklich zu seyn; man schiebt dieses auf eine andere künftige Zeit auf: gerad als wenn die künftige Zeit, bey ihrer Gegenwart, anders beschaffen seyn würde, als diejenige, so schon erschienen ist.

Johanna v. N. Sie ist freylich nicht anders: aber es ist doch gut, wenn man sichs nur einbilden kann.

Anselm. Was entsteht aber aus dieser schönen Meynung? Ich weis eine kleine Fabel, die Euch dieses wohl erklären wird. Ich habe sie an eurem Hofe der Liebe (*) gelernet, der in eurer Grafschaft Provenz gehalten wurde. Ein durstiger Mensch saß am Rande eines Brunnens: aber von dem Wasser, welches vor ihm hinlief, wollte er nicht trinken: weil er hoffte, nach demselben würde, nach einiger Zeit, noch wohl ein besseres kommen. Als die Zeit vorbey war, sagte er: Siehe da, das Wasser bleibt wie es ist; davon aber verlange ich nicht zu trinken: ich will lieber noch ein wenig warten. Endlich, als das Wasser sich nicht ändern wollte: wartete er so lange, bis die Quelle versiegete, und er gar nichts zu trinken bekam.

Johanna v. N. Mir ist es eben so gegangen, und ich glaube, daß unter allen Todten, die hier sind, kein einziger zu finden sey: dem nicht das Leben zu kurz gewesen, dasjenige auszuführen, was er im Sinne gehabt. Was ist aber daran gelegen? Ich achte das Vorhersehen, das Hoffen, ja gar das Fürchten, und überhaupt was Zukünftiges vor sich zu haben, für ein großes Vergnügen. Ein weiser Mann würde nach Eurer Meynung, uns Todten ähnlich seyn, denen das Gegenwärtige und Zukünftige vollkommen gleich ist. Und dieser Weise würde des Dinges eben sowohl überdrüßig werden, als ich.

Anselm. Ach leider! Ist es mit dem Menschen so bewandt, wie Ihr glaubet; so sieht es recht lächerlich um ihn aus. Er ist gebohren, nach allem zu trachten, und nichts zu genießen; allezeit zu gehen, und nirgends hinzukommen.

(*) Dieses war eine gewisse Frauenzimmerrepublik, darinn man einen ganzen Hof mit allen Bedienungen und Aemtern, doch alles nur zum Spaße besetzte. Siehe den IV Band der Gesch. der Akademie der schönen Wissenschaften a. d. 269 u. f. S.



Gespräche
der Todten.
Zweyter Theil.

Des Verfassers Nachricht.

Die gute Aufnahme des vorhergehenden Werkchens hat mich veranlasset, mehr dergleichen Gespräche der Todten zu verfertigen, dazu ich schon einige Grundrisse gemacht hatte. Ich habe bemerket, daß jedermann in den Gedanken gestanden, die Erfindung sey noch nicht erschöpft, und könnte mir, ohne alle Mühe, noch einmal so viel Materie an die Hand geben. Ich habe mir zu diesem andern Theile Zeit genommen, damit er desto besser gerathen möchte. Die Nachsicht und Gewogenheit, womit man den ersten Theil aufgenommen, hat mir fast eben so viel Furcht, als Herzhaftigkeit verursachet.



Gespräche der Todten aus den alten Zeiten.

Das I Gespräch.

Herostratus und Demetrius Phalereus.

Herostr.

Dreyhundert und sechzig Ehrensäulen, Dir zu Ehren, in Athen aufzurichten! das ist sehr viel.

Demetr. Ich hatte mich einmal der Regierung bemächtiget; und also war es ja was leichtes, Ehrensäulen von dem Volke zu erlangen.

Herostr. Das mag Dir wohl gefallen haben, Dich 360 mal vervielfältiget zu sehen; und in einer ganzen Stadt, nichts anders, als Dich selbst anzutreffen.

Demetr. Ich muß es gestehen. Aber ach! diese Freude dauerte nicht lange. Die Staatssachen bekamen ein ander Ansehen. Von einem Tage bis auf den nächstfolgenden Morgen, war keine einzige von meinen Säulen mehr zu sehen. Man schmiß sie um, und zerbrach sie alle.

Herostr. Das ist eine entsetzliche Veränderung! Wer hatte denn diese herrliche That ins Werk gerichtet?

Demetr. Es war Demetrius Poliorcetes, ein Sohn des Antigonus.

Herostr. Demetrius Poliorcetes? Ich wollte, daß ich an seiner Stelle gewesen wäre! Das muß ein grosses Vergnügen gewesen seyn, eine so große Menge von Bildsäulen nieder zu reißen, die einem einzigen Manne zu Ehren gemachet waren.

Demetr. Dergleichen Wunsch schicket sich nur für einen, der den ephesischen Tempel verbrannt hat. Du bleibst doch noch allezeit bey Deinem alten Naturelle.

Herostr. Man hat mir die Verbrennung dieses Tempels genug vorgerücket: Ganz Griechenland hat ein Lärmen daraus gemachet; aber das ist in der That was mitleidenswürdiges. Man urtheilet sehr übel von den Sachen.

Demetr. Ich glaube Du beschwerest Dich über die Ungerechtigkeit, die man Dir erwiesen, indem man eine so vortreffliche That verfluchet hat; und zugleich über das Gesetz der Epheser, daß niemand Deinen Namen aussprechen sollte.

Herostr. Zum wenigsten habe ich keine Ursache, mich über die Wirkung dieses Gesetzes zu beschweren. Denn die Epheser waren gute einfältige Leute, die es nicht gewahr wurden: daß sie meinen Namen durch dieses Verboth unsterblich machen würden. Aber worauf war denn eben dieser Befehl gegründet? Ich hatte eine unaussprechliche Begierde, mich berühmt zu machen; und darum verbrannte ich ihren Tempel. Hätten sie sich nicht glücklich schätzen sollen, daß mein Ehrgeiz sie so leichtes Kaufs davon kommen lassen? Man hätte ihnen ja keinen geringern Schaden zufügen können. Ein anderer, als ich, würde vieleicht ihre ganze Stadt verheeret, und ihren ganzen Staat umgekehret haben.

Demetr. Wenn man Dir zuhöret, so sollte man fast sagen: Du wärest berechtiget gewesen, nichts zu schonen;

damit nur die Leute was von Dir zu reden hätten: und man habe jedes Unheil, welches Du nicht angerichtet hast, für eine Gnade von Dir anzusehen.

Herostr. Daß ich das Recht gehabt, den Tempel zu Ephesus zu verbrennen, das ist leicht zu erweisen. Warum hatte man ihn so künstlich und prächtig erbauet? Hatte der Baumeister nicht die Absicht, seinen Namen dadurch unsterblich zu machen?

Demetr. Wie es scheint. Freylich wohl!

Herostr. Ganz recht! und ich verbrannte ihn ebenfalls, um meinen Namen unsterblich zu machen.

Demetr. Vortrefflich geschlossen! Steht Dirs denn frey, um Deiner Ehre halber, des andern Werke zu vernichten?

Herostr. Freylich! Eben die Eitelkeit, die ihn durch die Hände eines andern aufgerichtet, hat ihn auch durch die meinigen verwüsten können. Sie hat ein wohlgegründetes Recht, über alle Werke der Menschen: sie hat dieselben gemachet, sie kann dieselben auch zernichten. Selbst die allergrößesten Staaten haben nicht Ursache, sich zu beklagen: daß sie dieselben umkehret und verwüstet; wenn sie ihren Vortheil dabey findet. Sie können sich doch keines Ursprunges rühmen, der nicht der Eitelkeit unterworfen gewesen wäre. Ein König, welcher das Leichenbegängniß seines Pferdes zu beehren, die Stadt Bucephalia wollte schleifen lassen; thäte der ihr wohl das geringste Unrecht? Ich glaube nein! Denn diese Stadt ist bloß erbauet, um das Gedächtniß des Bucephalus zu erhalten: folglich ist sie schon zur Ehre der Pferde bestimmet und gewidmet.

Demetr. Deinen Gedanken nach, würde nichts in der Welt sicher seyn. Ich weis nicht, ob die Menschen selbst außer Gefahr seyn würden?

Herostr. Die Eitelkeit spottet ihres Lebens eben sowohl, als alles übrigen. Ein Vater läßt so viele Kinder nach, als er kann, um seinen Namen fortzupflanzen. Ein

Kriegesheld hingegen vertilget so viel Menschen vom Erdboden, als es ihm möglich ist; ebenfalls um seinen Namen zu verewigen.

Demetr. Ich wundre mich gar nicht, daß Du alle Gründe zusammen raffest, um die Partey der Verwüster zu vertheidigen. Wenn aber das ein Mittel ist, sich Ruhm zu erwerben, daß man die Ehrenmähler anderer Leute zu Grunde richtet: so wird man doch zum wenigsten kein unanständigeres und niederträchtigeres haben, als dasselbe.

Herostr. Ich weis nicht, ob es unedler sey, als die andern; aber das weis ich wohl, daß sich nothwendig Leute finden müssen, die es ergreifen.

Demetr. Nothwendig?

Herostr. Ich kanns Dich versichern. Die Erde gleicht den großen Steinplatten, darauf ein jeder seinen Namen schreiben will. Wenn sie nun voll sind, so muß man ja nothwendig die alten auslöschen, um neue an die Stelle zu setzen. Was wäre das, wenn alle Denkmäler der Alten noch stehen sollten? Die heutigen würden nicht wissen, wo sie die ihrigen hinsetzen sollten. Konntest Du Dir wohl die Hoffnung machen, daß Deine dreyhundert und sechzig Ehrensäulen lange stehen würden? und sahest Du denn nicht, daß Deine Ehre gar zu viel Platz einnahm?

Demetr. Das war doch aber eine wunderliche Rache, die Demetrius Poliorcetes an meinen Bildsäulen ausübete! Da sie einmal in der ganzen Stadt Athen aufgerichtet waren; wäre es nicht eben so viel gewesen, wenn er sie hätte stehen lassen?

Herostr. Ja freylich! Aber, als sie noch nicht aufgerichtet waren; wäre es nicht auch damals eben so viel gewesen, wenn man sie nicht aufgerichtet hätte? Die Gemüthsneigungen machen und zerstören alles. Wenn die Vernunft über die Welt herrschen möchte; so würde nichts auf derselben vorgehen. Man saget, daß sich die Schiffer

vor

vor den stillen Meeren aufs äußerste fürchten sollen; und daß sie sich Wind wünschen: ob gleich die Gefahr eines Ungewitters dabey zu besorgen ist. Die Gemüthsbewegungen sind bey dem Menschen die Winde, welche nothwendig sind, alles in Bewegung zu setzen: ob sie gleich bisweilen Sturm und Ungestüm erregen.

Das II Gespräch.

Kallirhea und Paulina.

Paulina.

Ich meines Theils glaube, ein Frauenzimmer sey in Gefahr; so bald es heftig geliebet wird. Was für Künste ersinnet ein eifriger Liebhaber nicht, zu seinem Zwecke zu gelangen? Ich hatte dem Mundus, einem jungen wohlgebildeten Römer, sehr lange widerstanden: aber endlich trug er durch eine List den Sieg davon. Ich verehrte den Gott Anubis sehr andächtig. Einesmals kam eine Priesterinn desselben, und that mir von seinetwegen zu wissen: daß er sich in mich verliebet hätte; und daß er eine Zusammenkunft in seinem Tempel von mir verlangete. Bilde Dir nun einmal ein, was mir das für eine Ehre war! Ich blieb also nicht aus; ich ward auch mit vielen Zeichen der Liebe empfangen: allein die Wahrheit zu sagen, dieser Gott Anubis war kein anderer, als Mundus. Urtheile nun selbst, ob ich mich wehren konnte? Man saget ja, daß sich Weibsbilder den Göttern ergeben haben, die sich in Menschen verstellet hatten: um wie viel mehr sollte man sich Menschen ergeben, die sich in Götter verkleidet haben?

Kallirhea. In Wahrheit, die Menschen sind voller Schalkheit! Ich rede aus der Erfahrung; denn es ist mir fast eben das begegnet, was Dich betroffen hat. Ich

war ein junges Mädchen aus dem Lande um Troja, und stund eben im Begriffe, mich zu verheurathen. Ich gieng nach Gewohnheit des Landes, in Begleitung vieler Personen, sehr geputzt, meine Jungferschaft dem Flusse Skamander aufzuopfern. Nachdem ich mein Compliment gemachet hatte, siehe, so kömmt Skamander unter seinen Stauden hervor, und hält sich an mein Wort. Ich schätzte mirs für eine große Ehre: und vielleicht war niemand, bis auf meinen Bräutigam, der es nicht auch dafür erkannt hätte. Jedermann beobachtete eine ehrerbiethige Stille. Meine Gespielinnen beneideten insgeheim meine Glückseligkeit: und Skamander begab sich wieder in seine Stauden, so bald es ihm beliebete. Allein wie sehr erstaunete ich, als ich einsmals diesen Skamander, in einer kleinen troadischen Stadt, spazieren gehen sah, und erfuhr; daß es ein athenienssischer Hauptmann wäre, der seine Flotte in der Gegend liegen hätte.

Paulina. Wie? hattest Du ihn denn wirklich für den wahrhaftigen Skamander angesehen?

Kallirhea. Ohne Zweifel!

Paulina. War es denn Sitte bey euch, daß der Fluß das Anerbiethen der Jungfrauen annahm, welches sie ihm als Bräute thaten?

Kallirhea. Nein! und wenn es Mode gewesen wäre, dasselbe anzunehmen: so würde man es ihm vieleicht nicht gethan haben. Er war mit der Höflichkeit zufrieden, die man ihm erwies, und misbrauchte derselben nicht.

Paulina. O! dieser Skamander hätte Dir also billig sehr verdächtig seyn sollen.

Kallirhea. Warum? Konnte ein junges Mädchen nicht glauben, daß alle andre nicht Schönheit genug besessen hätten, dem Flußgotte zu gefallen? oder daß sie ihm nur falsche Anerbiethungen gethan, darauf er sie keiner Antwort gewürdiget. Das Frauenvolk schmäuchelt sich sehr leicht. Aber Du, die Du mirs verargest, daß ich mich

von

von dem Skamander habe betrügen lassen; bist Du nicht gleichfalls vom Anubis betrogen worden?

Paulina. Nicht ganz vollkommen. Ich zweifelte doch ein wenig, ob Anubis nicht vieleicht ein bloßer Mensch seyn könnte?

Kallirhea. Du giengest aber dennoch zu ihm hin? Das ist wahrlich nicht zu entschuldigen.

Paulina. Was willst Du? Ich hörte von allen weisen Leuten sagen: wenn man sich nicht selber wollte betrügen helfen, so würde man sehr wenig Ergetzlichkeiten genießen.

Kallirhea. Gut: sich selbst betrügen helfen! So grob haben sie es vermuthlich nicht gemeynet. Sie wollten etwa nur sagen: daß die angenehmsten Dinge von der Welt, im Grunde so schlecht beschaffen wären; daß sie uns nicht sonderlich rühren würden, wenn man sie ein wenig mit Ernste betrachten wollte. Die Ergetzlichkeiten sind dazu nicht gegeben, daß man sie nach der Schärfe untersuchen soll: und man muß an ihnen allezeit ein vieles so hingehen lassen, darüber es nicht rathsam wäre, Schwierigkeiten zu machen. Das ist es, was deine Weisen = = =

Paul. Das wollte ich eben sagen! Wenn ich mich gegen den Anubis schwierig gestellet hätte; so hätte ich wohl gefunden, daß er kein Gott wäre: aber ich ließ ihm seine Gottheit so hingehen, ohne sie gar zu sorgfältig zu untersuchen. Und wo ist wohl der Liebhaber zu finden, dessen Liebe man annehmen würde, wenn er sich von unsrer Vernunft müßte auf die Probe stellen lassen?

Kallirh. Die meinige war nicht so strenge. Ein solcher Liebhaber war schon zu finden, den sie mir zu lieben erlaubte. Und kurz zu sagen, es ist ja viel leichter, zu glauben, daß man von einem treuen und aufrichtigen Menschen geliebet werde, als von einem Gotte.

Paul. Bey meiner Treue! das ist gerade gleich viel! Ich wäre von der Treue und Beständigkeit des Mundus eben so leicht zu bereden gewesen, als von seiner Gottheit.

Kallirh. Du treibst die Sache gar zu hoch. Wenn man ja glaubet, daß die Götter verliebt gewesen sind; so kann man sich doch nicht einbilden, daß solches oft geschehen sey: aber wie oft hat es nicht treue Liebhaber gegeben, die nicht mehr, als eine einzige geliebet, ja ihrer Geliebten alles aufgeopfert haben?

Paul. Wenn Du die Sorgfalt, die Bemühungen, die Geschenke, und das Vorziehen vor allen andern Schönheiten, für wahre Kennzeichen der Treue ansehen willst: so gestehe ichs, daß Du treue Liebhaber genug finden wirst. Allein mein Ueberschlag ist ganz anders. Ich schließe aus der Anzahl dieser Liebhaber alle diejenigen aus, deren Neigung entweder nicht so lange hat dauren können, daß sie Zeit genug gehabt hätte, von sich selbst zu verlöschen; oder nicht so glücklich geworden, ihre Beständigkeit zeigen zu können. Also bleiben mir nur diejenigen übrig, welche auch in widerwärtigen Zufällen ausgehalten; und andre Gunstbezeigungen verachtet haben: und solcher werden nicht viel mehr seyn, als Götter, die sich in sterbliche Weibsbilder verliebt haben.

Kallirh. Auch nach diesem Begriffe von der Freyheit, muß es treue Liebhaber geben. Man gehe nur zu einem Frauenzimmer, und sage ihr: man sey ein Gott, der von ihren Verdiensten und Eigenschaften ganz entzündet sey: ich wette, sie wird ihm gar keinen Glauben beymessen. Man schwere ihr aber, treu zu seyn: das wird sie alsbald glauben! Woher kömmt dieser Unterscheid? Daher, weil man wohl von diesem, aber nicht von jenem Exempel hat.

Paul. Die Exempel betreffend, glaube ich, daß es von beyden Arten gleich viele gebe. Daß man sich aber nicht betriegen läßt, und einen Menschen für einen Gott ansieht; das kömmt daher, weil dieser Irrthum von keiner Begierde unterstützet wird. Man glaubet es nicht, daß ein Liebhaber eine Gottheit sey, weil man sichs nicht wünschet: man wünschet es aber, daß der Buhler treu bleibe; darum glaubet mans auch.

Kallirh. Du spottest nur. Wie? Würden denn alle Weibesbilder ihre Liebhaber für Götter ansehen, wenn sie sichs wünschen möchten, daß sie es wären?

Paulina. Ich zweifle fast gar nicht daran. Würde dieser Irrthum zur Liebe nothwendig erfodert: so würde die Natur auch unsre Herzen so eingerichtet haben, daß sie uns zu demselben verleiten müßten. Die Begierden sind der Ursprung aller Irrthümer, welche wir nöthig haben; und sie lassen es uns in diesem Stücke an nichts fehlen.

Das III Gespräch.

Kandaules und Giges.

Kandaules.

Je mehr ich es erwäge, desto mehr bedünket michs, es wäre eben nicht nöthig gewesen, daß Du mich hättest umbringen lassen.

Giges. Was konnte ich thun? Tages hernach, als Du mir die verborgenen Schönheiten der Königinn gewiesen hattest; so ließ sie mich holen, und sagte: sie hätte es gemerket, wie Du mich des Abends in ihre Kammer geführet. Ja sie hielt mir, über die geschehene Beleidigung ihrer Schamhaftigkeit, eine sehr schöne Anrede, davon der Schluß dieser war: ich sollte mich entweder entschließen, zu sterben; oder Dich umzubringen, und sie zu heurathen. Denn, wie sie vorgab, so hieng ihre Ehre daran: entweder daß ich dasjenige besitzen müßte, was ich gesehen hätte; oder daß ich mich niemals rühmen könnte, es gesehen zu haben. Ich merkte wohl, wohin das alles gieng. Die Beleidigung war so groß nicht, daß die Königinn dieselbe nicht hätte verhölen können: und ihrer Ehre halber, hättest Du schon am Leben bleiben können, wenn es ihr nur beliebet hätte. Aber die Wahrheit zu sagen, sie war deiner überdrüßig, und freuete sich, daß sie einen rühmlichen Vorwand

gefunden hätte, sich ihren Gemahl vom Halse zu schaffen. Du siehst wohl, daß ich von dem zwiefachen Vorschlage, den sie mir that, nur eine Parten ergreifen konnte.

Kandaules. Ich fürchte sehr, sie wird Dir weit mehr gefallen haben, als ich ihr misfallen habe. Ach! wie thöricht handelte ich, daß ich die Wirkungen nicht vorhergesehen, die ihre Schönheit bey Dir haben würde; und daß ich Dich für gar zu aufrichtig gehalten habe!

Giges. Verweise es vielmehr Dir, daß Du bey dem Vergnügen, eine schöne Gemahlinn zu haben, so gar empfindlich gewesen, daß Du es nicht hast verschweigen können.

Kandaules. Dadurch würde ich mir etwas verweisen, was doch überaus natürlich ist. In großem Glücke kann man seine Freude nicht bergen.

Giges. Wäre dieses das Glück eines bloßen Liebhabers gewesen, so könnte man es übersehen: aber bey Dir war es das Glück eines Ehemannes. Man kann zwar gegen eine Buhlerinn unbescheiden seyn; aber gegen eine Frau! Und was würde man vom Ehestande denken, wenn man ihn nach Veranlassung dessen, was Du gethan, beurtheilen wollte? Man würde sich einbilden, es wäre nichts ergetzendes zu finden.

Kandaules. Aber im Ernste; meynest Du, daß man sich über ein Glück vergnügen könne, welches man ohne Zeugen besitzet? Die Allertapfersten wollen auch für tapfere Leute angesehen seyn; und glückliche Leute wollen, daß man sie für vollkommen glücklich halten soll. Ja wer weis, ob sie nicht gar mit einem geringern Glücke zufrieden seyn wollten, wenn man ihnen nur alsdann ein desto größeres zuschreiben möchte? So viel ist gewiß, daß man von seinem Glücke niemals ein Wesen machet, ohne andern einiger maßen zu trotzen; als worinnen man ein Vergnügen findet.

Giges. Deiner Meynung nach, wäre es sehr leicht, sich an diesem Trotze zu rächen. Man dürfte nur die Augen zumachen, und diese Leute keines Anblicks, oder vielmehr

dieser Regungen von Eifersucht nicht würdigen, welche ein Theil ihrer Glückseligkeit sind.

Kandaules. Ganz recht. Neulich hörte ich einen Todten, der ein König in Persien gewesen war, erzählen: daß man ihn gefangen, und mit Ketten beschweret, in die Hauptstadt eines großen Reiches geführet hätte. Der siegende Kaiser war mit seiner ganzen Hofstatt umgeben, und saß auf einem prächtigen und sehr erhabenen Throne. Das ganze Volk erfüllete einen großen Platz, der mit vielem Fleiße ausgeschmücket war. Niemals hat man was herrlichers gesehen, als dieses. Als nun dieser König, nach einem langen Gefolge von Gefangenen, und eroberter Beute, daselbst ankam, stund er gegen über dem Kaiser ein wenig stille, und rief mit freudiger Stimme: Narrheit! Narrheit! lauter Narrheit. Er sagte hernach, diese Worte hätten dem Kaiser seinen ganzen Triumph versalzet: und ich glaube es so fest, daß ich auf solche Weise über den grausamsten und fürchterlichsten Feind triumphiren wollte.

Giges. Du hättest also die Königinn nicht länger geliebet, wenn ich sie nicht für schön erkannt, und bey Erblickung derselben gerufen hätte: Narrheit! Narrheit!

Kandaules. Ich gestehe es; die Eitelkeit, der ich als ein Ehemann unterworfen war, würde dadurch sehr verletzet worden seyn. Du magst daraus abnehmen, wie empfindlich die Liebe eines liebenswürdigen Frauenzimmers uns schmäucheln müsse, und was für eine schwere Tugend die Bescheidenheit sey?

Giges. Höre nur, wenn ich gleich todt bin, so will ich doch dieses, einem andern Todten, nur insgeheim sagen: man hat eben nicht Ursache, sich auf die Liebe eines Frauenzimmers viel einzubilden. Die Natur hat in Liebessachen eine so gute Ordnung eingeführet, daß auf die Verdienste der Personen sehr wenig, oder gar nichts ankömmt. Einem jeden Herzen ist schon ein anderes bestimmet: und sie hat sich eben nicht allezeit die Mühe genommen, solche miteinander zu paaren, die wirklich Hochachtung verdienten. Die

Erfah-

Erfahrung zeiget auch zur Gnüge, daß die Wahl, die ein liebenswürdiges Frauenzimmer thut, für denjenigen, den sie trifft, nichts, oder doch sehr wenig beweist. Mich dünket, diese Gründe sollten die Liebhaber zur Bescheidenheit bewegen.

Kandaules. Ich versichere Dich, daß die Weibesbilder mit einer solchen Bescheidenheit schlecht zufrieden seyn würden: welche nämlich darauf ankäme, daß man sich ihre Liebe für keine sonderliche Ehre schätzete.

Giges. Ist es nicht genug, daß man sich ein besonderes Vergnügen daraus machet? Je mehr die Eitelkeit verlieret; destomehr wird die Zärtlichkeit gewinnen.

Kandaules. Nein! damit würden sie es gar nicht halten wollen.

Giges. Aber erwäge nur, daß die Ehre in der Liebe alles verderbet, so bald sie sich darein mischet. Erstlich ist die Ehre des Frauenzimmers den Vortheilen der Liebhaber zuwider: und wenn dieselbe zu Grunde gegangen; so machen sich die Männer eine andre Ehre daraus, die dem Nutzen des Frauenzimmers sehr zuwider ist. Da siehst Du, was das zu sagen hat, wenn man die Ehre dahineinmischet, wo sie nicht hingehöret.

Das IV Gespräch.

Helena und Fulvia.

Helena.

Ich muß etwas von Dir erfahren, Fulvia, was mir Augustus vor weniger Zeit gesaget hat. Ist es denn wahr, daß Du einige Zuneigung gegen ihn gehabt hast; da er aber sich nicht darein schicken wollen, deinen Mann Marcus Antonius gereizet hast, ihn zu bekriegen?

Fulvia. Nichts ist wahrhafter, als dieses, liebe Helena: denn unter uns Todten hat dieß Bekenntniß nichts

zu bedeuten. Marcus Antonius hatte sich in die Komödiantinn Citheris verliebt; und ich hätte mich gern durch die Liebe des Augustus an ihm gerächet: allein August war gar zu eigensinnig mit seinen Buhlerinnen. Ich war ihm weder jung noch schön genug, und ob ich ihm gleich zu verstehen gab: daß er sich in einen Bürgerkrieg verwickeln würde, bloß weil er mich nicht die geringste Zuneigung genießen lassen: so war es doch unmöglich, einige Gefälligkeit von ihm zu erlangen. Wenn es Dir nicht zuwider ist, so will ich Dir gar die Verse hersagen, die er hierauf gemachet hat; die mir aber keine sonderliche Ehre bringen. Die Cytheris nennet er Glaphira:

Glaphirens Reizungen bezaubern den Anton:
Darum will Fulvia mich ihr zum Sklaven wählen.
Anton ist ungetreu: ganz gut, ich weis es schon!
Wie will man mich mit Recht für seine Fehler quälen?
Soll ich ihr günstig seyn, bloß weil es ihr gefällt?
So würde ja aus aller Welt,
Ein ungezählter Haufen,
Geplagter Weiber zu mir laufen.
Liebt! spricht sie, oder schlagt! Wohlan! es ist bedacht.
Sie sieht zu häßlich aus: Trompeter! blast zur Schlacht.

Hel. So haben wir beyde denn die beyden größesten Kriege, die vieleicht jemals geführet worden, verursachet: Du den Krieg zwischen dem Anton und August; ich aber den trojanischen.

Fulv. Das ist nur der Unterschied, daß Du den trojanischen Krieg durch deine Schönheit; ich aber den römischen Bürgerkrieg durch meine Häßlichkeit veranlasset.

Hel. Hingegen hast Du den Vortheil, daß dein Krieg weit lustiger ist, als der meinige. Mein Ehemann rächet sich wegen der Beschimpfung, die man ihm durch die Liebe gegen mich, angethan hatte: welches sehr natürlich ist. Und der deinige rächet sich wegen einer Beleidigung, die man Dir

Dir erwiesen, da man dich nicht lieben wollen; welches die Männer nicht gern zu thun pflegen.

Fulv. Ja! aber Anton wußte es nicht, daß er meinethalben Krieg führte; Menelaus aber wußte es sehr wohl; daß er ihn bloß deinentwegen angefangen hatte. Das ist ganz was unverantwortliches. Wenn er nämlich, an statt daß Menelaus, in Gesellschaft aller Griechen, zehn Jahre lang Troja belagerte, um Dich dem Paris aus den Armen zu reißen; wenn, sage ich, Paris Dich durchaus hätte wiedergeben wollen: hätte nicht Menelaus in Sparta eine zehnjährige Belagerung aushalten sollen, um Dich nicht wieder zu nehmen? Wahrhaftig, mich dünket, Griechen und Trojaner müssen damals unsinnig gewesen seyn. Jene waren Narren, daß sie Dich wiederfoderten; diese aber gedoppelte, weil sie Dich behielten. Wie kam es doch, daß so viel wackere Leute sich den Lüsten eines jungen Menschen aufopferten, der selbst nicht wußte, was er that? Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich diese Stelle im Homer las: wo man, nach einem neunjährigen Kriege, und einer ganz neuen Schlacht, darinnen sie sehr viel Leute verloren hatten, dennoch einen Kriegesrath vor dem Pallaste des Priamus versammelte. Da ist Antenor der Meynung: man solle Dich wiedergeben; und mich dünket, es war nichts dabey zu bedenken. Man hatte vielmehr Ursache, es zu bereuen, daß man so spät auf diesen Vorschlag gerathen war. Indessen giebt Paris zu verstehen, daß ihm derselbe misfalle. Und da Priamus, der nach Homers Zeugnisse, den Göttern an Weisheit gleich ist, mit Verwirrung sieht; daß sein Kriegesrath sich wegen einer so schweren Sache zerspaltet, und nicht weis, welche Partey er ergreifen soll: so befiehlt er, daß alle miteinander sich zur Abendmahlzeit begeben sollen.

Hel. Zum wenigsten hat der trojanische Krieg das Gute an sich, daß das Lächerliche gar leicht daran zu entdecken ist: allein der bürgerliche Krieg Antons und Augusts, sah ganz anders aus, als er in der That beschaffen

war.

war. Denn als man so viel römische Adler im Felde sah, bildete sich kein Mensch ein, daß dasjenige, welches sie so grausam wieder einander erhitzete, nichts anders, als die abschlägige Antwort Augusts, auf deine Gewogenheit wäre.

Fulv. So geht es unter den Menschen zu! Man siehe erstaunende Bewegungen unter ihnen: aber der Ursprung derselben, ist gemeiniglich sehr lächerlich. Es ist den wichtigsten Begebenheiten ein großer Vortheil, wenn ihre Ursachen verborgen bleiben.

Das V. Gespräch.

Parmeniscus und Theokritus von Chio.

Theokritus von Chio.

Hast Du denn wirklich nicht mehr lachen können, nachdem Du in der Höle des Trophonius gewesen warest?

Parm. Nein! ich war seitdem allezeit außerordentlich ernsthaftig.

Theokr. Wenn ich gewußt hätte, daß die Höle des Trophonius diese Tugend gehabt; so hätte ich wohl eine kleine Reise dahin thun mögen. Ich habe mein Lebenlang mehr, als zu viel gelachet: ja ich würde länger gelebet haben, wenn ich weniger gelachet hätte. Ein übelgerathener Scherz hat mich an den Ort gebracht, wo wir uns itzo befinden. Der König Antigonus war einäugicht: und ich hatte ihn sehr beleidiget. Indessen hatte er versprochen, sich nicht im geringsten zu rächen; dafern ich mich selber vor ihn stellen würde. Man führete mich fast mit Gewalt zu ihm, und meine Freunde sageten, um mich aufzumuntern: Geh nur, fürchte Dich nicht! deines Lebens bist Du sicher, so bald Du vor den Augen des Königes erscheinst!

scheinst! Ach! gab ich ihnen zur Antwort, kann ich nicht Gnade erlangen, ohne vor seinen Augen zu erscheinen; so bin ich verloren! Antigonus, der schon gesonnen war, mir mein Verbrechen zu verzeihen, konnte mir diese Spottrede nicht vergeben: und dieser übel angebrachte Scherz, kostete mir den Kopf.

Parm. Ich weis nicht, ob ich mir nicht deine Gabe, scherzhaft zu seyn, gewünschet hätte; wenn es mir gleich nicht besser hätte gehen sollen.

Theokr. Und wie gern wollte ich mir itzo deine Ernsthaftigkeit wünschen!

Parm. Ach! Du bist zu unbedachtsam. Ich dachte nur immer, daß ich vor lauter Ernsthaftigkeit sterben würde. Nichts in der Welt ergetzte mich mehr. Ich zwang mich zur Lustigkeit; konnte aber damit nicht zu Stande kommen. Ich konnte keines lächerlichen Dinges mehr genießen: denn alles Auslachenswürdige war mir was trauriges. Aus Verzweiflung über ein solch schwermüthiges Wesen, gieng ich nach Delphos, und bath den Apollo inständigst, mir ein Mittel zur Lustigkeit vorzuschlagen. Dieser schickte mich, in zweydeutigen Ausdrückungen, zur mütterlichen Kraft. Ich dachte, daß durch die mütterliche Kraft mein Vaterland verstanden würde, und begab mich nach Hause: allein meine Ernsthaftigkeit war dadurch nicht zu überwinden.

Nunmehr fing ich an, mich zufrieden zu geben, wie man in einer unheilbaren Krankheit thut; bis ich von ungefähr eine Reise nach Delos that. Daselbst betrachtete ich mit großem Erstaunen den Tempel des Apollo, und die Schönheit seiner Bildsäulen. Er war überall in Marmor, oder in Golde vorgestellet, und zwar von den geschicktesten Künstlern in Griechenland. Als ich aber zu einer hölzernen Latona kam, die sehr häßlich geschnitzet war, und wie ein altes Weib aussah, fing ich mit lauter Stimme an zu lachen; indem ich zwischen den Bildern der Mutter, und ihres Sohnes eine Vergleichung anstellete.

Ich kann es Dir nicht genugsam beschreiben, wie sehr ich erschrocken, ja wie sehr ich vergnüget und erfreuet worden, daß ich einmal wieder gelachet hatte. Da verstand ich allererst den wahren Sinn des Orakels. Alle die marmornen und goldenen Apollen bekamen kein Opfer von mir. Die hölzerne Latona bekam alle meine Geschenke und Gelübde. Ich weis nicht, wie viel Opfer ich ihr brachte. Ich beräucherte sie ganz mit meinem Rauchwerke. Und ich hätte der lächerlichen Latona, einen Tempel aufgerichtet, wenn mein Vermögen nur zulänglich gewesen wäre.

Theokr. Mich dünket, Apollo hätte Dich zum Lachen bringen können, ohne daß solches seiner Mutter nachtheilig gewesen wäre. Du hättest ja Dinge genug finden können, die zu eben der Wirkung gedienet hätten, als Latona.

Parm. Wenn man verdrießlich ist, so findet man, daß die Menschen der Mühe nicht werth sind, daß man über sie lachet. Sie sind von Natur dazu bestimmet, daß sie auslachenswürdig seyn sollen. Sie sinds auch in der That; und das ist also kein Wunder. Aber wenn sich eine Göttinn dazu machet: die ist noch viel auslachenswürdiger. Sonst hat vieleicht Apollo zu verstehen geben wollen, daß meine Ernsthaftigkeit ein Uebel wäre, dem durch alle menschliche Mittel nicht zu helfen stünde: ja daß ich in einen solchen Zustand gerathen wäre, wo ich so gar eines göttlichen Beystandes benöthiget wäre.

Theokr. Dieses lustige und scherzhafte Wesen ist noch ein weit ärgeres Uebel. Man hat vorzeiten ein ganzes Volk deswegen verdacht, und dasselbe hat viel darüber leiden müssen.

Parm. Wie? hat sich ein ganzes Volk zum Scherzen und Lachen geneigt befunden?

Theokr. Ja, und das waren die Tirinthier.

Parm. Die glückseligen Leute!

Theokr. Durchaus nicht! denn wie sie bey keiner einzigen Sache mehr ernsthaft seyn konnten, so gerieth bey

ihnen alles in Unordnung. Versammleten sie sich auf dem Markte, so unterredeten sie sich von lauter Narrenpossen; an statt von ihren öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen. Verhörten sie fremde Gesandten, so verspotteten sie dieselben. Hielten sie Rath in der Stadt, so waren die Stimmen der ansehnlichsten Rathsherren, lauter Possen. Kurz, bey allen Gelegenheiten, würde ein ernstlich Wort, oder eine ernsthafte That, bey den Tirinthiern ein Wunder gewesen seyn. Endlich merkten sie es; als ihnen dieses scherzhafte Naturell beschwerlich ward: zum wenigsten eben so sehr, als Dir Dein trauriges Wesen. Sie giengen eben so, als Du, nach Delphos, das Orakel zu befragen; aber in ganz andern Absichten: nämlich dasselbe um ein Mittel zu ersuchen, wie sie wiederum einige Ernsthaftigkeit bekommen sollten? Das Orakel antwortete: wenn sie dem Neptunus einen Ochsen würden opfern können, ohne zu lachen; so sollte es künftig in ihrer Gewalt stehen, verständiger zu seyn. Ein Opfer ist eben an sich selbst nichts lustiges: damit es indessen recht ernstlich dabey zugehen möchte: so macheten sie große Anstalten. Sie beschlossen, keine junge Leute dazu zu nehmen, sondern nur Greise; und nicht einmal alle Greise, sondern nur solche, die entweder krank wären, oder in vielen Schulden steckten, oder sehr böse Weiber hätten. Als nun alle diese erwählte Personen, am Ufer der See waren, um das Opfer zu bringen, war es doch noch nöthig, daß sie alle, ungeachtet ihrer Weiber, Schulden, Krankheiten und ihrer Jahre, auf die Erde sehen, und sich auf die Lippen beißen mußten. Aber zum Unglücke hatte sich ein Kind unter sie gemischet, und man ward es gewahr. Man wollte es wegschaffen, wie vorhin geordnet war. Da fing es an zu schreyen? **Wie? meynet ihr denn, daß ich euch euren Ochsen wegnehmen werde?** Dieser Possen setzte alle diese gravitätische Herren außer sich. Man lachete aus vollem Halse: das Opfer ward gestöret, und die Tirinthier wurden nicht klug. Die Leute thaten sehr übel, daß sie nicht an die Höhle des Trophonius dachten,

ten, da ihnen ihr Ochs fehl geschlagen war. Denn dieselbe hatte ja die Kraft, die Leute ernsthaft zu machen, wie man an Dir ein merkwürdiges Exempel sieht.

Parm. In Wahrheit, ich bin in der Höle des Trophonius gewesen: allein was mich so sehr traurig gemachet hat, das ist ganz was anders, als man etwa meynet.

Theokr. Was ist es denn gewesen?

Parm. Das waren die Betrachtungen. Kaum hatte ich angefangen Betrachtungen anzustellen: so lachte ich nicht mehr. Hätte das Orakel befohlen, die Tirinsthier sollten dergleichen anstellen: sie würden ihrer Lustigkeit gewiß los geworden seyn.

Theokr. Ich gestehe zwar, daß ich nicht eigentlich weis, was Betrachtungen sind: aber ich begreife doch nicht, wie sie so betrübt seyn könnten? Kann man denn kein einziges Ding vernünftig betrachten, ohne zu gleicher Zeit traurig dabey zu werden? Sind denn die Irrthümer allein lustig; und ist die Vernunft uns bloß zur Quaal gegeben?

Parm. Vermuthlich ist die Absicht der Natur wohl nicht gewesen, daß man sehr spitzfindig denken sollte: denn diese Gattung von Gedanken zu erlangen, das kostet sehr viel. Ihr wollet tiefsinnige Betrachtungen anstellen; spricht sie, zu uns: nehmet euch in acht damit! Ich werde mich an euch durch die Traurigkeit rächen, welche sie euch verursachen werden.

Theokr. Du sagest mir aber nicht, warum die Natur es nicht haben will, daß wir unsre Betrachtungen so hoch treiben sollen, als es uns möglich ist?

Parm. Sie hat die Menschen in die Welt gesetzet, um daselbst zu leben. Leben aber heißt, nicht wissen, was man die meiste Zeit über thut. Wenn wir die Nichtswürdigkeit alles dessen gewahr werden, womit wir beschäfftiget sind, und dessen, was uns empfindlich ist: so entdecken wir die Heimlichkeiten der Natur. Man wird gar zu klug, und bleibt nicht genugsam in den Schranken eines Menschen. Man denket nur, und will nichts mehr thun. Siehst Du das gefällt der Natur nicht.

Theokr. Aber eben die Vernunft, welche machet, daß Du besser denken kannst, als die andern, unterläßt ja nicht, Dich zu verdammen, daß Du eben so handeln mußt, als sie.

Parm. Du hast recht. Es giebt eine Vernunft, die uns vermittelst der Gedanken, über alles erhebt: folglich muß es noch eine andre geben, die uns durch die Handlungen wieder in den vorigen Stand setzet. Ist es solchergestalt nicht fast besser, gar nicht nachgedacht zu haben?

Das VI. Gespräch.

Brutus und Faustine.

Brutus.

Wie? Ist es möglich, daß Du Dir ein Vergnügen gemachet, dem Kaiser Marcus Aurelius tausendfältige Untreue zu erweisen: da er doch ein Mann war, der Dir alle ersinnliche Gefälligkeit erwies, und ohne Zweifel im ganzen römischen Reiche der allertugendhafteste Mensch war?

Faustine. Ist es auch möglich, daß Du den Julius Cäsar, einen so gelinden und sanftmüthigen Kaiser, ermordet hast?

Brutus. Ich wollte alle unrechtmäßige Regenten durch das Exempel Cäsars erschrecken; als den auch seine Sanftmuth und Gelindigkeit nicht in Sicherheit hätten setzen können.

Faustine. Wenn ich Dir denn sagte: ich hätte durch das Exempel des Marcus Aurelius, dessen Gütigkeit so übel belohnet wurde, alle Ehemänner so gar erschrecken wollen; daß sich niemand ferner unterstehen möchte, ein Ehemann zu werden?

Brutus. Fürwahr, eine herrliche Absicht! Ehemänner müssen ja seyn: denn wer würde sonst die Weiber regieren? Aber Rom bedorfte keinen Cäsar, um von ihm regieret zu werden.

Fau-

Faustine. Wer hat Dir das gesaget? Rom fing an, eben solche unordentliche Phantasien zu kriegen, und so wunderliche Einfälle zu haben, als man den meisten Weibern zuzueignen pfleget. Ohne ein Haupt konnte es nicht länger seyn; und doch wollte es keins haben. Die Weiber sind gerade eben so gesinnet. Man muß es auch zugeben, daß die Männer bey ihrer Herrschaft gar zu eifersüchtig sind. Sie brauchen dieselbe im Ehestande, das ist schon viel: aber sie wollten sie auch gern in der Liebe anwenden. Wenn sie fodern, ein Frauenzimmer solle ihnen treu seyn: so bedeutet treu nichts anders, als unterthan. Das Reich sollte billig zwischen dem Liebhaber und der Geliebten fein gleich getheilet seyn. Indessen hat allezeit einer von beyden die Oberhand, und zwar fast allezeit der Liebhaber.

Brutus. Du bist wahrlich allen Männern sehr auffätzig.

Faustine. Ich bin eine Römerinn, und habe ganz römische Meynungen von der Freyheit.

Brutus. Ich versichere Dich, daß auf solche Weise die ganze Welt voller Römerinnen ist. Aber hingegen bekenne nur selbst, daß solche Römer als ich, ein wenig seltsamer sind.

Faustine. Desto besser ists! Ich glaube nicht, daß ein rechtschaffener Mensch dasjenige thun würde, was Du gethan hast, nämlich seinen Wohlthäter zu ermorden.

Brutus. Und ich glaube eben so wenig, daß es rechtschaffene Weiber gebe, die sich so aufführen würden, wie Du. Mich anlangend, so wirst Du gestehen müssen, daß ich standhaft genug gewesen bin. Es gehörete gewiß viel Herzhaftigkeit dazu, sich durch die Freundschaft, die Cäsar mir erwiesen, nicht bewegen zu lassen.

Faustine. Meynest Du, es habe weniger Muth dazu gehöret, die Sanftmuth und Geduld des Marcus Aurelius auszuhalten? Alle Untreue, die ich ihm erwies, sah er mit Gleichgültigkeit an. Er wollte mir nicht einmal die Ehre gönnen, eifersüchtig zu werden; und ließ mir die Lust nicht, ihn betriegen zu können. Ich war so erzürnt dar-

über, daß ich zuweilen Lust bekam, eine ehrliche Frau zu seyn. Indessen hütete ich mich doch allezeit vor dieser Schwachheit: und hat mir Marcus Aurelius nicht nach meinem Tode den Verdruß gemachet, mir Tempel zu bauen, Priester zu bestellen, und mir zu Ehren ein faustinisches Fest anzuordnen? Sollte einen das nicht rasend machen? Mich mit großem Gepränge zu vergöttern? Mich gar zu einer Göttinn aufzuwerfen?

Brutus. Wahrlich, ich kenne Euch Weiber nicht mehr. Sind das nicht die allerungereimtesten Klagen von der Welt?

Faustine. Hättest Du nicht lieber verpflichtet seyn wollen, wider den Sylla, als wider den Cäsar eine Verschwörung einzugehen? Sylla würde durch seine abscheuliche Grausamkeit Deinen Zorn und Haß erwecket haben. Auch ich hätte lieber den eifersüchtigsten Mann betriegen wollen; z. E. eben den Cäsar, von dem wir reden. Er hatte einen unerträglichen Hochmuth. Er wollte die Herrschaft über die Welt, und über seine Frau ganz und gar haben: und weil er sah, daß Clodius das eine, und Pompejus das andre mit ihm theilete; so konnte er weder diesen, noch jenen leiden. Wie glücklich wäre ich beym Cäsar gewesen!

Brutus. Vor einem Augenblicke wolltest Du alle Männer ausrotten, und itzo wünschest Du Dir den ärgsten!

Faustine. Ich wollte freylich, daß gar keine wären; damit wir Weiber allezeit frey bleiben möchten. Aber wenn sie ja seyn müssen: so gefallen mir doch die schlimmen allezeit besser: weil man ein besonderes Vergnügen hat, wenn man sich seine Freyheit wieder nimmt.

Brutus. Ich glaube, für solche Weiber, als Du bist, ist es am besten, daß es Männer giebt. Die Empfindung der Freyheit ist allemal desto lebhafter, je mehr Bosheit mit unterläuft.

Gespräche

Gespräche der alten Todten mit neuern.

Das I. Gespräch.

Seneca und Marot.

Seneca.

Ich bin herzlich erfreuet, da ich von Dir vernehme, daß die stoische Secte noch besteht; ja daß Du Dich selbst nur noch ganz neulich zu derselben bekannt hast.

Marot. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein grösserer Stoicus gewesen, als Ihr, als Chrysippus und als Zeno, Euer Stifter selbst. Ihr alle waret im Stande, nach Eurer Bequemlichkeit zu philosophiren: ins besondre hat es Euch an Gütern nicht gefehlet. Die andern anlangend, so hat man sie weder ins Elend verwiesen, noch ins Gefängniß geworfen: aber ich habe Armuth, Landesverweisung und Gefängniß ausgestanden, und doch gewiesen; daß alle dieses Uebel nur den Körper allein angienge, aber nicht bis in die Seele eines Weisen dringen könne. Die Kümmernisse haben sich allezeit geschämet, daß sie durch alle ersinnliche Mittel und Wege keinen Eingang in mein Gemüth finden können.

Seneca. Es ist mir überaus lieb, daß ich Dich so reden höre. Bloß aus Deinen Worten würde ich Dich schon für einen grossen Stoiker erkennen. Und warest Du denn nicht ein rechtes Wunder Deiner Zeiten?

Marot. Freylich war ichs. Ich ließ mir nicht genügen, mein Unglück mit Geduld zu ertragen: ich trotzete demselben gar, wo ich reden darf, durch Spötterey und Scherz. Die bloße Standhaftigkeit würde einem andern schon Ehre gemachet haben: ich aber brachte es gar so weit, daß ich lustig dabey war.

Seneca. O stoische Weisheit! so bist du denn keine leere Einbildung, wie man insgemein glaubet! Du bist unter den Menschen anzutreffen: und siehe, hier ist ein Weiser, den Du eben so glücklich gemachet hast, als den Jupiter selbst. Komm mit, daß ich Dich dem Zeno und andern Stoikern zeigen könne. Sie sollen sehen, was ihre unvergleichlichen Lehren in der Welt gefruchtet haben.

Marot. Ihr werdet mich sehr verbinden, wenn Ihr mich mit solchen berühmten Todten bekannt machen werdet?

Seneca. Wie soll ich Dich nennen?

Marot. Clement Marot.

Seneca. Marot? Der Namen ist mir bekannt. Habe ich nicht viele heutige Prinzen, die hier sind, von Dir reden gehöret?

Marot. Das kann wohl seyn.

Seneca. Hast Du nicht ihnen zur Ergetzung, viel kleine Gedichte verfertiget, die man sehr artig befunden hat?

Marot. Ja.

Seneca. Aber so bist Du ja kein Philosoph gewesen!

Marot. Warum nicht?

Seneca. Das ist kein Werk für einen Stoiker, lustige Scherzschriften zu machen, und ein Gelächter zu erwecken.

Marot. Ach! ich sehe wohl, Ihr habt die Vollkommenheiten des Scherzes noch nicht inne. Darinnen stecket eben die ganze Weisheit. Man kann allenthalben was Lächerliches finden; so gar in Euren eigenen Schriften wollte ich dergleichen gar leicht antreffen, wenn ich Lust hätte. Aber zur Ernsthaftigkeit ist nicht alles geschickt: und ich fodere Euch auf, meine Schriften so zu erklären,

klären, daß etwas Ernstliches heraus komme. Zeiget dieses nicht, daß das Lächerliche überall herrschet; und daß die weltlichen Dinge nicht dazu bestimmet sind, daß man ernsthaftig damit umgehen solle? Ich habe mir sagen lassen, man habe die göttliche Aeneis, das Heldengedichte Eures Virgils, in lächerliche Knittelverse übersetzet. Das erfreuet mich herzlich! Wie hätte man besser zeigen können, daß das Prächtige mit dem Lächerlichen ganz nahe verwandt sey? Es kömmt alles so heraus, wie gewisse perspectivische Kunststücke, wo etliche hin und her zerstreuete Figuren, z. E. einen Kaiser vorstellen, wenn Ihr sie aus einem gewissen Gesichtspunkte ansehet. Verändert aber nur den Gesichtspunkt, so werden Euch eben dieselben Figuren einen Bettler abbilden.

Seneca. Ich beklage Dich also, daß man es nicht begriffen hat, daß Deine Scherzgedichte in der Absicht verfertiget worden, um die Leute zu solchen tiefsinnigen Gedanken zu leiten. Man würde Dich mehr verehret haben, als geschehen ist: wenn man es gewußt hätte, daß Du ein so großer Weltweiser wärest. Aber aus den Schriften, die Du heraus gegeben hast, war solches nicht leicht zu errathen.

Marot. Wenn ich nun große Bücher geschrieben hätte, um zu erweisen, daß das Gefängniß, das Unglück, und die Verweisung, das Vergnügen eines Weisen gar nicht stören müssen; wären dieselben einem Stoiker nicht wohlanständig gewesen?

Seneca. Ohne allen Zweifel.

Marot. Nun habe ich, wer weis wie viel Werke geschrieben, welche darthun: daß ich ungeachtet der Verweisung, des Gefängnisses, und meines wenigen Glückes, dieses Vergnügen wirklich behalten habe! Ist das nicht noch besser? Eure moralischen Tractate sind nichts anders, als Speculationen von der Weisheit: aber meine Verse waren eine beständige Ausübung derselben: ich mochte mich nun in einem Zustande befinden, in welchem es immermehr seyn konnte.

Erfahrung zeiget auch zur Gnüge, daß die Wahl, die ein liebenswürdiges Frauenzimmer thut, für denjenigen, den sie trifft, nichts, oder doch sehr wenig beweist. Mich dünket, diese Gründe sollten die Liebhaber zur Bescheidenheit bewegen.

Kandaules. Ich versichere Dich, daß die Weibesbilder mit einer solchen Bescheidenheit schlecht zufrieden seyn würden: welche nämlich darauf ankäme, daß man sich ihre Liebe für keine sonderliche Ehre schätzete.

Giges. Ist es nicht genug, daß man sich ein besonderes Vergnügen daraus machet? Je mehr die Eitelkeit verlieret; destomehr wird die Zärtlichkeit gewinnen.

Kandaules. Nein! damit würden sie es gar nicht halten wollen.

Giges. Aber erwäge nur, daß die Ehre in der Liebe alles verderbet, so bald sie sich darein mischet. Erstlich ist die Ehre des Frauenzimmers den Vortheilen der Liebhaber zuwider: und wenn dieselbe zu Grunde gegangen; so machen sich die Männer eine andre Ehre daraus, die dem Nutzen des Frauenzimmers sehr zuwider ist. Da siehst Du, was das zu sagen hat, wenn man die Ehre dahineinmischet, wo sie nicht hingehöret.

Das IV Gespräch.

Helena und Fulvia.

Helena.

Ich muß etwas von Dir erfahren, Fulvia, was mir Augustus vor weniger Zeit gesaget hat. Ist es denn wahr, daß Du einige Zuneigung gegen ihn gehabt hast; da er aber sich nicht darein schicken wollen, deinen Mann Marcus Antonius gereizet hast, ihn zu bekriegen?

Fulvia. Nichts ist wahrhafter, als dieses, liebe Helena: denn unter uns Todten hat dieß Bekenntniß nichts

zu bedeuten. Marcus Antonius hatte sich in die Komödiantinn Citheris verliebt; und ich hätte mich gern durch die Liebe des Augustus an ihm gerächet: allein August war gar zu eigensinnig mit seinen Buhlerinnen. Ich war ihm weder jung noch schön genug, und ob ich ihm gleich zu verstehen gab: daß er sich in einen Bürgerkrieg verwickeln würde, bloß weil er mich nicht die geringste Zuneigung genießen lassen: so war es doch unmöglich, einige Gefälligkeit von ihm zu erlangen. Wenn es Dir nicht zuwider ist, so will ich Dir gar die Verse hersagen, die er hierauf gemachet hat; die mir aber keine sonderliche Ehre bringen. Die Cytheris nennet er Glaphira:

Glaphirens Reizungen bezaubern den Anton:
Darum will Fulvia mich ihr zum Sklaven wählen.
Anton ist ungetreu: ganz gut, ich weis es schon!
Wie will man mich mit Recht für seine Fehler quälen?
Soll ich ihr günstig seyn, bloß weil es ihr gefällt?
So würde ja aus aller Welt,
Ein ungezählter Haufen,
Geplagter Weiber zu mir laufen.
Liebt! spricht sie, oder schlagt! Wohlan! es ist bedacht.
Sie sieht zu häßlich aus: Trompeter! blast zur Schlacht.

Hel. So haben wir beyde denn die beyden größesten Kriege, die vieleicht jemals geführet worden, verursachet: Du den Krieg zwischen dem Anton und August; ich aber den trojanischen.

Fulv. Das ist nur der Unterschied, daß Du den trojanischen Krieg durch deine Schönheit; ich aber den römischen Bürgerkrieg durch meine Häßlichkeit veranlasset.

Hel. Hingegen hast Du den Vortheil, daß dein Krieg weit lustiger ist, als der meinige. Mein Ehemann rächet sich wegen der Beschimpfung, die man ihm durch die Liebe gegen mich, angethan hatte: welches sehr natürlich ist. Und der deinige rächet sich wegen einer Beleidigung, die man

scheinst! Ach! gab ich ihnen zur Antwort, kann ich nicht Gnade erlangen, ohne vor seinen Augen zu erscheinen; so bin ich verloren! Antigonus, der schon gesonnen war, mir mein Verbrechen zu verzeihen, konnte mir diese Spottrede nicht vergeben: und dieser übel angebrachte Scherz, kostete mir den Kopf.

Parm. Ich weis nicht, ob ich mir nicht deine Gabe, scherzhaft zu seyn, gewünschet hätte; wenn es mir gleich nicht besser hätte gehen sollen.

Theokr. Und wie gern wollte ich mir itzo deine Ernsthaftigkeit wünschen!

Parm. Ach! Du bist zu unbedachtsam. Ich dachte nur immer, daß ich vor lauter Ernsthaftigkeit sterben würde. Nichts in der Welt ergetzte mich mehr. Ich zwang mich zur Lustigkeit; konnte aber damit nicht zu Stande kommen. Ich konnte keines lächerlichen Dinges mehr genießen: denn alles Auslachenswürdige war mir was trauriges. Aus Verzweiflung über ein solch schwermüthiges Wesen, gieng ich nach Delphos, und bath den Apollo inständigst, mir ein Mittel zur Lustigkeit vorzuschlagen. Dieser schickte mich, in zweydeutigen Ausdrückungen, zur mütterlichen Kraft. Ich dachte, daß durch die mütterliche Kraft mein Vaterland verstanden würde, und begab mich nach Hause: allein meine Ernsthaftigkeit war dadurch nicht zu überwinden.

Nunmehr fing ich an, mich zufrieden zu geben, wie man in einer unheilbaren Krankheit thut; bis ich von ungefähr eine Reise nach Delos that. Daselbst betrachtete ich mit großem Erstaunen den Tempel des Apollo, und die Schönheit seiner Bildsäulen. Er war überall in Marmor, oder in Golde vorgestellet, und zwar von den geschicktesten Künstlern in Griechenland. Als ich aber zu einer hölzernen Latona kam, die sehr häßlich geschnitzet war, und wie ein altes Weib aussah, fing ich mit lauter Stimme an zu lachen; indem ich zwischen den Bildern der Mutter, und ihres Sohnes eine Vergleichung anstellete.

Ich

Ich kann es Dir nicht genugsam beschreiben, wie sehr ich erschrocken, ja wie sehr ich vergnüget und erfreuet worden, daß ich einmal wieder gelachet hatte. Da verstand ich allererst den wahren Sinn des Orakels. Alle die marmornen und goldenen Apollen bekamen kein Opfer von mir. Die hölzerne Latona bekam alle meine Geschenke und Gelübde. Ich weis nicht, wie viel Opfer ich ihr brachte. Ich beräucherte sie ganz mit meinem Rauchwerke. Und ich hätte der lächerlichen Latona, einen Tempel aufgerichtet, wenn mein Vermögen nur zulänglich gewesen wäre.

Theokr. Mich dünket, Apollo hätte Dich zum Lachen bringen können, ohne daß solches seiner Mutter nachtheilig gewesen wäre. Du hättest ja Dinge genug finden können, die zu eben der Wirkung gedienet hätten, als Latona.

Parm. Wenn man verdrießlich ist, so findet man, daß die Menschen der Mühe nicht werth sind, daß man über sie lachet. Sie sind von Natur dazu bestimmet, daß sie auslachenswürdig seyn sollen. Sie sinds auch in der That; und das ist also kein Wunder. Aber wenn sich eine Göttinn dazu machet: die ist noch viel auslachenswürdiger. Sonst hat vieleicht Apollo zu verstehen geben wollen, daß meine Ernsthaftigkeit ein Uebel wäre, dem durch alle menschliche Mittel nicht zu helfen stünde: ja daß ich in einen solchen Zustand gerathen wäre, wo ich so gar eines göttlichen Beystandes benöthiget wäre.

Theokr. Dieses lustige und scherzhafte Wesen ist noch ein weit ärgeres Uebel. Man hat vorzeiten ein ganzes Volk deswegen verdacht, und dasselbe hat viel darüber leiden müssen.

Parm. Wie? hat sich ein ganzes Volk zum Scherzen und Lachen geneigt befunden?

Theokr. Ja, und das waren die Tirinthier.

Parm. Die glückseligen Leute!

Theokr. Durchaus nicht! denn wie sie bey keiner einzigen Sache mehr ernsthaft seyn konnten, so gerieth bey

ihnen alles in Unordnung. Versammleten sie sich auf dem Markte, so unterredeten sie sich von lauter Narrenpossen; an statt von ihren öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen. Verhörten sie fremde Gesandten, so verspotteten sie dieselben. Hielten sie Rath in der Stadt, so waren die Stimmen der ansehnlichsten Rathsherren, lauter Possen. Kurz, bey allen Gelegenheiten, würde ein ernstlich Wort, oder eine ernsthafte That, bey den Tirinthiern ein Wunder gewesen seyn. Endlich merkten sie es; als ihnen dieses scherzhafte Naturell beschwerlich ward: zum wenigsten eben so sehr, als Dir Dein trauriges Wesen. Sie giengen eben so, als Du, nach Delphos, das Orakel zu befragen; aber in ganz andern Absichten: nämlich dasselbe um ein Mittel zu ersuchen, wie sie wiederum einige Ernsthaftigkeit bekommen sollten? Das Orakel antwortete: wenn sie dem Neptunus einen Ochsen würden opfern können, ohne zu lachen; so sollte es künftig in ihrer Gewalt stehen, verständiger zu seyn. Ein Opfer ist eben an sich selbst nichts lustiges: damit es indessen recht ernstlich dabey zugehen möchte: so macheten sie große Anstalten. Sie beschlossen, keine junge Leute dazu zu nehmen, sondern nur Greise; und nicht einmal alle Greise, sondern nur solche, die entweder krank wären, oder in vielen Schulden steckten, oder sehr böse Weiber hätten. Als nun alle diese erwählte Personen, am Ufer der See waren, um das Opfer zu bringen, war es doch noch nöthig, daß sie alle, ungeachtet ihrer Weiber, Schulden, Krankheiten und ihrer Jahre, auf die Erde sehen, und sich auf die Lippen beißen mußten. Aber zum Unglücke hatte sich ein Kind unter sie gemischet, und man ward es gewahr. Man wollte es wegschaffen, wie vorhin geordnet war. Da fing es an zu schreyen? **Wie? meynet ihr denn, daß ich euch euren Ochsen wegnehmen werde?** Dieser Possen setzte alle diese gravitätische Herren außer sich. Man lachete aus vollem Halse: das Opfer ward gestöret, und die Tirinthier wurden nicht klug. Die Leute thaten sehr übel, daß sie nicht an die Höhle des Trophonius dachten,

ten, da ihnen ihr Ochs fehl geschlagen war. Denn dieselbe hatte ja die Kraft, die Leute ernsthaft zu machen, wie man an Dir ein merkwürdiges Exempel sieht.

Parm. In Wahrheit, ich bin in der Höle des Trophonius gewesen: allein was mich so sehr traurig gemachet hat, das ist ganz was anders, als man etwa meynet.

Theokr. Was ist es denn gewesen?

Parm. Das waren die Betrachtungen. Kaum hatte ich angefangen Betrachtungen anzustellen: so lachte ich nicht mehr. Hätte das Orakel befohlen, die Tirinsthier sollten dergleichen anstellen: sie würden ihrer Lustigkeit gewiß los geworden seyn.

Theokr. Ich gestehe zwar, daß ich nicht eigentlich weis, was Betrachtungen sind: aber ich begreife doch nicht, wie sie so betrübt seyn könnten? Kann man denn kein einziges Ding vernünftig betrachten, ohne zu gleicher Zeit traurig dabey zu werden? Sind denn die Irrthümer allein lustig; und ist die Vernunft uns bloß zur Quaal gegeben?

Parm. Vermuthlich ist die Absicht der Natur wohl nicht gewesen, daß man sehr spitzfindig denken sollte: denn diese Gattung von Gedanken zu erlangen, das kostet sehr viel. Ihr wollet tiefsinnige Betrachtungen anstellen; spricht sie, zu uns: nehmet euch in acht damit! Ich werde mich an euch durch die Traurigkeit rächen, welche sie euch verursachen werden.

Theokr. Du sagest mir aber nicht, warum die Natur es nicht haben will, daß wir unsre Betrachtungen so hoch treiben sollen, als es uns möglich ist?

Parm. Sie hat die Menschen in die Welt gesetzet, um daselbst zu leben. Leben aber heißt, nicht wissen, was man die meiste Zeit über thut. Wenn wir die Nichtswürdigkeit alles dessen gewahr werden, womit wir beschäfftiget sind, und dessen, was uns empfindlich ist: so entdecken wir die Heimlichkeiten der Natur. Man wird gar zu klug, und bleibt nicht genugsam in den Schranken eines Menschen. Man denket nur, und will nichts mehr thun. Siehst Du das gefällt der Natur nicht.

Theokr. Aber eben die Vernunft, welche machet, daß Du besser denken kannst, als die andern, unterläßt ja nicht, Dich zu verdammen, daß Du eben so handeln mußt, als sie.

Parm. Du hast recht. Es giebt eine Vernunft, die uns vermittelst der Gedanken, über alles erhebt: folglich muß es noch eine andre geben, die uns durch die Handlungen wieder in den vorigen Stand setzet. Ist es solchergestalt nicht fast besser, gar nicht nachgedacht zu haben?

Das VI. Gespräch.

Brutus und Faustine.

Brutus.

Wie? Ist es möglich, daß Du Dir ein Vergnügen gemachet, dem Kaiser Marcus Aurelius tausendfältige Untreue zu erweisen: da er doch ein Mann war, der Dir alle ersinnliche Gefälligkeit erwies, und ohne Zweifel im ganzen römischen Reiche der allertugendhafteste Mensch war?

Faustine. Ist es auch möglich, daß Du den Julius Cäsar, einen so gelinden und sanftmüthigen Kaiser, ermordet hast?

Brutus. Ich wollte alle unrechtmäßige Regenten durch das Exempel Cäsars erschrecken; als den auch seine Sanftmuth und Gelindigkeit nicht in Sicherheit hätten setzen können.

Faustine. Wenn ich Dir denn sagte: ich hätte durch das Exempel des Marcus Aurelius, dessen Gütigkeit so übel belohnet wurde, alle Ehemänner so gar erschrecken wollen; daß sich niemand ferner unterstehen möchte, ein Ehemann zu werden?

Brutus. Fürwahr, eine herrliche Absicht! Ehemänner müssen ja seyn: denn wer würde sonst die Weiber regieren? Aber Rom bedorfte keinen Cäsar, um von ihm regieret zu werden.

Faustine. Wer hat Dir das gesaget? Rom fing an, eben solche unordentliche Phantasien zu kriegen, und so wunderliche Einfälle zu haben, als man den meisten Weibern zuzueignen pfleget. Ohne ein Haupt konnte es nicht länger seyn; und doch wollte es keins haben. Die Weiber sind gerade eben so gesinnet. Man muß es auch zugeben, daß die Männer bey ihrer Herrschaft gar zu eifersüchtig sind. Sie brauchen dieselbe im Ehestande, das ist schon viel: aber sie wollten sie auch gern in der Liebe anwenden. Wenn sie fodern, ein Frauenzimmer solle ihnen treu seyn: so bedeutet treu nichts anders, als unterthan. Das Reich sollte billig zwischen dem Liebhaber und der Geliebten fein gleich getheilet seyn. Indessen hat allezeit einer von beyden die Oberhand, und zwar fast allezeit der Liebhaber.

Brutus. Du bist wahrlich allen Männern sehr aufsätzig.

Faustine. Ich bin eine Römerinn, und habe ganz römische Meynungen von der Freyheit.

Brutus. Ich versichere Dich, daß auf solche Weise die ganze Welt voller Römerinnen ist. Aber hingegen bekenne nur selbst, daß solche Römer als ich, ein wenig seltsamer sind.

Faustine. Desto besser ists! Ich glaube nicht, daß ein rechtschaffener Mensch dasjenige thun würde, was Du gethan hast, nämlich seinen Wohlthäter zu ermorden.

Brutus. Und ich glaube eben so wenig, daß es rechtschaffene Weiber gebe, die sich so aufführen würden, wie Du. Mich anlangend, so wirst Du gestehen müssen, daß ich standhaft genug gewesen bin. Es gehörete gewiß viel Herzhaftigkeit dazu, sich durch die Freundschaft, die Cäsar mir erwiesen, nicht bewegen zu lassen.

Faustine. Meynest Du, es habe weniger Muth dazu gehöret, die Sanftmuth und Geduld des Marcus Aurelius auszuhalten? Alle Untreue, die ich ihm erwies, sah er mit Gleichgültigkeit an. Er wollte mir nicht einmal die Ehre gönnen, eifersüchtig zu werden; und ließ mir die Lust nicht, ihn betriegen zu können. Ich war so erzürnt dar-

des zugleich entbehren. Auf solche Art hätte uns die Natur nichts umsonst gegeben.

Galil. Ich habe nicht Schuld daran. Euch aber, der Ihr doch meine Meynung verdammet, ist mehr daran gelegen, daß solches wahr sey. Gesetzt, man erfände noch neue Ergetzlichkeiten: würdet Ihr Euch wohl jemals zufrieden geben, daß Ihr nicht mit Eurem Leben für die letzten Zeiten aufbehalten worden; wo Ihr die Erfindungen aller Jahrhunderte hättet genießen können? Die neuen Wahrheiten anlangend; so weis ich, daß Ihr sie niemanden misgönnen würdet.

Apicius. Ich nehme Deine Meynung an; denn sie ist meinen Neigungen günstiger, als ich dachte. Ich sehe, daß es eben kein sonderlicher Vorzug sey, Wahrheiten zu erfinden: weil sie einem jeden überlassen sind, der sich darum bemühen will; und daß die Natur sich nicht die Mühe genommen, alle Menschen zu allen Zeiten in diesem Stücke gleich zu machen. Allein die Ergetzlichkeiten sind von weit größerm Werthe. Es wäre gar zu unbillig gewesen, ein Jahrhundert mehrere derselben genießen zu lassen, als ein anderes: und eben deswegen ist die Eintheilung so gleich gemacht worden.

Das IV. Gespräch.

Plato und Maria aus Schottland.

Maria.

Kommt mir zu Hülfe, göttlicher Plato! kommt, stehet mir bey, ich beschwere Euch!

Plato. Worüber streitest Du?

Maria. Ueber einen Kuß, den ich einem sehr häßlichen Gelehrten, mit ziemlicher Inbrünstigkeit gegeben habe. Ich mag itzo, so lange ich will, dasjenige zu meiner Rechtfertigung vorbringen, was ich damals schon vorgebracht:

Gespräche der alten Todten mit neuern.

Das I. Gespräch.

Seneca und Marot.

Seneca.

Ich bin herzlich erfreuet, da ich von Dir vernehme, daß die stoische Secte noch besteht; ja daß Du Dich selbst nur noch ganz neulich zu derselben bekannt hast.

Marot. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein größerer Stoicus gewesen, als Ihr, als Chrysippus und als Zeno, Euer Stifter selbst. Ihr alle waret im Stande, nach Eurer Bequemlichkeit zu philosophiren: insbesondre hat es Euch an Gütern nicht gefehlet. Die andern anlangend, so hat man sie weder ins Elend verwiesen, noch ins Gefängniß geworfen: aber ich habe Armuth, Landesverweisung und Gefängniß ausgestanden, und doch gewiesen; daß alle dieses Uebel nur den Körper allein angienge, aber nicht bis in die Seele eines Weisen dringen könne. Die Kümmernisse haben sich allezeit geschämet, daß sie durch alle ersinnliche Mittel und Wege keinen Eingang in mein Gemüth finden können.

Seneca. Es ist mir überaus lieb, daß ich Dich so reden höre. Bloß aus Deinen Worten würde ich Dich schon für einen großen Stoiker erkennen. Und warest Du denn nicht ein rechtes Wunder Deiner Zeiten?

Seneca. Ich bin versichert, daß Deine vorgegebene Weisheit keine Wirkung Deiner Vernunft gewesen.

Marot. Und das ist eben die beste Gattung derselben, die nur irgendwo zu finden ist.

Seneca. Gut! das sind mir lustige Weisen, die es bloß durch ihr Temperament geworden sind. Hat man es ihnen wohl zuzuschreiben, daß sie keine Narren sind? Zuweilen hat einer, oder der andre das Glück, von Natur tugendhaft zu seyn: aber wer es mit Ruhme seyn will, der muß nicht anders, als durch die Vernunft dazu gelangen.

Marot. Man machet gemeiniglich nicht viel daraus, wenn man etwas durch seine Mühe erlanget hat. Denn wo jemand eine Tugend an sich hat, und man kann entdecken, daß sie ihm nicht natürlich ist: so achtet man sie fast für nichts. Es scheint zwar, daß sie um desto höher sollte gehalten werden, weil sie durch Fleiß und Bemühung erlanget worden: allein das machet nichts. Eine solche Tugend ist eine Wirkung der Vernunft: man trauet ihr nicht.

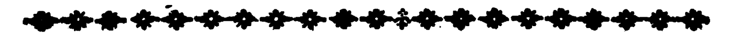
Seneca. Man muß den ungleichen Temperamenten Eurer Weisen noch weniger trauen. Sie sind nur Weise, nachdem es ihrem Geblüthe beliebt. Wenn man wissen wollte, wie weit sich ihre Tugend erstrecken wird; so müßte man die Einrichtung und Beschaffenheit der innerlichen Theile ihres Leibes kennen. Ist es nun nicht tausendmal besser, sich durch die Vernunft allein leiten zu lassen; und sich der Herrschaft der Natur so gar zu entziehen, daß man im Stande sey, keine Uebereilung zu befürchten?

Marot. Das wäre freylich am besten, wenn es nur möglich wäre! Aber zum Unglücke, behält die Natur allezeit ihr Recht. Ihre ersten Regungen kann man ihr niemals hindern. Ofmals haben dieselben schon sehr stark zugenommen, ehe die Vernunft es gewahr wird: und wenn sie endlich ihre Pflicht in acht nehmen will, so findet sie schon lauter Unordnung. Es ist auch eine schwere Frage, ob sie dieselbe wieder zurecht wird bringen können? In Wahrheit,

heit, es nimmt mich nicht Wunder, wenn man so viele findet, die der Vernunft nicht gar zu viel trauen.

Seneca. Nichts destoweniger muß sie doch ganz allein die Menschen regieren, und alles was in der Welt geschieht, anordnen.

Marot. Indessen ist sie nicht im Stande, ihr Ansehen zu behaupten und sehen zu lassen. Ich habe mir sagen lassen, daß etliche hundert Jahre nach Eurem Tode, ein platonischer Weltweiser, den damals regierenden Kaiser um Erlaubniß gebethen habe, eine verwüstete kleine Stadt in Calabrien wieder anzubauen, sie nach den Gesetzen der platonischen Republik einzurichten, und Platonopel zu nennen. Allein der Kaiser habe es dem Weltweisen abgeschlagen; und der Vernunft des großen Platons so viel nicht zugetrauet, daß er derselben das Regiment dieser kleinen Stadt überlassen hätte. Urtheilet hieraus, wie sehr die Vernunft ihren Credit verlohren hat. Wäre dieselbe nur der geringsten Hochachtung werth: so könnte sie niemand anders hoch schätzen, als die Menschen. Und eben diese Menschen achten sie gar nichts.



Das II. Gespräch.

Artemisia und Raymund Lullus.

Artemisia.

Das ist mir ja recht was neues! Du sagest, man habe ein Geheimniß, die Metalle in Gold zu verwandeln; und dasselbe nenne man den Stein der Weisen.

R. Lullus. So ist es, und ich habe dasselbe lange gesuchet.

Artem. Hast Du es denn erfunden?

R. Lullus. Nein! aber alle Welt bildete sich ein, ich hätte es gefunden, ja man glaubet es noch. Doch die

Wahrheit zu sagen, dieses ganze Geheimniß ist nichts anders, als eine leere Einbildung.

Artem. Warum hast Du Dich denn darum bemühet?

R. Lullus. Man hat mich allererst hier unten klüger gemachet.

Artem. Das heißt, meines Erachtens, ein wenig zu lange gewartet.

R. Lullus. Ich sehe wohl, Ihr habt Lust mich auszulachen. Wir beyde sind aber einander viel ähnlicher, als Ihr vieleicht glaubet.

Artem. Ich? Sollte ich Dir ähnlich seyn? Ich? das Muster ehelicher Treue, die ich die Asche meines Mannes in mich getrunken, und ihm ein prächtig Grabmaal erbauet? Wie könnte ich doch immermehr einem Manne ähnlich seyn, der sein lebenlang gesuchet hat, die Metalle in Gold zu verwandeln?

R. Lull. Ja, ja. Ich weis wohl, was ich rede. Nach allen den herrlichen Dingen, derer Ihr Euch gerühmet habet, vernarretet Ihr Euch in einen jungen Menschen, der Euch nicht wieder liebete. Ihr opfertet ihm das prächtige Gebäude auf, daraus Ihr so viel Ehre hättet haben können: und die Asche des Mausolus, die Ihr verschlucket hattet, war nicht kräftig genug gewesen, Euch vor einer neuen Liebe zu verwahrē.

Artem. Ich hätte nicht gedacht, daß Du meiner Sachen so kundig wärest. Diese Begebenheit ist ziemlich unbekannt: und ich bildete mir nicht ein, daß viele was davon wüßten.

R. Lullus. Ihr werdet also gestehen, daß unsre Verhängnisse einander ähnlich sind, und zwar darinnen: daß man uns beyden eine Ehre erweist, die wir nicht verdienen. Euch, wenn man glaubet, daß Ihr Eurem verstorbenen Manne allezeit treu geblieben; und mir, wenn man glaubet, daß ich den Stein der Weisen gehabt.

Artem. Ich gestehe es ganz gern. Die Welt muß sich oft eine Nase drehen lassen, und man muß sich seine Umstände wohl zu Nutze machen.

R. Lull.

R. Lull. Sollte sich aber sonst keine Aehnlichkeit zwischen uns beyden finden.

Artem. Bisher lasse ich mirs gefallen, Dir ähnlich zu seyn. Sage es immer, wenn Du noch was weist.

R. Lull. Haben wir nicht beyde etwas gesuchet, was man doch nicht finden kann? Ihr das Geheimniß, Eurem Manne treu zu seyn; und ich die Verwandelung der Metalle in Gold. Ich glaube, die eheliche Treue ist dem Steine der Weisen sehr ähnlich.

Artem. Einige Leute haben eine so gar üble Meynung von dem Frauenzimmer, daß sie sagen würden: der Stein der Weisen sey noch nicht einmal unmöglich genug, mit der Treue der Eheweiber in Vergleichung gestellet zu werden.

R. Lull. Ach! ich versichere Euch, eben so unmöglich, als es nur immer seyn kann.

Artem. Aber woher kömmt es, daß man ihn suchet, und daß Du selber in diese Phantasie gerathen bist, da Du doch ein ziemlich verständiger Mann zu seyn scheinst?

R. Lull. Es ist wohl wahr, daß man den Stein der Weisen nicht finden kann: aber es ist doch gut, daß man ihn suchet. Denn indem man ihn suchet, findet man sonst sehr schöne Geheimnisse, die man eben nicht suchete.

Artem. Wäre es aber nicht viel besser, die Geheimnisse zu suchen, die man finden kann; als auf diejenigen zu sinnen, die man niemals finden wird?

R. Lull. Alle Wissenschaften haben ein gewisses Hirngespinst, welchem ihre Schüler nachjagen, ohne es jemals einzuholen: unterwegens aber treffen sie andre sehr nützliche Wahrheiten an. Hat die Chymie ihren Stein der Weisen, so hat die Geometrie ihre Quadratur des Zirkels, die Astronomie ihre Länge der Oerter, die Mechanik ihre immerwährende Bewegung. Alles dieses zu erfinden, ist unmöglich; aber es zu suchen, das ist sehr nützlich. Ich rede mit Euch in einer Sprache, die Ihr vieleicht nicht recht versteht: aber zum wenigsten werdet Ihr doch verstehen, daß die Morale auch ihre Hirngespinste hat, das ist, die Frey-

heit

heit von allem Eigennutze, und die vollkommene Freundschaft. Man wird niemals dazu gelangen; aber es ist doch gut, daß man darnach strebe. Zum wenigsten gelanget man durch diese Bemühung zu vielen andern Tugenden.

Artem. Ich sage es noch einmal, meinen Gedanken nach, sollte man alle Hirngespinste fahren lassen, und sich nur um wirkliche Dinge bemühen.

R. Lull. Ist das Euer Ernst? Der Mensch muß sich allezeit einen Grad der Vollkommenheit zum Zwecke vorstellen, der ihm zu hoch ist. Er würde sich nicht einmal auf den Weg machen, wenn er nicht weiter zu kommen dächte, als er wirklich kommen wird. Er muß ein eingebildetes Ziel vor Augen haben, welches ihm Muth machet. Hätte man mir gesaget, die Chymie würde mich nicht die Kunst Gold zu machen lehren; so hätte ich sie verachtet. Hätte man Euch gesaget, daß die äußerste Treue, die Ihr gegen Euren Mann beweisen wolltet, nicht natürlich wäre: so würdet Ihr Euch die Mühe nicht gegeben haben, das Andenken des Mausolus durch ein prächtiges Grabmal zu beehren. Kurz, man würde allen Muth sinken lassen, wenn man nicht durch falsche Einbildungen unterstützet würde.

Artem. Es ist also nichts unnützliches, daß die Menschen betrogen werden, und irren.

R. Lull. Was unnütze? Wenn sich die Wahrheit zum Unglücke so zeigen sollte, wie sie ist; so wäre alles aus. Aber sie scheint es sehr wohl zu begreifen, wie viel daran gelegen ist, daß sie sich allezeit auf gewisse Weise verborgen halte.



Das

Das III. Gespräch.

Apicius und Galiläus.

Apicius.

Ach! wie sehr bedaure ich es, daß ich nicht zu Deinen Zeiten gebohren bin.

Galil. Mich dünket, ein solches Naturell, als das Eurige gewesen, hätte sich sehr wohl in die Zeiten geschicket, da ihr gelebet habet. Ihr wolltet nur lauter leckerhafte Speisen genießen; und wurdet eben zu der Zeit, und zwar in Rom, zur Welt gebohren, als diese Stadt eine ruhige Beherrscherinn der Welt war; als von allen Orten die seltsamsten Vögel und Fische zusammen kamen; kurz, als es schien, die ganze Welt wäre von Rom nur deswegen bezwungen worden, damit sie zu ihrem Wohlleben alles ihrige beytragen möchte.

Apicius. Aber meine Zeiten waren unwissend; und wenn es einen solchen Mann, als ihr seyd, gegeben hätte; so hätte ich ihn am Ende der Welt aufgesuchet. Das Reisen war mir ein Kinderspiel. Weist Du nicht von derjenigen Reise, die ich einer Gattung von Fischen halber that, welche ich zu Minturnus in Campanien gegessen hatte? Man sagte mir, daß dieser Fisch in Afrika weit vollfleischiger wäre. Alsbald rüstete ich ein Schiff aus, und segelte nach Afrika. Diese Schiffahrt war sehr beschwerlich, und voller Gefahr. Kaum näherten wir uns den afrikanischen Küsten, so kamen mir, wer weis wie viel Fischerkähne entgegen: denn sie hatten schon Nachricht von meiner Reise bekommen, und brachten mir von der Art Fische, darnach ich Verlangen trug. Sie dünkten mich aber nicht fetter zu seyn, als die minturnischen: und den Augenblick befahl ich den Bootsleuten, umzukehren, und nach Italien zurück zu segeln. Weder die Neugierigkeit, ein Land zu sehen,

des zugleich entbehren. Auf solche Art hätte uns die Natur nichts umsonst gegeben.

Galil. Ich habe nicht Schuld daran. Euch aber, der Ihr doch meine Meynung verdammet, ist mehr daran gelegen, daß solches wahr sey. Gesetzt, man erfände noch neue Ergetzlichkeiten: würdet Ihr Euch wohl jemals zufrieden geben, daß Ihr nicht mit Eurem Leben für die letzten Zeiten aufbehalten worden; wo Ihr die Erfindungen aller Jahrhunderte hättet genießen können? Die neuen Wahrheiten anlangend; so weis ich, daß Ihr sie niemanden misgönnen würdet.

Apicius. Ich nehme Deine Meynung an; denn sie ist meinen Neigungen günstiger, als ich dachte. Ich sehe, daß es eben kein sonderlicher Vorzug sey, Wahrheiten zu erfinden: weil sie einem jeden überlassen sind, der sich darum bemühen will; und daß die Natur sich nicht die Mühe genommen, alle Menschen zu allen Zeiten in diesem Stücke gleich zu machen. Allein die Ergetzlichkeiten sind von weit größerm Werthe. Es wäre gar zu unbillig gewesen, ein Jahrhundert mehrere derselben genießen zu lassen, als ein anderes: und eben deswegen ist die Eintheilung so gleich gemacht worden.

Das IV. Gespräch.

Plato und Maria aus Schottland.

Maria.

Kommt mir zu Hülfe, göttlicher Plato! kommt, stehet mir bey, ich beschwere Euch!

Plato. Worüber streitest Du?

Maria. Ueber einen Kuß, den ich einem sehr häßlichen Gelehrten, mit ziemlicher Inbrünstigkeit gegeben habe. Ich mag itzo, so lange ich will, dasjenige zu meiner Rechtfertigung vorbringen, was ich damals schon vorgebracht:

daß

daß ich denjenigen Mund hätte küssen wollen, aus welchem so viele schöne Worte geflossen wären: so sind gleich, wer weis wie viel Schatten da, die mich auslachen, und behaupten: daß dergleichen Gunstbezeigungen nicht für diejenigen gehören, die wohl reden können; und daß die Wissenschaft nicht mit derselben Münze bezahlt werden müsse, als die Liebe. Kommet, lehret doch diese Schatten, daß dasjenige, welches eigentlich die Leidenschaften zu erregen würdig ist, unsichtbar sey; und daß man von einer Schönheit bezaubert werden könne, wenn sie gleich durch einen sehr häßlichen Körper, womit sie bekleidet ist, erblicket wird.

Plato. Was willst Du, daß ich solch Zeug vorbringen soll? Es ist ja nicht wahr!

Maria. Ihr habet es ja schon, mehr als tausend und noch tausendmal, vorgetragen.

Plato. Ja! aber das geschah, als ich noch lebete. Ich war ein Weltweiser, und wollte von der Liebe reden. Das hätte sich nun für meinen Stand nicht geschicket, so davon zu sprechen, wie die Verfasser der milesischen Fabeln (*). Ich verkleidete diese Materien also in ein philosophisches Geschwätz, als in eine Wolke: welches dann machte, daß nicht aller Welt Augen dieselben dafür ansahen, was sie doch in der That waren.

Maria. Ich glaube, Ihr saget mir was, daran ich damals nicht gedacht habe. Ihr müßt ja wohl von einer ganz andern, als der gemeinen Liebe geredet haben, da Ihr es so prächtig beschrieben: wie die geflügelten Seelen auf gewissen Wagen, auf dem äußersten Gewölbe des Himmels herumwandern; wo sie die Schönheit in ihrem Wesen betrachten; ihren unglücklichen Fall von diesem so erhabenen Orte, bis auf die Erde, aus Versehen des einen ihrer Pferde, welches sehr schwer zu regieren ist; das Klatschen ihrer Flügel; ihren Aufenthalt in den Körpern; was ihnen wiederfährt, wenn sie einem schönen Gesichte begegnen,

 welches

(*) Dieses waren Romane der damaligen Zeit.

welches sie für eine Abbildung der Schönheit halten, die sie im Himmel gesehen haben; wie sich ihre Flügel erheben, und anfangen zu schlagen; deren sie sich auch bedienen wollen, um nach demjenigen zu fliegen, was sie lieben: kurz, die Furcht, das Beben, das Entsetzen, davon sie bey dem Anblicke einer Schönheit gerühret werden, von der sie wissen, daß sie göttlich ist; den heiligen Trieb, der sie entzücket, und die Begierde, welche sie spüren, dem Gegenstande ihrer Liebe zu opfern, so wie man der Gottheit zu opfern pfleget.

Plato. Ich versichere Dich, wenn man dieses alles recht versteht, und getreulich übersetzet; so heißt es nichts anders, als: daß schöne Personen viel Entzückungen zu verursachen vermögend sind.

Maria. Aber, Eurer Meynung nach, hält man sich bey der körperlichen Schönheit nicht auf: denn dieselbe erinnert uns nur einer Schönheit, die unendliche mal reizender ist. Wäre es wohl möglich, daß alle die von Euch abgeschilderten so lebhaften Regungen, nur durch ein Paar große Augen, einen kleinen Mund, und eine angenehme Farbe verursachet seyn sollten? Ach! gebt ihnen die Schönheit der Seelen zum Gegenstande; wenn Ihr sie rechtfertigen, und Euch selbst vertheidigen wollet, daß Ihr sie abgeschildert habet.

Plato. Soll ich Dir die Wahrheit sagen? Die Schönheit des Geistes erwecket Bewunderung; die Schönheit der Seelen Hochachtung; und die Schönheit des Leibes Liebe. Die Hochachtung und Bewunderung sind ruhig: nur die Liebe allein ist ungestüm.

Maria. Ihr seyd nach Eurem Tode gottlos geworden: denn in Eurem Leben habet Ihr nicht nur ganz anders von der Liebe geredet; sondern auch die hohen Gedanken, so Ihr von derselben abgefasset hattet, wirklich ausgeübet. Habt Ihr nicht die Arkeanerinn von Kolophon geliebet, da sie schon alt war? Habt Ihr nicht folgende Verse auf sie gemachet?

> Die Arkeanerinn ist wahrlich hoch zu halten!
> Sie hat zwar ein Gesicht voll Falten;
> Allein ich sehe, daß darauf,
> Wie in den Runzeln selbst, die Liebesgötter spielen.
> Ihr, die Ihr sie gesehn, eh ihr der Zeiten Lauf
> Die Reizungen geschwächt, die aller Welt gefielen,
> Und diese Tiefen ausgeschnitten:
> Ach sagt! was habt Ihr nicht erlitten?

Fürwahr, dieses Heer von Liebesgöttern spielte in den Runzeln der Arkeanerinn. Das waren die Annehmlichkeiten ihres Geistes, den das Alter recht vollkommen gemachet hatte. Ihr beklaget diejenigen, die sie jung gekannt hatten: weil ihre Schönheit gar zu starke Wirkungen bey ihnen gehabt; und Ihr liebetet sie um ihrer Verdienste halber, die durch die Jahre nicht konnten vernichtet werden.

Plato. Ich bin Dir sehr verbunden, daß Du die kleine Satire so vortheilhaftig erklären wollen, die ich auf die Arkeanerinn machete; welche sich in ihrem Alter noch einbildete, daß sie mich verliebt machen könnte. Meine Neigungen waren nicht so metaphysisch, als Du Dir wohl einbildest; und ich kann es Dir durch andre Verse darthun, die ich gemachet habe. Wenn ich noch lebte, wollte ich die eitle Ceremonie machen, die ich meinen Sokrates machen lasse, wenn er von der Liebe reden will: ich würde mir das Gesicht verhüllen, und Du würdest mich nur durch eine Verdeckung reden hören. Aber hier sind dergleichen Weitläuftigkeiten nicht nöthig. Dieß sind meine Verse:

> Wenn Agathis durch einen heißen Kuß,
> Die Schmerzen stillen will, die ich empfinden muß:
> So fühl ich, daß mein Geist auf meinen Lippen schwimmt,
> Und seinen Weg, nach ihren Lippen nimmt.

Maria. Wie? Ist das auch Plato, den ich so reden höre?

Plato. Ja, er ist es, in selbst eigener Person.

sehr hohen Thurms erschienen; da seine Cameraden noch den Körper der Sonnen selbst gegen Morgen suchten. Man bewunderte den scharfen Verstand desselben: er gestund; aber, daß er diese Klugheit mir zu danken hätte, und daß ich noch am Leben wäre. Augenblicklich ward ich, als ein recht göttlicher Mann zum Könige erwählet.

Raphael. Ich sehe wohl, daß dieser Anschlag, den Ihr Eurem Sklaven gegeben, Euch sehr nützlich gewesen; aber daß er so was wunderwürdiges an sich gehabt habe, das kann ich eben nicht finden.

Strato. O! alle Philosophen, die hier sind, werden für mich antworten: daß ich meinen Sklaven etwas gelehret, was alle Weisen ausüben müssen. Wer nämlich die Wahrheit finden will, muß allezeit der Menge den Rücken zukehren: und die gemeinsten Meynungen sind allezeit die Richtschnur der gesunden Vernunft, wenn man das Widerspiel davon annimmt.

Raphael. Diese Philosophen reden ziemlich philosophisch. Ihr Handwerk bringet es mit sich, die gemeinen Meynungen und Vorurtheile zu lästern: indessen ist doch nichts bequemer, und nützlicher als eben dieselben.

Strato. Aus deinen Reden kann man schon errathen, daß es Dir nicht übel gelungen seyn muß, denenselben zu folgen.

Raphael. Ich versichere Euch, daß, wenn ich mich für die Vorurtheile erkläre; so thue ich es ohne Eigennutz: denn im Gegentheile haben sie mich in der Welt sehr lächerlich gemachet. Man arbeitete zu Rom in alten Ruinen, und suchte geschnittene Bilder auszugraben. Wie ich nun ein guter Bildschnitzer und Maler war, so hatte man mich erwählet, zu urtheilen, ob es auch alte Stück wären, die man gefunden hatte. Michael Angelo, der mit mir um den Vorzug in dieser Kunst stritt, verfertigte heimlich eine vollkommen schöne Abbildung des Bacchus. Als er damit fertig war, brach er ihr einen Finger ab, und vergrub sie an einem Orte, wo er wußte, daß man bald graben würde.

So

So bald man dieselbe gefunden hatte, erklärte ich sie für einen unstreitigen Ueberrest des Alterthums. Michael Angelo behauptete, daß es ein Werk von neuern Zeiten wäre. Ich berief mich sonderlich auf die Schönheit des Bildes: welches nach den Grundregeln der Kunst wohl werth wäre, von einem griechischen Meister herzukommen; und in der Hitze des Widersprechens sagte ich gar: dieser Bacchus müßte zu Zeiten des Phidias, oder Polykletes gemacht seyn. Endlich wies Angelo den abgebrochenen Finger her, welches ein ganz unauflöslicher Vernunftschluß war, Man lachete mich meines Vorurtheils halber aus. Aber was hätte ich ohne dasselbe wohl machen sollen? Ich war einmal Richter: und dieses Amt fodert, daß man einen Ausspruch thun soll.

Strato. Du hättest nach der Vernunft sprechen sollen.

Raphael. Thut denn die Vernunft hier einen Ausspruch? Hätte ich sie zu Rathe gezogen; nimmermehr hätte ich gewußt, ob dieses Bild alt oder neu wäre. Nichts mehr hätte ich gewußt, als daß es sehr schön wäre. Aber das Vorurtheil kam mir zu statten, und sagte mir: ein schönes Werk muß etwas Altes seyn. Da habt Ihr die Entscheidung; und sogleich that ich den Ausspruch.

Strato. Es könnte wohl kommen, daß die Vernunft in solchen Kleinigkeiten als hier, keine unläugbare Gründe zur Beurtheilung an die Hand gäbe. Allein in allem dem, was den Wandel der Menschen betrifft, thut sie die sichersten Aussprüche. Es ist nur zu beklagen, daß man sie nicht zu Rathe zieht.

Raphael. Wir wollen sie worüber um Rath fragen; laßt sehen! was sie sprechen wird. Ich frage: Soll man bey dem Tode seiner Freunde und Verwandten lachen oder weinen? Eines theils wird sie rufen: Weinet! denn ihr habt sie verloren. Andern theils wird sie sagen: Lachet! denn sie sind von dem Elende des Lebens befreyet. Sehet! das sind die Antworten der Vernunft. Allein

die Gewohnheit des Landes bestimmet was gewisses. Wir weinen, wenn sie es befiehlt, und weinen so ehrlich; daß wir nicht begreifen können, wie es möglich sey, darüber zu lachen. Oder wir lachen auch darüber, und lachen so herzlich; daß wir uns nicht vorstellen können, wie es möglich sey darüber zu weinen.

Strato. Die Vernunft ist nicht allezeit so unentschlossen. Sie überläßt es dem Vorurtheile nur, solche Dinge zu entscheiden, die es nicht verdienen, von ihr selbst entschieden zu werden. Aber von wie vielen wichtigen Dingen hat sie nicht die richtigsten Begriffe; daraus sie hernach eben so wichtige Folgerungen herleitet?

Raphael. Ich irre entweder, oder diese richtigen Begriffe sind in sehr kleiner Anzahl zu finden.

Strato. Das hindert nichts. Man muß sonst nichts für ganz gewiß halten, als eben dieselben.

Raphael. Das geht aber nicht an; denn die Vernunft liefert uns eine gar zu kleine Anzahl gewisser Grundsätze: und unser Gemüth ist bestimmet, weit mehrere zu glauben. Also gereichet der Ueberschuß seiner Neigung zum Glauben, den Vorurtheilen zum Vortheile: und die falschen Meynungen füllen dasselbe vollends an.

Strato. Was hat man es aber nöthig, sich in Irrthümer zu stürzen? Kann man in zweifelhaften Dingen sein Urtheil nicht an sich halten? Die Vernunft steht still, wenn sie nicht weis, welcher Straße sie folgen soll.

Raphael. Ihr saget die Wahrheit. Wenn die Vernunft stehen bleibt; so hat sie kein ander Mittel, sich nicht zu verirren, als keinen einzigen Tritt zu thun. Sobald sich der Weg theilet, so bleibt sie stecken: aber diese Verfassung des Gemüthes thut unsrer Seele Gewalt. Sie ist in Bewegung; sie muß fortgehen. Alle Welt kann nicht zweifeln. Es gehöret viel Verstand dazu, um zum Zweifeln zu gelangen; und eine gewisse Stärke der Seele, dabey zu verharren. Ueber das ist auch der Zweifel ganz

unwirksam: unter den Menschen aber muß ein thätiges Wesen seyn.

Strato. So muß man denn die Vorurtheile der Gewohnheit beybehalten; damit man so lebe wie andre Leute; allein man muß sich von den Vorurtheilen des Verstandes befreyen; damit man wie ein weiser Mann denken könne.

Raphael. Es ist noch besser, sie alle mit einander beyzubehalten. Vermuthlich müssen Euch die beyden Antworten jenes samnitischen Greises unbekannt seyn, die er seinem Volke gegeben. Man fragte ihn, was man zu thun hätte, als man das ganze römische Heer, als Todtfeinde, in dem Passe der caudinischen Felsen eingesperret hatte; und im Stande war, ihr ganzes Schicksal nach Belieben zu verhängen. Der Greis antwortete, man sollte alle Römer niederhauen. Sein Anschlag aber schien zu hart und zu grausam: und die Samniter schickten noch einmal an ihn, und ließen ihm die übeln Folgen, so daraus entstehen möchten, vorstellen. Er gab darauf zur Antwort: man sollte allen Römern ohne Unterscheid das Leben schenken, und keine Bedingungen hinzusetzen. Allein man folgte weder diesem noch jenem Anschlage, und befand sich sehr übel dabey. So geht es auch mit den Vorurtheilen. Entweder man muß sie alle behalten; oder alle insgesammt ausrotten. Thut man anders, so werden diejenigen, davon man sich befreyet hat, einem alle andre Meynungen verdächtig machen, die man noch übrig behalten hat. Das Unglück, in vielen Dingen zu irren, ist alsdann nicht mehr durch das Vergnügen ersetzet, welches man bey unerkannten Irrthümern genießt: und so genießt man weder des Lichtes der Wahrheit, noch der Annehmlichkeiten des Irrthums.

Strato. Wenn also kein Mittel vorhanden ist, und ja eine von den vorgeschlagenen Parteyen ergriffen werden muß; so muß man sich nicht lange bedenken, was man wählen soll. Man muß sich von allen Vorurtheilen befreyen.

Raphael.

Raphael. Allein die Vernunft wird alle ihre alte Meynungen aus unserm Verstande vertilgen, und keine andre an ihre Stelle setzen. Sie wird denselben gleichsam ausleeren: und wer kann das aushalten? Nein, nein! bey so weniger Vernunft als die Menschen haben, müssen sie auch so viel Vorurtheile besitzen, als sie gewohnt sind, zu dulden. Die Vorurtheile helfen der Vernunft aus. Was auf einer Seite fehlet, das wird von der andern ersetzet.

Das VI. Gespräch.

Lucretia und Barbara Plomberg.

Barbara Plomberg.

Ihr wollet mir nicht glauben! Indessen ist nichts gewisser, als daß Kaiser Karl der fünfte, mit der gedachten Prinzessinn ein heimliches Verständniß hatte: ich aber mußte zum Vorwande dienen. Aber dabey blieb es nicht. Die Prinzessinn bath mich, ich möchte mich doch für die Mutter des kleinen Prinzen ausgeben, der zum Vorscheine kam: und ihr einen Gefallen zu erweisen, that ich es auch. Warum entsetzet Ihr Euch so sehr? Habet Ihr nicht sagen hören, daß ein Mensch bey allen seinen Verdiensten, sich noch über dieselben schwingen müsse, indem er sich wenig daraus machet: zum Exempel, daß scharfsinnige Köpfe sich dergestalt über ihren witzigen Geist erheben sollen? Was mich anlanget, so hatte ich mich über meine Tugend geschwungen: denn ich besaß davon mehr, als ich zu besitzen scheinen wollte.

Lucretia. Das kömmt schön heraus! Du hast Lust zu scherzen. Man kann derselben wohl niemals zu viel haben.

Barbara. Im Ernste! wenn ich wieder in die Welt zurück gehen sollte, mit dem Bedinge, eine ganz vollkommene

meine Person vorzustellen: so würde ich mich schwerlich dazu entschließen können. Ich weis, daß ich bey einer so großen Vollkommenheit gar zu viel Leute beleidigen würde. Ich würde mir immer etwa einen Fehler, oder eine Schwachheit ausbitten; bloß zur Befriedigung derer, mit welchen ich zu leben hätte.

Lucretia. Das heißt: dem Frauenzimmer zu gefallen, das nicht gar zu viel Tugend übrig hat, willst Du die Deinige ein wenig mindern.

Barbara. Ich hatte nur den äußerlichen Schein derselben ein wenig gemindert: aus Furcht, sie möchten mich als ihre Anklägerinn bey der Welt ansehen; wenn sie sich eingebildet hätten, ich wäre strenger als sie.

Lucretia. In Wahrheit, sie sind Dir viel Dank schuldig gewesen: insonderheit die Prinzessinn, die so glücklich war, an Dir eine Mutter für ihr Kind gefunden zu haben. Gab sie Dir denn nicht mehr, als eins?

Barbara. Nein.

Lucretia. Das nimmt mich Wunder! Sie hätte sich des Vortheils, den sie hatte, besser bedienen sollen: denn Dir war ja an Deinem guten Namen ganz und gar nichts gelegen.

Barbara. Ich will Euch noch was wunderlichers sagen. Wisset, daß ich mit eben dieser Gleichgültigkeit, wegen meines guten Namens, meinen Zweck erreichet habe. Die Wahrheit kam wider meinen Willen ans Licht, und man erfuhr es endlich; daß der Prinz, der für meinen Sohn ausgegeben ward, es in der That nicht wäre. So ward ich mehr gerühmet, als ich wünschte: und es scheint, als hätten sie mich dadurch belohnen wollen, daß ich mit meiner Tugend nicht gepralet; und es aus Großmuth, der Welt nicht aufbürden wollen, mich so hoch zu achten, als ich es verdienete.

Lucretia. Das ist eine seltsame Gattung von Großmuth. Mich dünket, hierinnen muß man die Welt nicht schonen.

Barbara. Glaubet Ihr das? Sie ist sehr eigensinnig! Bisweilen lehnet sie sich wider diejenigen auf, die mit Gewalt ihre Hochachtung verlangen. Ihr selbst sollet dieses von rechtswegen weit besser wissen, als jemand. Es haben sich Leute gefunden, die durch Eure gar zu große Ehrbegierde gewisser maßen beleidiget worden: und diese haben alles mögliche gethan, daß sie nur Euren Tod so hoch nicht halten dörften, als er wohl verdienete.

Lucretia. Und was haben sie für Mittel erdacht, eine solche Heldenthat anzugreifen?

Barbara. Was weis ichs? Sie haben gesaget, Ihr hättet Euch ein wenig spät umgebracht: Euer Tod würde tausendmal höher zu schätzen seyn, wenn Ihr die letzte Gewalt des Tarquins nicht erwartet hättet. Aber vermuthlich hättet Ihr Euch nicht so leichtsinnig ermorden wollen, ohne zuvor recht zu wissen, warum? Mit einem Worte, es scheint, man habe Euch nur wider Willen Euren Ruhm zugestanden: mir hergegen hat man ihn mit Lust gegeben. Vieleicht deswegen, weil Ihr gar zu ruhmbegierig waret; ich aber die Ehre ruhig erwartete, ja nicht einmal wünschte, daß sie mir wiederfahren möchte.

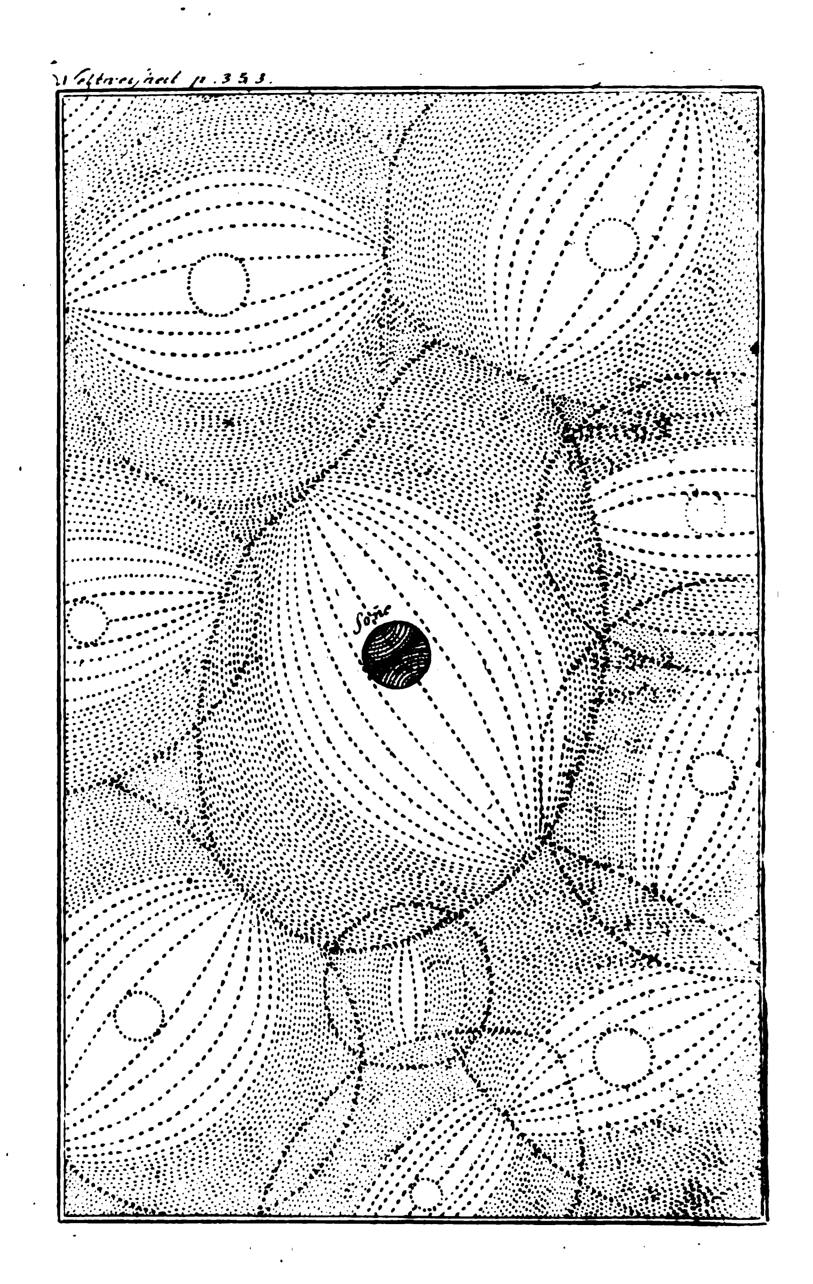
Lucretia. Du kannst noch hinzusetzen, daß Du alles mögliche gethan, dieselbe von Dir abzuwenden.

Barbara. Allein ist denn das nichts, wenn man Bescheidenheit hat? Ich hatte dieselbe in so hohem Grade, daß ich auch meine Tugend geheim halten wollte. Ihr hergegen habet die Eurige ganz zur Schau ausgestellet, und ein Gepränge damit getrieben. Ihr wollet Euch nicht eher, als in Versammlung Eurer ganzen Familie tödten. Ist denn die Tugend nicht mit dem Zeugnisse zufrieden, welches sie sich selber giebt? Steht es nicht großen Seelen zu, die Phantasie des Ruhmes zu verachten?

Lucretia. Weit gefehlet! das wäre eine sehr gefährliche Weisheit! Diese Phantasie ist das allermächtigste von

der

zu Weltgebäud p. 353.



der Welt. Sie ist die Seele aller Dinge; und man ziehe sie allem übrigen vor. Sehet nur, wie sie die elysischen Felder anfüllet. Die Ruhmbegierde führet mehr Seelen her, als das Fieber; und mich hat sie auch hergebracht. Ja! ja! ich weis ein Wort davon zu sprechen.

Barbara. So seyd Ihr denn eben sowohl als die übrigen von ihr betrogen worden, indem Ihr an eben der Krankheit gestorben seyd? Denn den Augenblick, da man hier unten anlanget, ist uns aller ersinnliche Ruhm zu nichts nütze.

Lucretia. Ey! das ist ein Geheimniß des Ortes, da wir uns befinden. Die Lebenden müssen nichts davon erfahren.

Barbara. Was könnte das aber schaden, wenn sie eine Einbildung ablegen möchten, von welcher sie betrogen werden?

Lucretia. Man würde alsdann keine Heldenthaten mehr thun.

Barbara. Warum das? Man würde sie aus Betrachtung seiner Pflichten thun. Diese Absicht ist weit edler; denn sie gründet sich auf die Vernunft.

Lucretia. Eben deswegen ist sie so unvermögend und schwach. Die Ehre besteht nur in der Einbildung, und doch ist sie weit kräftiger. Die Vernunft selbst würde es nicht fodern, daß sich der Mensch durch sie allein regieren lassen sollte; sie weis es gar zu wohl, daß sie des Beystandes der Einbildungskraft benöthiget ist. Als Curtius im Begriffe war, sich für sein Vaterland aufzuopfern, und gewaffnet zu Pferde in den Schlund zu springen, der sich in Rom geöffnet hatte; da hätte man ihm sagen mögen: Es ist Deine Schuldigkeit, Dich in diesen Abgrund zu stürzen; aber sey versichert, daß niemals ein Mensch von Deiner That reden wird! Wahrhaftig, mir ist bange; Cur-

 tius

tius würde sein Pferd rückwärts gelenket haben. Ich zum wenigsten will nicht gut dafür stehen, daß ich mich getödtet haben würde; wenn ich nichts als meine Pflicht betrachtet hätte. Warum sollte ich mich erstechen? Ich hätte gedacht, meine Pflicht wäre durch die Gewalt, die mir geschehen war, nicht verletzet worden: zum höchsten hätte ich ihr mit Thränen ein Gnügen zu thun geglaubet. Aber sich einen großen Namen zu erwerben, mußte die Brust durchbohret werden. Sogleich stieß ich zu!

Barbara. Soll ich Euch meine Gedanken davon sagen? Ich wollte es eben so gern sehen, daß solche große Thaten ganz nachbleiben möchten; als daß man sie aus einem so falschen Antriebe, als die Ehrbegierde ist, thäte.

Lucretia. Du gehst ein wenig zu geschwinde. In der That werden doch alle Pflichten erfüllet; ob man sie gleich nicht in Betrachtung seiner Schuldigkeit erfüllet. Alle große Thaten, die von Menschen verrichtet werden sollen, werden doch verrichtet: kurz, die Ordnung, welche die Natur in der Welt gemachet hat, bleibt unverrücket. Alles was man sagen kann, ist dieses: daß die Natur dasjenige durch unsre Thorheit erhält, was sie durch unsre Vernunft nicht würde erhalten haben.



Gespräche der Todten aus neuern Zeiten.

Das I. Gespräch.

Solymann und Julchen von Gonzaga.

Solymann.

Ach! warum sehe ich Euch doch itzo zum erstenmale? Warum ist doch alle meine Mühe vergebens gewesen, womit ich Euch in meinem Leben suchen lassen? Ich hätte die schönste Person von ganz Italien in mein Serrail bekommen; und itzo sehe ich nichts, als einen Schatten ohne alle Reizungen, der allen übrigen ähnlich ist.

Julchen. Ich kann es Euch nicht genugsam verdanken, daß Ihr mich, wegen des Rufes, den meine Schönheit hatte, Eurer Liebe werth geachtet habet. Dieses verdoppelte meine Hochachtung: und meine angenehmsten Augenblicke habe ich also Euch zu danken. Insonderheit werde ich allezeit mit Vergnügen an die Nacht gedenken, da der Seeräuber Barbarossa, dem Ihr befohlen hattet, mich aufzufangen, mich in Cayette zu greifen dachte; und mich nöthigte, mit der größesten Unordnung und in höchster Eil aus der Stadt zu weichen.

Solym. Warum nahmet Ihr denn die Flucht? wenn es Euch so angenehm war, von mir gesuchet zu werden.

Julchen. Ich freuete mich, daß man mich suchete; aber noch weit mehr, daß man mich nicht finden konnte. Nichts machete mich stolz, als wenn ich dachte: daß der große Solymann ohne mich nicht glücklich seyn könnte; und daß es in dem Serrail, an einem Orte, der mit so vielen Schönheiten angefüllet ist, doch an mir noch fehlete. Mehr verlangte ich nicht! Das Serrail ist nur denen angenehm, die man dahin wünschet; nicht aber denen, die man darinnen verschließt.

Solym. Ich sehe wohl, was Euch furchtsam gemachet hat. Die große Anzahl der Nebenbuhlerinnen hätte Euch nicht angestanden. Vieleicht habet Ihr auch gar besorget, es möchten etwa unter so vielen liebenswürdigen Weibern sehr viele seyn, die bloß dem Serrail zur Zierde dieneten.

Julchen. Ihr leget mir gewiß recht artige Meynungen bey.

Solym. Was hatte denn das Serrail so schreckliches an sich?

Julchen. Ich würde den höchsten Verdruß über Euch Sultane, und über Eure Thorheit empfunden haben: die Ihr, um mit Eurer Hoheit zu pralen, wer weis wie viel schöne Weiber versperret, davon die meisten Euch nichts nütze sind; und derer gleichwohl die übrige Welt entbehren muß. Uebrigens, meynet ihr wohl, daß ein Liebhaber angenehm sey, dessen Liebeserklärungen unwiderrufliche Befehle sind? und welcher nicht anders, als aus dem Tone unumschränkter Gewalt seufzet? Nein, ich schickte mich nicht ins Serrail! Es war unnöthig, daß Ihr mich suchen ließet. Durch mich wäret Ihr niemals glücklich geworden!

Solym. Wie wisset Ihr das so gewiß?

Julchen. Daher, weil ich weis, daß ich durch Euch nicht würde glücklich geworden seyn.

Solym. Ich sehe nicht, wie das folget. Was ist daran gelegen: ich möchte Euch nun glücklich gemachet haben, oder nicht?

Julchen. Was? bildet Ihr Euch ein, man könne in der Liebe, durch eine Person glücklich seyn, die man nicht wieder glücklich machet? Meynet Ihr, daß es einseitige Vergnügungen gebe, die es nicht nöthig hätten, sich dem andern mitzutheilen? und daß man derselben genießen könne, wenn man sie nicht zu gleicher Zeit erwecket? Ach! vor solchen Meynungen entsetzet sich ein wohlgeartetes Herz.

Solym. Ich bin ein Türk: und man müßte mirs verzeihen, wenn ich nicht alle mögliche Zärtlichkeit hätte. Indessen glaube ich doch nicht so gar ungerecht zu haben. Habet Ihr nicht diesen Augenblick die Eitelkeit recht eifrig verdammet?

Julchen. Ja freylich!

Solym. Ist denn das keine Regung der Eitelkeit, wenn man andre glücklich machen will? Ist das nicht eine unerträgliche Frechheit, wenn Ihr nicht einwilliget, mich glücklich zu machen; wo ich Euch nicht auch glücklich mache? Ein Sultan ist viel bescheidener; er genießt von vielen sehr liebenswürdigen Weibern Belustigungen; denen er sich doch nicht einbildet, wieder dergleichen zu erwecken. Lachet nur nicht über diesen Gedanken; er ist gründlicher, als ihr glaubet. Denket der Sache nach, und studiret das menschliche Herz; so werdet ihr finden: diejenige Zärtlichkeit, welche Ihr so hoch schätzet, sey nichts anders, als eine hochmüthige Wiedervergeltung; wobey man dem andern nichts schuldig bleiben will.

Julchen. Gut! ich gebe es also zu, daß die Eitelkeit nothwendig ist.

Solym. Ihr habet sie ja nur diesen Augenblick verworfen?

Julchen. Ja, diejenige, von welcher ich damals sprach; aber diese hergegen gefällt mir sehr wohl. Fällt es Euch denn so schwer zu begreifen, daß die guten Eigenschaften eines Menschen mit andern Uebeln zusammen hängen;

gen; und daß es gefährlich seyn würde, ihn von seinen Fehlern zu befreyen?

Solym. So weis man ja aber nicht, woran man ist. Was soll ich derowegen von der Eitelkeit halten?

Julchen. Gewisser maßen ist sie ein Laster; besitzet man sie aber etwas weniger, so ist sie eine Tugend.

Das II. Gespräch.

Paracelsus und Moliere.

Moliere.

Um Eures blossen Namens willen, würde ich Euch schon lieben, mein Paracelsus. Sollte man doch denken, Ihr wäret etwa ein Griech, oder Lateiner: und niemand würde sichs einbilden, daß Paracelsus ein schweizerischer Philosoph gewesen.

Paracelsus. So schön dieser Namen ist; so berühmt habe ich ihn gemachet. Meine Schriften sind allen denen sehr nützlich, die sich um die Erkenntniß der Natur und ihrer Geheimnisse bemühen; insonderheit aber denen, die sich bis zur Erkenntniß der Geister, und der elementarischen Einwohner erheben.

Moliere. Ich begreife es ganz leicht, daß dieß die wahrhaften Wissenschaften sind. Die Menschen, welche man täglich vor Augen hat, zu erkennen, das ist nichts sonderliches: ein jeder ist dazu vermögend. Aber die Geister zu erkennen, welche man nicht sieht, das ist ganz was anders!

Paracelsus. Sonder Zweifel. Ich habe sehr genau gelehret, welches ihre Natur sey; was sie für Verrichtungen und Neigungen haben; was für Gattungen es unter ihnen giebt, und was für Macht sie in der Welt haben.

Moliere.

Moliere. Wie glücklich seyd Ihr gewesen, da Ihr alle diese Dinge verstanden habet: denn um so viel besser werdet Ihr alles, was den Menschen angehet, verstanden haben. Indessen haben es doch sehr viele nicht einmal so weit bringen können.

Paracelsus. O! es ist ja kein Philosoph so klein, der es nicht so weit gebracht hätte.

Moliere. Ich wills glauben. Also war Euch denn von der Natur der menschlichen Seelen, ihren Wirkungen und ihrer Vereinigung mit dem Körper, keine Schwierigkeit mehr übrig geblieben?

Paracelsus. Die Wahrheit zu sagen; es ist nicht anders möglich, als daß wir allezeit einige Schwierigkeiten in diesen Materien übrig behalten müssen. Allein man weis davon schon so viel, als die Philosophie davon lehren kann.

Moliere. Habet Ihr denn nichts mehr verstanden, als das?

Paracelsus. Nein. Und ist das nicht genug?

Moliere. Genug? Das ist noch gar nichts! Und Ihr habet also von den Menschen, die Ihr noch nicht erkannt hattet, einen Sprung bis zu den Geistern gethan?

Paracelsus. Die Geister haben nun schon etwas, so unsere natürliche Neugierigkeit sehr erwecket, und an sich zieht.

Moliere. Ja! es ist aber nicht eher erlaubet daran zu denken, als bis man an dem Menschen nichts mehr wird zu erkennen haben. Sollte man doch auf die Gedanken kommen, der menschliche Verstand hätte alles erschöpfet; wenn man sieht, daß er sich gewisse Dinge zum Grunde der Wissenschaften wählet, die vieleicht nichts Wirkliches sind, und damit er sich zur Lust belästiget. Indessen ist es ausgemachet, daß er mit wirklichen Dingen genug zu thun haben würde, wenn er nur wollte.

Paracelsus. Der Verstand pflegt natürlicher Weise die gar zu schlechten und leichten Wissenschaften zu verachten, und die geheimnißvollen desto eifriger zu suchen. Nur in diesen kann er allen seinen Kräften was zu schaffen geben.

Moliere. Desto ärger ist es für den Verstand: denn Eure Worte gereichen ihm zur Schande. Die Wahrheit stellet sich demselben vor, aber weil sie gar zu ungekünstelt aussieht; so erkennet er sie nicht dafür, und sieht lächerliche Geheimnisse bloß deswegen für Wahrheiten an, weil sie Geheimnisse sind. Ich bin versichert: wenn die meisten Menschen die Ordnung des ganzen Weltgebäudes, so wie sie wirklich beschaffen ist, sehen sollten; aber weder gewisse Kräfte der Zahlen, noch Einflüsse der Planeten, noch mit gewissen Zeiten und großen Veränderungen verknüpfte Schicksale wahrnehmen möchten: sie würden sich bey dieser wunderwürdigen Einrichtung nicht enthalten können, zu rufen: Wie? Ists denn nichts mehr, als das?

Paracelsus. Ihr treibt Euren Spott mit Geheimnissen, die Ihr nicht habt ergründen können; und die in der That nur für große Leute aufbehalten sind.

Moliere. Ich halte diejenigen weit höher, so die Geheimnisse nicht verstehen: als diejenigen, welche sie begriffen haben. Aber zum Unglücke hat die Natur nicht allen Menschen die Fähigkeit ertheilet, welche erfodert wird, nichts von denselben zu begreifen.

Paracelsus. Ihr aber, der Ihr so großmüthig urtheilet, saget mir: was habt Ihr in Eurem Leben für ein Handwerk getrieben?

Moliere. Ein ganz anderes, als Ihr. Ihr habet Euch auf die Kräfte der Geister geleget; ich aber habe die Thorheiten der Menschen ausstudiret.

Paracelſ. Ey! welch ein herrliches Studium! Weis man es nicht längst, daß die Menschen mancherley Thorheiten unterworfen sind?

Moliere. Man weis es zwar so überhaupt und obenhin; aber man muß sie stückweise durchgehen: und alsdann erstaunet man allererst, über die Weitläuftigkeit dieser Wissenschaft.

Paracelſ. Was war sie euch denn endlich nütze?

Moliere. Ich versammlete an gewissen Oertern so viel Leute, als ich immermehr konnte, und zeigte ihnen daselbst, daß sie alle Narren wären.

Paracelſ. Es gehören fürwahr erschreckliche lange Reden dazu, um sie von dergleichen Wahrheit zu überführen.

Moliere. Es ist nichts leichter, als dieses. Man beweist ihnen die Thorheiten, ohne alle sonderliche Rednerkünste; ohne alle wohl ausgesonnene Vernunftschlüsse. Dasjenige, was sie thun, ist so lächerlich, daß man es nur vor ihren Augen nachmachen darf: so müssen sie sich fast zu Tode lachen.

Paracelſ. Ich verstehe euch schon: Ihr seyd ein Komödiant gewesen. Was mich betrifft, so weis ich nicht, was man in Komödien für ein Vergnügen finden kann. Man geht dahin, die Vorstellung der Sitten zu belachen: warum lachet man nicht lieber über die Sitten an sich selbst?

Moliere. Wer über weltliche Dinge lachen will, muß sie einigermaßen von außen ansehen: und in solchen Zustand setzet Euch die Komödie. Sie stellet Euch alles so vor die Augen, als wenn Ihr gar keinen Theil daran hättet.

Paracelſ. Aber man kehret auch alsbald wieder in diese Lebensart zurück, darüber man gelachet hat; und fängt wieder an, Theil daran zu nehmen.

Moliere. Ohne Zweifel. Als ich mir neulich eine Lust machen wollte, erdachte ich davon folgende Fabel. Ein junger Vogel flog, eben so schlecht, als alle andere von seiner Gattung fliegen; und indem er sich einen Augenblick, etwa einen Fuß hoch von der Erden erhob, verachtete er die andern Thiere neben sich. Unglückselige Thiere! sprach er: ich sehe euch unter mir! und ihr könnt nicht so wie ich die Lüfte durchstreichen. Dieser Spott aber währte nicht lange! denn augenblicklich sank der Vogel wieder herunter.

Paracelſ. Wozu dienen denn die Betrachtungen, dazu die Komödie Anleitung giebt, wenn sie nur dem Fluge

dieses Vogels zu vergleichen sind, daß man alle Augenblicke wieder in die gemeinen Thorheiten fällt?

Moliere. Das ist schon viel, wenn man sie einmal selbst ausgelachet hat. Die Natur hat uns sehr viel Geschicklichkeit verliehen, es zu hindern, daß wir uns nicht selbst betriegen. Wie oft geschieht es nicht, daß, wenn eine Parten unter uns etwas mit Fleiße und Eifer thut; eine andere dasselbe verspottet? Und wenn es nöthig wäre, könnte man noch wohl die dritte finden, die beyde vorige zugleich auslachen würde. Sollte man nicht glauben, der Mensch sey aus lauter widerwärtigen Theilen gemachet?

Paracelſ. Ich sehe nicht, daß man hier viel Anlaß habe, seinen Verstand zu üben. Etliche leichte Anmerkungen; etliche Scherzreden, die oft sehr übel gegründet sind, verdienen keine große Hochachtung: aber was für ein tiefsinniges Nachdenken gehöret nicht dazu, höhere Materien abzuhandeln?

Moliere. Ihr kommet wieder auf Eure Geister: und ich weis bloß von meinen Thoren zu reden. Indessen, ob ich gleich lebenslang nur mit diesen gemeinen Dingen beschäfftiget gewesen, die einem jeden in die Augen fallen; so kann ich Euch doch vorher sagen, daß meine Schauspiele länger dauren werden, als Eure hohe Schriften. Alles ist den Veränderungen der Moden unterworfen: selbst die Kinder des Verstandes sind nicht besser daran, als die Kleidungen. Ich habe, wer weis wie viel Bücher, und Arten von Schriften, mit ihren Urhebern begraben gesehen: wie man bey gewissen Völkern mit den Verstorbenen alles dasjenige begräbt, was ihnen im Leben lieb gewesen. Ich weis vollkommen, was die gelehrte Welt für Veränderungen erleiden kann: und bey dem allen stehe ich für die Dauerhaftigkeit meiner Werke. Ich weis auch wohl, warum? Wer was Unvergängliches malen will, der muß Narren malen.

Das III. Gespräch.

Maria Stuart und David Riccio.

D. Riccio.

Nein, ich werde mich über meinen Tod niemals zufrieden geben!

M. Stuart. Indessen dünket mich, daß er für einen Musikanten ziemlich anständig gewesen. Die vornehmsten Herren am schottischen Hofe, und mein Gemahl der König selbst, mußten sich wider Dich vereinigen: ja man hat niemals mehr Behutsamkeit gebrauchet, auch niemals mehr Umstände beobachtet, irgend einen Fürsten ums Leben zu bringen.

D. Riccio. Ein so herrlicher Tod war wohl für einen armseligen Lautenisten, den die Armuth aus Italien nach Schottland getrieben hatte, viel zu gut. Ihr hättet viel besser gethan, wenn Ihr mich mein Leben bey Euren Musikanten ruhig hättet zum Ende bringen lassen; als das Ihr mich zur Würde eines Staatsministers erhobet, welche gewiß mein Leben verkürzet hat.

M. Stuart. Ich hätte es nicht gedacht, daß Du bey so vielen Gnadenbezeigungen, so ich Dir erwiesen habe, so unempfindlich seyn würdest. War denn das ein geringer Vorzug, daß ich Dich täglich vor allen andern an meine Tafel nahm? Glaube mir, Riccio, eine solche Gewogenheit gereichte Dir zu keiner Schande.

D. Riccio. Sonst schadete sie mir nichts, als daß sie mir das Leben kostete; weil ich sie gar zu oft genossen hatte. Ach! ich speisete, wie gewöhnlich, ganz allein mit Euch; als ich den König nebst demjenigen herein kommen sah, der einer meiner Mörder zu seyn erwählet war. Das war der häßlichste Schottländer, der jemals gelebet hat, und den ein langes Fieber, davon er kaum aufgestanden war,

noch viel abscheulicher gemachet hatte. Ich weis nicht, ob er mir etliche Stöße gegeben; aber so viel ich mich erinnern kann, starb ich von bloßem Schrecken, welches mir sein Anblick verursachete.

M. Stuart. Ich habe Dein Andenken so beehret, daß ich Dich so gar in das Grab der schottländischen Könige setzen lassen.

D. Riccio. Stehe ich im Grabe der schottländischen Könige?

M. Stuart. Es ist nichts gewisser, als dieses.

D. Riccio. Es ist das erste, daß ich solches von Euch höre: so wenig habe ichs bisher gefühlet. O meine liebe Laute! warum habe ich dich verlassen müssen; um mir mit der Regierung eines Königreichs zu thun zu machen?

M. Stuart. Du beklagest Dich! Denke nur; daß mein Tod tausendmal unglücklicher gewesen, als der Deinige.

D. Riccio. Kein Wunder! Ihr waret in einem Stande gebohren, der großen Veränderungen unterworfen ist: aber ich war gebohren, um auf meinem Bette zu sterben. Die Natur hatte mich in den besten Umständen von der Welt geschaffen: kein Vermögen, ein schlechtes Herkommen, nur eine mittelmäßige Stimme, und ein Naturell zur Laute!

M. Stuart. Deine Laute liegt Dir noch allezeit im Sinne. Aber gut! Du hast einen bösen Augenblick gehabt: hingegen wie viel angenehme Tage hattest Du nicht vorhin genossen? Was hättest Du machen wollen, wenn Du niemals was anders, als ein Musikant gewesen wärest? Eines so mittelmäßigen Standes wärest Du bald überdrüßig geworden.

D. Riccio. Ich hätte mein Glück in mir selbst gesuchet.

M. Stuart. Geh! Du bist ein Narr. Nach deinem Tode hast Du Dich entweder durch müßiges Speculiren, oder durch den Umgang mit den hiesigen Weltweisen, sehr verschlimmert. Das gehöret für die Menschen, ihr Glück in sich selbst zu haben!

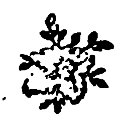
D. Ric-

D. Riccio. Sie dörften es nur glauben; sonst fehlet ihnen nichts daran. Ein Poet unter meinen Landesleuten hat ein bezaubertes Schloß beschrieben: wo die Liebhaber und Liebhaberinnen unaufhörlich und mit großer Begierde und Unruhe einander suchen, fast jeden Augenblick antreffen, und sich doch niemals kennen. Bey dem Glücke der Menschen ist eine gleiche Reizung anzumerken. Es ist in ihren eigenen Gedanken; aber sie wissen nichts davon. Es stellet sich ihnen tausendmal vor Augen: und sie suchen es wer weis wie weit.

M. Stuart. Weg mit dem Geschwätze! und deinen philosophischen Hirngespinsten. Wenn nichts vorhanden ist, das zu unserm Glücke was beyträgt, sind wir alsdann wohl im Stande, uns die Mühe zu nehmen, und durch unsere eigene Vernunft glücklich zu werden?

D. Riccio. Indessen wäre die Glückseligkeit schon werth, daß man sich ihrenthalben diese Mühe nehmen möchte.

M. Stuart. Es würde vergebens seyn! Denn diese beyden Dinge würden sich nicht zusammen schicken. So bald man die Bemühung nach der Glückseligkeit bey sich spüret, hoffet man auch glückselig zu seyn. Wenn jemand empfände, wie seine Gliedmaßen sich bestrebten, sich in guter Gesundheit zu erhalten, glaubet Ihr, daß sich derselbe wohl befinden würde? Ich wenigstens würde ihn für krank halten. Das Glück ist der Gesundheit ähnlich; es muß an dem Menschen ohne sein Zuthun zu finden seyn: und wenn es ja ein Glück giebt, welches die Vernunft zuwege bringet; so ist es derjenigen Gesundheit ähnlich, die sich nur durch Arzneyen erhält; und allezeit sehr schwach und sehr ungesund zu seyn pfleget.



Das

haft machen: Ihr aber konntet mir nur zween Demetrier nennen, die vor mir gewesen waren. Ich war ja nur der dritte von meiner Gattung, der sich erkühnete, die Moskowiter zu betriegen. Ihr hingegen waret nicht einmal der tausendste, der sich unterstanden hatte, die ganze Welt dessen zu überreden.

Cart. Ihr wußtet gar wohl, daß Ihr nicht der Prinz Demetrius waret; aber ich habe nichts behauptet, als was ich für wahr gehalten; und ich habe nichts ohne einen guten Schein dafür gehalten. Ich habe die Irrthümer meiner Philosophie allererst hier kennen gelernet.

Demetr. Das macht es nicht aus. Eurer Aufrichtigkeit ungeachtet, gehörte doch eine Herzhaftigkeit dazu, um so muthig zu versichern: daß Ihr endlich einmal die Wahrheit erfunden hättet. Man ist schon so oft durch so viel andre betrogen worden, die solches auch vorgegeben haben: daß es mich Wunder nimmt, wenn sich wiederum neue Weltweise anmelden, daß nicht alle Welt mit einem Munde fraget: **Wie, wollen denn die Weltweisen und die Philosophiren noch kein Ende nehmen?**

Cart. Man hat einigermaßen Grund, sich durch die Verheißungen der Philosophen betriegen zu lassen. Es werden von Zeit zu Zeit einige kleine Wahrheiten von geringer Wichtigkeit entdecket: die aber eine angenehme Beschäfftigung geben. Das Hauptwesen der Philosophie wird nicht viel vollkommener. Ich glaube auch, daß man zuweilen in wichtigen Punkten die Wahrheit ergründet: aber zum Unglücke weis man es nicht, daß man sie gefunden hat. Denn die Philosophie, (mich dünket, ein Todter kann sagen was ihm beliebt,) ist einem gewissen Spiele der Kinder ähnlich, darinnen eines mit verbundenen Augen dem andern nachläuft. Ergreift es eins derselben, so muß es selbiges bey Namen nennen: trifft es denselben nicht, so muß es das gehaschte wieder loslassen, und von neuem zu laufen anfangen. Mit der Wahrheit geht es eben so. Es liegt nicht daran, daß wir Philosophen dieselbe nicht zuweilen erhaschen

schen sollten: ob uns gleich die Augen sehr wohl verbunden sind. Woran liegt es denn? Wir können es nicht behaupten, daß diejenige es wirklich sey, die wir ergriffen haben: und den Augenblick entwischt sie uns wieder.

Demetr. Da sieht mans ja augenscheinlich, daß die Wahrheit nicht nothwendig für uns sey. Ihr werdets auch erfahren, daß man sich endlich nicht mehr bemühen wird, dieselbe zu erfinden: der Muth wird den Menschen sinken, und daran werden sie wohl thun.

Cart. Ich versichere Euch, daß Eure Weißagung nichts tauget. Die Menschen haben eine unglaubliche Herzhaftigkeit in Dingen, darinnen sie einmal ersoffen sind. Ein jeder glaubet, dasjenige, was allen übrigen versaget ist, sey ihm aufbehalten. Innerhalb vier und zwanzig tausend Jahren werden Weltweise aufstehen, die sich rühmen werden, alle Irrthümer zu vernichten, welche innerhalb dreyßig tausend Jahren geherrschet haben werden; ja es wird alsdann Leute geben, die in der That glauben werden, man habe zu ihrer Zeit allererst angefangen die Augen aufzuthun.

Demetr. Wie? Die Moskowiter zum drittenmale betriegen zu wollen, das war eine entsetzliche Verwägenheit! Alle Welt zum dreyßigtausendstenmale betriegen zu wollen, dabey wird nichts zu wagen seyn? So muß denn die Welt wohl noch viel einfältiger seyn, als die Moskowiter.

Cart. Ja! nämlich in dem Punkte von der Wahrheit. Sie haben sich heftiger darein verliebet, als die Moskowiter sich in den Namen Demetrius verliebet hatten.

Demetr. Wenn ich wieder lebendig werden könnte, so wollte ich nicht mehr ein falscher Demetrius, sondern ein Philosoph seyn. Allein wie? wenn man der Philosophie überdrüßig würde, und an Entdeckung der Wahrheit gar verzweifelte! was wäre dann zu thun? denn davor würde mir immer bange seyn.

Cart. Ihr hattet viel mehr Ursache furchtsam zu seyn, als Ihr ein Fürst waret. Glaubet mir nur, daß die Menschen den Muth niemals werden sinken lassen: das wird

niemals geschehen. Weil die heutigen Gelehrten die Wahrheit nicht besser entdecken, als die alten; so ist es ja billig, daß sie zum wenigsten eben so viel Hoffnung haben, dieselbe zu entdecken. Diese Hoffnung ist allezeit angenehm, wenn sie gleich eitel ist. Soll die Wahrheit weder einem noch dem andern zu Theile werden; so sollen sie sich doch zum wenigsten an einerley Irrthume vergnügen.

Das V. Gespräch.

Die Herzoginn von Valentinois und Anna von Boulen.

Anna.

Ich bewundere Eure Glückseligkeit. Euer Vater St. Valier schien nur deswegen zu sündigen, daß er Euch glücklich machen möchte. Der Kopf soll ihm vor die Füße geleget werden: und Ihr verfüget Euch zum Könige, um Gnade zu bitten. Annehmlich seyn, und einen jungen Prinzen um Gnade bitten; das heißt eben so viel, als sich anheischig machen, ihm wieder einen Gefallen zu thun. Alsbald wurdet Ihr die Beyschläferinn Franciscus des ersten.

Die Herzoginn. Mein größtes Glück dabey war dieses, daß ich selbst durch die Pflicht, so einer Tochter obliegt, das Leben ihres Vaters zu retten, zur Buhlerey geleitet worden. Die Zuneigung, so ich darzu hatte, konnte sich unter einem so ehrlichen und erwünschten Vorwande leicht verbergen.

Anna. Aber der Erfolg wies sattsam, daß Ihr ein Belieben daran gehabt: denn Eure Buhlereyen daureten weit länger, als die Gefahr Eures Vaters.

Die Herzoginn. Das hat nichts zu sagen. In Liebessachen kömmt alles auf den Anfang an. Die Welt weis

es schon, daß derjenige, der A gesaget, auch B und C sagen werde. Es liegt nur daran, daß mans im Anfange recht mache. Ich schmäuchele mir, daß ich mich so ziemlich in die Gelegenheit zu schicken gewußt, welche mir das Glück darboth; und daß man mir in den Geschichten etwas mehr, als eine mittelmäßige Geschicklichkeit zuschreiben wird. Man hat es bewundert, daß der Graf von Montmorenci der Minister und Liebling dreyer Könige gewesen. Ich bin gar die Beyschläferinn zweyer Könige gewesen: und ich behaupte, daß dieses weit was größers sey.

Anna. Ich kann Euch Eure Geschicklichkeit nicht absprechen; doch dünket mich, die meinige habe noch einen Vorzug. Ihr habet gemachet, daß ihr lange geliebet worden: ich aber habe mich gar heurathen lassen. Ein König verehret Euch, so lange sein Herz gerühret wird: das kömmt ihm nicht sauer an. Wenn er Euch aber zur Königinn machet, so ist es gar aufs höchste gekommen: und er hat alsdann nichts mehr zu hoffen gehabt.

Die Herzoginn. Aber die Leidenschaft eines Liebhabers will allezeit erhalten seyn: eine Ehe hingegen, die einmal geschlossen ist, machet mehr Verdruß. Es ist leicht Liebe zu erregen, wenn man ihr kein Gnügen thut; aber sehr schwer, dieselbe nicht verlöschen zu lassen, wenn man sie vergnüget. Kurz, Ihr durftet nur allezeit mit einerley Strengigkeit abschlagen: und ich mußte allezeit mit neuen Annehmlichkeiten willfahren.

Anna. Weil Ihr denn so scharf mit mir verfahret, so muß ich zu dem, was ich bisher gesaget, noch hinzusetzen: daß wenn ich mich gleich habe heurathen lassen, ich doch solches nicht aus sonderlicher Keuschheit gethan habe.

Die Herzoginn. Und wenn auch ich mich sehr beständig habe lieben lassen: so kam es eben nicht aus meiner sonderbaren Treue her.

Anna. So will ich denn noch hinzusetzen; daß ich weder tugendhaft gewesen, noch dafür gehalten worden.

Die Herzoginn. So habe ich Euch gleich verstanden: denn auch den Schein der Tugend hätte ich schon für die Tugend selbst gerechnet.

Anna. Mich dünket aber, Eure Untreue gegen Euren Liebhaber, hättet Ihr zu Euren Vorzügen eben nicht zählen sollen: weil sie allem Ansehen nach heimlich gewesen. Sie kann also Euren Ruhm nicht vergrößern. Als aber der König von Engelland mich zu lieben anfieng, so verschwieg die Welt, welche meine Lebensart kannte, diese meine Heimlichkeiten nicht: und nichts desto weniger überwand ich diese böse Nachrede.

Die Herzoginn. Wenn ich wollte, so könnte ich Euch vieleicht erweisen, daß meine Untreue gegen Heinrichen den zweyten kein sonderliches Geheimniß gewesen, um mir daraus eine Ehre zu machen: allein dabey will ich mich nicht aufhalten. Den Mangel der Treue kann man entweder verbergen, oder sonst ersetzen: aber wie kann man den Mangel der Tugend ersetzen? Und doch bin ich damit zu Stande gekommen. Ich war eine Buhlerinn, und ließ mich verehren: das ist noch nichts; ich war auch so gar schon alt. Ihr, Ihr waret jung, und ließet Euch den Kopf abschlagen. Ob ich gleich schon eine Großmutter war; so bin ich doch versichert, daß ich so viel Geschicklichkeit gehabt hätte, es so weit nicht kommen zu lassen.

Anna. Ich gestehe es, dieses ist es eben, wodurch mein Leben beflecket worden. Wir wollen nicht mehr daran gedenken. Doch ich gebe Euch auch wegen Eures Alters noch nicht recht, darauf Ihr trotzet. Dasselbe war ohne Zweifel leichter zu verhelen, als meine vorige Aufführung. Ich mußte demjenigen ziemlich das Gehirn verrücket haben, der sich entschließen konnte, mich zu heurathen. Ihr aber dorftet nur diejenigen Augen, die Euch allezeit für schön hielten, gleich im Anfange eingenommen, und sie allmählich zu den Veränderungen Eurer Gestalt gewöhnet haben.

Die Herzoginn. Ich sehe wohl, Ihr kennet die Mannspersonen noch nicht. Wenn man ihren Augen

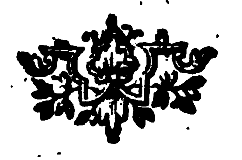
schön zu seyn dünket, so dünket man auch ihrem Gemüthe alles zu seyn, was man selbst will: auch so gar tugendhaft, wenn man gleich nichts weniger ist. Es kömmt also bloß darauf an, daß man ihren Augen so lange angenehm vorkomme, als man wünschet.

Anna. Ihr habt mich überzeuget, ich will Euch nachgeben; aber lasset mich zum wenigsten wissen, durch was für ein Geheimniß Ihr Euch wieder jung gemachet. Ich bin itzo todt, und Ihr könnet mirs sicher entdecken, ohne zu fürchten, daß ich mirs zu Nutze machen werde.

Die Herzoginn. Bey meiner Treue! ich weis es selber nicht. Man thut die großen Thaten fast allezeit, ohne zu wissen, wie man sie thut: und man wundert sich hernach selbst, daß man sie gethan hat. Fraget nur den Cäsar, wie er sich zum Herrn der Welt gemachet hat? vieleicht wird er Euch darauf so leicht nicht antworten.

Anna. Diese Vergleichung ist ziemlich pralerisch.

Die Herzoginn. Aber sie schickt sich sehr wohl. Um in einem solchen Alter, als das Meinige war, geliebet zu werden, hatte ich Cäsars Glück vonnöthen. Das glücklichste dabey ist, daß man Leuten, die so große Dinge thun, als Cäsar und ich, nach vollbrachten Thaten, allezeit gewisse Absichten und untrügliche Geheimnisse zuschreibt; und ihnen dadurch mehr Ehre erweist, als sie verdienet haben.



Das VI. Gespräch.

Ferdinand Cortez und Montezum.

F. Cortez.

Gesteht nur die Wahrheit. Ihr Americaner waret doch überaus einfältig, da Ihr die Spanier für Leute ansahet, die aus der feurigen Sphäre des Himmels herab gekommen wären; weil sie Stücke bey sich führeten: und da ihre Schiffe Euch große Vögel zu seyn schienen, die über das Meer flögen.

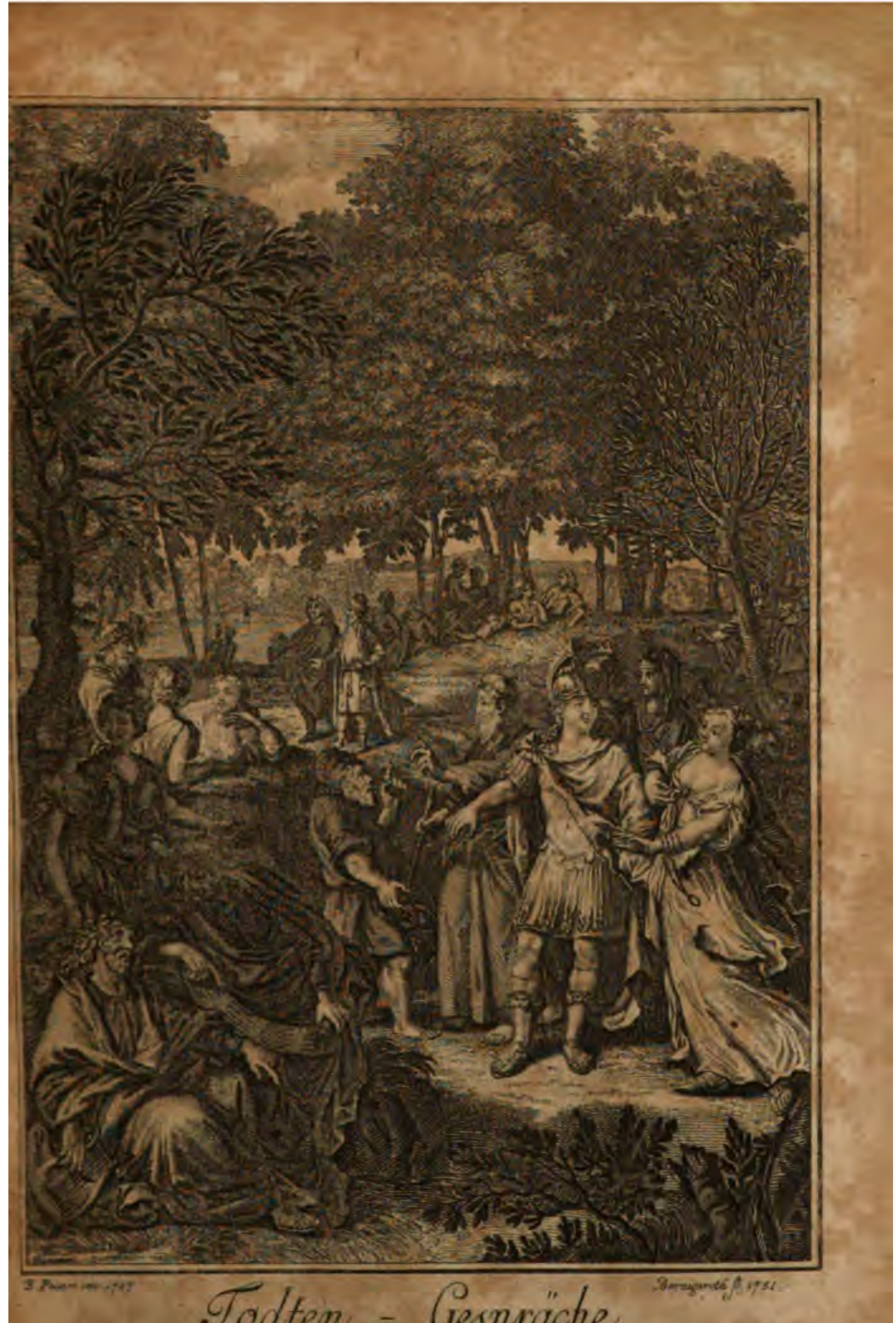
Montezum. Ich gebe es zu; aber ich frage Euch wieder: ob die Athenienser wohl ein witziges Volk gewesen sind?

F. Cortez. Wie? Sie sind ja eben diejenigen, die allen übrigen Menschen den Witz beygebracht haben.

Montezum. Was dünket Euch aber von der Weise wie Pisistratus, ihr Tyrann, wieder in das athenienſische Schloß kam, daraus man ihn vertrieben hatte? Verkleidete er nicht ein Weibesbild, wie eine Minerva; von welcher Göttinn man glaubte, daß sie Athen vorstünde? Stieg er nicht, mit dieser seiner Göttinn auf einen Wagen; und fuhr er nicht mit ihr durch die ganze Stadt? indem sie den Atheniensern zurief; **Sehet da! ich bringe euch den Pisistratus, und befehle euch, denselben anzunehmen.** Was that dieses so geschickte und witzige Volk? Unterwarf es sich nicht diesem Tyrannen, um der Minerva zu gehorsamen, die sich selbst mündlich seiner angenommen hatte?

F. Cortez. Woher wisset Ihr denn so viel von den Atheniensern?

Montezum. Seit dem ich mich hier aufgehalten, habe ich mich auf die Historie gelegt; indem ich mich mit ver-



Todten = Gespräche

verschiedenen Todten unterredet habe. Indessen werdet Ihr mirs zugestehen, daß die Athenienser noch ein wenig einfältiger gewesen, als wir. Wir hatten noch niemals weder Schiffe noch Stücke gesehen: und als Pisistratus es unternahm, sie vermittelst seiner Göttinn unter seinen Gehorsam zu bringen, erwies er wahrlich weniger Hochachtung gegen sie; als Ihr gegen uns blicken ließet, indem Ihr uns mit Eurem Geschütze bezwunget.

F. Cortez. Kein Volk ist so klug, daß es nicht einmal betrogen würde. Man erstaunet leicht worüber; und der Pöbel reißt die Verständigen mit sich. Was soll ich viel sagen? Es vereinigen sich viel Umstände dabey, die man nicht errathen kann; und die man vieleicht nicht gewahr werden würde, wenn man sie gleich sehen möchte.

Montezum. Ist das aber aus Uebereilung geschehen, daß die Griechen zu aller Zeit geglaubet: die Wissenschaft künftiger Dinge wäre in einer unterirdischen Höle verborgen, aus welcher sie in Gestalt der Ausdämpfungen hervor käme? Und durch was für einen Kunstgriff hatte man sie überredet, daß man den Mond in seiner Verfinsterung, durch ein erschreckliches Getön wieder sichtbar machen könne? Und wie kam es, daß nur eine kleine Anzahl von Leuten das Herz hatte, es einander ins Ohr zu sagen: der Mond würde durch den Erdschatten verfinstert? Ich schweige von den Römern, und denen Göttern, die sie an ihren Festtagen zu Gaste bathen; imgleichen von den heiligen Hünern, deren Hunger, in der Hauptstadt der ganzen Welt von allen Dingen den Ausschlag gab. Kurz, Ihr könnet mir keine Thorheit unsrer americanischen Völker vorrücken; dagegen ich Euch nicht in Euren Gegenden eine weit größere zeigen will. Ja ich mache mich anheischig, Euch allezeit eine griechische oder römische Thorheit entgegen zu setzen.

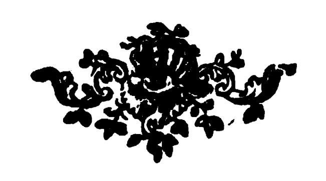
F. Cortez. Nichts destoweniger haben die Griechen und Römer, bey solchen Thorheiten, alle Künste und Wissenschaften erfunden, davon Ihr nicht den geringsten Begriff hattet.

sehr, daß sie Barbarn geworden wären, und versammleten sich jährlich an einem gewissen Tage. Sie lasen ihre alten Gesetze griechisch vor, denen sie doch nicht mehr nachlebten, und die sie kaum mehr verstunden. Sie weineten, und zogen wiederum von einander. So bald sie weg waren, fingen sie fröhlich die gewöhnliche Lebensart des Landes wieder an. Man bekümmerte sich bey ihnen um die griechischen Gesetze, wie bey Euch um die Vernunft. Sie wußten, daß diese Gesetze in der Welt waren; sie erwähnten derselben auch, aber obenhin, und ohne alle Frucht. Ja sie bedaureten dieselben noch einigermaßen. Ihr aber thut solches nicht einmal gegen die Vernunft, die ihr abgeschaffet habet. Ihr habet es Euch schon angewöhnet, sie zwar zu erkennen, und doch zu verachten.

F. Cortez. Wenn man sie doch erkennet, so ist man zum wenigsten mehr im Stande ihr zu gehorchen.

Montezum. Also weichen wir Euch nur in diesem einzigen Stücke. Ach! warum hatten wir doch keine Schiffe, Eure Länder damit zu entdecken! und warum kamen wir nicht auf die Gedanken, daß sie uns zugehöreten? Wir hätten eben so viel Recht gehabt, uns derselben zu bemächtigen; als Ihr hattet, Euch der unsrigen zu bemeistern.

Ende des zweyten Theils.



Plutons

dern ihre Ceremonien und Weitläuftigkeiten wegnehmen sollte; so würde es bey ihnen nicht viel anders, als in America aussehen. Die Höflichkeit mißt alle Eure Schritte ab; flößet Euch alle Worte zu; verwirret alle Eure Unterredungen, und zwingt alle Euer Thun und Lassen. Aber sie erstrecket sich nicht bis auf Eure Gedanken und Meynungen: und die Gerechtigkeit, so sich billig in Eurem Vorhaben zeigen sollte, wird nur in Euren Ausflüchten und Einwendungen angetroffen.

F. Cortez. Für die Herzen will ich nicht stehen. Man sieht die Menschen nur von außen. Ein Erbe, dem sein Blutsverwandter stirbt, und der dadurch viel Güter bekömmt; kleidet sich schwarz. Ist er aber sehr betrübet? Nein; vermuthlich nicht. Indessen wenn er es nicht thäte, so würde er wider die Vernunft handeln.

Montezum. Ich höre schon, was Ihr sagen wollet. Die Vernunft herrschet unter Euch nicht; sie thut nur ihre Vorstellungen, daß alles billig anders zugehen sollte, als es geht: z. E. daß die Erben ihre Verwandten von rechtswegen beklagen sollten. Sie nehmen diese Vorstellung an: und um derselben ein rechtes Gnügen zu thun, so ziehen sie schwarze Kleider an. Eure Ceremonien zeigen nur, daß sie gewisse Rechte hat, und daß Ihr sie derselben nicht genießen lasset. Ihr thut auch nicht, was Ihr thun sollet; sondern Ihr stellet solches nur äußerlich vor.

F. Cortez. Ist das nicht viel? Bey Euch vermag die Vernunft so wenig, daß sie nicht einmal in Eure äußerliche Handlung etwas einführet, welches Euch dessen erinnern könnte, was sich von rechtswegen darinnen finden sollte.

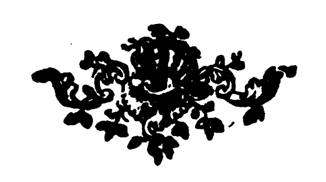
Montezum. Ihr erinnert Euch aber derselben so wenig; als gewisse Griechen, von welchen ich hier habe reden hören, sich ihres Ursprunges erinnerten. Sie hatten sich in Toscana niedergelassen, einem, ihrer Meynung nach, barbarischen Lande. Aber allmählich hatten sie alle Sitten desselben so vollkommen angenommen, als sie ihre eigenen vergessen hatten. Indessen verdroß es sie, wer weis wie

sehr, daß sie Barbarn geworden wären, und versammleten sich jährlich an einem gewissen Tage. Sie lasen ihre alten Gesetze griechisch vor, denen sie doch nicht mehr nachlebten, und die sie kaum mehr verstunden. Sie weineten, und zogen wiederum von einander. So bald sie weg waren, fingen sie fröhlich die gewöhnliche Lebensart des Landes wieder an. Man bekümmerte sich bey ihnen um die griechischen Gesetze, wie bey Euch um die Vernunft. Sie wußten, daß diese Gesetze in der Welt waren; sie erwähnten derselben auch, aber obenhin, und ohne alle Frucht. Ja sie bedaureten dieselben noch einigermaßen. Ihr aber thut solches nicht einmal gegen die Vernunft, die ihr abgeschaffet habet. Ihr habet es Euch schon angewöhnet, sie zwar zu erkennen, und doch zu verachten.

F. Cortez. Wenn man sie doch erkennet, so ist man zum wenigsten mehr im Stande ihr zu gehorchen.

Montezum. Also weichen wir Euch nur in diesem einzigen Stücke. Ach! warum hatten wir doch keine Schiffe, Eure Länder damit zu entdecken! und warum kamen wir nicht auf die Gedanken, daß sie uns zugehöreten? Wir hätten eben so viel Recht gehabt, uns derselben zu bemächtigen; als Ihr hattet, Euch der unsrigen zu bemeistern.

Ende des zweyten Theils.



Plutons

Plutons Urtheil,

über

beyde Theile

der neuen Gespräche der Todten.

Auszug
aus einem Schreiben des Verfassers dieser Gespräche an seinen Verleger.

Ich schätze es mir für keine geringe Ehre, daß man verschiedene Beurtheilungen wider mich gemachet hat; wie Sie mir berichten. Weil man sie Ihnen anbiethet, so rathe ich Ihnen, sie alle miteinander drucken zu lassen, wofern Sie nur Ihren Vortheil finden; ich werde mich des Rechtes nicht bedienen, welches Sie mir einräumen, Sie daran zu verhindern. Meine Absicht ist nicht gewesen, ein Buch ohne alle Fehler zu machen: und wenn nur die Beurtheilungen keine Schmähworte in sich halten; so bin ich zufrieden. Um davon versichert zu seyn, so zeigen Sie dieselben dem Herrn N. N. dieser wird Ihnen sagen, was man auslassen müsse: wenn er nämlich Dinge darinnen antreffen wird, so nicht eigentlich wider die Gespräche der Todten laufen.



Zuschrift

an Herrn

L. M. D. S. A.

Mein Herr,

Halten Sie sich für meinen Schuldner, wenn Sie belieben: denn ohne Ihr Zureden hätte ich dieses Urtheil Plutons nicht geschrieben. Ich habe es Ihnen oft gesaget, daß nichts unnützlicher, zugleich aber auch nichts leichter sey, als Kritiken zu machen. Kritisiren Sie, so viel Sie wollen; werden Sie wohl jemanden auf andere Gedanken bringen? Keinen einzigen. Und warum sollte man wohl den Leuten ihre Meynung ändern? Ihr erstes Urtheil ist ja oftmals sehr gut gewesen. Was die Leichtigkeit betrifft: so werden Sie selbst gestehen, daß es so schwer nicht sey, anderer Leute Fehler zu entdecken. So träge ich auch bin; so wollte ich, daß man mich zum Richter über alle neue Bücher bestellet hätte. Obgleich dieses Amt sehr weitläuftig zu seyn scheint: so bin ich doch versichert, daß ich noch Zeit übrig behalten würde, müßig zu gehen. Man bewundert auch die Einsicht nicht sonderlich, womit ein Kunstrichter die Mängel einer Schrift ans Licht bringet.

ret: und man sah Karl den fünften neben dem Erasmus gehen, und ihm als einer Majestät begegnen. Wenn Pluto einen Todten verlangete, so wußte man ihn nicht mehr zu finden.

Neulich ließ er den Aretin in der ganzen Hölle suchen. Als man ihn nirgends fand, glaubte man, er wäre entwischet; und bildete sich nichts weniger ein, als daß er beym Kaiser August seyn würde. Zum Unglücke traf Pluto den Anakreon und Aristoteles an, welche mit einander sprachen. Als sie sich nun heftig zankten, und Pluto den einen bey der Schulter in den Aufenthalt der Poeten; den andern aber in den Wohnplatz der Weltweisen stieß: erblickte er nicht weit davon den Homer und den Aesopus, die aus ihren Behältnissen gegangen waren, um sich einander erst höflich zu begegnen, hernach aber zu schimpfen: und ein wenig weiter hin, den Kaiser Adrian und Margarethen von Oesterreich; die von den äußersten Enden der Höllen gekommen waren, sich mit einander zu schlagen.

Er sah wohl, daß es schwer fallen würde, diesem Uebel abzuhelfen: und indem er die Zeit erwartete, da er sein Reich wieder in Ordnung bringen könnte; wollte er allein seinen Verdruß über das Buch auslassen, welches so viel Unruhe verursachet hatte. Er entschloß sich, die Beurtheilung desselben öffentlich vorzunehmen: aber wie er in diesen Materien nicht gar zu viel Einsicht hat, indem er nur einen gemeinen Verstand besitzt, der zwar gesund aber nicht sonderlich zart ist; so war er willens, von jedermann die Klagen, über die Gespräche der Todten anzuhören und sein Urtheil darnach einzurichten. Derowegen ließ er in der Höllen ausrufen: daß man an einem bestimmten Tage, dieses Buch in seinem Pallaste beurtheilen würde; und daß die Todten eingeladen würden, sich daselbst einzufinden: Lucian aber, und die sechs und dreyßig Todten, die sonderlich an den Gesprächen Theil hätten, sollten ganz unfehlbar daselbst erscheinen.

Der Tag erschien, und die Versammlung war sehr zahlreich. Pluto saß mit einem verdrüßlichen Gesichte auf seinem Throne. Alle Augenblicke jähnete er; weil er zuvor in dem Buche gelesen hatte: ja er beklagte sich gar über große Kopfschmerzen, welche von der Aufmerksamkeit herkamen, womit er dasselbe gelesen hatte. Aeakus und Rhadamantus saßen neben ihm, aber weit mürrischer und düsterer von Ansehen, als gemeiniglich. Alle Todten waren in einer tiefen Stille: als Pluto sich erhub, und diese nachdrückliche und kurze Anrede hielt.

Ihr Todten! Wo Teufel hat der Verfasser dieser Gespräche es her, daß ich unbrauchbar geworden sey? Ich will ihm zeigen, daß er sich betrogen habe. Die ganze Hölle soll von meiner Rache zeugen, und das Gerücht davon soll bis in Blagearts Buchladen erschallen.

Mehr sagte er nicht. Augenblicklich fiengen, ich weis nicht wie viel Kläger auf einmal an zu reden. Aeakus gab ein Zeichen, daß man schweigen sollte, und sagte: er wolle schon sorgen, daß sie alle nach der Ordnung sollten zu reden kriegen. Ja, damit das Verfahren desto juristischer herauskommen, und niemand denken möchte, man hätte das Buch ohne alle Vertheidigung desselben verdammet; befahl er dem Lucian, die Stelle des Verfassers dieser Gespräche zu vertreten, und für ihn zu antworten. Allein Lucian erklärte sich sogleich, daß er die Mühe nicht über sich nehmen würde.

Wie? sprach Aeakus, Du bist die Hauptperson des Buches; Dir hat er es zugeeignet; und Du willst es nicht vertheidigen? Derjenige, dem ein Buch zugeschrieben wird, muß es entweder bezahlen; oder beschützen. Du hast Deinem Scribenten nichts gegeben: so vertheidige ihn doch zum wenigsten. Ich darf keines von beyden thun, versetzte Lucian. Wenn der Verfasser einen andern Helden hätte finden können, als mich; so würde er es demselben zugeschrieben haben. Er hat nur in Ermangelung der leben-

digen einen Todten gewählet. Und wer hat es Dir gesaget, daß die Zueignungsschriften einen zu etwas verbinden? Frage nur bey vielen großen Herren nach, die ich hier sehe, deren Namen vor unzähligen Büchern stehen.

Der Stoiker Chrysippus, welcher zugegen war, und ungeachtet er von Natur schon verdrüßlich ist, nicht gar zu viel Ursache hat, ein Freund Lucians zu seyn, fieng an zu reden, und sagete: Lucian thäte recht, daß er das Amt eines Fürsprechers vor einem solchen Gerichte nicht auf sich nähme, wo er selbst als Verbrecher erscheinen müßte. Er wäre eben derjenige, der das böse Exempel gegeben hätte, die Todten redend aufzuführen (*). Man könnte alle Fehler seines Nachfolgers auf seine Rechnung schreiben; ja vieleicht ihm selber Mühe genug machen, wenn man seine eigene Gespräche untersuchen wollte. Pluto, der auf alle Gespräche böse war, billigte es; daß man auch die lucianischen verurtheilen solle: und vor Freuden über diese Gelegenheit sich zu rächen, fuhr Chrysippus also fort:

Ich sehe, sprach er, daß Lucian sich mit einer spöttischen und verächtlichen Mine fertig machet, mich anzuhören. Es ist wahr, daß er in der andern Welt die lachende Parten auf seiner Seite gehabt: aber ich zweifle, ob er allhier eben so glücklich seyn werde. Er gehöret unter die Lustigmacher, die immer dasselbe zu sagen pflegen, und nur immer aus einerley Tone scherzen können. Man saget ihm, in dem an ihn gerichteten Schreiben: Man sehe es nicht gern, daß die schönen Materien von der Gleichheit der Todten, von ihrem Verlangen nach dem Leben, von der Standhaftigkeit der Philosophen im Tode, von dem lächerlichen Unglücke junger Leute, die eher sterben als die Greise, denen sie als ihre Erben auf-

war-

(*) Wir haben auch im Deutschen ein Bändchen seiner Schriften, das unter dem Titel; Lucians von Samosata sinnreiche und satirische Schriften, 1746 allhier im Breitkopfischen Verlage heraus gekommen ist. Es sind viel Gespräche mit darunter.

warten; daß, sage ich, alle diese Materien bereits erschöpfet wären.

Ich versichere Dich, daß sein Nachfolger in diesen Stücken unmöglich etwas Neues hat sagen können; so gern er es auch hätte thun mögen. Lucian hat alles nach der Ordnung gethan, und diese Sache auf tausenderley Arten vorgetragen, die doch sehr mit einander übereinkommen. Wie viel Gespräche hat er nicht insonderheit von den armseligen betrogenen Erben? Wenn man immer etwas neues von ihm fodern wollte: so würde er vieleicht kaum ein halbes Dutzend Todtengespräche übrig behalten. Was mich anlanget, so hielte ich dafür, man sollte ihn seiner Wiederholungen wegen, hier an die Stelle des Sisyphus stellen, und ihm den großen Stein ohn Unterlaß umzuwälzen geben; wie er es mit seinen Materien gemachet hat.

Alle Todten fiengen an zu lachen. Lucian lachete mit, aber nicht gar zu ungezwungen. Chrysippus, welcher durch diesen kleinen Beyfall einen Muth gefasset hatte, wollte fortfahren: aber Rhadamant, ein billiger Richter, der nicht zuläßt, daß man von seiner Sache viel ausschweife, sagete sehr ernsthaft: Hier fraget es sich nicht von Lucians Gesprächen. Seine Hochachtung ist schon fest gesetzet. Hätte man sich derselben widersetzen wollen; so hätte man es viel eher thun müssen.

Du bist recht gnädig, fiel ihm Cato von Utica ins Wort, und zwar mit einem weit ernsthaftern Gesichte, als Rhadamant selbst hatte. Die Herren Gesprächschreiber schonen ja die alleraltesten Leute nicht. Was hat man mir für eine schlechte Ehrfurcht erwiesen? Ich bin sechszehnhundert Jahre todt, und sechszehn hundert Jahre her bewundert worden: nach dieser Zeit aber beunruhiget man mich, meines Todes wegen. Dieser hat nicht das Glück gehabt, dem Verfasser eines kleinen Büchleins zu gefallen. Er ist zu gezwungen, saget er. Ich bin ihm gar zu ernsthaftig gestorben, und nicht lustig genug bey dieser That

gewesen. Ich machete nicht Possen und Kurzweile, wie ein wahrhafter Philosoph hätte thun sollen. Ich sagete nicht:

Mein witterndes zärtliches Seelchen wohin?

Mit einem Worte, ich schnarchete nicht wahrhaftig: und dadurch habe ich alles verderbet. Indessen ist es gewiß, daß ich alles ohne einige Verwirrung anordnete, und meinen Tod nicht aufschob, auch das Gespräch Platons nicht zweymal durchlas; als nur bloß zu dem Ende, damit ich von meinen Freunden Nachricht einziehen könnte: welche sich aufs Meer begeben hatten, dem Cäsar zu entfliehen; und daß ich mir den Stoß gab, sobald ich diese Zeitung bekommen hatte. Wie will denn eigentlich dieser gute Mann, daß man sterben soll? Er thue uns doch den Gefallen, und gebe uns ein Muster eines Todes, der ihm gefällt: damit man sich darnach richten könne; und damit ein Held seiner Sache gewiß sey, wenn er Lust bekömmt zu sterben. Soll man etwa Verse machen? denn die beyden Todten, mit denen er zufrieden zu seyn scheint, haben es gethan. Sind denn große Leute verbunden, ihren Seelen Narrenpossen vorzusagen? und sollen sich die Jungfern über ihre Jungferschaft beklagen, die sie wider ihren Willen behalten haben? Hat er uns denn eben diese schönen Exempel der Großmuth vorstellen müssen, eines Urtheiles zu spotten, welches ganze siebenzehen Jahrhunderte von meinem Tode gefället hatten? Wo ist die Hochachtung, die man dem Alterthume schuldig ist? Mit was für einem Rechte suchet man die Helden desselben zu erniedrigen?

Die ganze Versammlung ward durch die Heftigkeit, die Caro im Reden blicken ließ, in Bewegung gesetzet. Aber der Kaiser Hadrian trat auf, und sagete ganz gelassen: Mache doch nicht so viel Geschrey, von der Ehre des Alterthums! Dasselbe hat keine Ursache, sich über den neuen Verfasser der Gespräche zu beschweren. Es ist wahr, er erniedriget Dich darinnen, und nimmt Dich aus der Zahl der Helden: aber das Alterthum verliert nichts dabey: denn

denn er setzet mich alsofort an Deine Stelle; mich, der ich doch vorhin, meines Todes wegen, nicht unter die Helden gezählet wurde. Ich bitte diese ganze Gesellschaft um Vergebung: denn ich konnte mich nicht recht entschließen, mich zu ihr an diesen Ort zu begeben. Ich war sehr unruhig in meiner Krankheit. Ich wollte durchaus, daß die Aerzte ein Mittel zur Erhaltung meines Lebens erfinden sollten; und ich bin dem Verfasser der Gespräche sehr verbunden, daß er mir das alles gütigst übersehen wollen. Ich versichere auch, daß sein Buch recht artig ist, und daß ich es gern lese. Es tröstet mich wider alle diejenigen, die von meinem Tode übel geredet haben. Man muß niemals ganz verzagen. Ich starb wie eine feige Memme, nach dem Berichte der meisten Geschichte: und, ich weis nicht wie lange hernach, werde ich zum Helden, ohne daß ich nur daran gedacht habe.

Ja, versetzete Cato, aber ich komme schlecht dabey zurecht! O! erwiederte Hadrian, wo der eine gewinnet, da muß ja der andre wohl verlieren: das ist eine alte Regel. Die Bücherschreiber sind Herren über ihre Zuneigung, und theilen sie aus, wie es ihnen gut dünket.

Hierauf verdoppelte Pluto seine Ernsthaftigkeit, und verboth dem Hadrian, solche gefährliche Maximen vorzubringen. Um aber den Streit zwischen dem Cato und Hadrian aufzuheben, gab er, auf Gutachten des Aeakus und Rhadamantus, folgendes Endurtheil:

Es wäre nicht erlaubet, die Charactere der Personen zu verwechseln, und aus einem Cato einen Hadrian, hergegen aus einem Hadrian einen Cato zu machen: auch so gar nicht unter dem Vorwande der Wiedererstattung; oder daß alles, was man einerseits genommen, anderntheils wieder ersetzet würde.

Nach diesem Schlusse schrie Cato, daß die Hauptfrage noch unentschieden gelassen würde, nämlich die Verachtung des Alterthums: und dafern man darüber keine Verord-

nung machen würde; so würde kein Todter mehr so ehrwürdig seyn, daß er vor Spötterenen gesichert seyn könnte. Man müsse eine Zeit bestimmen, in welcher eine herrliche That für heilig und unverletzlich gehalten würde, und keinem Tadel mehr unterworfen werden müßte.

Alsbald fiengen **Alexander** und **Aristoteles**, **Homer** und **Virgil** an, um eben das zu bitten, was **Cato** bath. Man bemerkte dabey, daß **Lucian** sich bemühete in der Stille aus dem Haufen zu entkommen: Aber **Alexander** rief, man sollte ihn nicht weglassen. **Lucian** will sich nicht ohne Ursache von hier entfernen, sagete dieser große Prinz. Die Frage, so man hier untersuchet, geht ihn auch an. Er hat es seinen Nachfolger gelehret, nichts von demjenigen zu ehren, was die ganze Welt verehret. **Lucian** greift das allergrößte und erhabenste an, so ihm nur bekannt ist: und sein Nachfolger thut eben das. Bisweilen greift jener einen solchen großen Mann, dieser aber einen andern an: allein wenn man zum Unglücke in der ersten Classe großer Leute steht; so muß man sich in den Gesprächen aller beyder Scribenten aufführen lassen. So ist es mir nun gegangen. **Lucian** hatte in seinen Spötterenen schon an mich gedacht. Aber sein vermeynter Nachfolger hat dafür gehalten, mein Leben könne ihm noch was neues an die Hand geben; und ich wäre berühmt genug, mehr als einmal in die Hände der Gesprächmacher zu fallen. Ueberdas hat mir **Lucian** durch meinen Vater dasjenige vorrücken lassen, was er an meinen Thaten auszusetzen hätte: aber dieser läßt mich gar von der **Phryne** zu Schanden machen. Wenn **Phryne** ein junges Frauenzimmer die Kunst zu buhlen lehren wollte; so würde das niemanden Wunder nehmen: allein daß sie mir die Kriegskunst beybringen will! wer kann das dulden? **Phryne** konnte sichs etwa anmaßen, einer jungen Buhlerinn die Zahl ihrer Liebhaber vorzuschreiben, und ihr sagen: **Nimm nicht so viel Buhler auf einmal an, das ist zu viel; es wird eine Verwirrung daraus entstehen.** Aber **Phryne** be-

stimmet mir die Anzahl meiner Siege, und saget: Du hättest weder an Persien, noch an Indien denken sollen. Du brauchtest nur Griechenland, und die benachbarten Inseln; und bloß aus Gnaden räume ich Dir noch ein kleines Stück von klein Asien ein. Kurz, Phryne versteht sich so wohl auf den Krieg, daß man denken sollte, sie hätte zu Felde gedienet. Ist es nicht wahr, kleine Weltbezwingerinn, sagete er, indem er sich nach ihr umsah? Antworte doch, kleine Heldinn, wo hast Du so viel gelernet?

Phryne antwortete ganz erzürnt: Ich habs Dir schon oft gesaget, daß ich keine kleine Heldinn oder Weltbezwingerinn heißen will. Alle Todten kommen, und zischen mich aus, indem sie mir diesen Namen geben: aber ich will durchaus, daß sie es nachlassen sollen: denn der Verfasser der neuen Gespräche hat sich selbst gebessert. Man hat mir gesaget, daß ich in der zweyten Auflage seines Buches nicht mehr eine kleine, sondern anmuthige Weltbezwingerinn heiße. Wenn man mir noch einen größern Gefallen thun wollte; sollte man mich ein artiges Weib nennen. Ich sehe, daß alles ehrliche Frauenzimmer, so dabey auch angenehm gewesen, fast in Verzweifelung gerathen, da man mich in den Gesprächen mit dieser Eigenschaft beehret hat. Sie meyneten allein im Besitze dieses Titels zu seyn: und es ist wahr, daß man Personen meines Handwerks, denselben niemals beygeleget hat. Aber ich freue mich, daß ihre Eitelkeit einmal gedemüthiget worden; und daß ich unter allem Frauenzimmer von meiner Gattung, zuerst ein artiges Weib genennet bin.

Gut! rief Alexander, anmuthige Weltbezwingerinn, artiges Weib, oder wie Du sonst heißen willst: sage uns, wo Du solche tiefsinnige Vernunftschlüsse her hast? Denn es scheint, Du hast einen guten Kopf, da Du die Weltbezwinger weit unter die Weiber setzest: Weil dieselben Heere nöthig haben, wenn sie was unternehmen wollen; die Weiber aber derselben nicht be-

dörfen, wenn sie was ausrichten: daß Du Deine wichtigsten Thaten ganz allein ausgeführet; ich aber meine Feldzüge nicht allein verrichten können.

Laß mich zufrieden, versetzte Phryne. Ich will mit Dir nicht anders, als nur in den neuen Gesprächen zanken, wo man Dir nicht gar zu viel Verstand einräumet; aber hier bist Du ja ein rechter Sophist. Ich glaube, es kömmt daher, weil Dein Lehrmeister Aristoteles zugegen ist.

Alsbald that Pluto den Ausspruch:

Phryne soll sich um nichts anders, als um ihr Handwerk bekümmern. Sie machete eine tiefe Kniebeugung, und sprach: Sehr gern.

Denselben Augenblick schrie Aristoteles: man sollte dem Anakreon eben das auferlegen. Mir, sprach er, hat man eben so viel Unrecht gethan, als meinem Untergebenen. Ihm hat man eine Buhlerinn entgegen gesetzet, mir aber einen alten Schlucker: und dieser alte Schlucker will mich in der Philosophie unterrichten; wie dort die Buhlerinn Alexandern Krieg führen lehret. Denn in den neuen Gesprächen ist dieses eine untrügliche Regel: daß man alles umgekehrt findet. So bald man einen weisen Mann und einen Narren beysammen siehet; so sey man nur versichert, daß der Narr über den Weisen seyn wird. Käme es dem Verfasser in den Sinn, den Agamemnon und Thersites zu paaren: so glaube man nur, daß Agamemnon nicht mit Ehren davon kommen würde. Auf diesen Schlag darf man sich nicht wundern, daß er mich bey dem Anakreon in die Schule schicket; daß Anakreon saget: die Philosophie sey eine Kunst zu lieben und zu saufen; und daß er das Lycäum in ein Weinhaus verwandelt. Alle diese Verkehrungen konnte man von einem Buche leicht vermuthen, worinnen Phryne über Alexandern den Sieg erlanget. Ich beklage mich auch nicht hauptsächlich darüber, daß Anakreon den ganzen Vortheil hat: ich beklage mich nur, daß ich ihm denselben nicht einmal ein wenig streitig zu machen weis. Ich beklage mich darüber, daß

ich

ich gar ein Narr bin. Wie? kein einziges Wort antworten zu können! Durch sein Saufliedchen stumm gemachet zu werden! Wo sind alle meine Bücher? Geben sie mir denn gar nichts an die Hand, dessen ich mich bedienen könnte? Hatte ich etwa die Sprache oder das Gedächtniß verlohren? Du selbst, Anakreon, um einen guten Einfall zu wiederhohlen, der in Griechenland bekannt war: schämest Du Dich nicht, daß Du mich überwunden hast?

Ganz und gar nicht, versetzete Anakreon. Als ich den Titel unsers Gespräches las, erzitterte ich. Ich dachte, Du würdest mir nach Deiner Ernsthaftigkeit manchen Verweis geben; aber ich war überaus vergnügt, als ich wahrnahm, daß ich in dem Gespräche Dein Lehrmeister war. Ich gab allen meinen lieben Schülern, die ich in der andern Welt hatte, Befehl, des Verfassers Gesundheit zu trinken; allen peripatetischen Weltweisen den Krieg anzukündigen, und nichts zu sparen, damit mein neues philosophisches System auf den hohen Schulen angenommen würde.

Als Pluto sah, daß Anakreon nur Scherz und Kurzweile trieb, und zur Vertheidigung des Gespräches nichts ernstliches vorbrachte; that er den Spruch:

Ein Gespräch solle nicht so gemachet seyn, daß Anakreon allein redete: Aristoteles wäre verbunden, ihm zu antworten: und ein kleines Liedchen solle nicht von eben dem Gewichte seyn, als viel große Folianten.

Virgil fieng auch an zu reden, um sich zu beklagen, daß man den Anfang seines Gedichtes vom Feldbaue lächerlich zu machen gesuchet hätte; wo er an den Kaiser August eine höfliche Anrede gemachet. Du stellest Dich kurzweilig an, sprach er zum Aretin. Du belustigest Dich über die Tochter der Thetis und über den Scorpion. Dieses hätte vieleicht zu Deinen Zeiten seltsam scheinen können: allein zu meiner Zeit war es eben so viel, als wenn

ich den August wegen seiner Tapferkeit und guten Aufführung gelobet hätte.

Sehr wohl, sprach Aretin. Der Urheber der Gespräche hat gesaget: daß es in allen Ländern Schönheiten giebt; und ich sage, daß es zu allen Zeiten Thorheiten gebe. Ihr wäret ja glücklich, daß Ihr mit unter die Alten gehöret: wenn Euch dadurch ein Recht zuwüchse, etwas zu sagen, was wir Neuern nicht hätten sagen dörfen.

Aber mein Herr Aretin, erwiederte Virgil, Du hast die römische Historie ziemlich vergessen. Hast Du niemals von den Vergötterungen der Kaiser was gehöret? Cäsar war nach seinem Tode zum Sterne geworden: ein eben so herrliches Schicksal konnte man ja dem August auch vorher verkündigen. Itzo, da es nicht mehr Mode ist, jemanden zu vergöttern, würde man freylich ganz anders mit den Prinzen reden.

Aber, versetzete Aretin, nichts war lächerlicher, als diese Vergötterungen. Du hättest den August auf eine einfältige und natürliche Art loben können; ohne ihm dergleichen ungereimte Ehre zu prophezeihen, die er nach seinem Tode vermuthete. Aber weil die Vergötterung etwas erstaunenswürdigers und unvernünftigers ist; so unterließest Du nicht, dieselbe zu wählen.

Was ist daran gelegen, erwiederte Virgil? Die Vergötterung mochte vernünftig seyn, oder nicht: genug daß es eine bey den Römern eingeführte Gewohnheit war.

Ach, rief Aretin, Du thust den Römern unrecht. Der allerdümmste Pöbel ließ sich diese Narrheit kaum einbilden.

Ganz recht, versetzete Virgil, aber antworte mir genau. Glaubten die Römer von der Vergötterung weniger, als von demjenigen, was man von den elysischen Feldern erzählte? Nein, antwortete Aretin: ich glaube, die elysischen Felder sind nicht besser erwiesen gewesen.

Indessen, erwiederte Virgil, gefällt Dir doch die Art sehr wohl, womit ich den Cato lobe, indem ich sage: Daß er

er der Versammlung der rechtschaffenen Leute, die von den übrigen in den elysischen Feldern abgesondert sind, vorgesetzet sey. Wenn die elysischen Felder sowohl, als die Vergötterungen, nur für läppische Thorheiten gehalten wurden: so ist Catons Lob nichts besser gerathen, als das Lob des Kaisers Augusts.

O! sprach Aretin alsbald, das Lob, so ihr dem Cato gebet, will nur so viel sagen: wenn es elysische Felder geben möchte; so würde man daselbst tugendhafte Leute von den andern absondern, und den Cato zum Haupte derselben machen.

Sehr wohl, antwortete Virgil: das Lob, so ich dem Kaiser August gegeben, wollte auch nichts anders sagen, als dieses: wenn große Leute nach ihrem Tode unter die Zahl der Götter aufgenommen würden; so würde man den August so hoch halten, daß man ihm die Wahl, im Absehen auf den Rang und die Beschäfftigung, lassen würde. Beyde Lobeserhebungen sind auf eine Bedingung gegründet: und die eine ist nicht möglicher, als die andre. In Wahrheit, lieber Aretin, das ist ein Versehen, daraus Du Dich nicht so leicht loswickeln wirst. Glaube mir: wer lügen will, der muß ein gut Gedächtniß haben; und wer scherzen will, der muß Verstand besitzen.

Cato, der wider den neuen Scribenten sehr aufgebracht war, erinnerte sich, daß eben an der Stelle, davon Virgil und Aretin stritten, noch ein andrer Widerspruch zu finden wäre; darum fieng er von neuem an, mit großer Heftigkeit zu predigen. Man billiget das Lob, sprach er, welches Virgil mir gegeben hat: derowegen ist es gegründet, und nach der Meynung des Verfassers wahrhaftig; der doch so viel zu einem Lobspruche erfodert. So bin ich denn unter allen rechtschaffenen Männern der vornehmste. Ich bin also nicht ein Verzagter gewesen, der weder mit einer anständigen Mine zu leben, noch zu sterben gewußt. Will man denn gar keine Abbildung von mir machen?

Will man mir nicht sagen, was man eigentlich von mir haben wolle?

Diogenes fiel dem Cato ins Wort, und sagete mit einer spöttischen und boshaften Mine: ich muß doch den armen Scribenten, der nicht zugegen ist, wider den Cato vertheidigen. Es ist wahr, er hat sich widersprochen: aber er hat sehr wohl daran gethan. Er ahmete dem Lucian nach: und Lucian widersprach sich auch. Ich kann besser davon reden, als sonst jemand; denn zum Theil betrifft es mich selbst, wo er sich widersprochen hat. In einem seiner Gespräche saget Cerberus zum Menippus; er habe den Sokrates sehr verdrüßlich in die Hölle kommen gesehen; er habe den Verlust seiner Familie bedauret, und wie ein Kind geweinet: ja er besinne sich nicht, daß jemand einen schönern Einzug gehabt habe, als Menippus selbst, mit dem er redete, und ich. In einem andern Gespräche aber klinget es ganz anders. Bloß die sieben Weisen, Leute, die eben nicht ganz untadelich sind, wie man weis, sind fröhlich gestorben; und haben in der Höllen erwiesen, daß sie mit ihrem Zustande zufrieden sind. Da sehet Ihr mich aus der Zahl wahrer Weltweisen ausgeschlossen, und sonst hat Cerberus doch ihrer mehrere gesehen, als er saget. Es ist offenbar, daß der Verfasser der neuen Gespräche dafür gehalten habe, er müsse diesen Widerspruch nachahmen; und ich muß gestehen, daß er ihn sehr glücklich nachgeahmet habe. Cato thäte sehr unrecht, wenn er sich über ihn beklagen wollte. Ich beschwere mich ja nicht einmal über den Lucian, der doch keine Entschuldigung machen kann; indem er sich widersprochen hat, ohne jemanden nachzuahmen.

Lucian, der in der That nichts zu antworten wußte, und sich ohnedieß mit dem Diogenes nicht gern einlassen wollte, vor welchem er sich fürchtete; unterstund sich nicht, sich zu vertheidigen, oder zu rechtfertigen: und als Pluto ihn stillschweigen sah, that er den Ausspruch:

Daß er es den Verfassern der Todtengespräche hiemit untersaget haben wollte, niemals was zu billigen, oder von jemanden was gutes zu sagen; aus Furcht, irgend einen Widerspruch zu begehen.

Hierauf gab Homer ein Zeichen, daß man ihn hören sollte, und sagete mit einer gelassenen Art: daß er bisher diejenigen hätte reden lassen, die sich mehr genöthiget gesehen, ihre Klagen vorzubringen. Indessen hätte doch Virgil gegen den Fürsten aller Dichter mehr Hochachtung haben, und nicht eher, als derselbe reden sollen. Lucian und sein Nachfolger wären sehr übel mit ihm umgegangen; aber dieser letzte noch ärger als jener. Zum wenigsten hätte doch Lucian das Böse, so er von ihm sagen wollen, durch jemanden anders, und nicht durch den Homer selbst sagen lassen: aber bey dem neuen Scribenten spräche er selber Böses von sich, und zeige andern, daß er nirgends scharfsinnig geschrieben; und daß man ihm zu viel Ehre anthäte, wenn man was sinnreiches in seinen Schriften fände. Er möchte es doch gern wissen, ob der Verfasser von ihm die Macht bekommen, ihn also reden zu lassen? Widrigenfalls gestünde er nichts, und übernehme sichs zu zeigen: daß seine Schriften voller Geheimnisse und Allegorien wären. Dafern man auch diese Frechheit der Scribenten nicht im Zaume halten würde: so würde Achilles bald gestehen, daß er vor Furcht in der Schlacht gestorben; und Penelope, daß sie in Abwesenheit ihres Mannes allen ihren Buhlern Gefälligkeiten erwiesen hätte. Ja kurz, es würde kein Todter mehr sicher seyn, daß man ihn nicht einmal wieder aufwecken möchte; bloß zu dem Ende, damit er sich selbst in einen übeln Ruf bringen könnte.

Homers Klagen schienen so gerecht zu seyn, und was noch mehr ist, sein Ansehen gab ihnen so viel Nachdruck; daß Pluto ohne dem Aesopus Gehör zu geben, der ihm antworten wollte, verboth:

Man

Man solle niemals eine Person wider sich selbst reden lassen: es wäre denn, daß man eine förmliche Erlaubniß dazu hätte.

Aber Homer war damit nicht zufrieden. Er erinnerte den Pluto, man müsse das Alterthum von den muthwilligen Beleidigungen rächen, die es von den beyden Verfassern der Todtengespräche an hundert Stellen erlitten hätte. Was? sprach er: Lucian hat meinen Namen nicht in Ehren gehalten, der doch schon mehr als tausend Jahre in Hochachtung gestanden hatte! Der Nachfolger Lucians ist noch verwägener, als er selbst: indem er eben denselben Namen nicht verehret, der doch itzo schon ohngefähr ein Alter von dreytausend Jahren hat? War denn diese unzähliche Menge von Menschen, die in einer so langen Reihe von Jahrhunderten meine Schriften angebethet haben, eine Anzahl von lauter Narren? Man verdammet in einem Augenblicke, ohne sonderliche Ueberlegung, so viele Urtheile, die alle einstimmig gewesen. Die Vorurtheile vermögen viel; wird man sagen. Wenn irgend einer in Verwunderung geräth, so gerathen alle andere auch in dieselbe: und die, so widerwärtiger Meynung sind, dörfen sich nicht erklären. Hierauf habe ich nur ein Wort zu sagen. Man zeige mir, wie ich ohne mein Verdienst, so viel Hochachtung habe erlangen können: so will ich es wirklich glauben, daß ich sie nicht verdienet habe.

Homer erhielt den Beystand unzähliger Alten, die insgesammt beleidiget waren, weil man so wenig Hochachtung gegen sie gehabt hätte. Ein jeder trug mit Verdruß die Anzahl der Jahre vor, die gleichsam für ihn das Wort führete; und überhäufete die Richter mit unzählbaren Zeugnissen, die man zu seinem Ruhme abgeleget hatte. Endlich, als Pluto etwas länger, als gewöhnlich ist, über das Urtheil gerathschlaget hatte, welches er hierüber fällen wollte; war dieses seine Verordnung:

Die Alten wären allezeit ehrwürdig; Lucian, der sich zuerst wider sie aufgelehnet hätte, sollte der

Vorrechte des Alterthums niemals genießen, und allezeit der Kritik unterworfen bleiben: und wer nach seinem Exempel die Alten lästern würde, sollte verbunden seyn, öffentlich zu gestehen: er sey damit zufrieden, wenn man ihn für einen schlimmen Scribenten hielte, wenn es sich gleich zutrüge, daß seine Schriften durchgehends Beyfall fänden; und bekennen, daß es ihm in seiner Arbeit nicht nach Wunsche gelungen, obgleich er sich dadurch bey der Welt Hochachtung erworben.

Hierauf hörete man ein gewisses Murmeln unter der Schaar der Todten, welche vorhin ganz stille gewesen waren. Alles ward aufmerksam. Es war der Herzog von Alençon, der zur englandischen Königinn Elisabeth sagete: Wie? Eure Majestät wollens übel empfinden, daß ich Ihnen eine Ehrenerklärung verschaffe? Eure Majestät dörfen kein Wort reden; aber ich bitte um Erlaubniß, daß ich für Dieselben reden darf. Ich will alles so vornehmen, daß es scheine, als wenn ichs für meinen Kopf thäte. Ich bitte mir diese Gnade von Eurer Majestät aus: ich kann es nicht leiden, daß Eure Majestät unter meinem Namen beleidiget worden.

Alle Todten fiengen überlaut an zu lachen, als sie das Wort Eure Majestät, so oft wiederholen höreten; denn diese Titulatur ist in diesem Lande nicht üblich. Aber der Herzog von Alençon wollte sich im Ernste rechtfertigen, und sagete: er begegne der Königinn nur deswegen so ehrerbiethig, um diejenige Unhöflichkeit zu ersetzen, die er ihr in den neuen Gesprächen erwiesen. Seine Ehre hienge daran; wenn man glaubte, daß er so schlecht zu leben wüßte. Er wollte nicht für einen Menschen gehalten seyn, der es Königinnen mit ausdrücklichen Worten vorrücken könnte: daß sie ihre Jungferschaft nicht mehr hätten. Darüber, fuhr er fort, haben wir diesen Augenblick mit einander gestritten; wir, nämlich Elisabeth und ich. Ich wollte wegen des ihr angethanen Schimpfes eine Genug-

thuung

thuung fodern. Allein sie sagete unaufhörlich: ein Frauenzimmer müsse allezeit dergleichen Dinge vermeiden; und lieber die Beleidigung erdulden, als Rache deswegen suchen. Ihr würdet besser thun, fiel der Graf von Leicester ihm plötzlich ins Wort, wenn Ihr des Unrechts halber eine Genugthuung fodern möchtet, das man Euch selbst angethan hat. Ihr sollet der Elisabeth gesaget haben: Die Jungferschaft sey die ungewisseste unter allen ihren Eigenschaften gewesen? Und zu gleicher Zeit hättet Ihr Euch beklaget, daß sie Euch nicht zu ihrem Gemahl genommen? Das ist weder höflich genug für einen Prinzen, noch zärtlich genug für einen Liebhaber.

O! rief eine Spröde, die nicht längst gestorben war: Will man von der Elisabeth was unanständiges vermuthen! Ist das möglich? Elisabeth fand nichts artigers, als Anschläge machen, Vorbereitungen anstellen, und nichts zum Stande bringen. Vieleicht machete sie sich in der Liebe bisweilen ein kleines Vergnügen: aber aufs höchste ließ sie es niemals kommen. Und haben wir ihr nicht diese herrliche Regel zu verdanken: Was man wirklich erhält, ist allezeit weniger werth, als vorhin, da man es nur hoffete. Und keine eingebildete Sache kömmt zum Stande, ohne viel von ihrer Annehmlichkeit zu verlieren.

Wie wenig Zärtlichkeit besitzet Ihr, fiel ihr Smindiride in die Rede: die eben nicht viel besser ist, als eine Spröde. Ihr glaubet, die Einbildung vergrößere das Vergnügen: Gerade das Widerspiel! Ach wie sehr sind die Menschen zu beklagen! Ihr natürlicher Zustand giebt ihnen wenig Annehmlichkeiten zu genießen; und ihre Vernunft lehret sie, daß sie sich derselben noch weniger bedienen, als sie wohl könnten.

Ihr seyd närrisch, sprach ein grober Holländer, wenn Ihr Euch über den natürlichen Zustand der Menschen, und über die wenigen Ergetzlichkeiten, so derselbe ihnen verschaffet, beklaget. Die allereinfältigsten und gemeinsten Belu-

stigun-

stigungen sind die süßesten. Wisset Ihr wohl, wie Elisabeth sich über einen holländischen Ausdruck ergetzete, dessen ich mich zu ihrem Lobe bedienete? Ich war kein Mensch, der das Zärtliche in den Vergnügungen suchete, und wußte nichts mehr davon, als alle Welt weis. Indessen war die Königinn von England mit meiner Wissenschaft wohl zufrieden: und ich bekam bey meiner Abreise ein schönes Geschenk.

Ich besorge sehr, sagete der krotonische Milo zu der Spröden, die vorhin geredet hatte: daß dieser grobe Kerl die Königinn nicht vieleicht aus ihren eingebildeten Ergetzlichkeiten gerissen habe. Er sieht mir bald so aus . . . Seyd stille! sprach Pluto ganz erzürnet. Der Kopf geht mir in die Runde. Ich weis nicht mehr wo ich bin. Ich weis nicht mehr wovon die Rede ist. Ich verstehe in dem Streite von den Belustigungen gar nichts. Von dem Charakter der Elisabeth, verstehe ich nicht ein Haar mehr. Elisabeth will nur lauter Anstalten und lauter Hoffnung: und hernach hat sie doch mit diesem Holländer einen weit handgreiflichern Geschmack. Man verweist derjenigen, die nichts wirkliches liebet, daß ihre Jungferschaft sehr zweifelhaft sey; und hernach wollte man sie, des allen ungeachtet, gern geheurathet haben. Man saget, die Ergötzlichkeiten bestehen in der Einbildung; man saget aber auch, daß sie nicht darinnen bestehen. Man saget, das Zärtliche müsse in den Ergötzungen gesuchet, und recht ausgekünstelt werden; man saget auch, daß die einfältigsten und gemeinsten Belustigungen die besten sind. Wer wird mir aus allen diesen Verwirrungen helfen?

Ich nicht, gab Aeakus zur Antwort: Ich auch nicht, sprach Rhadamantus. Wir hätten vielweniger Mühe gehabt, unsre Verbrecher zu richten, als die Streitigkeiten aller dieser Schwätzer, die Du hast herkommen lassen, zu entscheiden. Sie werden niemals recht über etwas eins werden, weder unter einander, noch mit sich selbst. So

recht, versetzete Pluto mit Ungestüm: weil Ihr alle beyde die Sache nicht recht anzugreifen wisset, so befehle ich:

Daß der Herzog von Alenßon, Elisabeth von England, Smindiride und der Holländer, niemals zusammen kommen sollen.

Kaum hatte Pluto diese letzten Worte ausgesprochen, als Mercur in die Versammlung trat. Man sah es ihm an, daß er was neues brächte; und in der That, sagete er, so bald er ankam: daß er von der Oberwelt käme, und daß ihm die Lebendigen eine Verrichtung aufgetragen hätten, die er itzo ausführen wolle. Es war ein Brief an die Todten, den sie ihm mitgegeben hatten, und er las ihn ganz laut vor, wie folget:

Schreiben der Lebendigen an die Todten.

Hochgeehrte Todten,

Man trägt sich bey uns mit Gesprächen herum, darunter Eure Namen stehen: weil darinnen von so wichtigen Materien gehandelt wird, daß die Lebendigen dergleichen Unterredungen nicht hätten halten können; als welche nur lauter unnützes Zeug redeten. Wir haben uns mit allem Ernste geprüfet, wozu wir fähig wären; und mit aller Hochachtung, die wir Euch schuldig sind, befunden: daß wir in unsern gemeinen Gesprächen wohl eben so viel sagen können, als man Euch hat sagen lassen. Eure Vernunftschlüsse sind uns so erhaben nicht vorgekommen, daß wir verzweifeln müßten, dieselben zu erreichen. Insbesondere glaubet das Frauenzimmer, daß es voller Leben und Gesundheit seyn, und doch so viel Scharfsinnigkeit des Geistes haben könne, als Dido und

Strato-

Stratonika, Sappho und Laura, Agnes Sorel und Roxelane. Sie halten sich für beleidiget, daß man es für nöthig befunden, die Verstorbenen aufzugraben; um sie nichts bessers sagen zu lassen, als sie hier gethan. Nicht zwar, als wenn ihre Unterredungen dem hiesigen Frauenzimmer unnützlich zu seyn schienen: ganz und gar nicht. Sie halten dafür, daß dasjenige, was Stratonika zur Dido, von ihrem Liebesverständnisse mit dem Aeneas saget, allen übelberüchtigten Personen zu großem Troste dienen könne: daß die Historien von der Agnes Sorel und Roxelane sehr geschickt sind, das Frauenzimmer zu bereden, daß sie gebohren sind, das Regiment über ihre Liebhaber zu haben: und daß Sappho und Laura ihnen sehr guten Unterricht geben, wie sie ihre Einbildungskraft mit anständigen Dingen beschäfftigen und üben sollen. Sie sind aber endlich auch so sehr von ihrer eigenen Fähigkeit überführet, daß sie sich dünken lassen: alle diese Dinge wären nicht zu hoch für sie. Wir bitten Euch also, hochgeehrte Todten, es zu erlauben, daß wir hier oben eben so scharfsinnige und nützliche Unterredungen halten dörfen, als die Eurigen sind: so lange bis wir die Ehre haben werden Euch selbst zu sprechen; welches doch in Wahrheit so spät als möglich ist, von uns geschehen wird.

Als Mercurius diesen Brief gelesen hatte, ward das Ansuchen der Lebendigen von allen Todten für rechtmäßig erkannt, und alsbald verordnete Pluto:

Es solle nicht nöthig seyn, daß man eben unter die Todten gehören müsse, um etwas zu sagen, was so voller Morale und Vernunftschlüsse ist, als die neuen Gespräche.

Laura wollte sich indessen diesem Schlusse widersetzen. Sie stellte vor, daß sie bey ihren Lebzeiten nimmermehr gesaget haben würde: **Wenn man will, daß ein Geschlecht dem andern widerstehen soll: so wolle man nur, daß es so lange widerstehe, als es nöthig ist; dem andern, welches den Sieg davon tragen soll,**

denselben desto angenehmer zu machen; nicht aber so sehr, daß es selber siege: es müsse weder so schwach seyn, sich gleich zu ergeben; noch so stark, daß es sich niemals überwinden lasse. In diesem Vernunftschlusse stecke so viel Verstand, und wohl überlegter Zusammenhang, daß keine andre, als eine Verstorbene dazu fähig gewesen. Wenn man diesen tiefsinnigen Gedanken recht gründlich einsehen wollte; so wäre es, als wenn das menschliche Geschlecht einen Reichstag gehalten hätte, um die Frage zu entscheiden: welches Geschlecht von beyden den Angriff thun, oder sich vertheidigen solle? und nach reifer Ueberlegung der Weltweisen, welche dieses nach ihren Grundsätzen untersuchet, hätte man die Freyheit, den Angriff zu thun, den Männern; die Vertheidigung aber den Weibern übergeben. Das hieße nun eine Materie recht gründlich abhandeln. Diese Gründlichkeit wäre auch um desto trefflicher, je galanter die Sache wäre: und endlich wäre es sicher genug, daß die lebenden Weiber niemals darauf gekommen seyn würden; als welche die Sachen nur obenhin ansähen, und mit einigen äußerlichen Annehmlichkeiten übertüncheten.

Kaum hatte sie aufgehöret zu reden, als **Petrarcha** sich sehen ließ, und sagte: daß, nach diesen neuen Gesprächen, **Laura** sich ganz verderbet hätte. Vorhin wäre sie vernünftig gewesen; itzo aber wollte sie von allen Dingen ganz ausführlich und ordentlich handeln: und ihre neue Thorheit bestünde darinn, daß sie alle Dinge aus dem Grunde untersuchen, und methodisch vortragen wolle. Wenn er sich einbilde, ihr was galantes und angenehmes zu sagen, so fände er an ihr eine Vernünftlerinn, die gleich anfienge Schlüsse wider ihn zu machen. Er könne nicht länger mit ihr auskommen; ja er wäre auch schlecht zufrieden, daß sie mit der **Sappho** bekannt würde, welches eine sehr gefährliche Gesellschaft für sie wäre. **Laura** hätte zwar freylich den besten Theil ergriffen, indem sie vertheidiget hätte: die Männer müßten angreifen, und die Weiber sich

wehren; er besorge aber sehr, sie würde mit der Zeit diese guten Meynungen fahren lassen, und Lust bekommen, nach dem Exempel der Sappho, selbst den Angriff zu thun.

Ludewig der zwölfte, König in Frankreich, und der Herzog von Suffolk, vereinigten sich mit dem Petrarcha, und brachten von der brittannischen Prinzessinn Anna, und Marien von Engelland eben die Klagen vor, die er über die Laura vorgebracht hatte. Diese beyden Prinzessinnen hatten sichs aus den neuen Gesprächen angewöhnet, nur immer durch weise Sprüche und allgemeine Sätze zu reden. Sie hielten lange Unterredungen mit einander, darinnen eine der andern allezeit in lauter Maximen und Sprüchwörtern antwortete: und es war fast nicht möglich, sie von Ihren hohen Betrachtungen abzuziehen, und sie dahin zu bringen, daß sie etwas von gemeiner Art vorbrächten. Niemals hätte Anna von Bretagne Ludewig dem zwölften in seinem Leben mehr zu schaffen gemachet; ob sie gleich bisweilen sehr mürrisch und störrig gewesen: und der Herzog von Suffolk wäre mit Marien von Engelland, zur Zeit ihrer Ehe viel vergnügter gewesen: ob gleich ihre Neigung zur Galanterie allezeit dem Gemahl einen rechtmäßigen Argwohn erwecket hätte.

Allen diesen Unordnungen zuvor zu kommen, verboth Pluto:

Man solle die Weiber nicht zu solchen Klüglingen oder Vernünftlerinnen machen; aus Furcht vor üblen Folgerungen.

Hierauf sah man den Harväus kommen, der Karl den fünften bey dem Pluto anklagte: weil dieser Kaiser ihm auf eine gewisse anatomische Frage nicht antworten wollte. Ich bitte ihn, sprach Harväus, um eine kleine Erläuterung von den Milchadern, und den Anastomosen: und er will mir dieselbe nicht geben. Alsbald fingen alle Todten an zu rufen: Harväus müsse ein Narr seyn, Karl dem fünften anatomische Fragen vorzulegen! Ist er denn ein Wundarzt? Ey! was? versetzte Harväus, wisset

Ihr nicht, daß Karl der fünfte mit dem Erasmus als ein Doctor redet: nämlich von Fibern, und von der Einrichtung des Gehirns, worinnen der Geist und Verstand bestehen solle? Er weis, daß die allersubtileste Anatomie diesen Unterschied der kleinsten Theile nicht entdecken könne; und woher die Verschiedenheit der Köpfe komme: und bey dem allen sollte er auf meine Fragen nicht antworten?

Man schaffe mir diesen Phantasten vom Halse! sprach Karl der fünfte, voller Zorn. Wo hat ers her, daß ein Kaiser die Anatomie verstehen müsse? Ey, versetzte Harväus, wer sollte es nicht glauben, wenn man Euch so reden höret, als Ihr in den neuen Gesprächen thut? Was ich daselbst von der Anatomie sage, erwiederte Karl der fünfte, ist entweder für nichts zu rechnen; oder alle Welt weis doch dasselbe schon. Allein, sprach Harväus, Ihr redet recht mit den Kunstwörtern dieser Wissenschaft; und auf eine solche Weise, daß man Euch für einen Naturkündiger von Profeßion halten sollte: und das hat mich eben verführet. Wohlan! sprach Karl der fünfte, ist es denn einem großen Prinzen nicht erlaubt, etliche Kunstwörter zu wissen? Ja, sprach Harväus, aber er muß sich derselben nicht bedienen. In Wissenschaften muß ein Fürst nur die Sachen verstehen, und die Wörter den Gelehrten überlassen. Es muß nicht scheinen, daß er etwas gelernet habe; sondern, daß er es errathe.

Pluto pflichtete dem Harväus bey, und verordnete; **Karl der fünfte sollte nicht mehr so gelehrt aus der Naturwissenschaft reden; oder er solle sie recht von Grund aus erlernen.**

Ich weis wohl, setzte der König der Höllen hinzu, daß es eine gewisse Berenice giebt, die, für eine Königinn, ein wenig gar zu grammatisch ist. Sie redet von einem **grammatischen Tode der Namen**, und von der Verwirrung, welche dieselben den Gelehrten verursachen, sobald ein Buchstab darinnen verändert worden. Ich kann es schwer-

schwerlich begreifen, wo ein Frauenzimmer, wo eine Prinzessinn, dieses her habe? Sie muß sehr studieret haben, ja was noch mehr ist, sie muß wohl kein sonderlich Geheimniß daraus machen. Allein wir wollen sie nicht beunruhigen, es ist Zeit zu schließen; sie soll mit in dem Urtheile Karls des fünften begriffen seyn. Wir wollen die Uebrigen auch vernehmen.

Harväus trat noch einmal hervor, und sprach: vorhin hätte er sich über Karl den fünften, als einen Kaiser, beschweret, daß er gar zu gut aus der Naturlehre gesprochen hätte; itzo aber beklage er sich über den Erasistratus, einen Arzt, weil er sehr schlecht aus der Medicin geredet hätte. Ich habe den Kreislauf des Geblütes entdecket: und Erasistratus bezeiget gegen diese meine Erfindung eine ziemliche Verachtung. Und warum das? Weil er, ohne vom Umlaufe des Geblütes was zu wissen, den Prinzen Antiochus vom viertägigen Fieber befreyet: und zwar durch ein Mittel, welches zwar sinnreich genug ist; aber deswegen niemals zu einer medicinischen Regel werden wird. Denn saget mir, ich bitte Euch, wird man wohl die Vorschrift machen: daß ein Arzt, der einen Kranken helfen soll, alles Frauenzimmer, so derselbe kennet, vor ihm vorüber gehen lassen, ihm in währender Zeit den Puls halten, und diejenige Person anmerken solle, deren Anblick die Bewegung seines Geblütes verdoppeln würde: endlich aber hingehen, und ihm diejenige Person verschaffen müsse, in welche er sich verliebt hätte? Indessen hält Erasistratus dafür, daß die Wissenschaft von dem Kreislaufe des Geblütes nicht nöthig sey; weil sie bey der Krankheit des Antiochus in der That nichts helfen konnte, indem es sich nur fragte: was der junge Prinz für einen Kummer auf dem Herzen hätte? Ist das nicht ein schöner Schluß? Hat er zu der Zeit, da er auf der Oberwelt die Medicin trieb, dergestalt geschlossen: wie groß wird nicht Eure Anzahl seyn, ihr Todten! die er an diesen Ort verschicket hat?

Das Ende dieser Rede erweckte ein großes Gelächter. Erasistratus wollte antworten: aber Pluto, welcher nicht glaubte, daß er was tüchtiges sagen könnte, ließ ihm nicht Zeit darzu, und sprach plötzlich:

Erasistratus sollte verbunden seyn, den Kreislauf des Geblütes zu verehren; ob er gleich dem Antiochus geholfen hätte.

Schon vor einer kleinen Weile hatte Montagne sich merken lassen, daß er gern reden möchte. Er näherte sich, und trat wieder zurück: er öffnete den Mund, und machte ihn doch gleich wieder zu. Pluto, der dieses gewahr wurde, sprach zu ihm, was willst Du? Willst Du reden?

Ich hätte wohl Lust dazu, sagte er; aber ich suche erst die Redensarten, damit ich mich ohne Anstoß ausdrücken könne. In den neuen Gesprächen muß ich gebähren, und zwar mit solcher Leichtigkeit, daß ich mich schäme. Man hat meiner Ehre gar nicht geschonet. Erinnert Euch nur, was Sokrates, diese Wehmutter, mit welcher man mich gepaaret hat, mir beweisen will: die Alten wären nichts besser gewesen, als die heutigen Leute. Um mich zu fangen, sagte er mir, mit der von ihm bekannten Mine, daß zu seiner Zeit alles so verkehrt gegangen, daß es wohl zuletzt ein etwas vernünftiger Ende hätte nehmen sollen; und er habe geglaubet, daß die Menschen durch die Erfahrung so vieler Jahrhunderte doch endlich klug werden würden. Ich erinnere mich zwar nicht, was ich daselbst zu vertheidigen übernommen. Aber ich antwortete ihm; **die Menschen machten keine Anmerkungen über die Erfahrung; weil sie zu allen Zeiten dieselben Neigungen hätten, darüber die Vernunft keine Gewalt hat: und wo es also nur Menschen gäbe, da wären auch Thorheiten, und zwar immer eben dieselben Thorheiten anzutreffen.** Hierauf fragte mich Sokrates ganz lustig und geschwind: **Wie? wollt Ihr also, daß die alten Zeiten besser gewesen seyn sollten, als die itzigen?** In der That, nachdem ich das vorige gesaget habe, ist nichts mehr

mehr übrig, was ich ihm antworten könnte. Ich bin gefangen, und gebähre recht thöricht. Versichert, wenn ich den Streit noch einmal von vorne anzufangen hätte: ich wollte meiner Hebamme mehr zu schaffen machen. Dann da ich sage, daß die Zeiten sich verschlimmert haben: kann ich denn wohl sogleich sprechen, daß alle Menschen dieselben Neigungen haben? daß überall, wo Menschen sind, dieselben Thorheiten im Schwange gehen?

Ich habe mich zwar in meinen moralischen Versuchen eines schwachen Gedächtnisses gerühmet; aber so gar hat es mir daran nicht gefehlet. Sokrates triumphiret, ich glaube es wohl: ein anderer, der lange nicht so geschickt, wäre, als er, würde eben sowohl triumphiret haben, als er. Meine Niederkunft sollte doch ein wenig schwerer gewesen seyn; zum wenigsten, damit Sokrates desto mehr Ehre davon gehabt hätte.

Suche mich doch nicht in Deine Klagen zu mischen, sagte dieser spottende Philosoph: ich bin mit dem Gespräche sehr wohl zufrieden; es macht mir mehr Ehre, als alles, was man mir zum Lobe jemals gesagt hat. Wenn Du mich, voller Bewunderung gegen die Alten, aufsuchest, ehe ich noch was davon weis: so frage ich Dich, nach dem neuesten Zustande der Welt. Du antwortest: daß ich sie nicht mehr kennen würde. Ich, der ich es aus Deinen Augen lesen konnte, und Dich durch eine ganz widrige Meynung, als die ich an Dir errathen, in Verwunderung setzen wollte, spreche: Wie erfreut bin ich über dasjenige, was ich von Dir vernehme! Das habe ich wohl allezeit gedacht: daß die Welt besser und klüger werden würde, als sie zu meiner Zeit gewesen. Denn weil dieses meine rechte Meynung nicht ist, so kann ich keine andre Absicht haben; als Dich zu erschrecken: indem ich ganz das Gegentheil von Deiner Meynung ergreife, und bereits anfange, Dich zu widerlegen. Ist das aber nicht eine Geschicklichkeit, daß ich Deine Gedanken weis, ehe

Du mir dieselben gesaget hast? In den Gesprächen Platons widerlege ich keine Meynung, ohne mir dieselbe von ihren Vertheidigern etlichemal und auf mancherley Art wiederholen zu lassen. In diesen neuen Gesprächen aber bin ich viel witziger; ich errathe dasjenige, was ich widerlegen soll.

König der Höllen! sprach Montagne zum Pluto: Ihr höret schon die Sprache des Sokrates, so gelinde beurtheilt er unsern Scribenten.

Ganz und gar nicht, versetzte Sokrates, (allezeit in demselben Tone:) ich beurtheile ihn nicht. Der Verfasser hat mich zum Propheten gemacht, das ist wahr; aber in der That thut er solches, wegen meines Geistes, den ich zum Rathgeber hatte.

Pluto, der dieses im Ernste annahm, verordnete:

Sokrates sollte sich in Unterredungen nicht seines Geistes bedienen, um die Gedanken seiner Gegner zu errathen: und Montagne sollte nicht mehr so bald niederkommen.

Es waren noch etliche Todten vorhanden, die sich zum Reden fertig machten, als Charon in die Versammlung trat; und zwar mit einem Gesichte, daraus man sogleich abnehmen konnte, daß er etwas Neues brächte. **Es ist noch nicht aus!** sprach er mit einem Tone, davor alle Welt hätte erschrecken mögen: **Wir sind von diesen Gesprächen der Todten noch nicht befreyet. Hier ist noch ein zweyter Theil davon, den ich einem Todten abgenommen habe, der in meinem Kahne überschiffete, und denselben bey sich hatte.**

Alsbald machte dieses ein unglaubliches Lärmen in der Versammlung. Alle Todten überfielen den Charon, rissen ihm das Buch weg, und giengen davon, um mit einander darinnen zu lesen: dachten aber nicht daran, daß sie wieder die Ehre Plutons handelten, indem sie ihn allein auf dem Throne sitzen ließen.



Plu-

Plutons Urtheil über die Gespräche der Todten.

Zweyter Theil.

Es versammleten sich noch unzählige andere Todten, die haufenweise herzugelaufen kamen, als sie nur von dem Namen dieses zweyten Theiles hörten; denn ein jeder wollte gern wissen, ob er nicht auch Theil daran haben würde? Am schwersten fiel es, einen zu finden, der ihn einer so zahlreichen Versammlung vorlesen könnte: denn man mußte der Ungeduld aller Todten auf einmal zu statten kommen. Endlich ward Stentor zum Lesen erwählet: derjenige Stentor, der eine so laute Stimme hatte, daß er von einem ganzen Heere verstanden werden konnte.

Sobald er den Herostratus und Demetrius Phalereus nannte; bemerkte man, daß Demetrius froh ward, indem er gewiß Lobsprüche vermuthete: weil er die Staatskunst mit der Weltweisheit zu verknüpfen gewußt; und eben so geschickt gewesen, in seinem Cabinet zu speculieren, als das Ruder der Republik zu führen. Im Gegentheile schlug der übelberüchtigte Herostratus die Augen nieder, und suchte sich unter dem Haufen zu verstecken: weil er nicht zweifelte, daß man ihm wegen des angesteckten ephesischen Tempels, sein Recht nach aller Schärfe würde wiederfahren lassen. Allein bald im Anfange des Gespräches faßte er in etwas ein Herz; als er nämlich sah, daß die Sache für ihn nicht so schlimm lief. Endlich erstaunte er ganz, als er

sich solche subtile Vernunftschlüsse machen hörte, daß Demetrius ihm nicht zu antworten wußte; er selbst aber sich nicht darein finden konnte. Endlich frohlockte er vor Verwunderung und Freude, als er vergewissert ward: daß er der Held des Gespräches wäre; daß man diejenige That, die man ihm hätte verweisen sollen, daselbst gepriesen; Demetrius aber in Verwirrung wäre gebracht worden.

Der arme Demetrius konnte sich auch aus seiner Bestürzung nicht erhohlen. Er schämte sich sehr, daß ihn seine Hoffnung betrogen, und fand, daß er in Vergleichung mit dem Herostratus, so wenig Witz in dem Gespräche hätte; daß er weder ein einziges Wort aufzubringen wußte, noch das Herz hätte, solches zu thun. Die Todten lachten bey sich selbst, über diese Verwirrung und Bestürzung, darinnen er war; doch nur bey sich selbst: denn weil kein einziger unter ihnen war, der nicht eben so viel Ursache hatte, sich zu fürchten; so dorften sie nicht überlaut lachen.

Bey dem andern Gespräche richtete alles die Augen auf Paulinen; welche aber ganz verstummet zu seyn schien. Man bath sie aus Leichtfertigkeit: sie möchte doch die weisen Männer namhaft machen, von welchen sie gehöret hätte: **Ein Frauenzimmer müsse selber behülflich seyn, sich zu betriegen, um einige Ergetzlichkeiten zu genießen; es müsse die Gottheit eines Liebhabers nicht gar zu genau prüfen, der in dem Vorhaben sie zu hintergehen, für einen Gott angesehen seyn wollte.** Der meiste Theil des verstorbenen Frauenzimmers sagte: sie wären gern bey diesen Weisen in die Schule gegangen, wenn sie dieselben gekannt hätten; und das lebendige Frauenzimmer würde nicht mehr so viel Abscheu vor der Philosophie haben, wenn man darinnen dergleichen Regeln vortrüge.

Pauline fing an mit einem verwirreten Gesichte zu antworten: daß die treuen Liebhaber nicht häufiger zu finden wären, als die verliebten Götter; indessen nähme man es doch nicht übel, daß das Frauenzimmer sich einbildete,

man würde sie mit einer ewigen Beständigkeit lieben. Ja sie gab vor: sich freywillig in die Arme ihres falschen Gottes Anubis zu werfen, das hieße eben so viel; als wenn sie so einfältig gewesen wäre, sich auf die Treue eines Buhlers zu verlassen.

Dawider fingen alle todte Weibspersonen an zu schreyen. Es gab unzählige unter ihnen, die sich eingebildet hatten, man müßte sie getreu lieben; und doch die Thorheit nicht begangen hatten, den Gott Anubis in seinem Tempel zu besuchen. Pauline, die sich zum Unglücke schon anheischig gemachet hatte, zu behaupten: daß die treuen Liebhaber sehr seltsam wären; verwirrte sich in der Beschreibung von der Treue, und konnte sich kanm zurechte finden. Sie hielt nichts auf die Sorgfalt, den Eifer, die Verehrung und den vollkommenen Vorzug, den man seiner Gebietherinn vor allen übrigen Dingen einräumet. Alles das war ihr nichts; obwohl viele Weiber damit zufrieden seyn möchten: denn um recht treu zu seyn, müßte ein Liebhaber in allem Glücke und Unglücke aushalten. Allein die ganze Versammlung sah wohl, daß Pauline aufs äußerste gebracht seyn müßte; weil sie genöthiget war, ihre Zuflucht zu einer so seltsamen Beschreibung zu nehmen: und man bath für die armen Sterblichen, die dergleichen Vollkommenheiten, als sie von ihnen forderte, nicht erreichen könnten; und Mühe genug haben würden, nur dasjenige zu leisten, was Pauline fast für nichts achtete.

Ich glaube, das lebendige Frauenzimmer würde mit den todten einerley Meynung seyn. Es ist gar nicht nöthig, durch einen so strengen Begriff von der Treue, den Liebhabern ein Recht zu geben, daß sie gar an keine Beständigkeit gedenken dörften. Und alles, was Pauline davon sagte, ist so beschaffen, daß es weder in dieser, noch in der andern Welt eingeführet werden kann.

Was Kallirheen anlangt, ob sie gleich in eben den Umständen war, als Pauline; so gieng man doch nicht so scharf mit ihr um. Sie war ein armes unschuldiges Kind,

die alles gestund, wie es geschehen war; die nirgends beschlagen und verschmitzt war; die sich auch durch keine ausgekünstelte Vernunftschlüsse zu vertheidigen suchte. Gegen diese Art von Leuten ist man gemeiniglich besser gesinnet, als gegen die eingebildeten witzigen Köpfe. Elisabeth von Engelland war die einzige, so Kallirheen antastete. Diese Königinn war sehr mit sich selbst zufrieden, daß sie gesaget hätte: **Die Ergezlichkeiten wären einer morastigen Erde gleich, worüber man geschwinde weglaufen, und mit den Füßen nicht lange darauf verweilen müsse.** Derowegen verwies sie es Kallirheen recht kühnlich; daß sie sich unterstanden hätte, nach ihr zu sagen: **Die angenehmsten Dinge wären im Grunde so seicht; daß sie uns gar nicht mehr rühreten, so bald man sie ein wenig ernstlich untersuchete. Die Ergezungen wären nicht vermögend, eine strenge Prüfung auszuhalten: und man müsse ihnen täglich tausend Dinge übersehen, dabey es sich nicht schicken würde, viel Schwierigkeiten zu machen.** Kallirhee, die einfältig und blöde war, erkühnte sich nicht, der Elisabeth zu antworten: und vieleicht hätte auch sonst jemand Mühe genug gehabt, sich zu rechtfertigen.

Kandaules schien dieser großen Versammlung der Todten, der geduldigste Todte von der Welt zu seyn. Er hat keine Rachgier gegen den Giges, der ihm seine so zärtlich geliebte Gemahlinn, ja gar das Leben genommen hatte; welches er doch nicht Ursache gehabt hatte, zu hassen. Er bemühete sich nur zu errathen, warum ihn Giges umgebracht habe? Er ist vergnügt, wenn er nur erweisen kann, daß er eben so unrecht nicht gethan; da er seine Gemahlinn im Bade einem untreuen Lieblinge gewiesen. Er tröstet sich, indem er sich einbildet, es sey eine unumgängliche Nothwendigkeit, mit seinem Glücke zu pralen, und setzet voraus: daß ein gewisser Kaiser sehr böse geworden, als ein gefangener König gerufen: **Narrheit, Narrheit!** Andern theils fand man, daß Giges sehr grausam sey, indem

dem er alle Vernunftschlüsse dieses gutherzigen Königes vernichtet, und ihm nicht einmal die Gedanken übrig lassen will, womit er sich ein wenig schmäuchelt. Noch mehr erzürnte man sich über ihn, als man ihn sagen hörte: **Die Natur habe die Gemeinschaft in der Liebe so wohl eingerichtet, daß sie dem Verdienste sehr wenig dabey eingeräumet: Es sey kein Herz zu finden, dem sie nicht ein ander Herz bestimmet habe; und die Wahl eines liebenswürdigen Frauenzimmers beweise es entweder gar nicht, oder doch sehr schlecht; daß derjenige, den sie trifft, was sonderliches besitze.**

Was? sagten die Todten, die in ihrem Leben verliebt gewesen waren: hat Giges sich erkühnet, die Liebe herunter zu machen, und sie der Welt aus dem Sinne zu reden? Warum will er den Liebhabern das Vergnügen nicht gönnen, welches sie empfinden, indem sie andern vorgezogen werden? Würde es wohl so süß seyn, geliebet zu werden, wenn man dafür hielte: es geschähe nur wegen einer gewissen Nothwendigkeit der Natur, welche es haben wollen, daß man lieben solle? Man könne sich also nicht schmäucheln, daß man seinen Bemühungen, seiner Treue, seinen eigenen Verdiensten, das allergeringste zu verdanken habe? Und wo bliebe also die Liebe? Ja, wenn gleich der Begriff, den Giges davon hätte, schon gründlich wäre: so wäre er doch gar zu hart. Man könne solcher unangenehmen Wahrheiten leicht entbehren.

Ach! rief Elisabeth von England: **wenn man den Menschen ihre Hirngespinste nehmen wollte, was würden sie für Vergnügen übrig behalten?** Was habe ich dem Giges gethan, daß er gerade das Widerspiel von meinen Grundsätzen ausgeübet? Will er den Menschen die allerangenehmsten Liebesphantasien nur darum aus dem Kopfe bringen, daß er was zu widersprechen habe? Diesen Augenblick gab uns Pauline eine so erhabene Abbildung von der Treue, daß kein Mensch dieselbe erreichen konnte: und siehe! itzo kömmt Giges, und machet uns

einen so verächtlichen Begriff von der Liebe; daß ich zweifele, ob jemand sich so tief wird erniedrigen wollen, daß er verliebt würde.

Wie sehr bestürzt ward aber Homer, als er sah, daß er an dem Gespräche Helenens mit Fulvien, auch Theil hätte. Dieser Fürst aller Poeten beschwerte sich sehr, daß man ihn noch einmal angegriffen. Was soll denn diese seltsame Frechheit bedeuten, sprach er ganz erzürnet? Lauter Spöttereyen machet man über mich! Bin ich denn der einzige, auf dessen Rechnung man die Welt belustigen kann? Machet man sich denn itzo eine Ehre daraus, wenn man mich herunter machet? Muß man nothwendig übel von mir sprechen, um für einen witzigen Kopf angesehen zu werden? Bringt es denn Ehre, wenn man mich lästert? Aber welche Stelle meiner Schriften greift man an? Vieleicht ist es die allervernünftigste aus meinen zwey Gedichten. Vor dem Pallaste des Priamus wird Rath gehalten; als man aus einem langen und hitzigen Treffen zurück gekommen war. Die Meynungen sind uneins, und man fängt von beyden Theilen an, sich zu erzürnen. Allein, wie es eben nicht Zeit war, viel zu zanken; indem Leute, die ganz abgemattet aus der Schlacht kommen, mit einem gar zu langwierigen Kriegesrathe schlecht zufrieden seyn würden: so verschiebt Priamus die Ueberlegungen bis auf den folgenden Tag, und verordnet, (nicht zur Tafel zu gehen; sondern) sich nach Hause zu begeben, der nöthigen Ruhe zu genießen, und seine Kräfte wieder zu ergänzen. Der Verfasser bedienet sich mit Fleiß der ersten Ausdrückung; hat aber die andern nicht brauchen wollen. Es ist den Herren Lustigmachern nicht gleichviel, was für Redensarten sie brauchen: und wer ihnen oft ein einziges Wort ändert, der thut den scharfsinnigsten Stellen ihrer Schriften viel Schaden. Aber gehöret denn zur Verspottung des göttlichen Gedichtes Ilias nichts mehr; als daß man ein Wort aussinne, welches durch den gemeinen Gebrauch niederträchtig geworden ist? Sollte das große Ansehen Homers dasselbe nicht sattsam

vor

vor dergleichen Anfällen schützen können? Mehr sagte er nicht. Alle Todten traten auf seine Seite, und Julvia mußte sich alles dessen begeben, was man sie in dem Gespräche hatte sagen lassen.

Als Stentor die Namen des Parmeniskus und Theokritus von Chio hören ließ, sahen alle Todten einander an. Diese Namen waren ihnen unbekannt, und sie dreheten ihre Augen nach allen Seiten, um zu sehen, ob sich Parmeniskus und Theokritus nicht wo zeigen würden? Als man sie nicht zum Vorscheine kommen sah, rief Stentor noch einmal: Parmeniskus und Theokritus von Chio! daß jedes Echo der Höllen davon wiederschallete. Endlich sah man sie ganz athemlos gelaufen kommen. Sie hatten sichs nicht vermuthet, daß sie an den neuen Gesprächen der Todten Theil haben würden; und hatten sich also bey der Versammlung nicht eingefunden.

Sobald Theokritus seine Geschichte hörete, rief er: hat mich denn der Verfasser aus der Dunkelheit ziehen müssen, darinnen ich verborgen lag; um einen erwünschten spitzigen Einfall wieder hervor zu suchen, davon ich hoffte, daß er schon längst vergessen seyn würde? Was hat er für ein Vergnügen, meine Wunden von neuem aufzureißen, ja mir und andern wieder ins Gedächtniß zu bringen, daß ich ein schlimmer Possenreißer gewesen; und daß mir solches den Kopf gekostet? Mußte er denn seine Zuflucht zu mir nehmen, und sein Buch mit einem so kalten Scherze ausschmücken? Er hätte ja von sich selbst dergleichen machen können, wenn er anders gewollt hätte.

Parmeniskus schien am Ende des Gespräches so edelmüthig und erhaben zu seyn, daß man ihn fragte: ob er in der Höle des Trophonius dergleichen Reden gelernet hätte? und ob die Orakel, so daselbst gehöret würden, dergleichen Art des Ausdruckes hätten? Er gestund es aufrichtig, daß er es selbst nicht verstünde, was man ihn hätte sagen lassen; und bath den Stentor, es zu wiederholen. Stentor that es, und als es dem Parmeniskus noch

dunkler vorkam, als zum erstenmale; so bath er sich einige Zeit aus, der Sache nachzudenken. Vermuthlich, sprach er, hat der Verfasser die Absicht nicht gehabt, daß man mich verstehen solle: denn er machet den Sinn und Verstand meiner Worte sehr schwer. Wollet Ihr mich verstehen, Ihr Todten! Nehmt Euch in Acht. Der Verfasser wird sich an Euch rächen; und zwar durch die Mühe, die Ihr haben werdet, meine räthselhafte Sprüche zu erklären.

Man fragte Ihn, warum der Scribent sich bemühet hätte, dunkel zu schreiben? und Parmeniskus antwortete: Er hat die Todten in seinen Gesprächen aufgeführet, daß sie reden sollen; Reden aber, heißt so viel, als nicht wissen, was man die meiste Zeit saget. Wenn wir die wenige Gründlichkeit desjenigen, was er uns vorträgt, entdecken, und was uns bisweilen fast verblendet; so bringen wir ihn um sein Geheimniß. Alsdann wird man klug, und bewundert ihn nicht mehr; man ist nicht mehr so einfältig, sich von ihm verleiten zu lassen. Sehet Ihr, das gefällt dem Verfasser nicht. Was mich anlanget; so will ich mich bemühen, seine Meynung zu ergrübeln: gesetzt, daß ich ihn darüber erzürnen sollte. Ich weis wohl, daß dieses Nachsinnen mich noch düstrer und verdrießlicher machen wird, als die Höle des Trophonius: aber es ist nichts daran gelegen. Eins bitte ich nur, Ihr Todten: wo jemand diese schöne Redensart: Es giebt eine gewisse Vernunft, die uns durch die Gedanken über alles erhebt; es giebt aber hingegen auch eine andere, die uns durch die Handlungen zu allem wieder zurück führet: besser versteht, als ich, der habe die Güte für mich, und sage es mir, damit ich destoweniger Zeit damit verderbe.

Darüber kam ein leichtfertiger Todter, und sprach zum Parmeniskus: mit der Erklärung dieser Redensart werde ich nicht vergnügt seyn; es ist noch eine andere vorhanden, darauf ich Fleiß zu wenden bitte. Man hat sie von Euch

Euch sagen lassen; und dieses ist sie: Wenn man nicht recht gutes Muths ist, so findet man, daß die Menschen nicht einmal werth sind, ausgelachet zu werden. Sie sind dazu gemachet, daß sie lachenswürdig seyn sollen, und sie sinds auch. Das ist also kein Wunder: aber daß eine Göttinn sich lachenswürdig machet; das ist weit ärger. Ich möchte gern wissen, fuhr er fort, warum denn diese arme Göttinn so auslachenswürdig gewesen? Sie war von Holz, und sehr übel geschnitzet. Ist denn das so sehr lächerlich: Ihr müsset wohl gewiß nicht sehr melancholisch gewesen seyn! Diejenigen schwermüthigen Leute beklage ich nicht, die eine hölzerne Latona wieder lustig machen kann. Aber wie kam es, daß Ihr über so viele menschliche Thorheiten nicht lachen konntet? Weil sie zum Auslachen gemachet sind; und es also kein Wunder ist, wenn sie auslachenswürdig sind? Muß denn die Göttinn Latona, ihrem Wesen nach, lauter marmorne Bildsäulen von trefflicher Arbeit haben? Wenn ein schlechter Meister eine Latona macht, kann man deswegen wohl sagen: Latona thut etwas, so der Natur einer Gottheit zuwider läuft, und macht sich lächerlich? Parmeniskus versprach auf diese Schwierigkeit sowohl, als auf die übrigen zu denken, und beurlaubte sich von der Versammlung.

Bald darauf entstand ein heftiges Gezänk, zwischen der Kaiserinn Faustine und der Sultaninn Roxelane. Diese nahm es sehr übel, daß Faustine sich unterstünde zu behaupten: daß die Männer ihre Herrschaft über die Weiber, auch so gar in der Liebe ausübeten; und obgleich das Regiment unter Liebhabern und Geliebten gleich ausgetheilet seyn sollte; so fiele es doch allezeit, entweder auf eine, oder die andere Seite, und fast allezeit auf die Seite des Liebhabers. Ich sehe wohl, sprach Roxelane, daß man sich weder meiner Begebenheiten, noch meiner Herzhaftigkeit mehr erinnert, mit welcher ich versprochen habe: den allerherrschsüchtigsten Mann von der Welt allezeit nach meinem Ko-

pfe zu regieren; wenn ich nur viel Verstand, eine zulängliche Schönheit, und ein wenig Liebe hätte. Ich hatte die Ehre alles Frauenzimmers behauptet; und Faustine kömmt, und vernichtet sie wieder. Und wer sollte es glauben, daß Faustine die Gewalt der Männer so hoch erheben würde? Sie? die doch mit ihrem Manne alles gemachet hat, was sie gewollt; sie? die doch so viel Macht über ihn gehabt, daß sie sich selber deswegen geschämet; sie? die doch so herrschsüchtig ist, daß sie auch itzo noch wünschet, daß es keine Ehemänner geben möchte? Muß denn eben Sie sich beklagen, daß die Männer sich die Herrschaft über die Weiber anmaßen?

Faustine blieb ihr die Antwort nicht schuldig. Sie fing an, mit so vieler Hitze wider die Männer zu schreyen, daß die Weiber selbst es nicht billigten; und Marcus Aurelius, (ihr gewesener Eheherr) aus der Versammlung entfloh. Roxelane hielt sie für eine Thörichte, welche dafür erkannt würde, was sie wäre; weil man sie in dem Gespräche zugeben ließ: Es wäre nothwendig, daß die Weiber regieret werden müßten; und doch zugleich darüber hätte klagen lassen: welche Reden sich für ein verwirrtes Gehirn sehr wohl schickten. Der Streit zwischen beyden Weibespersonen ward sehr hitzig, wie es natürlicher Weise geschehen mußte; und zuletzt ward unter allen verstorbenen Weibern eine entsetzliche Verwirrung. Einige beklagten sich, daß ihre Männer über sie tyrannisiret hätten; andere erzählten, wie leicht sich ihre Liebhaber von ihnen hätten lenken und führen lassen. Wäre der Verfasser der Gespräche zugegen gewesen, er würde weder aus, noch ein gewußt haben. Er hätte sich bemühen müssen, Faustinen und Roxelanen zu vereinigen, die er selbst zum Zanken veranlasset hatte: und dieses wäre nicht gar zu leicht gewesen, er hätte denn einer von beyden Recht geben müssen; wodurch er aber sich selbst verdammet haben würde. Eine so gefährliche Sache wäre nicht ohne alle Schwierigkeit beygeleget worden, wenn man sie durch ordentliche Urtheile

hätte wollen entscheiden lassen: aber die Todten, welche eines Zankes, der das Ansehen hatte, daß er sobald nicht ein Ende nehmen würde, überdrüßig waren, stießen Roxelanen und Faustinen aus der Versammlung, ihre Zänkereyen anderwärts zu endigen.

Stentor, der im Lesen fortfahren wollte, nannte den Seneca und Marot; und alsbald zeigte sich Seneca vor allen Todten. Ich darf, sprach er, dieses Gespräch nicht lesen hören, um seinen Inhalt zu wissen. Denn weil man mich, einen sehr ernsthaften Weltweisen, und wo ich es sagen darf, einen solchen, der unter den Alten in ziemlichem Ansehen steht, mit einem lustigen Poeten zusammen bringet: so will man gewiß andeuten, daß der Poet mich weit übertreffe. Ich erkläre mich von nun an für überwunden: ich weiche dem Marot in allen Stücken; und ich bin so verwägen nicht, ihm den Vorzug streitig zu machen. Mit diesen Worten gieng er davon.

Aber Marot mit seiner lustigen Mine, sagete: er ließe es wohl bleiben, daß er es eben so machen sollte; er hätte gar zu viel Lust zu hören, wie man Ihn zum Weltweisen machen würde, und Er könne sichs noch gar nicht einbilden. Er fing also an, überaus aufmerksam zuzuhören. Als er aber hörete, wie hoch man die Beständigkeit geschätzet, womit er den Mangel des Glückes, die Landesverweisung, ja das Gefängniß erduldet hätte; und daß man ihn um deswillen dem Seneca, Chrysippus, Zeno und allen Stoikern vorgezogen hatte, rief er: Ey, bey dem Flusse Styx! der Verfasser dieser Gespräche ist ein braver Mann! Er weis das Verdienst der Leute recht zu entdecken. Ich habe mich bisher selbst dafür nicht angesehen, wofür er mich ausgiebt; und ich hatte noch gar nicht nachgedacht, daß ich alle mein Unglück so philosophisch ausgestanden.

Ich bin über Eure neue Abbildung eben so wohl bestürzet, als Ihr, antwortete ein Todter von dem Hofe Franciscus des ersten. Man hätte es nicht denken sollen, daß Eure Verweisung und Gefangenschaft Euch so viel Ehre

bringen würde; die Ihr doch durch Eure Aufführung und freche Lebensart so wohl verdienet hattet, und . . . Wir wollen davon nicht reden, fiel Ihm Marot plötzlich ins Wort: laßt uns die Leute nicht dessen erinnern, was sie schon vergessen haben. Denn vermuthlich muß meine Geschichte nicht mehr bekannt seyn, weil man einen philosophischen Helden aus mir machet. Sehet nur, wie die Urtheile der Nachwelt so fürchterlich nicht sind, als man denket! Die Nachkommenschaft ist gutherzig und wohlgesinnt, und suchet nur lauter Gutes von den Leuten zu sagen. Ihr Todten! die Ihr mir ähnlich gewesen seyd; tröstet Euch damit. Man wird dermaleins Gespräche schreiben, darinnen Ihr triumphiren werdet.

Aber wie? sprach Lucilius, der große Freund und Schüler des Seneca, ganz ernstlich: wie kömmt es, daß dieser Scribent sich allezeit wider die Vernunft auflehnet? Was für eine Feindschaft herrschet denn zwischen derselben und ihm? Seinem Vorgeben nach, soll man nichts auf sie bauen, sich ihr auch nicht anvertrauen; sie verdienet unsere Hochachtung nicht. Was verdienet aber sonst dieselbe? Wem wird man trauen dörfen? Auf wen wird man sich verlassen? Bringet nicht die einzige Vernunft alle Tugenden hervor? Denn so bald sie Wirkungen des Temperaments sind, sogleich hören sie auf Tugenden zu seyn. Das Wort Tugend selbst (Vertu), schließt den Begriff einer Bemühung in sich, womit man sich auf alles dasjenige leget, was ehrbar ist. Man kann von Natur zur Tugend geneigt seyn; aber wirklich tugendhaft zu seyn, da muß man sichs sauer werden lassen. Wie lange Zeit her hat man nicht schon die guten Eigenschaften hochgeachtet, die man sich vermittelst seines Fleißes zuwege gebracht? Ist denn Sokrates deswegen entehret, weil er die bösen Neigungen, so er von der Natur hatte, überwunden; und seine Weisheit niemanden anders, als sich selbst zu danken gehabt?

Als Stentor sah, daß Lucilius sich in eine ernsthafte Rede vertiefete, fiel er ihm bald ins Wort, um das Ge-

spräch Artemisiens und Raymund Lulls zu lesen. Dieses Gespräch ergetzete eine unzählige Menge verstorbener Weibsbilder; die ziemlich unkeusch gewesen waren, und nicht wußten, daß Artemisia auch in ihre Rolle gehörete. Sie vergnügten sich über die Vergleichung der Goldmacherkunst und der ehelichen Treue; aber sie gestunden doch, daß sie ein wenig zu hoch getrieben wäre, und daß man gar keine Ursache hätte, zu behaupten: daß beyde Dinge gleich unmöglich wären. Die Wahrheit zu sagen, sprach eine unter ihnen, die eheliche Treue ist so unmöglich nicht, als die Goldmacherkunst; sie hat wohl ihre Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich sind, wenn die Männer ein verdrüßliches Gemüth haben, störrisch und herrschsüchtig sind. Ich gestehe es, daß ich mich in so viele Liebeshändel, die mich in Nachrede gebracht, nicht gestecket haben würde: wenn der meinige durch eine beständig anhaltende Liebe es verdienet hätte; daß ich mir die Mühe nicht hätte dauren lassen, mich davor in acht zu nehmen. Die Ehemänner sind unerträgliche Leute. Es ist ihnen nicht genug, daß sie zu Hause weder Gefälligkeit noch Artigkeit an sich blicken lassen: sie laufen den schönen Weibesbildern nach, überall, wo sie Gehör finden! Und so verderben sie ihre Weiber, die von Natur zur Zucht geneigt sind; und welche fast rasend werden möchten: weil sie sich genöthiget sehen, die Untreue ihrer Männer, durch die Nachahmung ihrer eigenen bösen Exempel zu bestrafen. Alles todte Weibesvolk, das derjenigen, so dieses geredet hatte, ähnlich war, fing an, in die Hände zu klopfen, und fand: daß die Entschuldigung sehr trefflich wäre, womit selbige die Unordnung, so sie in ihrer Aufführung blicken lassen, vertheidiget hatte.

Daß in der Unterredung des Apicius und Galileus die Sinne über den Verstand die Oberhand behielten, das nahm keinen Wunder. Nach den Grundsätzen des Verfassers konnte dieses nicht fehlen. Allein man wunderte sich, daß Galileus so witzig und aufgeweckt war, und daß

er das allermeiste Gute, so in diesem Gespräche steht; zu sagen hatte. Galileus war ein trefflicher Mathematiker, und hatte ein besonderes Naturell zur Philosophie. Er hat, so zu reden, allen andern den Weg zum Himmel gebahnet; indem er die Ferngläser erfunden und zuerst gebrauchet. Apicius hingegen hatte sich niemals auf etwas anders, als auf gute Bissen geleget. Er war in den groben Ergetzlichkeiten des Tisches ersoffen: und folglich hätte, nach den Regeln, die der Verfasser eingeführet hat, Apicius in dem Gespräche recht klug seyn; Galileus aber nicht einmal einen gemeinen Verstand haben sollen. Denn Galileus ist nicht besser, als Aristoteles; Apicius ist nicht viel schlechter, als Anakreon: und gleichwohl hatte man gesehen, daß Anakreon weit witziger gewesen, als Aristoteles.

Alle Todten verdoppelten ihre Aufmerksamkeit, als sie höreten, daß Margaretha aus Schottland die ganze platonische Lehre von der Schönheit vortrug. Einige fragten sie: wo sie das alles gelernet hätte? Und diese Prinzessinn gab, ohne darüber zu erschrecken, zur Antwort: daß sie gewiß nicht in den Büchern, sondern ohne Zweifel auf den Lippen desjenigen Gelehrten, den sie geküsset hätte, diese Wissenschaft müsse angetroffen haben. So viel, sagete sie, so sehr viel ist allezeit von gelehrten Leuten zu lernen!

Aber Plato nahm die Sache ganz ernstlich vor. Er läugnete alles, was man ihn hatte sagen lassen; er beschwerete sich, daß man seinen ganzen Charakter umgekehret hätte: um ihm Dinge in den Mund zu legen, die seinen Meynungen schnurstracks zuwider wären. Margaretha aus Schottland redet platonisch, sprach er: und Plato schwatzet, wie Margaretha hätte reden sollen. In diesem Gespräche bin ich nicht mehr der göttliche Plato; oder zum wenigsten bin ich sehr menschlich geworden.

Hierauf kam die Arkeanerinn von Kolophon herzugetreten. Sie war böse auf ihn, wegen der Verse, die er auf sie gemachet hatte; und noch verdrüßlicher darüber, daß man nach zwey tausend Jahren sich noch erinnerte, daß sie

alt gewesen wäre. Daher behauptete sie gegen den Plato: er wäre so weise nicht gewesen, als er die Welt überreden wollte; man hätte ihm kein Unrecht gethan, indem man ihn auf eine ziemlich freye Manier von der Liebe reden lassen: ja er hätte dem Verfasser der Gespräche selbst das Recht dazu gegeben; indem er das gottlose Verschen der Nachwelt hinterlassen, welches doch einem Philosophen von solchem Ansehen nicht anstünde: und es sey ihr überaus lieb, daß er dergestalt bestrafet worden.

Plato antwortete: es wäre entsetzlich, daß man von ihm lieber nach ein paar kleinen Sinngedichten, die er für die lange Weile gemachet hätte; als nach so vielen philosophischen Büchern, die so ernsthaft und gründlich wären, urtheilen wollte. Aus zweyen kleinen Sinngedichten glaubte man, daß er verliebt gewesen: aber daß er ein Weltweiser sey, wolle man allen seinen philosophischen Schriften nicht glauben! Es fand sich auch ein Todter, der zu seinem Troste sagete: man hätte ihm doch seinen Charakter nicht ganz genommen; und wie seine Art des Ausdruckes erhaben, ja bisweilen sehr versteckt wäre, so hätte man ihn diese Sprache sehr wohl reden lassen. Was sonst die Verwirrung der Gedanken und der Redensarten anlangete; so müßte er mit einer gewissen Stelle zufrieden seyn, wo er vorhätte zu zeigen: wie der Verstand keine Leidenschaften erwecke, sondern nur den Leib in den Stand setze, dieselben zu erregen.

Man fand noch was Erhabenes, in dem Gespräche Stratons und Raphaels von Urbino. Strato, welcher dafür hielt, daß sein Namen längst vergessen wäre, freuete sich, als er sich nennen hörete. Er trat auf seine Füße, und machete sich fertig, sehr aufmerksam zuzuhören; ganz vergnügt, daß man auch ihn erwählet hätte, eine Person abzugeben. Allein seine Freude war bald gestöret, als er nichts von dem allen verstehen konnte, was man ihn hatte sagen lassen. Er gestund, daß er nicht wüßte, was Vorurtheile wären, und glaubete: es müßte etwan eine neue

Erfindung seyn; weil man zu seiner Zeit noch nicht davon geredet hätte.

Raphael von Urbino, verstund zwar nach einem wunderwürdigen Nachsinnen ein wenig, wovon die Frage wäre: aber er war doch bestürzt, daß man ihn kein Wort von seiner Kunst hatte sagen lassen, und ihn in die allertiefste Metaphysik gestecket hätte. Man fragte ihn, ob er nicht ein so großer Mann gewesen, daß er auch von ganz andern Dingen, als Malereyen und Schnitzwerk reden können? Zum wenigsten wäre dieses die Abbildung, die man sich von ihm gemachet hätte. Aber er antwortete ganz ungekünstelt: dasjenige, was er am besten verstanden hätte, wären diese zwo Künste; und in diesen Materien wolle er weit besser zurechte kommen, als mit den Vorurtheilen. Ich glaube gar, setzete er hinzu, man hat sich eben deswegen, weil es bekannt ist, daß ich in der Lehre von Vorurtheilen nicht viel verstehen könne, die Freyheit genommen, mich davon etwas sagen zu lassen, was nicht gar zu richtig ist. Strato sagete zu mir: **man müsse die Vorurtheile der Gewohnheit beybehalten, um so wie andre Menschen zu handeln; und sich von den Vorurtheilen des Verstandes losmachen, um als ein weiser Mann zu denken:** und ich antwortete ganz plötzlich: es sey am besten alle mit einander zu behalten.

Diese meine Antwort verstehe ich nicht recht. Habe ich denn sagen wollen: es wäre am besten, wenn man alle Vorurtheile, so wohl des Verstandes, als der Gewohnheit beybehielte? Es ist ja allezeit gut, die Vorurtheile des Verstandes zu verbannen, weil sie uns in Erfindung aller Wahrheiten hindern. Oder habe ich sagen wollen: es sey besser, die Vorurtheile des Verstandes nicht abzulegen; als dieselben abzulegen, und doch die Vorurtheile der Gewohnheit zu behalten? Aber ein Weiser würde ja thöricht seyn, wenn er sich von den Vorurtheilen der Gewohnheit befreyen sollte; und nicht von aussen so aussehen möchte, wie andre Leute. Man sage mir also, was ich habe sagen wollen?

wollen? Ich glaube, wenn man einen Philosophen an meine Stelle gesetzet hätte, so hätte man ihn weit richtiger davon sprechen lassen: allein man hat vielleicht gedacht, ein Maler müsse es nicht so genau nehmen.

Stentor machete sich fertig, zum folgenden Gespräche zu schreiten, als vom Pluto Befehl einlief, sein Lesen einzustellen, und ihm selbst das Buch zu bringen. Er gehorchete alsbald, und verließ die Versammlung. Alle Todten, deren Namen unbekannt sind, (und das sind die meisten), waren sehr böse, daß man aufhörete zu lesen. Sie lacheten über die Todten, die an diesen Gesprächen Theil hatten. Sie freueten sich, daß dieselben darinnen wacker herum genommen wären, und hatten ihrer Dunkelheit halber, nichts zu befürchten. Sie waren überzeuget, daß der Verfasser sie weder in den Geschichten, noch in dem historischen Wörterbuche finden würde; und daß sie vor einem so gefährlichen Menschen vollkommen gesichert wären. So lange also Stentor las, waren sie gleichsam in der Komödie, und zürneten über den Pluto, der ihr Vergnügen störete.

Pluto hatte sich durch das Bitten unzählicher neuerer Todten, die zu ihm gekommen waren, bewegen lassen, ihn zu beschweren: daß er es doch nicht erlauben möchte, diejenigen Gespräche zu lesen, daran sie Theil hätten. Sie hatten ihm vorgestellet, die Hochachtung der Alten wäre zum wenigsten schon auf guten Fuß gesetzet; und das Böse, so man von ihnen sagete, könne ihnen nicht so viel schaden. Aber im Absehen auf die Neuern, die noch nicht so fest stünden, wäre viel daran gelegen: daß man keine nachtheilige Gedanken von ihnen schöpfete; und ihre Ehre, die allererst in der Wiege läge, wäre noch viel zu schwach, allen Spöttereyen zu widerstehen. Das war die Ursache, warum Pluto den Stentor rufen ließ, und sich seines Buches bemächtigte; in dem Vorhaben, es niemals von jemanden sehen zu lassen. Wie aber Stentor neugierig war, so hatte er das übrige unter Weges, da er zum Pluto

gieng,

Erfindung seyn; weil man zu seiner Zeit noch nicht davon geredet hätte.

Raphael von Urbino, verstund zwar nach einem wunderwürdigen Nachsinnen ein wenig, wovon die Frage wäre: aber er war doch bestürzt, daß man ihn kein Wort von seiner Kunst hatte sagen lassen, und ihn in die allertiefste Metaphysik gestecket hätte. Man fragte ihn, ob er nicht ein so großer Mann gewesen, daß er auch von ganz andern Dingen, als Malereyen und Schnitzwerk reden können? Zum wenigsten wäre dieses die Abbildung, die man sich von ihm gemachet hätte. Aber er antwortete ganz ungekünstelt: dasjenige, was er am besten verstanden hätte, wären diese zwo Künste; und in diesen Materien wolle er weit besser zurechte kommen, als mit den Vorurtheilen. Ich glaube gar, setzete er hinzu, man hat sich eben deswegen, weil es bekannt ist, daß ich in der Lehre von Vorurtheilen nicht viel verstehen könne, die Freyheit genommen, mich davon etwas sagen zu lassen, was nicht gar zu richtig ist. Strato sagete zu mir: **man müsse die Vorurtheile der Gewohnheit beybehalten, um so wie andre Menschen zu handeln; und sich von den Vorurtheilen des Verstandes losmachen, um als ein weiser Mann zu denken:** und ich antwortete ganz plötzlich: **es sey am besten alle mit einander zu behalten.**

Diese meine Antwort verstehe ich nicht recht. Habe ich denn sagen wollen: es wäre am besten, wenn man alle Vorurtheile, so wohl des Verstandes, als der Gewohnheit beybehielte? Es ist ja allezeit gut, die Vorurtheile des Verstandes zu verbannen, weil sie uns in Erfindung aller Wahrheiten hindern. Oder habe ich sagen wollen: es sey besser, die Vorurtheile des Verstandes nicht abzulegen; als dieselben abzulegen, und doch die Vorurtheile der Gewohnheit zu behalten? Aber ein Weiser würde ja thöricht seyn, wenn er sich von den Vorurtheilen der Gewohnheit befreyen sollte; und nicht von außen so aussehen möchte, wie andre Leute. Man sage mir also, was ich habe sagen wollen?

wollen? Ich glaube, wenn man einen Philosophen an meine Stelle gesetzet hätte, so hätte man ihn weit richtiger davon sprechen lassen: allein man hat vielleicht gedacht, ein Maler müsse es nicht so genau nehmen.

Stentor machete sich fertig, zum folgenden Gespräche zu schreiten, als vom Pluto Befehl einlief, sein Lesen einzustellen, und ihm selbst das Buch zu bringen. Er gehorchete alsbald, und verließ die Versammlung. Alle Todten, deren Namen unbekannt sind, (und das sind die meisten), waren sehr böse, daß man aufhörete zu lesen. Sie lacheten über die Todten, die an diesen Gesprächen Theil hatten. Sie freueten sich, daß dieselben darinnen wacker herum genommen wären, und hatten ihrer Dunkelheit halber, nichts zu befürchten. Sie waren überzeuget, daß der Verfasser sie weder in den Geschichten, noch in dem historischen Wörterbuche finden würde; und daß sie vor einem so gefährlichen Menschen vollkommen gesichert wären. So lange also Stentor las, waren sie gleichsam in der Komödie, und zürneten über den Pluto, der ihr Vergnügen störete.

Pluto hatte sich durch das Bitten unzählicher neuerer Todten, die zu ihm gekommen waren, bewegen lassen, ihn zu beschweren: daß er es doch nicht erlauben möchte, diejenigen Gespräche zu lesen, daran sie Theil hätten. Sie hatten ihm vorgestellet, die Hochachtung der Alten wäre zum wenigsten schon auf guten Fuß gesetzet; und das Böse, so man von ihnen sagete, könne ihnen nicht so viel schaden. Aber im Absehen auf die Neuern, die noch nicht so fest stünden, wäre viel daran gelegen: daß man keine nachtheilige Gedanken von ihnen schöpfete; und ihre Ehre, die allererst in der Wiege läge, wäre noch viel zu schwach, allen Spötterenen zu widerstehen. Das war die Ursache, warum Pluto den Stentor rufen ließ, und sich seines Buches bemächtigte; in dem Vorhaben, es niemals von jemanden sehen zu lassen. Wie aber Stentor neugierig war, so hatte er das übrige unter Weges, da er zum Pluto

Und war denn Alexander selbst, von welchem in dem Gespräche die Rede ist, nicht ein Schrecken der Indianer? Phryne würde dieselben nicht zur Liebe gereizet haben. Ein Griech konnte so gut in Indien Heere schlagen, als anderwärts: aber eine Griechinn hätte daselbst nicht so gut Herzen bezwingen können. Von der Schönheit haben die Nationen verschiedene Meynungen: aber unter allen Völkern weichet man dem Stärkesten. So gehören denn die Helden für alle Länder, die Schönheiten aber nicht.

Das sind nicht die wahren Lobsprüche, die sich uns selber darbiethen; sondern diejenigen, die wir andern abdringen.

Dieser Grundsatz scheint nicht gar zu richtig zu seyn. Wir gebens zu, daß die Lobsprüche, die wir so gar den Lippen unserer Feinde abdringen, wahrhafte Lobsprüche sind: aber auch das sind wahrhafte Lobsprüche, die uns von Leuten gegeben werden, die sich so viel Gewalt nicht dabey anthun. Es ist nicht nöthig, daß man eben wider Willen lobe. Sollte denn Titus, den man die Ergetzlichkeit des menschlichen Geschlechts genannt hat, sich mit diesem Lobspruche nicht schmäucheln dörfen: weil seine Unterthanen sich ohne allen Zwang vereiniget hatten, daß er desselben würdig wäre? Und ward Attila deswegen besser gelobet, wenn diejenigen, die ihn eine Peitsche des himmlischen Zornes nannten, sich genöthiget sahen, ihn mit Verdruß für einen großen Kriegeshelden zu erkennen?

Die Natur wirket allezeit sehr ordentlich: wir urtheilen aber nicht allezeit so, wie sie wirket.

Mit diesem Spruche nimmt Sokrates von dem Montagne Abschied: aber hätte ihn Montagne nicht zurücke rufen, und sich eine Erklärung davon ausbitten sollen? Die Natur wirket allezeit sehr ordentlich. Das ist nach Sokrats Meynung, und nach dem vorhergehenden: daß die Natur in allen Jahrhunderten das Dutzend vernünftiger Leute, die sie auf der ganzen Erde auszubreiten hat,

Character gegeben, als dem allerelendesten Fiedler, der jemals gelebet hat.

David Riccio verstummete ganz und gar. Er hatte gedacht, seine sonderlichen Begebenheiten, und der Rang, den er in der Welt gehabt, würden ihn in den Credit eines herzhaften Mannes setzen: und es war ihm niemals in den Sinn gekommen, daß man ihn, ungeachtet aller seiner ehrgeizigen Unternehmungen, doch als einen feigen und verzagten Kerl abbilden würde. Achilles ward also durch die Verwirrung und Bestürzung des David Riccio gerächet: und die Herzoginn von Valentinois, welche zugegen war, triumphirte noch über diesen Unglücklichen, indem sie sagete: nichts ergetze sie so empfindlich, als wenn sie den Hochmuth der Leute niederschlagen sähe, die bey ihrem Glücke ihrer schlechten Ankunft vergäßen: und wenn es möglich wäre, wollte sie dem Verfasser der Gespräche gern Dank abstatten; weil er den David Riccio so herunter gemachet hätte.

Stentor konnte nicht umhin, der Herzoginn zu antworten: würdest Du denn diesen Scribenten auch danken, wenn er alle Deine Ehre darinnen bestehen ließe, daß Du eine alte Buhlerinn gewesen? Was meynet Ihr damit, versetzete sie mit ganz verändertem Gesichte? Ich meyne, gab Stentor zur Antwort: daß Du in den neuen Gesprächen mit Annen von Boulen, um den Vorzug in der Kunst zu buhlen streitest, und endlich den Preis über sie davon trägst; weil Du, auch als eine Großmutter, Dich in der Liebe hast erhalten können. Rühme ich mich also meines Alters, sagete die Herzoginn? Das ist gar nicht natürlich! Die Weiber maßen sich kein Verdienst an, welches auf vielen Jahren beruhet. Dein Scribent kennet derowegen das Frauenzimmer nicht, versetzete Stentor; denn er läßt Dich gar sehr auf Dein Alter trotzen.

Moliere konnte diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, die alten Weibsbilder auszulachen, die noch alle ihre verliebte Neigungen beybehalten; und sich bemühen, ihre

Wir wollten diesen Einfall gelten lassen, wenn wir nur denselben nicht innerhalb zehn Zeilen wieder anträfen: **Ich stellete solche vernünftige Betrachtungen an, daß ich darüber die Vernunft verlohr.**

Die Rasenden sind so närrisch, daß sie sich mehrentheils einander für Narren halten.

Wenn die Unsinnigen keine andre Merkmaale ihrer Thorheit geben möchten: so würden wir keine böse Meynung von ihnen hegen. Das heißt ja nicht närrisch seyn, wenn man diejenigen Narren heißt, die es wirklich sind.

Siehe, o König der Höllen! dieses sind die vornehmsten Stellen, darüber wir uns, zu beklagen, verbunden erachtet haben, und zwar aus bloßer Liebe zur Vernunft. Es giebt unter uns Todten, Sprachlehrer, die Dir mit einer ziemlichen Anzahl von Redensarten beschwerlich fallen wollten, die sie in den neuen Gesprächen zu tadeln gefunden haben: aber wir sind nicht einerley Meynung mit ihnen gewesen. Die Beurtheilungen, die man in der Höllen machet, müssen gründlich seyn. Sie müssen von Sachen, und nicht von Worten handeln. Ja, da der Verfasser in allen neuen Auflagen die Ausdrückungen ändert, so würden wir uns vergebliche Mühe machen. Es ist besser, daß man ihm im Absehen auf die Gedanken nichts übersehe: weil er sich darinnen nicht bessert. Wir erwarten Deinen Ausspruch mit großer Ungeduld. Zeige doch, großer König, daß Du der **Apollo** der Höllen bist, und daß unser Fluß Styx der Hippokrene nichts nachgiebt.

Auf diese Klagschrift antwortete **Pluto** aufs allergnädigste. Er verordnete, daß alles, was darinnen getadelt worden wäre, für tadelnswürdig gehalten werden sollte: und wegen der Klagen der übrigen Todten, stellte er auf Einrathen des **Aeakus** und **Rhadamanthus**, folgende Verordnungen:

verdrüßliche Untersuchung verwickelt wurde: allein er konnte seinen Unterthanen die Gerechtigkeit nicht versagen. Zum wenigsten, um alle Verwirrungen zu vermeiden, verlangete er, daß ein jeder seine Klagen schriftlich abfassen sollte: und als er sie alle bekommen hatte; so ward er ganz stutzig, als er unter andern auch folgendes Bittschreiben fand:

Bittschreiben der unparteyischen Todten an den Pluto.

König der Höllen! wir machen den Anfang mit einer Versicherung, daß man unser in den neuen Gesprächen auf keine Weise gedacht hat. Wir sind dem Verfasser glücklich entgangen: entweder weil er uns nicht gekannt hat; oder weil er uns zu seinen Absichten nicht brauchen können. Dessen ungeachtet aber nehmen wir uns doch der gesunden Vernunft an, welche, wie es uns scheint, in vielen Stellen dieses Buches verletzet worden. Erlaube uns nur dieselben anzuzeigen, und Deine Gerechtigkeit darüber anzuflehen.

Die Schönheiten gehören für alle Länder: Könige aber und Helden nicht.

Werden etwa die Schönheiten überall dafür erkannt, die Könige und Helden aber nicht? Es komme aber eine schöne Chineserinn nach Europa, und sehe: ob man sie mit ihrem platten Gesichte, mit ihren kleinen Augen und ihrer breiten Nase für schön halten werde? Sie wird es bald inne werden, daß die Schönheiten nicht für alle Länder gehören. Ein chinesischer Held, der nach Europa kommen möchte, würde sich gewiß weit eher, als einen Helden zu erkennen geben; wenn ihm das Glück nur günstig wäre.

XIII. Julia von Gonzaga solle sich ihrer Gleichnisse enthalten; oder gestehen, daß sie sich nicht ins Serail geschicket hätte.

XIV. David Riccio könnte als ein Staatsminister reden, wenn er wollte; und sollte nicht genöthiget seyn, als ein Lautenist zu sprechen.

XV. Den Theokritus von Chio sollte man in dem Flusse Lethe baden, damit er seine übeln Einfälle vergessen möchte: und dem Parmeniskus sollte man ein Jahr Zeit geben, sich deutlicher zu erklären; imgleichen auch dem Raphael von Urbino.

Diese Verordnungen wurden in der ganzen Höllen kund gemachet, mit dem ausdrücklichen Verbothe an alle Todten, den Pluto nicht mehr wegen dieser Materien zu übertäuben: es wäre denn, daß etwa ein Lebendiger sichs belieben ließe, diesem Copisten Lucians, in Verfertigung neuer Gespräche nachzuahmen, die ebenfalls getadelt zu werden verdieneten.

E N D E.



Register

ganz gleich vertheilet. Aber wir urtheilen nicht so, wie sie wirket. Soll das heißen, daß wir in unsern Urtheilen nicht derjenigen Gleichheit nachahmen, womit die Natur einem Jahrhunderte eben so viel vernünftige Leute giebt, als dem andern? Was heißt das aber, gleich urtheilen? Was heißt das, die Gleichheit der Natur in unserm Urtheile nachahmen, die sie in dieser Austheilung beobachtet? Diesem allem ist durch das Wort ordentlich abgeholfen, welches aber zweydeutig ist; und womit zwar das Ohr, aber nicht der Verstand sich vergnügen läßt. Denn den Augenblick, wenn dieser Ausdruck aus einander gewickelt wird, so sieht man, daß man ihn nicht versteht.

Die Ehrsucht ist leicht für ein Werk der Einbildungskraft zu erkennen: denn sie hat die Art derselben an sich. Sie ist unruhig, und voller phantastischen Anschläge; sie geht auch weiter, als sie sich anfänglich gewünschet; so bald sie nämlich dasselbe erlanget hat.

Sollte man es wohl glauben, daß der Verfasser durch alle diese Eigenschaften die Liebe von der Ehrsucht unterscheiden wollen? Die Liebe muß gewiß ziemlich ruhig geworden seyn. Zu der Zeit, als wir lebeten, hätte sie auch ein Werk der Einbildungskraft heißen können: denn sie war unruhig, und voller seltsamen Anschläge, und stellte sich fast niemals zufrieden. Indessen glauben wir doch, daß sie ihre Natur noch nicht ganz geändert haben werde. Der Verfasser setzet die Liebe der Ehrsucht entgegen; und nachdem er von der letztern ziemlich übel gesprochen, so bemerken wir, daß er es nicht wagen dörfen, von der Liebe was zu sagen. Wenn er die Liebe für eine so ruhige Neigung angesehen hätte, würde er vermuthlich nicht unterlassen haben, diesen ihren Vorzug vor der Ehrsucht, recht klar vor Augen zu stellen.

Auf was für eine Weise seyd Ihr närrisch geworden? Antwort: Auf eine sehr vernünftige Weise.



Gespräche der Todten aus den neuern Zeiten.



I. Ungeachtet der Verfasser der Gespräche, von dem Herostratus viel Gutes gesaget; so sollte er doch wiederum in seinen vorigen übeln Namen gebracht werden.

II. Die treuen Liebhaber sollten nicht für so seltsam, als die verliebten Götter, angesehen werden: und Pauline sollte sich um andre Gründe bemühen, ihre Liebesbegebenheit zu rechtfertigen.

III. Es solle nicht erlaubet seyn, den Homer zweymal zu verspotten; und dergleichen Rückfall solle nicht frey stehen.

IV. Marot solle öffentlich gestehen, daß er außer dem Gespräche, dem Seneca in allen Stücken nachgeben müsse.

V. Moliere solle nicht mehr von der Philosophie, und Cartesius nicht mehr von der blinden Kuh reden.

VI. Montezum solle nichts, als die mexicanische Historie, gründlich verstehen.

VII. Galiläus solle in den Gesprächen nicht aufgeweckter reden, als Apicius.

VIII. Das Frauenzimmer solle aus der gefährlichen Chymie des Raymund Lullus keinen Vortheil ziehen.

IX. Randaules solle nicht ein so friedfertiges Gemüth haben, damit er nicht den Ehemännern ein böses Exempel gebe: und Giges solle von der Liebe edlere Gedanken hegen.

X. Faustine solle die Roxelane, und Roxelane die Faustine abbitten, daß sie einander widersprochen hätten.

XI. Plato solle kein Buhler, sondern bloß ein Philosoph seyn.

XII. Die Herzoginn von Valentinois sollte nicht verbunden seyn, sich ihres Alters zu rühmen.

Gespräche der Todten aus den neuern Zeiten.

Plutons Urtheil über die Gespräche der Todten.

E N D E.

Herrn

Register der Titel und Materien dieser Gespräche.

Gespräche der Todten aus den alten Zeiten.

Gespräche der alten Todten mit neuern.

Titel und Materien aus dem zweyten Theile.

Gespräche der Todten aus den alten Zeiten.

Gespräche der alten Todten mit neuern.

Gespräche der Todten aus den neuern Zeiten.

Plutons Urtheil über die Gespräche der Todten.

E N D E.

Herrn

Ich gestehe, daß die Vorurtheile nicht eben so-wohl zur wahren, als zu den falschen Religionen gehören. Nothwendig müssen sie in denjenigen herrschen, die nur ein Werk des menschlichen Verstandes sind: aber in der wahren Religion, die bloß ein Werk Gottes ist, würde niemals ein einziges vorkommen; wenn nur der Verstand der Menschen sich enthalten könnte, sie zu berühren, noch etwas von dem Seinigen darein zu mischen. Alles neue, so er hinzusetzet, kann nichts anders seyn, als ungegründete Vorurtheile: denn was könnte er gründliches und sicheres zu einer Sache hinzuthun, die ein Werk Gottes ist?

Indessen wissen sich doch diejenigen Vorurtheile, die in der wahren Religion angetroffen werden, so zu reden, sehr wohl darinnen zu verstecken; und sich eben die Ehrerbiethung zuwege zu bringen, die doch derselben allein zukömmt. Man darf dieselben nicht antasten; aus Furcht, man möchte zu gleicher Zeit auch was heiliges angreifen. Ich verweise diesen Ueberfluß von Andacht und Gottesfurcht denen gar nicht, die dazu vermögend sind; ich lobe sie vielmehr deshalben: aber so löblich auch dieser Ueberfluß seyn mag, so ist es doch nicht zu läugnen, daß nicht die Mittelstraße noch besser seyn sollte; und daß es nicht weit vernünftiger wäre, den Irrthum von der Wahrheit abzusondern, als den unter die Wahrheit gemischten Irrthum zu verehren.

Das

Das Christenthum hat sich zu allen Zeiten ohne falsche Beweisthümer behelfen können: itzo aber ist es noch mehr als jemals, in solchem Stande; da die größten Leute dieses Jahrhunderts allen Fleiß angewandt, dasselbe mit mehrerm Nachdrucke, als die Alten gethan, auf seine wahrhaften Gründe zu bauen. Wir müssen auf unsre Religion ein solch gerechtes Vertrauen setzen, daß wir, vermöge desselben, alle falsche Vortheile fahren lassen; die eine andere Secte nicht würde fahren lassen.

In solcher Betrachtung behaupte ich kühnlich: daß die Orakel, von welcher Gattung sie auch gewesen seyn mögen, nicht von Teufeln hergekommen; und bey der Ankunft Christi nicht verstummet sind. Ein jeder von diesen Punkten verdienet wohl eine besondre Abhandlung.



Historie
von den
Heydnischen
Orakeln.



Picart inv. 1745. Bernigeroth sc. 1751.

Historie der Orackel.



Die erste Abhandlung.

Daß die Orakel nicht von Teufeln hergekommen.

Einleitung.

Daß es Teufel, oder böse Geister gebe, die zu ewigen Martern verdammet sind, ist außer allem Zweifel. Die Religion unterrichtet uns davon. Hernach lehret uns auch die Vernunft, daß diese Teufel haben geschnitzte Bilder beleben, und Orakel geben können, wenn Gott es erlaubet hat. Es fraget sich nur, ob sie von Gott diese Erlaubniß bekommen haben?

Es fraget sich also bloß von einer Sache, die geschehen seyn soll: und wie dieselbe einzig und allein auf den Willen Gottes angekommen; so gehörte sie unter die Anzahl derjenigen Dinge, die uns hätten offenbaret werden müssen, wenn sie uns zu wissen nöthig gewesen wären.

Allein die Schrift lehret uns ganz und gar nicht, daß die Orakel von Teufeln wären gegeben worden: und sogleich haben wir die Freyheit, uns darüber eine beliebige Meynung zu erwählen. Sie gehöret unter die Zahl derjenigen Wahrheiten, die der göttlichen Weisheit so gleichgültig geschienen, daß sie dieselbe unsern Streitigkeiten überlassen wollen.

Indessen sind doch die Meynungen darüber gar nicht getheilet. Alle Welt hält dafür, daß bey den Orakeln etwas übernatürliches gewesen sey. Woher kömmt das? Die

Ursache ist leicht zu finden; zum wenigsten was die gegenwärtige Zeit anlanget. In den ersten Zeiten des Christenthums hat mans geglaubet, die Orakel wären vom Teufel gegeben worden: mehr brauchen wir nicht, um dieser Meynung auch beyzupflichten. Alles was die Alten gesaget haben, es mag nun gut oder böse seyn, muß sich fein oft wiederholen lassen: und was sie selbst durch keine zulängliche Gründe zu beweisen wußten, das wird itzo durch ihr bloßes Zeugniß erwiesen. Haben sie dieses vorhergesehen: so haben sie überaus wohl gethan, daß sie sich nicht immer die Mühe genommen, den Regeln der Vernunftlehre genau zu folgen.

Allein warum mögen doch alle ersten Christen geglaubet haben, daß bey den Orakeln etwas übernatürliches wäre? Lasset uns erst die Ursachen davon untersuchen: hernach wollen wir sehen, ob sie Stich halten.



Das I Hauptstück.

Die erste Ursache, warum die alten Christen dafür gehalten, daß die Teufel durch die Orakel geantwortet. Die wundersamen Historien, die von Orakeln und Geistern damals gäng und gebe waren.

Das Alterthum ist voll von unzählichen wunderseltsamen Erzählungen, und göttlichen Aussprüchen oder Antworten, die man keinem andern, als den Geistern zuzuschreiben wußte. Wir wollen einige Exempel anführen, die uns von allem übrigen eine Vorstellung machen werden.

Alle Welt weis, was dem Schiffmanne Thamus begegnet ist. Als sein Schiff einmal des Abends, gegenüber gewissen Inseln des ägeischen Meeres segelte, ward eine gänzliche Windstille. Alle Bootsleute wacheten; die meisten

sten waren untereinander beym Trunke vergnügt: als man plötzlich eine von den Inseln herkommende Stimme vernahm, die dem Thamus zurief. Thamus ließ sich zweymal rufen, ohne zu antworten: aber zum drittenmale antwortete er. Die Stimme befahl ihm, wenn er an einen gewissen Ort gelanget seyn würde, zu rufen: Der große Pan sey todt! Auf dem ganzen Schiffe war kein Mensch, der nicht vor Schrecken und Entsetzen gebebet hätte. Man rathschlagete, ob Thamus dieser Stimme gehorchen sollte? und Thamus beschloß, dafern er an dem bestimmten Orte Wind genug haben würde, weiter zu schiffen, und stillschweigend vorbey zu segeln: im Falle ihn aber eine Windstille daselbst aufhalten sollte, so müßte er dem erhaltenen Befehle nachkommen. Die Windstille blieb an dem angedeuteten Orte nicht aus, und alsofort fieng er mit aller Gewalt an zu schreyen: daß der große Pan todt wäre.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als man von allen Seiten ein Wehklagen und Seufzen vernahm; als von einer Menge solcher Personen, die über diese Zeitung sehr erstaunet und bekümmert wären. Alle, die im Schiffe zugegen gewesen, waren Zeugen von dieser Begebenheit. Das Gerücht davon breitete sich in kurzem bis nach Rom aus: und da der Kaiser Tiberius den Thamus selbst sprechen wollte, versammlete er die heidnischen Gottesgelehrten, um von ihnen zu erfahren, wer denn dieser große Pan wäre? Worauf er zur Antwort bekam, es wäre ein Sohn Merkurs und der Penelope. So hat Kleombrotus in dem Gespräche, welches Plutarchus von den verstummten Orakeln geschrieben, diese Geschichte erzählet; und noch hinzugesetzet: daß er sie von dem Epitherses, seinem Lehrmeister in der Grammatik, herhabe, der selbst in dem Schiffe des Thamus gewesen, als sich die Sache zugetragen.

Thulis war ein ägyptischer König, dessen Reich sich bis ans Weltmeer erstreckte. Dieses ist derjenige, von welchem man saget, daß er der Insel, so wir heutiges Tages Island

nennen, den Namen Thule gegeben. Wie also sein Königreich sich vermuthlich so weit erstrecket hat; so war es von einem hübschen Umfange. Dieser durch sein Glück und Wohlergehen aufgeblasene König gieng zum Orakel des Serapis und sprach:

Der du ein Herr über das Feuer bist, und den Lauf des Himmels regierest, sage mir die Wahrheit: Ist wohl jemals einer gewesen, oder wird jemals einer seyn, der so mächtig wäre, als ich bin?

Das Orakel antwortete:

Zuförderst Gott, hernach das Wort, und der Geist neben ihnen; die sich alle in eins verbinden, und deren Macht kein Ende nehmen kann. Gehe geschwind von hier hinaus, du Sterblicher! dessen Leben allezeit ungewiß ist.

Als Thulis heraus kam, ward er erwürget.

Selbst aus den Schriften Porphyrs, dieses großen Feindes der Christen, hat Eusebius folgende Orakelsprüche gezogen.

(1) Seufzet, ihr Dreyfüsse! Apollo verläßt euch. Er verläßt euch, weil ihn ein himmlisches Licht dazu nöthiget. Jupiter ist gewesen, er ist, und wird seyn. O großer Jupiter! Weh mir! meine berühmten Orakel haben aufgehöret.

(2) Die Priesterinn kann ihre Stimme nicht wiederbekommen. Sie ist schon eine lange Zeit her zum Stillschweigen verdammet worden. Bringet dem Apollo dessen ungeachtet Opfer, die sich für einen Gott schicken.

(3) Unglücklicher Priester! sagte Apollo zu seinem Pfaffen: frage mich nicht mehr von dem göttlichen Vater, noch von seinem einzigen Sohne, noch von dem Geiste, der die Seele aller Dinge ist. Dieser Geist eben vertreibt mich auf ewig von hier.

Als Augustus schon alt war, und wie Suidas Nicephorus und Cedrenus berichten, an die Wahl eines Nachfolgers dachte, fragete er das delphische Orakel um

Rath. Das Orakel antwortete ihm nicht, obgleich Augustus es an Opfern nicht mangeln ließ. Endlich bekam er folgendes zur Antwort:

Das ebräische Kind, dem alle Götter gehorchen, vertreibt mich von hier, und stößt mich in die Hölle. Gehe aus meinem Tempel, und sage kein Wort!

Es ist leicht zu begreifen, daß man bey solchen Erzählungen gar nicht zweifeln können, ob auch die Teufel bey den Orakeln was zu thun hätten? Der große Pan, der zu Tibers Zeiten, eben so wohl, als Jesus Christus stirbt, ist ein Herr der bösen Geister; deren Reich durch diesen Tod eines Gottes zernichtet wird, der der ganzen Welt so heilsam war. Gefällt Euch diese Erklärung nicht; wohlan! (man kann ohn alle Gottlosigkeit von einer Sache ganz widerwärtige Deutungen machen; ob sie gleich zur Religion gehöret) der große Pan ist Jesus Christus selbst, dessen Tod einen allgemeinen Schmerz, und ein großes Erstaunen unter den Teufeln verursachet; welche ihre Herrschaft über die Menschen nicht mehr ausüben können. So hat man ein Mittel erfunden, diesen großen Pan auf zwo ganz unterschiedene Arten zu erklären.

Was die Antwort des Orakels, die der König Thulis bekommen, und welche das Geheimniß der heiligen Dreyeinigkeit so ausdrücklich enthält, betrifft: wie könnte doch dieselbe wohl ein menschlicher Betrug seyn? Sollte denn wohl der Priester des Götzen Serapis ein so großes Geheimniß errathen haben; welches damals der ganzen Welt, ja den Jüden selbst, unbekannt war?

Wären die andern Aussprüche von den betrügerischen Priestern selbst gegeben worden; wer nöthigte dieselben wohl, sich selbst ihr Ansehen zu stören, und das Ende ihrer göttlichen Antworten kund zu thun? Ist es nicht ganz offenbar, daß Gott selbst die Teufel gezwungen habe, der Wahrheit ein Zeugniß abzulegen? Noch mehr, warum sind die Orakel verstummet; wenn sie bloß von den Priestern angestellet gewesen?

Ursache ist leicht zu finden; zum wenigsten was die gegenwärtige Zeit anlanget. In den ersten Zeiten des Christenthums hat mans geglaubet, die Orakel wären vom Teufel gegeben worden: mehr brauchen wir nicht, um dieser Meynung auch beyzupflichten. Alles was die Alten gesaget haben, es mag nun gut oder böse seyn, muß sich fein oft wiederholen lassen: und was sie selbst durch keine zulängliche Gründe zu beweisen wußten, das wird itzo durch ihr bloßes Zeugniß erwiesen. Haben sie dieses vorhergesehen: so haben sie überaus wohl gethan, daß sie sich nicht immer die Mühe genommen, den Regeln der Vernunftlehre genau zu folgen.

Allein warum mögen doch alle ersten Christen geglaubet haben, daß bey den Orakeln etwas übernatürliches wäre? Lasset uns erst die Ursachen davon untersuchen: hernach wollen wir sehen, ob sie Stich halten.

Das I Hauptstück.

Die erste Ursache, warum die alten Christen dafür gehalten, daß die Teufel durch die Orakel geantwortet. Die wundersamen Historien, die von Orakeln und Geistern damals gäng und gebe waren.

Das Alterthum ist voll von unzählichen wunderseltsamen Erzählungen, und göttlichen Aussprüchen oder Antworten, die man keinem andern, als den Geistern zuzuschreiben wußte. Wir wollen einige Exempel anführen, die uns von allem übrigen eine Vorstellung machen werden.

Alle Welt weis, was dem Schiffmanne Thamus begegnet ist. Als sein Schiff einmal des Abends, gegenüber gewissen Inseln des ägeischen Meeres segelte, ward eine gänzliche Windstille. Alle Bootsleute wacheten; die meisten

Das III. Hauptstück.

Die dritte Ursache der alten Christen.

Uebereinstimmung ihrer Meynung mit der platonischen Philosophie.

Keine Philosophie ist in den ersten Jahrhunderten des Christenthums unter den Christen mehr im Schwange gewesen, als die platonische. Die Heyden vertheilten sich unter die verschiedenen Secten der Weltweisen: aber die Aehnlichkeit, welche man zwischen der Religion, und den platonischen Lehren fand, machte, daß fast alle gelehrte Christen sich zu dieser Secte bekannten. Daher kam die wunderwürdige Hochachtung, davon man gegen den Plato eingenommen war. Man sah ihn für einen halben Propheten an, der verschiedene wichtige Lehrsätze des Christenthums errathen hätte; sonderlich die heilige Dreyeinigkeit: davon man nicht läugnen kann, daß sie nicht ziemlich klar in seinen Schriften enthalten seyn sollte. Man ermangelte auch nicht, seine Werke für Auslegungen der heiligen Schrift anzusehen, und die Natur des Wortes sich so einzubilden, wie er sich dieselbe vorgestellet hatte. Er bildete sich Gott so hoch über alle Creaturen erhaben ein, daß er es nicht glauben konnte: daß sie unmittelbar von ihm hervorgebracht seyn sollten; und setzten also zwischen ihm und den Creaturen dieses Wort, als eine Stufe, durch welche die Wirkung Gottes sich in ihnen äußern könnte. Eben diesen Begriff machten sich die Christen von Jesu: und vieleicht ist dieses die Ursache, warum sich keine Kätzerey mehr Anhänger gemachet hat, noch mit größerer Heftigkeit verfochten worden, als die arianische.

Diese platonische Weltweisheit nun, die der christlichen Religion zur Ehre gereichet, wenn sie mit ihr eins ist, war

 voller

nennen, den Namen Thule gegeben. Wie also sein Königreich sich vermuthlich so weit erstrecket hat; so war es von einem hübschen Umfange. Dieser durch sein Glück und Wohlergehen aufgeblasene König gieng zum Orakel des Serapis und sprach:

Der du ein Herr über das Feuer bist, und den Lauf des Himmels regierest, sage mir die Wahrheit: Ist wohl jemals einer gewesen, oder wird jemals einer seyn, der so mächtig wäre, als ich bin?

Das Orakel antwortete:

Zuförderst Gott, hernach das Wort, und der Geist neben ihnen; die sich alle in eins verbinden, und deren Macht kein Ende nehmen kann. Gehe geschwind von hier hinaus, du Sterblicher! dessen Leben allezeit ungewiß ist.

Als Thulis heraus kam, ward er erwürget.

Selbst aus den Schriften Porphyrs, dieses großen Feindes der Christen, hat Eusebius folgende Orakelsprüche gezogen.

(1) Seufzet, ihr Dreyfüsse! Apollo verläßt euch. Er verläßt euch, weil ihn ein himmlisches Licht dazu nöthiget. Jupiter ist gewesen, er ist, und wird seyn. O großer Jupiter! Weh mir! meine berühmten Orakel haben aufgehöret.

(2) Die Priesterinn kann ihre Stimme nicht wiederbekommen. Sie ist schon eine lange Zeit her zum Stillschweigen verdammet worden. Bringet dem Apollo dessen ungeachtet Opfer, die sich für einen Gott schicken.

(3) Unglücklicher Priester! sagte Apollo zu seinem Pfaffen: frage mich nicht mehr von dem göttlichen Vater, noch von seinem einzigen Sohne, noch von dem Geiste, der die Seele aller Dinge ist. Dieser Geist eben vertreibt mich auf ewig von hier.

Als Augustus schon alt war, und wie Suidas Nicephorus und Cedrenus berichten, an die Wahl eines Nachfolgers dachte, fragete er das delphische Orakel um

Rath.

künftigen entwendet, und sich hernach in den Orakeln damit breit gemachet hätten; wie aus der Vertheidigungsschrift Tertullians zu ersehen ist.

Diese Lehre der Christen hatte die Bequemlichkeit, daß sie den Heyden durch ihre eigene Grundsätze, den Ursprung ihres falschen Gottesdienstes gezeiget; und die Quelle der Irrthümer entdeckete, darinnen sie jederzeit gestecket hatten. Sie waren fast überredet, daß in ihren Orakeln etwas göttliches stecken müßte: und die Christen, die mit ihnen stritten, ließen sie bey diesen Gedanken. Die bösen Geister, die man von beyden Theilen glaubte, mußten dienen, dieses übernatürliche zu erklären. Man gab ihnen diese Art beständiger Wunderwerke zu, die in der heydnischen Religion geschehen waren: allein man entzog ihnen alles Ansehen, indem man die Urheber derselben angab. Dieser Weg war nun viel leichter und kürzer, als wenn man durch weitläuftige Untersuchungen und Vernunftschlüsse, das Wunderwerk selbst hätte in Zweifel ziehen wollen.

Dergestalt setzte sich nun in den ersten Zeiten der Kirche, die Meynung von den Orakeln der Heyden, selbst unter den Christen, fest. Zu den angeführten Ursachen, hätte ich noch die vierte hinzusetzen können, die vieleicht eben so gut ist, als alle andere: daß nämlich in dieser Lehre von Orakeln etwas Wundersames vorkömmt. Und wenn man das menschliche Gemüth ein wenig erforschet, so weis man, was das Wunderbare für eine Gewalt darüber hat. Aber ich will mich bey dieser Betrachtung nicht aufhalten. Diejenigen, so dieselbe einsehen, werden mir schon Glauben beymessen, wenn ich mir gleich die Mühe erspare, es zu erweisen: und die, so es nicht einsehen, würden mir vieleicht nach allen Beweisgründen nicht Beyfall geben.

Lasset uns nunmehr eine Ursache nach der andern untersuchen, weswegen man die Orakel für was übernatürliches gehalten hat.

Das IV. Hauptstück.

Daß uns die wundersamen Erzählungen von Orakeln billig verdächtig seyn müssen.

Es würde freylich schwer seyn, von den angeführten Historien und Aussprüchen der Orakel Rede und Antwort zu geben, ohne sich auf die bösen Geister zu berufen. Aber ist es auch alles wahr? Wir müssen ja erst eine rechte Gewißheit erlangen, daß diese Erzählungen gegründet sind; ehe wir uns bemühen zu erfahren, wie es damit zugegangen? Es ist wahr, diese Lehrart ist vielen Leuten gar zu langwierig: die alsofort auf die Untersuchung der Ursachen verfallen, und die Wahrheit der Geschichte überhüpfen. Aber wir wollen uns so lächerlich nicht machen, als diejenigen; so die Ursachen eines Dinges erfinden, welches nirgends vorhanden ist.

Dieses Unglück betraf am Ende des vorigen Jahrhunderts einige Gelehrten in Deutschland, auf eine so lustige Weise, daß ich mich nicht enthalten kann, dasselbe zu erzählen.

Im 1593sten Jahre gieng das Gerücht von einem Kinde in Schlesien: daß ihm in seinem siebenten Jahre die Zähne ausgefallen; und anstatt eines Backenzahns ein neuer

(*) Es würde ein Wunder seyn, wenn eine so sonderbare Begebenheit von keinem Dichter beschrieben, und verewiget worden wäre. Allein daran hat man es nicht fehlen lassen. Zacharias Liebhold von Solberg hat im 1596sten Jahre zu Breslau, Ein Gespräch vom Gülden Zahn, ans Licht gestellet, So von einem frommen, gottfürchtigen Bergmeister, vnd einem kunstreichen Metallprobirer, auch letzlichen einem Bergmanne gehalten wird; und zwar, wie es auf dem Titel heißt: Gott vnd diesem seinem Wunderwerk zu ehren gestellet. Wer will nunmehr zweifeln,

neuer goldener Zahn gewachsen wäre. Horst, ein Professor der Arzneykunst zu Helmstädt, schrieb im 1595sten Jahre eine Historie von diesem Zahne, und gab vor: daß es zum Theile natürlich, zum Theil übernatürlich damit zugienge: ja Gott hätte ihn deswegen wachsen lassen, damit die von den Türken bedrängten Christen dadurch getröstet werden sollten. Man bilde sich nun ein, was das für ein Trost gewesen; und was der Zahn mit Christen und Türken zu thun gehabt? In demselben Jahre schrieb Ruland noch eine Historie von diesem goldnen Zahne: damit es ihm ja nicht an Geschichtschreibern fehlen möchte. Zwey Jahre hernach schrieb Ingolsteter, ein andrer Gelehrter, wider die Meynung, die Ruland von diesem Zahne behauptet hatte: und Ruland machte alsbald eine schöne und gelehrte Antwort darauf. Ein andrer großer Mann, mit Namen Libavius, suchete alles das zusammen, was von dem Zahne schon geschrieben worden, und setzete noch seine eigene Gedanken hinzu.

Bey so schönen Schriften nun fehlte nichts mehr, als daß es nicht wahr war, daß der Zahn wirklich von Golde wäre. Als nämlich ein Goldschmid denselben untersuchte, befand er: daß es nichts, als ein Goldblättchen war, welches man mit vieler Geschicklichkeit über den Zahn geklebet hatte. Allein man machte den Anfang vom Bücherschreiben, und ganz zuletzt zog man den Goldschmid allererst zu Rathe (*).

Eben

sein, ob der Zahn wahrhaftig von Golde gewesen, da drey bergverständige Leute davon geredet, und keinen Betrug dabey gefunden haben? Nur schade! daß es nur von dem Poeten erdichtete Personen sind: der es aber desto ehrlicher mit der Sache gemeynet hat. Er hebt also an:

Günstiger lieber Leser mein,
Obgleich zuvor viel Bücher seyn,
Darinn man find Wundergeschicht,
So ward doch keins zu sehen nicht,
Daraus man hett vernommen frey,
Das ein Mensch je gebohren sey,
Welcher gehabt ein gülden Zahn,
Wie wir allhier vor Augen han.

Gleich-

Eben dergleichen kann in allerhand andern Materien sich eben so leicht zutragen. Von unsrer Unwissenheit bin ich nicht so wohl dadurch überführet, daß wir die Ursachen der Dinge nicht wissen, die doch wirklich vorhanden sind, als dadurch, daß wir Ursachen solcher Dinge ausgrübeln, die doch nirgends vorhanden sind. Ich will so viel sagen: daß es uns nicht nur an Regeln fehlet, die zur Wahrheit leiten; sondern daß wir an ihrer statt andre haben, die sich sehr wohl mit den Irrthümern zusammen schicken.

Sehr große Naturforscher haben sehr glücklich die Ursache entdecket, warum es an unterirrdischen Orten im Winter warm, und im Sommer kalt ist: aber noch größere Naturkündiger haben gefunden, daß dieses sich nicht so verhalte.

Die historischen Untersuchungen sind solchen Irrthümern noch mehr unterworfen. Man handelt von demjenigen, was die Geschichtschreiber gesaget haben. Sind denn aber diese Leute weder parteyisch, noch leichtgläubig, noch übel berichtet, noch nachläßig gewesen? Man müßte erst einen suchen, der selbst bey allem zugegen, unparteyisch und recht sorgfältig gewesen wäre.

Sonder-

Gleichwohl muß es damals schon Zweifler und Ungläubige gegeben haben; denn der Dichter schreibt:

Ob wohl etzlich des achten nicht,
Sagen eines theils, es sey ertdicht:
So ist es doch gewiß vnd wahr,
Vnd auch zu sehen hell und klar,
Daß Christoff Müller, hie ein Knab,
Ein Zahn von schönem Golde hab.

Will man es noch nicht glauben, so wird unser Poet auch den Beweis hinzusetzen:

Der sich auch läßt probiren fein,
Durch Instrument vnd breuchlich Stein.

Ist dem also, so muß gewiß der erste Goldschmidt bestochen gewesen seyn. Nachdem er nun von der Bedeutung des Zahns Erwähnung gethan, gesteht er: daß er seine eigene Gedanken davon habe. Folgendes wird man ihm wohl ohne Schwur glauben:

Weil mir denn dieses Wunder liebt
Vnd auch zu schreiben Vrsach giebt,

Von

Sonderlich aber, wenn man solche Geschichte schreibt, so die Religion betroffen: so ist es sehr schwer, nach Beschaffenheit der Partey, welcher man anhängt, entweder der falschen Religion keine Vortheile einzuräumen, die ihr nicht zukommen; oder der wahren keine falsche Vorzüge zu geben, deren sie nicht benöthiget ist. Indessen sollte man sich niemals einbilden, daß man die wahre Religion jemals wahrer machen könne, als sie ist; oder der falschen diejenige Wahrheit geben könne, daran es ihr fehlet.

Weil nun etliche Christen der ersten Jahrhunderte von dieser Regel nicht unterrichtet, oder doch nicht davon überzeuget waren: so haben sie sich verleiten lassen, dem Christenthume zum Besten, ziemlich verwägene Grundsätze anzunehmen; die aber nachmals von dem besten Theile der Christenheit verworfen worden. Dieser unbedachtsame Eifer hat so viel apokryphische Bücher ans Licht gebracht, denen man die Namen heydnischer und jüdischer Scribenten vorsetzete. Denn weil die Kirche mit diesen zwoen Gattungen von Feinden zu thun hatte; was war doch bequemer, als sie mit ihren eigenen Schwertern zu würgen? indem man ihnen Bücher vorlegte, die zwar, wie man vorgab, von ihren

Von solchem schönen güldnen Zahn
Wie ich denn vormals hab gethan,
Und gleubet solches Wunder bald,
Gabs in Druck einfeltiger gstalt,
Macht etzlich klein Gesang davon
Und preiset Gott in seinem Thron.

Seine Meynung aber, von der Absicht Gottes bey diesem Wunderzahne, läßt sich so übel nicht hören: wenn er saget: Gott habe dem Armen dadurch helfen wollen. Denn wer kanns läugnen, daß die Aeltern dieses Knaben nicht einen feinen Zugang dadurch gehabt hätten?

Ich aber gebe Gott die Ehr,
Daß er liebet die Armen sehr,
Und giebet Mittel durch seine Macht,
Damit der keines umbgebracht.
Auch wie der Herr von Rosenberg
Sehr liebet dieses Wunderwerk,
Der Knab in ihr Genaden Schutz
Das bringet seim studiren nutz.
ꝛc. ꝛc.

Endlich schimpft er noch seinen Tadler für einen groben Knoll.

Das IV. Hauptstück.

Daß uns die wundersamen Erzählungen von Orakeln billig verdächtig seyn müssen.

Es würde freylich schwer seyn, von den angeführten Historien und Aussprüchen der Orakel Rede und Antwort zu geben, ohne sich auf die bösen Geister zu berufen. Aber ist es auch alles wahr? Wir müssen ja erst eine rechte Gewißheit erlangen, daß diese Erzählungen gegründet sind; ehe wir uns bemühen zu erfahren, wie es damit zugegangen? Es ist wahr, diese Lehrart ist vielen Leuten gar zu langwierig: die alsofort auf die Untersuchung der Ursachen verfallen, und die Wahrheit der Geschichte überhüpfen. Aber wir wollen uns so lächerlich nicht machen, als diejenigen; so die Ursachen eines Dinges erfinden, welches nirgends vorhanden ist.

Dieses Unglück betraf am Ende des vorigen Jahrhunderts einige Gelehrten in Deutschland, auf eine so lustige Weise, daß ich mich nicht enthalten kann, dasselbe zu erzählen.

Im 1593sten Jahre gieng das Gerücht von einem Kinde in Schlesien: daß ihm in seinem siebenten Jahre die Zähne ausgefallen; und anstatt eines Backenzahns ein neuer

(*) Es würde ein Wunder seyn, wenn eine so sonderbare Begebenheit von keinem Dichter beschrieben, und verewiget worden wäre. Allein daran hat man es nicht fehlen lassen. Zacharias Liebhold von Solberg hat im 1596sten Jahre zu Breslau, Ein Gespräch vom Gülden Zahn, ans Licht gestellet, So von einem frommen, gottfürchtigen Bergmeister, vnd einem kunstreichen Metallprobirer, auch letzlichen einem Bergmanne gehalten wird; und zwar, wie es auf dem Titel heißt: Gott vnd diesem seinem Wunderwerk zu ehren gestellet. Wer will nunmehr zweifeln,

große Menge gründlicher Vernunftschlüsse und schöner Erfindungen übrig behalten, um welcher willen man sie nicht genug bewundern kann. Haben sie uns, nebst den wahren Beweisgründen unsrer Religion, auch andere hinterlassen, die uns verdächtig seyn können: so ist es unsre Pflicht, nichts von ihnen anzunehmen, als was tüchtig ist; und alles übrige, dessen wir nicht bedürfen, ihrem Eifer zu gute zu halten.

Es ist gar kein Wunder, daß eben dieser Eifer sie von der Wahrheit unzählicher Orakel überredet hat, welche der Religion vortheilhaft schienen, und in den ersten Jahrhunderten der Kirche überall bekannt waren. Die Verfasser der sybillinischen und hermetischen Bücher, haben auch wohl die Erfinder der Orakelsprüche seyn können: zum wenigsten war es leichter diese, als ganze Bücher unterzuschieben. Die Historie von dem Thamus ist zwar ursprünglich ganz heydnisch: aber Eusebius und andere große Leute haben ihr die Ehre gethan, sie zu glauben. Indessen folget beym Plutarchus gleich ein so lächerliches Mährchen darauf, daß dieses allein zureichen könnte, sie ganz unglaublich zu machen.

Demetrius saget an diesem Orte: daß die meisten Inseln nach England zu, wüste lägen, und den Geistern und Helden gewidmet wären. Und als er von dem Kaiser geschicket worden, dieselben auszukundschaften, auch auf einer von den bewohnten angelandet; so wäre bald nach seiner Ankunft ein entsetzliches Ungestüm und Donnerwetter entstanden, davon die Einwohner des Landes gesaget hätten: es müsse wahrlich einer von den vornehmsten Geistern mit Tode abgegangen seyn; weil bey ihrem Tode allezeit so was trauriges zu erfolgen pflegte. Hierzu setzet Demetrius noch: daß eine von diesen Inseln Saturns Gefängniß wäre, welcher daselbst von dem Briareus bewahret, und in einem immerwährenden Schlafe erhalten würde; wodurch man meines Erachtens diesen Riesen zu einem unnöthigen Wächter machet: und daß er von einer großen

Menge Geister umgeben sey, die als seine Sklaven ihm zu Füßen lägen.

Erzählte dieser Demetrius nicht artige Sachen von seinen Reisen? Und ist es nicht schön, wenn ein solcher Philosoph, als Plutarchus, uns von diesen Wunderdingen ganz ernstliche Nachricht giebt? Man hat den Herodotus nicht ohne Ursache den Vater der Geschichte genennet. Alle griechische Historien, die auf solche Weise seine Töchter sind, arten ihm ziemlich nach: sie haben wenig wahres, aber viel wundersames und belustigendes an sich. Dem sey aber wie ihm wolle: die Geschichte vom Thamus wäre schon sattsam widerleget; wenn sie gleich keinen andern Fehler hätte, als daß sie in eben dem Buche stünde, wo des Demetrius Geister stehen.

Allein, welches weit mehr ist, sie läßt sich gar nicht verständlich erklären. War Pan ein Geist? Wie? konnten sich denn die Geister seinen Tod untereinander nicht ohne den Thamus zu wissen thun? Hatten sie kein ander Mittel sich neue Zeitungen kund zu machen? Oder sind sie sonst so unvorsichtig, daß sie ihr Unglück, und die Schwachheiten ihrer Natur, den Menschen offenbaren? Gott nöthigte sie dazu; wird man sagen. So muß denn Gott eine Absicht dabey gehabt haben. Wir wollen sehen, was daraus folget. Es war ja kein einziger, der das Heydenthum deswegen verließ, weil er den Tod des großen Pans vernommen hatte.

Es ward bezeuget: Pan wäre ein Sohn Mercurs und Penelopens; nicht aber derjenige, den man in Arkadien für einen Gott aller Dinge erkannte, so wie es sein Namen mit sich bringet. Hatte gleich die Stimme den großen Pan genennet: so verstund man es doch vom kleinen Pan. Sein Tod hatte nicht viel zu bedeuten, und es scheint, man habe sich denselben nicht sehr zu Herzen gehen lassen.

War dieser große Pan Jesus Christus; so verkündigten die Teufel einen so heilsamen Tod den Menschen nur

des-

deswegen, weil Gott sie dazu gezwungen. Aber was erfolgete nun darauf? Verstand denn wohl ein einziger das Wort Pan, in seiner rechten Bedeutung? Plutarchus lebete im zweyten Jahrhunderte der Kirchen; und doch war noch kein Mensch darauf gefallen: Pan müsse Jesus Christus seyn, der in Judäa gestorben war.

Die Historie vom Thulis erzählet Suidas, ein Scribent, der viel Sachen zusammenraffet, aber schlecht zu wählen pflegt. Sein Ausspruch des serapischen Orakels hat eben den Fehler, den die sybillinischen Bücher begehen; weil er unsre Geheimnisse gar zu deutlich vorträgt. Ferner, war ja dieser ägyptische König Thulis nicht einer von den Ptolomäern: und was wird von dem ganzen Orakel werden, wenn Serapis ein Gott wäre, der allererst durch einen Ptolomäus aus Pontus nach Aegypten gebracht worden; wie viele Gelehrte aus wahrscheinlichen Gründen dafür halten? Zum wenigsten ist es gewiß, daß Herodotus, der so gern von dem alten Aegypten schwatzet, kein Wort von dem Serapis saget; und daß Tacitus weitläuftig berichtet, wie und warum einer von den Ptolomäern den Gott Serapis aus Pontus, allwo er damals nur bekannt gewesen war, nach Aegypten kommen lassen.

Das Orakel, welches August von dem hebräischen Knäblein erhalten; ist ganz und gar nicht glaubwürdig. Cedrenus führet es aus dem Eusebius an, und heute zu Tage ist es nicht mehr darinnen zu finden. Es wäre nicht unmöglich, daß Cedrenus es falsch angeführet; oder, daß er etwa ein dem Eusebius fälschlich zugeeignetes Buch angezogen hätte. Er ist sonst ein Mann, der uns auf guten Glauben gewisser falschen Geschichte des Apostels Petri, die zu seiner Zeit noch Mode waren, erzählet: Simon, der Zauberer, habe vor seiner Thüre einen großen Hund gehabt, welcher alle die, so sein Herr nicht hinein lassen wollte, aufgefressen; daß Petrus, als er den Simon sprechen wollen, dem Hunde befohlen, zu ihm zu gehen, und mit einer menschlichen Sprache zu sagen: Petrus, der Knecht

ihren Glaubensgenossen geschrieben, dennoch aber dem Christenthume sehr vortheilhaft waren. Allein da man sich bemühete, aus diesen untergeschobenen Schriften, der Religion viel Nutzen zu verschaffen; so hat man es gehindert, daß sie gar keinen haben schaffen können. Ihre gar zu große Deutlichkeit verräth sie: und unsre Geheimnisse sind so ausdrücklich darinnen entdecket, daß die Propheten des alten und neuen Testaments, im Absehen auf diese jüdische und heydnische Scribenten, gar nichts müßten davon verstanden haben. Man mag sich in Vertheidigung dieser Bücher drehen und wenden, wohin man will: so wird man bey dieser großen Deutlichkeit, ganz unüberwindliche Schwierigkeiten antreffen. Schoben einige Christen den Heyden oder Juden manches Buch unter; so macheten die Kätzer sich kein Gewissen, auch den Rechtgläubigen welche unterzuschieben. Das waren lauter falsche Evangelia, falsche Episteln der Apostel, falsche Lebensbeschreibungen derselben; und es ist gewiß eine Wirkung der göttlichen Vorsehung, daß die Wahrheit endlich selbst, vor so vielen apokryphischen Schriften, die sie fast erstickten, dennoch den Platz behalten hat.

Etliche große Kirchenlehrer sind bisweilen, entweder durch die von den Kätzern den Rechtgläubigen, oder von Christen den Jüden und Heyden untergeschobenen Bücher, betrogen worden: am öftersten aber durch die letztern. Sie haben dasjenige, was der Religion vortheilhaft zu seyn schien, nicht allezeit mit genugsamer Sorgfalt untersuchet. Der Eifer, womit sie eine so gute Sache verfochten, ließ es nicht allemal zu, die besten Waffen zu erwählen. Daher kömmt es zuweilen, daß sie sich der sybillinischen Bücher, oder der Schriften des ägyptischen Königes Hermes Trismegistus bedienen.

Man verlanget hierdurch gar nicht, das Ansehen und die Verdienste dieser großen Leute zu schmälern. Man bemerke nur erst, wo sie sich überall bey einer gewissen Zahl von Begebenheiten versehen haben: so wird man eine

große

selber, einen Altar weihete; und den Tag seiner so glücklichen Zurückkunft unter die Zahl der Festtage rechnete.

Die Orakel, so Eusebius aus dem Porphyrius erzählet, scheinen schwieriger zu seyn, als alle übrigen. Eusebius wird doch dem Porphyr nicht Göttersprüche andichten, die er nicht angeführet; und Porphyr, der dem Heydenthume so ergeben war, wird ja nicht von den verstummten Orakeln selbst, falsche Orakel angegeben haben; und zwar zum Besten der christlichen Religion. In diesem Falle ist gewiß das Zeugniß eines Feindes von großer Kraft.

Anderntheils aber war Porphyr nicht so einfältig, daß er den Christen wider die Heyden sollte Waffen in die Hände gegeben haben; es wäre denn, daß er durch Vernunftschlüsse dazu wäre genöthiget worden: welches hier aber gar nicht zu spüren ist. Wären diese Orakel von Christen angeführet worden, und Porphyr hätte gestanden, daß dieselben richtig wären; sich aber zugleich den Folgerungen widersetzt, die man daraus ziehen wollte: so würden sie wahrlich von großem Gewichte seyn. Allein hier haben die Christen die Orakelsprüche vom Porphyr selbst. Porphyr selbst hat Lust, seine Religion übern Haufen zu werfen, und die unsrige zu bestätigen. In Wahrheit! das ist an sich selbst schon verdächtig; und wird noch verdächtiger, indem man die Sache bis aufs Höchste treibt. Denn man erzählet uns von ihm, wer weis wie viel andre ganz deutliche und ausdrückliche Orakelsprüche, von der Person Christi, von seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Kurz, der allergelehrteste Heyde überhäufet uns mit Beweisgründen des Christenthums. Dieser Großmuth ist nicht viel zu trauen.

Eusebius hat geglaubet, es wäre ein großer Vortheil, wenn er den Namen Porphyr vor alle die Orakel setzen könnte, die der Religion so zuträglich waren. Er giebt uns dieselben schlechterdings zu lesen; ohne dasjenige, zu

melden was im Porphyr vorhergegangen und darauf gefolget. Was wissen wirs, ob er sie nicht vieleicht widerleget hat? Seiner Partey zum Besten mußte ers thun: und wenn ers nicht gethan hat, so muß er in der That eine heimliche Absicht dabey gehabt haben.

Man vermuthet, Porphyr sey boshaft genug dazu gewesen, falsche Orakelsprüche zu erdichten, und sie den Christen darzubiethen; in dem Vorhaben, ihrer Leichtgläubigkeit zu spotten: wenn sie dieselben für wahr annehmen, und ihre Religion auf solche Gründe stützen möchten. Daraus würde er viel wichtigere Folgerungen hergeleitet haben, als die Orakel selbst waren; denn er hätte das ganze Christenthum durch dieses Exempel angegriffen: wiewohl dieser Schluß nicht Stich gehalten hätte.

So viel ist gewiß, daß eben der Porphyr, der uns alle diese Orakel an die Hand giebt, behauptet, wie wir oben gesehen haben: daß die Orakel durch lügenhafte Geister gegeben worden. Also konnte es wohl kommen, daß er alle Geheimnisse unsers Glaubens in Orakelsprüche verfasset hätte, mit dem ausdrücklichen Vorsatze: sie umzustoßen, und der Falschheit halber verdächtig zu machen; weil sie durch falsche Zeugen unterstützet würden. Ich weis wohl, daß die Christen anderer Meynung waren. Aber durch was für Vernunftschlüsse hätten sie es jemals beweisen wollen, daß der Teufel zuweilen genöthiget sey, die Wahrheit zu sagen? Dergestalt blieb Porphyr allezeit im Stande, sich seiner Orakel wider sie zu bedienen: und bey dieser Beschaffenheit des Streites hätten sie lieber läugnen sollen, daß diese Orakelsprüche jemals wären gegeben worden, wie wir itzo thun.

Dieses, wie mich dünket, erkläret ziemlich gut, warum Porphyr so verschwenderisch mit denen Orakeln gewesen, die unserer Religion zuträglich waren; und wie der große Streit zwischen Christen und Heyden hätte laufen können. Wir errathen es nur bloß: denn es sind nicht alle damalige

lige Bücher bis auf unsre Zeiten erhalten worden. Wenn man also die Sachen etwas genauer ansieht, so findet man: daß die Orakel, die uns so wundersam bedünken, niemals Orakel gewesen. Andere Exempel will ich hier nicht anführen: denn alles übrige ist von eben der Beschaffenheit.

Das V. Hauptstück.

Daß die gemeine Meynung von Orakeln sich nicht so gut mit der Religion reimet, als man wohl denket.

Das Stillschweigen der heiligen Schrift, von den bösen Geistern, die, dem Vorgeben nach, den Orakeln vorgestanden, läßt uns nicht nur die völlige Freyheit, nichts davon zu glauben; sondern führet uns auch ganz natürlich darauf. Wäre es wohl möglich, daß die Schrift, die Jüden und Christen von einer Sache nichts sollte gelehret haben; die sie durch ihre natürliche Vernunft niemals errathen konnten, und an deren Erkenntniß ihnen doch überaus viel gelegen war: wenn sie nicht durch diejenigen seltsamen Dinge sollten wankend gemachet werden, die in andern Religionen vorkamen? Denn ich halte dafür, Gott habe zu den Menschen bloß in der Absicht geredet, der Schwachheit ihres Erkenntnisses aufzuhelfen, das zu ihren Bedürfnissen nicht zulänglich war; und daß alles das, was er ihnen nicht offenbaret hat, entweder von der Beschaffenheit ist; daß sie es von sich selbst wissen können, oder ihnen gar nicht zu wissen nöthig ist. Wenn also die Orakel von bösen Geistern hergekommen wären; so hätte uns Gott dasselbe gelehret: damit wir nicht denken sollten, er selbst hätte uns dieselben gegeben; und es wäre in den falschen Religionen was göttliches vorhanden.

David verweist den Heyden ihre Götter, die ein Maul haben und nicht reden; und wünschet ihren Anbethern zur

Gottes, wolle ihn sprechen; daß der Hund diesem Befehle, zu großer Bestürzung aller Anwesenden, nachgekommen; daß Simon, zu zeigen, daß er eben so viel, als Petrus könnte, dem Hunde wieder befohlen, ihm zurück zu sagen: er solle nur hereinkommen; welches er auch alsbald ausgerichtet. Sehet! das heißt bey den Griechen, Historien schreiben. Cedrenus lebete in einer unwissenden Zeit, wo zu der natürlichen Neigung der Griechen zu Fabeln, noch dieses hinzukam, daß man sie ungescheuet in die Welt schreiben dorfte.

Gesetzt aber, Eusebius hätte wirklich in einem Buche, welches nicht bis auf unsre Zeiten gekommen, von diesem Orakel Augusts Meldung gethan: so irrete doch Eusebius selbst zuweilen; wovon wir deutliche Beweisthümer in Händen haben. Würden wohl die ersten Vertheidiger des Christenthums, Justin, Tertullian, Theophilus und Tatian ein Orakel mit Stillschweigen übergangen haben, welches der Religion so vortheilhaft war? Waren sie so schlechte Eiferer, diesen Vortheil aus den Händen zu lassen? Selbst Cedrenus, Suidas und Nicephorus, die uns diesen Ausspruch erzählen, verderbens nur, indem sie hinzusetzen: daß Augustus, als er wieder nach Rom gekommen, im Capitol einen Altar mit der Ueberschrift aufgerichtet: Dieses ist der Altar des einzigen Sohnes, oder des erstgebohrnen Gottes. Denn woher hatte August den Begriff von dem einzigen Sohne Gottes, davon das Orakel kein Wort gedacht hatte?

Endlich ist das allermerkwürdigste, daß August nach der Reise, die er neunzehn Jahre vor Christi Geburt nach Griechenland gethan, niemals mehr dahin gekommen; und selbst, als er von da zurück kam, nicht Lust gehabt, andern Göttern, als sich selbst, Altäre aufzurichten. Denn er duldete nicht nur, wie Tacitus und Dio Cassius berichten, daß ihm die asiatischen Städte dergleichen baueten, und ihm zu Ehren heilige Spiele anstelleten; sondern daß man selbst zu Rom dem wiederkehrenden Glücke, das ist, ihm

terscheid. Es liegt freylich wohl den Menschen ob, sich vor den Irrthümern zu hüten, in welche sie von andern Menschen gestürzet werden können; aber sie haben gar keine Mittel in Händen, sich vor solchen Irrthümern zu verwahren, in welche sie von Geistern von höherer Art verleitet werden möchten. Meine Fähigkeit des Verstandes ist zureichend, zu untersuchen: ob ein geschnitztes Bild redet, oder nicht? Aber so bald es redet, so kann mir niemand die Gottheit aus dem Sinne reden, die ich ihm zuschreibe. Mit einem Worte, Gott ist durch die Regeln seiner Güte nur verbunden, mich vor solchen Verführungen zu bewahren, davor ich mich selbst nicht hüten kann: was die andern anlanget, so muß meine Vernunft das Ihrige thun.

Sehen wir doch, daß Gott, wenn er ja den Geistern erlaubet hat, Wunder zu thun, sie allezeit durch größere Wunder beschämet hat. Pharao hätte durch seine Zauberer betrogen werden können: aber Moses war mächtiger, als die Schwarzkünstler Pharaons. Die Teufel haben niemals mehr Gewalt gehabt, oder mehr seltsame Dinge gewirket, als zu den Zeiten Christi und der Apostel.

Nichts destoweniger ist doch das Heydenthum allezeit mit gutem Rechte ein Dienst der Teufel genennet worden? Zum ersten, schicket sich derjenige Begriff, den man sich darinn von der Gottheit machet, gar nicht auf den wahren Gott; sondern auf diese verworfenen und ewig unglückseligen Geister. Zum andern, war die Absicht der Heyden nicht sowohl das allerhöchste Wesen, die Quelle aller Güter anzubethen; als vielmehr diese bösen und schädlichen Geister zu ehren, vor deren Zorne und Eigensinne sie sich fürchteten. Endlich, da die Teufel sonder Zweifel das Vermögen haben, die Menschen zu versuchen und ihnen Netze zu stellen: so waren sie den Heyden in ihren gröbsten Irrthümern beförderlich, und drücketen ihnen bey den handgreiflichsten Betrügereyen die Augen zu. Daher kömmt es, daß man saget, das Heydenthum habe nicht auf den Wundern, sondern auf dem Blendwerke des Teufels

beruhet: welches zum Grunde setzet, daß bey allem, was sie wirketen, nichts wahrhaftes und wirkliches; vielweniger dergleichen etwas gewesen, welches einem Bilde die Sprache hätte geben können.

Indessen kann es doch seyn, daß Gott es den Teufeln zuweilen erlaubet habe, die Götzenbilder zu beseelen? Ist dieses geschehen, so hat Gott seine Ursachen dazu gehabt, die allezeit der tiefsten Ehrerbiethung würdig sind. Allein überhaupt davon zu reden, verhält es sich nicht also. Gott erlaubte es dem Teufel, Hiobs Häuser zu verbrennen, seine Auen zu verwüsten, seine Heerden zu tödten, seinen Leib mit tausend Schwären zu schlagen: aber deswegen muß man nicht sagen, daß der Teufel über alle diejenigen los geworden, denen dergleichen Unglück wiederfährt. Man denket an keinen Teufel, wenn man von einem kranken oder verunglückten Menschen redet. Die Geschichte Hiobs ist ein besondrer Fall: von andern urtheilet man, ohne an denselben zu gedenken; und unsre allgemeinsten Vernunftschlüsse heben niemals die Ausnahmen auf, die Gottes Allmacht überall machen kann.

Es scheint also, daß die gemeine Meynung von Orakeln die das Heydenthum von einem großen Theile seiner Ausschweifungen und von der Abscheulichkeit befreyet, welche die heiligen Väter jederzeit davor gehabt haben, sich mit der Güte Gottes nicht gar zu wohl reimet. Um sich zu rechtfertigen, mußten die Heyden sagen: es wäre kein Wunder, daß sie den Geistern, welche die Götzenbilder beseeleten, und täglich hundert außerordentliche Dinge thaten, gehorchet hätten: die Christen aber hätten ihnen dieses niemals zugestehen sollen, um ihnen alle Entschuldigungen abzuschneiden. Wäre die ganze heydnische Religion ein bloßer Betrug der Pfaffen gewesen: so hätte das Christenthum durch die Entblößung seines höchstauslachenswürdigen Wesens, destomehr wachsen und zunehmen können.

Es scheint auch wohl, daß die Streitigkeiten der Christen und Heyden in diesem Stande gewesen, als Porphyr

so

so willig gestand: daß die Orakel von bösen Geistern gegeben worden. Er zog einen doppelten Vortheil von diesen Teufeln. Er bedienete sich derselben, wie wir vorhin gesehen, die Orakelsprüche, womit sich die Christen breit zu machen dachten, dem Christenthume unnütze, ja gar schädlich zu machen. Aber, was noch mehr ist, diesen grausamen und künstlichen Geistern, gab er alle die Thorheit und die Barbarey unendlich vieler Opfer Schuld, die man den Heyden unaufhörlich verrückte.

Das heißt also den Porphyr in seinen innersten Bollwerken angreifen, und den wahren Vortheil des Christenthums beobachten, wenn man behauptet: daß die Teufel nicht die Urheber der Orakel gewesen.

Das VI. Hauptstück.

Daß die Geister durch die platonischen Lehren nicht genug erwiesen worden.

In den ersten Zeiten war Philosophie und Poesie einerley Ding: und alle Weisheit steckte in Gedichten. Durch diese Verknüpfung ward die Poesie zwar nichts besser; wohl aber die Philosophie schlimmer gemachet. Homer und Hesiodus sind die ersten griechischen Philosophen gewesen: und daher kömmt es, daß die andern Weltweisen das, was sie gesaget hatten, allezeit sehr ernstlich angenommen, und sie nie ohne Ehrerbiethung angeführet haben.

Homer vermischet oft die Götter mit den Geistern: aber Hesiodus unterscheidet vier Gattungen von vernünftigen Wesen; die Götter, die Geister, die Halbgötter oder Helden, und die Menschen. Er geht noch weiter, und beschreibt die Lebenslänge der Geister; dann der Nymphen, davon er in der folgenden Stelle redet, und dergleichen: und Plutarch versteht es ebenfalls also:

Strafe, denen ähnlich zu werden, welche sie verehreten. Hätten aber diese Abgötter nicht nur den Gebrauch der Sprache, sondern auch die Wissenschaft des Zukünftigen gehabt: so sehe ich nicht, wie David den Heyden diesen Vorwurf hätte machen können; noch daß es sie hätte verdrießen können, ihren Göttern ähnlich zu seyn.

Wenn sich die heiligen Väter, mit so vielem Grunde, über den Götzendienst erzürnen; so setzen sie allezeit zum voraus, daß sie nichts vermögen. Hätten sie aber geredet, hätten sie künftige Dinge verkündiget; so hätte man ihr Unvermögen nicht so verächtlich angreifen sollen: man hätte vielmehr dem Volke die außerordentliche Macht aus dem Sinne reden sollen, die sie zu haben schienen. In Wahrheit, war es denn so unrecht, dasjenige anzubethen, davon man glaubete, daß es durch eine göttliche, oder doch übermenschliche Kraft beseelet wäre? Es ist wahr, daß diese Geister Feinde Gottes waren: aber wie konnten die Heyden das errathen? Foderten die Geister barbarische und grausame Ceremonien; so hielten die Heyden sie zwar für eigensinnig und blutdürstig: indessen hielten sie dieselben doch für mächtiger als die Menschen; und wußtens nicht, daß Gott ihnen seinen Schutz wider sie anböthe. Mehrentheils unterwarfen sie sich ihren Göttern nicht anders, als fürchterlichen Feinden, die man auf alle mögliche Weise mußte zu besänftigen suchen. Und diese Unterwerfung, diese Furcht war nicht ungegründet: dafern die Geister wirklich solche Proben von ihrer Macht abgeleget hätten, die übernatürlich gewesen. Kurz zu sagen, das Heydenthum, dieser vor Gottes Augen so verfluchte Götzendienst, würde nur ein unvorsetzlicher Irrthum gewesen seyn, der gar wohl zu entschuldigen wäre.

Allein, wird man sagen, haben die Pfaffen die Völker allezeit betrogen: so ist das Heydenthum nichts anders, als ein bloßer Irrthum gewesen, in welchen die leichtgläubigen Völker gefallen; die doch wirklich geneigt waren, ein höheres Wesen zu verehren? Hier ist aber ein großer Unterscheid.

ist, der unter allen Griechen sich die vortrefflichste Vorstellung von Gott gemachet hat: aber eben das hat ihn in falsche Vernunftschlüsse gestürzet. Weil Gott unendlich hoch über die Menschen erhaben ist: so hat er geglaubet, daß zwischen ihm und uns, mittlere Wesen seyn müßten, die zwischen zwoen so weit entfernten Naturen, eine Gemeinschaft unterhalten könnten; und vermittelst welcher, die Wirkung Gottes sich bis auf uns erstrecken könnte. Gott, sprach er, ist einem gleichseitigen Dreyecke ähnlich; die Geister sind einem gleichschenklichen, und die Menschen einem solchen Dreyecke zu vergleichen, daran keine Seite der andern gleich ist. Die Vorstellung ist sehr schön: es fehlet ihr nichts mehr, als daß sie nicht besser gegründet ist.

Aber wie? Findet sichs nicht, daß Plato recht habe? Und wissen wirs nicht aus der heiligen Schrift, daß es Geister giebt, die Gott zu Diensten stehen, und seine Gesandten an uns Menschen sind? Ist es nicht zu verwundern, daß Plato durch das bloße natürliche Licht diese Wahrheit entdecket hat?

Ich gestehe es, daß Plato was Wahres errathen hat; indessen aber verdenke ichs ihm, daß er es errathen hat. Die Offenbarung versichert uns, daß es Engel und Teufel giebt: aber der menschlichen Vernunft ist es nicht vergönnet, uns davon zu versichern. Man weis sich in die unendliche Entfernung, die zwischen Gott und dem Menschen ist, nicht zu finden; und man erfüllet gleichsam diesen leeren Platz mit Geistern und Engeln: allein womit wird man nun den unendlichen Raum anfüllen, der noch zwischen Gott und den Geistern selbst bleiben wird? Denn Gott ist doch über jede Kreatur, wie sie auch immermehr heißen

so gestanden hat, den Neuern zur Last legen, und rufen: Seht, das sind die Vernunftschlüsse dieser so gepriesenen Neuern! Und sollten die Alten nur einen Theil unsrer heutigen Schriften von Religions- Rechts- und Arzneysachen, von Chymie, Haushaltungs- und Gartensachen lesen: o Himmel! was für Vernunftschlüsse würden sie da finden? G.

heißen mag, noch unendlich erhaben. Muß also die göttliche Wirkung, so zu reden, diesen unendlich großen leeren Platz durchdringen, bis sie sich in den Geistern äußern kann: so wird sie auch wohl bis zu uns Menschen kommen können; die doch nur einige Stufen niedriger stehen, welche mit der obigen Entfernung gar nicht in Vergleich kommen. Wenn Gott mit den Menschen vermittelst der Engel handelt; so heißt es nicht so viel, als wenn er ihrer zu dieser Gemeinschaft nicht entbehren könnte: wie Plato vorgab. Gott brauchet ihren Dienst um solcher Ursachen halber, die man durch die Philosophie niemals ergründen wird; und die nur ihm allein vollkommen bekannt sind.

Nach dem Begriffe, den uns die Vergleichung der Dreyecke giebt, sieht man, daß Plato die Geister deswegen erdacht habe; damit man von einer vollkommenen Kreatur zu einer vollkommenern, und so allmählich bis zu Gott hinaufsteigen könnte: dergestalt, daß Gott nur einige Grade höher stehen würde, als die vollkommenste Kreatur. Aber ein jeder sieht ja wohl, daß, da sie alle im Absehen auf ihn, unendlich unvollkommen seyn, auch alle verschiedene Stufen ihrer Vollkommenheit sogleich verschwinden, wenn man sie gegen Gott hält. Was eine über die andre erhebet, das machet deswegen nicht, daß sie sich Gott selber nähert (*).

Wenn man also bloß die Vernunft zu Rathe zieht, so brauchet man keine Geister, weder die Wirkungen Gottes bis zu uns Menschen zu bringen; noch zwischen Gott und uns etwas zu setzen, was ihm näher käme, als wir ihm kommen können.

Vieleicht ist Plato selbst von der Wirklichkeit seiner Geister nicht so fest überredet gewesen, als seine Schüler nach

(*) Wie? wenn Plato gesaget hätte: der Mensch sey wie ein Dreyeck; Gott wie ein vollkommener Zirkel; die übrigen Geister aber wären wie die Polygone, die sich dem Zirkel je mehr und mehr nähern, je mehr Ecken sie haben; aber doch nimmermehr

nach der Zeit es gewesen sind. Ich muthmaße dieses daher, daß er die Liebe unter die Zahl der Geister setzet: denn er vermischet oft die Galanterie mit der Philosophie, und es kommt mit der ersten nichts eben so übel zurechte. Er saget, die Liebe sey ein Kind des Gottes der Reichthümer und der Armuth: sie habe von ihrem Vater die Großmuth und Herzhaftigkeit, die erhabenen Gedanken, die Neigung zur Freygebigkeit, die Verschwendung, das Vertrauen auf ihre eigene Kräfte, die gute Meynung von ihren Verdiensten, und die Begierde, allezeit den Vorzug zu haben; von ihrer Mutter hingegen diejenige Dürftigkeit, die allezeit bettelt, das ungestüme Wesen, womit sie es thut, die Furchtsamkeit, die sie oft hindert, daß sie nicht bitten darf, die Bereitschaft zur Sclaverey, und die Besorgniß verachtet zu werden, bekommen, welche sie niemals los werden kann. Sehet, das ist meines Erachtens die allerartigste Fabel, die jemals gemachet worden.

Es ist lustig, daß Plato sie bisweilen so galant und artig gemachet, als Anakreon selbst hätte thun können; bisweilen aber auch nicht bessere Vernunftschlüsse machen können, als Anakreon. Dieser Ursprung der Liebe erkläret völlig alle seltsame Eigenschaften ihrer Natur: allein man weis nunmehr nicht, was man aus den Geistern machen soll; wenn die Liebe selbst unter ihre Zahl gehöret. Es scheint wohl nicht, daß Plato dieses im natürlichen und philosophischen Verstande genommen habe, oder behaupten wollen: daß die Liebe ein Wesen sey, welches außer uns, in der Luft wohne. Er hat es in der That in einer galanten Bedeutung verstanden; und alsdann dünkets mich, er habe uns die Erlaubniß gegeben, alle seine übrigen Geister eben zu der Classe zu rechnen, als die Liebe. Und weil er mit

mehr an den Zirkel langen werden, und wenn sie gleich unzähliche Ecken bekämen? Dieses Gleichniß würde zwar etwas fruchtbarer seyn, aber im Grunde doch nur eben den Gedanken ausdrücken. G.

Eine Krähe, saget Hesiodus, lebet neunmal länger als ein Mensch. Ein Hirsch viermal so lange, als eine Krähe; ein Rabe dreymal so lange, als ein Hirsch; der Phönix neunmal so lange, als ein Rabe, und die Nymphen zehnmal so lange, als ein Phönix.

Diese ganze Rechnung möchte man gern für einen bloßen poetischen Traum ansehen, der es nicht werth wäre, daß ein Philosoph sich darum bekümmerte, oder den ein Poet nachahmete: denn es fehlet ihr sowohl an Anmuth, als an Wahrheit. Aber Plutarch ist andrer Meynung. Wie er wohl sah, daß, wenn man das menschliche Leben auf 70 Jahre setzet, welches seine ordentliche Dauer ist, so daß die Geister 680400 Jahre lebeten; er aber nicht wohl begreifen konnte, daß man dieses langwierige Leben der Geister, aus der Erfahrung hätte haben können: so will er lieber glauben, Hesiodus habe durch das Alter des Menschen nur ein Jahr verstanden. Die Erklärung ist zwar nicht gar zu natürlich; aber auf solche Weise rechnet man auf das Leben der Geister nur 9720 Jahre: und alsdann hatte Plutarch gar keine Mühe mehr, zu begreifen; wie man es aus der Erfahrung haben könnte, daß die Geister so lange lebeten? Ferner bemerket er in der Zahl 9720, gewisse pythagorische Vollkommenheiten, die sie ganz würdig macheten, die Dauer des Lebens der Geister zu bemerken. Sehet! das sind die Vernunftschlüsse dieses so gepriesenen Alterthums (*)!

Aus den Gedichten Homers und Hesiods sind die Geister in die platonische Philosophie gekommen. Dieser Weltweise kann nicht genug gerühmet werden; weil er derjenige ist,

(*) H. von Fontenelle ist ein bekannter Verfechter der Neuern, in dem Streite der Franzosen über dem Vorzuge der Alten und Neuern gewesen. Dieser Spott fließt also aus seiner Gesinnung. Allein die Alten zu retten, darf man nur die Fehler wider die Vernunftschlüsse, die er selbst an seinen Todtengesprächen bemerket, und also

ist, der unter allen Griechen sich die vortrefflichste Vorstellung von Gott gemachet hat: aber eben das hat ihn in falsche Vernunftschlüsse gestürzet. Weil Gott unendlich hoch über die Menschen erhaben ist: so hat er geglaubet, daß zwischen ihm und uns, mittlere Wesen seyn müßten, die zwischen zwoen so weit entfernten Naturen, eine Gemeinschaft unterhalten könnten; und vermittelst welcher, die Wirkung Gottes sich bis auf uns erstrecken könnte. Gott, sprach er, ist einem gleichseitigen Dreyecke ähnlich; die Geister sind einem gleichschenklichen, und die Menschen einem solchen Dreyecke zu vergleichen, daran keine Seite der andern gleich ist. Die Vorstellung ist sehr schön: es fehlet ihr nichts mehr, als daß sie nicht besser gegründet ist.

Aber wie? Findet sichs nicht, daß Plato recht habe? Und wissen wirs nicht aus der heiligen Schrift, daß es Geister giebt, die Gott zu Diensten stehen, und seine Gesandten an uns Menschen sind? Ist es nicht zu verwundern, daß Plato durch das bloße natürliche Licht diese Wahrheit entdecket hat?

Ich gestehe es, daß Plato was Wahres errathen hat; indessen aber verdenke ichs ihm, daß er es errathen hat. Die Offenbarung versichert uns, daß es Engel und Teufel giebt: aber der menschlichen Vernunft ist es nicht vergönnet, uns davon zu versichern. Man weis sich in die unendliche Entfernung, die zwischen Gott und dem Menschen ist, nicht zu finden; und man erfüllet gleichsam diesen leeren Platz mit Geistern und Engeln: allein womit wird man nun den unendlichen Raum anfüllen, der noch zwischen Gott und den Geistern selbst bleiben wird? Denn Gott ist doch über jede Kreatur, wie sie auch immermehr heißen

so gestanden hat, den Neuern zur Last legen, und rufen: Seht, das sind die Vernunftschlüsse dieser so gepriesenen Neuern! Und sollten die Alten nur einen Theil unsrer heutigen Schriften von Religions- Rechts- und Arzneysachen, von Chymie, Haushaltungs- und Gartensachen lesen: o Himmel! was für Vernunftschlüsse würden sie da finden? G.

heißen mag, noch unendlich erhaben. Muß also die göttliche Wirkung, so zu reden, diesen unendlich großen leeren Platz durchdringen, bis sie sich in den Geistern äußern kann: so wird sie auch wohl bis zu uns Menschen kommen können; die doch nur einige Stufen niedriger stehen, welche mit der obigen Entfernung gar nicht in Vergleich kommen. Wenn Gott mit den Menschen vermittelst der Engel handelt; so heißt es nicht so viel, als wenn er ihrer zu dieser Gemeinschaft nicht entbehren könnte: wie Plato vorgab. Gott brauchet ihren Dienst um solcher Ursachen halber, die man durch die Philosophie niemals ergründen wird; und die nur ihm allein vollkommen bekannt sind.

Nach dem Begriffe, den uns die Vergleichung der Dreyecke giebt, sieht man, daß Plato die Geister deswegen erdacht habe; damit man von einer vollkommenen Kreatur zu einer vollkommenern, und so allmählich bis zu Gott hinaufsteigen könnte: dergestalt, daß Gott nur einige Grade höher stehen würde, als die vollkommenste Kreatur. Aber ein jeder sieht ja wohl, daß, da sie alle im Absehen auf ihn, unendlich unvollkommen seyn, auch alle verschiedene Stufen ihrer Vollkommenheit sogleich verschwinden, wenn man sie gegen Gott hält. Was eine über die andre erhebet, das machet deswegen nicht, daß sie sich Gott selber nähert (*).

Wenn man also bloß die Vernunft zu Rathe zieht, so brauchet man keine Geister, weder die Wirkungen Gottes bis zu uns Menschen zu bringen; noch zwischen Gott und uns etwas zu setzen, was ihm näher käme, als wir ihm kommen können.

Vieleicht ist Plato selbst von der Wirklichkeit seiner Geister nicht so fest überredet gewesen, als seine Schüler nach

(*) Wie? wenn Plato gesaget hätte: der Mensch sey wie ein Dreyeck; Gott wie ein vollkommener Zirkel; die übrigen Geister aber wären wie die Polygone, die sich dem Zirkel je mehr und mehr nähern, je mehr Ecken sie haben; aber doch nimmermehr

oder eingesammlet seyn wird. Durch diese hochtrabende Sprache willst du uns verblenden. Aber weis nicht ein jeder, daß eine Seeschlacht entweder zur Saat- oder Aerntezeit geschehen müsse? Es wird ja vermuthlich nicht im Winter seyn! Indessen mag geschehen, was da will: du wirst dich vermittelst des Jupiters, welchen Minerva besänftigen will, auswickeln. Verlieren die Griechen die Schlacht, so ist Jupiter unerbittlich gewesen. Siegen sie: so hat er sich endlich bewegen lassen.

Du sagest ferner, Apollo: man fliehe in die hölzernen Mauren! Du räthst es, und weissagest es nicht. Ich aber, der ich nicht prophezeihen kann, hätte eben so viel zu sagen gewußt. Ich hätte wohl gesehen, daß die Last des Krieges auf Athen fallen würde: und weil die Athenienser Schiffe hatten; so wäre es am besten, wenn sie die Stadt verlassen, und sich aufs Meer begeben möchten.

Dieses war nun die Hochachtung, die große Secten von Weltweisen gegen die Orakel, und die Götter selbst hatten, die man für die Urheber derselben ausgab. Es ist sehr artig, daß die ganze heydnische Religion nichts, als eine philosophische Streitfrage, gewesen. Bekümmern sich die Götter um die Geschäffte der Menschen; oder bekümmern sie sich nicht darum? Das ist ja ein wesentliches Hauptstück. Es fraget sich nämlich, ob man sie verehren, oder ohn allen Gottesdienst lassen soll? Alle Völker haben sich schon entschlossen, sie anzubethen. Man sieht allenthalben nichts als Tempel und Opfer. Indessen behauptet eine große philosophische Secte öffentlich: daß diese Opfer, diese Tempel, diese Ehrenbezeigungen lauter unnützliche Dinge sind; und daß die Götter so wenig ein Belieben daran haben, daß sie auch nicht einmal etwas davon wissen. Es ist kein Griech zu finden, der nicht das Orakel seiner Geschäffte wegen zu Rathe zieht: aber das hindert nicht, daß nicht drey der größten philosophischen Schulen, die Orakel öffentlich für Betrügereyen ausrufen sollten.

Man erlaube mir diese Betrachtung etwas weiter fortzusetzen; denn sie wird mir dienen, zu erklären, was die Religion bey den Heyden gewesen. Die Griechen überhaupt hatten überaus viel Witz und Geist; aber sie waren sehr leichtsinnig, neugierig, unruhig, und unvermögend sich worinn zu mäßigen: und daß ichs kurz gebe, sie hatten so viel Witz, daß die Vernunft dabey ein wenig Noth litt. Die Römer waren von ganz anderer Art; gesetzte, ernsthafte, fleißige Leute, die einem Grundsatze folgen, und eine Folgerung weit vorher sehen konnten. Es hätte mich nicht Wunder genommen, wenn die Griechen, ohne an die Folgerungen zu denken, unbedachtsamer weise von jeder Frage bald das Ja, bald das Nein, behauptet; und geopfert hätten, wiewohl sie noch im Zweifel stunden, ob die Opfer den Göttern angenehm wären; und daß sie die Orakel befraget hätten, ohne zu wissen, ob nicht die Orakel lauter Betrügereyen wären?

Vermuthlich mengten sich die Weltweisen so wenig in die Regimentssachen, daß sie nicht Lust hatten, durch ihre Streitigkeiten den Pöbel zu beleidigen: und vielleicht glaubte der Pöbel den Weltweisen so viel nicht, daß er die Religion verlassen, oder auf ihr Wort etwas hätte ändern sollen. Hiernächst war es auch die herrschende Neigung der Griechen, von allen Dingen ohne Unterscheid zu plaudern: es mochte nun herauskommen, wie es immer wollte.

Aber es ist ohne Zweifel weit wunderlicher, daß die Römer, ja die allergeschicktesten unter den Römern, und welche am besten wußten, wie viel Einfluß die Religion ins Staatswesen hatte, sich unterstunden Bücher zu schreiben: darinnen sie nicht nur ihre Religion auf die Probe stelleten, sondern dieselbe gar lächerlich macheten. Ich rede vom Cicero, der in seinen Büchern von der Wahrsagerey, nichts verschonet hat, was zu Rom am allerheiligsten war. Nachdem er denen, wider die er streitet, ziemlich lebhaft gewiesen, was es für eine übermäßige Thorheit wäre, das Eingeweid der Thiere zu Rathe zu ziehen; so nöthigte er sie

zu

zu antworten, daß die Götter, welche allmächtig sind, das Eingeweid in dem Augenblicke, wenn das Opfer geschähe, verwandelten, um dadurch ihren Willen, und das Zukünftige anzuzeigen. Dieses war die Antwort des Chrysippus, des Antipaters, und Poßidonius; lauter großer Weltweisen und Häupter der stoischen Secte.

Ach was saget ihr? versetzte Cicero. Kein altes Weib ist so leichtgläubig, als ihr. Glaubet ihr, daß dasselbe Kalb eine gesunde Leber habe, wenn es von diesem; und eine kranke, wenn es von jenem zum Opfer erwählet wird? Kann sich die Beschaffenheit der Leber im Augenblicke ändern, um sich dem Glücke des Opfernden zu bequemen? Sehet ihr nicht, daß die Wahl der Opfer auf einen blinden Zufall ankömmt? Lehrt es euch endlich nicht die Erfahrung selbst? denn oft ist ja das Eingeweid ganz und gar unglücklich; und in dem Thiere, was unmittelbar darauf geopfert wird, ist es so glücklich, als man es wünschen kann? Wo bleiben die Drohungen des ersten Eingeweides? Oder wie haben sich die Götter so bald besänftigen lassen? Aber ihr saget, ein gewisser Ochs, den Cäsar geopfert, habe kein Herz gehabt: und, da doch dieses Thier gewiß ohne ein Herz nicht hat leben können, so müsse sich dasselbe wohl in dem Augenblicke, da die Opferung geschah, verlohren haben. Ist es wohl möglich, daß ihr so klug seyd, zu begreifen: der Ochs habe nicht ohne Herz leben können; und doch nicht so viel Verstand habet, zu sehen, daß es nicht im Augenblicke, wer weis wohin, habe davon fliegen können? Und bald darauf setzet er hinzu: Glaubet mir doch, ihr stoßet die ganze Naturwissenschaft übern Haufen, um die Kunst der Wahrsager zu vertheidigen: denn der ordentliche Lauf der Natur wird nicht mehr die Dinge entstehen und vergehen lassen; und es wird Körper geben, die aus nichts entste-

uns durch Zweydeutigkeiten? Was machest du Unglückseliger zu Delphis; wo du dich mit unnützen Prophezeihungen beschäfftigest? Was nützen alle die Opfer, so wir dir bringen? Was für eine Raserey hat uns besessen?

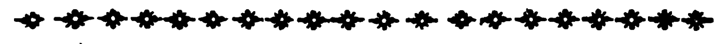
Aber noch ärger ist Oenomaus auf die Antwort zu sprechen, welche Apollo den Atheniensern gab: als Xerxes mit der ganzen Macht Asiens Griechenland überfiel. Die Priesterinn gab ihnen zur Antwort: daß Minerva, die Beschützerinn von Athen, vergebens durch allerley Mittel den Zorn Jupiters zu besänftigen suchete: daß aber dessen ungeachtet Jupiter, seiner Tochter zu gefallen, es vergönnen wölle, daß sich die Athenienser in hölzernen Mauren retten sollten; daß endlich Salamis den Verlust vieler Kinder sehen würde, die ihren Müttern lieb wären; entweder wenn Ceres zerstreuet, oder eingesammlet seyn würde.

Hierüber verliert Oenomaus alle Hochachtung gegen den delphischen Gott. Dieser Streit zwischen dem Vater und der Tochter, spricht er, steht Göttern überaus wohl an! Es ist artig, daß man im Himmel solche widerwärtige Neigungen findet. Jupiter ist auf Athen erzürnet, und hat die Macht von ganz Asien wider dasselbe kommen lassen. Wenn er aber dasselbe nicht anders hat zerstören können; wenn er keine Donnerkeile mehr gehabt; wenn er sich genöthiget gesehen, fremde Hülfe zu brauchen: wie ist er doch vermögend gewesen, die Macht von ganz Asien aufzubiethen? Doch bey dem allen erlaubet ers, daß man sich in hölzernen Mauren rette. Wen wird sein Zorn also treffen? Die Steine? Trefflicher Wahrsager! du weist nicht, was es für Kinder seyn werden, die Salamis wird umkommen sehen, griechische oder persische? Sie müssen doch entweder von diesem, oder jenem Kriegsheere seyn: aber weist du nicht zum wenigsten, daß man es merken werde, du habest es nicht gewußt?

Du verbirgest auch die Zeit des Treffens, unter schönen poetischen Redensarten: entweder wenn Ceres zerstreuet,

oder

Mit den Orakeln gieng es vermuthlich eben so. Es glaubte daran, wer da wollte: indessen befragte man sich doch bey ihnen. Die Gewohnheit hat eine Gewalt über die Menschen, welche gar nicht von der Vernunft unterstützet werden darf.



Das VIII. Hauptstück.

Daß außer den Weltweisen, auch andere Leute oft sehr wenig von den Orakeln gehalten haben.

Die Historien sind ganz voll solcher Orakel, die entweder von denen, die ihre Antworten erhielten, verachtet; oder doch nach ihrem Kopfe ausgeleget worden. Paktias, ein Lydier, und persischer Unterthan, wie Herodotus in seinem ersten Buche berichtet, war nach Kumes, einer griechischen Stadt geflüchtet: und die Perser ermangelten nicht, Bothen abzufertigen, die denselben wieder fodern sollten. Die Kumäer ließen alsofort das Orakel der Branchiden um Rath fragen, wie sie sich zu verhalten hätten? Das Orakel antwortete: man sollte den Paktias ausliefern. Aristodikus, einer der vornehmsten Kumäer, der nicht dieser Meynung war, erhielt durch sein großes Ansehen so viel: daß man das Orakel noch einmal zu Rathe zog, und ließ sich selbst zu einem Abgeordneten brauchen. Das Orakel gab abermal dieselbe Antwort, die es schon einmal gegeben hatte. Aristodikus, welcher schlecht damit zufrieden war, gieng rings um dem Tempel spazieren, und jagte die kleinen Vögel heraus, die daselbst ihre Nester machten. Alsbald kam eine Stimme aus dem Heiligthume, die ihm zurief: **Verfluchter Sterblicher! wer machet dich so verwägen, diejenigen von mir zu vertreiben, die unter meinem Schutze sind? Und wie? großer Gott,** versetzte Aristodikus augenblicklich,

Man erlaube mir diese Betrachtung etwas weiter fortzusetzen; denn sie wird mir dienen, zu erklären, was die Religion bey den Heyden gewesen. Die Griechen überhaupt hatten überaus viel Witz und Geist; aber sie waren sehr leichtsinnig, neugierig, unruhig, und unvermögend sich worinn zu mäßigen: und daß ichs kurz gebe, sie hatten so viel Witz, daß die Vernunft dabey ein wenig Noth litt. Die Römer waren von ganz anderer Art; gesetzte, ernsthafte, fleißige Leute, die einem Grundsatze folgen, und eine Folgerung weit vorher sehen konnten. Es hätte mich nicht Wunder genommen, wenn die Griechen, ohne an die Folgerungen zu denken, unbedachtsamer weise von jeder Frage bald das Ja, bald das Nein, behauptet; und geopfert hätten, wiewohl sie noch im Zweifel stunden, ob die Opfer den Göttern angenehm wären; und daß sie die Orakel befraget hätten, ohne zu wissen, ob nicht die Orakel lauter Betrügereyen wären?

Vermuthlich mengten sich die Weltweisen so wenig in die Regimentssachen, daß sie nicht Lust hatten, durch ihre Streitigkeiten den Pöbel zu beleidigen: und vieleicht glaubte der Pöbel den Weltweisen so viel nicht, daß er die Religion verlassen, oder auf ihr Wort etwas hätte ändern sollen. Hiernächst war es auch die herrschende Neigung der Griechen, von allen Dingen ohne Unterscheid zu plaudern: es mochte nun herauskommen, wie es immer wollte.

Aber es ist ohne Zweifel weit wunderlicher, daß die Römer, ja die allergeschicktesten unter den Römern, und welche am besten wußten, wie viel Einfluß die Religion ins Staatswesen hatte, sich unterstunden Bücher zu schreiben: darinnen sie nicht nur ihre Religion auf die Probe stelleten, sondern dieselbe gar lächerlich macheten. Ich rede vom Cicero, der in seinen Büchern von der Wahrsagerey, nichts verschonet hat, was zu Rom am allerheiligsten war. Nachdem er denen, wider die er streitet, ziemlich lebhaft gewiesen, was es für eine übermäßige Thorheit wäre, das Eingeweid der Thiere zu Rathe zu ziehen: so nöthigte er sie

Sieg. Hier hat nicht ein Privatmann so wenig Hochachtung gegen die Orakel erwiesen; ein ganzes Volk war es, und noch dazu ein sehr abergläubisches Volk.

Es ist nicht gar zu leicht zu sagen, wie die heydnischen Völker ihre Religion angesehen haben. Wir haben gedacht, daß sie zufrieden gewesen, wenn sich die Philosophen den Ceremonien unterworfen: aber das ist nicht einmal durchgängig wahr. Meines Wissens hat Sokrates es nicht ausgeschlagen, den Göttern zu räuchern, noch seine Person so gut, als die andern, an öffentlichen Festen zu spielen. Indessen machte ihm doch das Volk wegen seiner besondern Meynungen, die man ihm in Religionssachen schuld gab, den Proceß: wiewohl man sie an ihm fast nur errathen mußte, weil er sie niemals recht rund heraus gesaget hatte. Also bekümmerte sich das Volk um dasjenige, was in den philosophischen Schulen gelehret wurde: und wie konnte es denn ertragen, daß man so viel dem eingeführten Gottesdienste zuwider laufende, ja die Gottheit selbst vernichtende Meynungen, öffentlich vertheidigte? Zum wenigsten wußte es alles, was auf der Schaubühne vorgestellet ward. Die Schauspiele waren ihm zu gut gemachet: und es ist gewiß, daß die Götter niemals weniger Ehrerbiethung genossen haben, als in den Komödien des Aristophanes. Merkur kömmt und beklaget sich, daß man dem Gotte des Reichthums, Plutus, das Gesicht wieder gegeben, da er vorhin blind gewesen; und daß, da derselbe angefangen aller Welt günstig zu seyn, die andern Götter fast vor Hunger sterben müßten; weil man ihnen keine Opfer mehr brächte, um von ihnen Geld und Gut zu erlangen. Er treibt die Sache so weit, daß er auch um ein Aemtchen Ansuchung thut; wenn es gleich nur in einem Bürgerhause seyn sollte, wo er zum wenigsten etwas zu essen haben möchte. Die Vögel des Aristophanes sind noch fast freyer. Das ganze Stück handelt von einer gewissen Republik der Vögel, denen man eine Stadt in der Luft zu bauen willens war: welche alle Gemeinschaft zwischen Göttern und Menschen aufheben, die Vögel zu Herren über alles machen, und die Götter ins äußerste Elend stürzen wür-

hen, und wieder zu nichts werden müssen. Welcher Naturkündiger hat jemals diese Meynung behauptet? Und doch müssen die Wahrsager sie vertheidigen.

Diese Stelle Cicerons gebe ich nur als ein Muster, von der äußersten Freyheit, womit er seine eigene Religion verspottete. In unzähligen andern Stellen verfährt er mit den heiligen Hünern, dem Vogelfluge, und allen den andern Wunderdingen nicht gelinder: davon alle Jahrbücher der Hohenpriester voll waren.

Warum machte man ihm nun nicht seiner Gottlosigkeit halber den Proceß? Warum sah ihn nicht das ganze Volk mit Abscheu an? Warum erhoben sich nicht alle Gesellschaften der Priester wider ihn? Es scheint, die Religion der Heyden habe nur in den Ceremonien bestanden: was man aber für Gedanken davon gehabt, das sey gleichviel gewesen. Mache es nur so, wie es die andern machen, und glaube hernach was du willst. Dieser Satz ist sehr seltsam; aber der Pöbel, der seine Ungereimtheit einsah, war damit zufrieden: und Leute von aufgeräumten Köpfen unterwarfen sich leichtlich; weil sie sich nicht gar zu sehr zwingen dorften.

Man sieht auch, daß die ganze heydnische Religion nichts als Ceremonien, und keine Empfindungen des Herzens erfodert hat. Die Götter sind zornig, und alle Donnerkeile sind bereit drein zu schlagen. Wie soll man sie nun versöhnen? Muß man die begangenen Laster bereuen? Muß man sich wieder auf den Steg der natürlichen Gerechtigkeit begeben, darauf alle Menschen wandeln sollten? Ganz und gar nicht! Man darf nur ein Kalb von gewisser Farbe, welches zu gewisser Zeit gebohren ist, mit einem gewissen Messer erwürgen. Das wird allen Göttern die Waffen aus den Händen schlagen! Man hat gar die Freyheit, innerlich über das Opfer zu lachen und zu spotten, wenn es einem beliebt: es wird deswegen doch nicht schlechtere Wirkung thun.

Mit

hatten fressen wollen, als man sie aus dem Kefichte gelassen. Hierauf versprach der Bürgermeister seinen Soldaten sowohl eine Schlacht, als den Sieg.

Indessen ward ein Streit unter den Aufsehern der Hüner, daß man die Nachricht falsch überbracht hätte. Das Gerücht kam bis vor den Papyrius, welcher sagte: man hätte ihm eine erwünschte Antwort gebracht, und daran wollte er sich halten: hätte man ihn hintergangen; so möchten es diejenigen verantworten, die sich Raths erholet hätten, und alles Unglück möchte sie treffen. Alsbald befahl er, diese Unglückseligen an die Spitze zu stellen, und ehe man noch das Zeichen zum Treffen gegeben hatte, kam ein Pfeil geflogen, ohne daß man wüßte woher, und traf den Hünerhüter, der die falsche Antwort gebracht hatte. So bald der Bürgermeister Nachricht davon bekam, rief er: **Die Götter sind hier zugegen! der Lasterhafte ist gestraft; sie haben allen ihren Zorn auf den gewandt, der ihn verdienet hatte; und wir haben itzo lauter Gutes zu hoffen.** Sogleich ließ er das Zeichen zur Schlacht geben, und erhielt einen vollkommenen Sieg über die Samniter. Bes. Liv. 29. 30. B.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die Götter an dem Tode des armen Hünerhüters weniger Theil gehabt, als Papyrius; und daß dieser Feldherr daher einen Vorwand suchen wollen, seinen Soldaten einen Muth zu machen, die vieleicht durch die üble Weissagung möchten jaghaft geworden seyn. Die Römer verstunden sich schon in den Zeiten der ersten Einfalt auf solche Kunstgriffe.

Man muß also gestehen, daß wir sehr übel thun würden, wenn wir sowohl die Orakel, als die Vogeldeutungen für was wunderbarers halten wolten, als wofür die Heyden selbst sie gehalten haben. Machen wir nicht eben so wenig daraus, als etliche Philosophen und Feldherren: so laßt uns zum wenigsten nicht mehr darauf halten, als bisweilen der Pöbel selbst gethan.

Aber wie? Verachteten denn alle Heyden die Orakel? Freylich nicht! Wohl! können denn etliche Privatleute, die

du befiehlst uns den Paktias zu vertreiben, der doch in unserm Schutze ist? Ja, ich befehle es euch, antwortete die Stimme: damit ihr Gottlosen desto eher umkommen, und den Orakeln nicht mehr mit euren Geschäfften beschwerlich fallen möget.

Man sieht wohl, daß das Orakel in die Enge getrieben gewesen, weil es zum Schimpfen seine Zuflucht nehmen mußte: aber es erhellet auch, daß Aristodikus nicht recht dafür gehalten, daß es ein Gott wäre, der die Antworten ertheilete; weil er ihn durch die Vergleichung mit den Vögeln zu fangen suchte. Und nachdem er ihn wirklich gefangen, wird er ihn noch weniger als vormals, für einen Gott gehalten haben. Die Kumäer selbst mußten nicht recht davon versichert seyn, weil sie glaubten: daß eine anderweitige Gesandtschaft ihn zum Wiederrufe bringen; oder zum wenigsten bewegen würde, besser zu überlegen, was er antworten wollte.

Im Vorbeygehen bemerke ich hier etwas. Weil Aristodikus hier diesem Gotte Fallstricke legte, so mußte er wohl vorher gesehen haben: daß man ihn die Vögel aus einem so heiligen Orte nicht würde verjagen lassen, ohne etwas zu sagen; und daß folglich die Priester auf die Ehre ihrer Tempel überaus eifersüchtig gewesen.

Nach dem Berichte eben des Herodots in seinem fünften Buche, plünderten die Aeginater die attischen Küsten, und die Athenienser rüsteten sich zu einem Feldzuge wider Aegina: als sie von Delphis eine Antwort des Orakels bekamen, dadurch ihnen ihr gänzlicher Untergang gedrohet wurde; dafern sie die Aeginater eher, als in dreyßig Jahren bekriegen würden. Aber nach verflossenen dreyßig Jahren dörften sie nur dem Aeakus einen Tempel bauen, und den Krieg anfangen, so solle ihnen alles gelingen. Die Athenienser brannten vor Rachgier, und theilten also den Spruch des Orakels auf die Hälfte: sie erfülleten nur, was den Tempel des Aeakus anlangete; und baueten denselben unverzüglich; aber über die dreyßig Jahre lachten sie nur, griffen die Aeginater an, und erhielten den

finden. Sind die Philosophen einmal von einem Vorurtheile eingenommen, so sind sie weit unheilbarer als der Pöbel selbst: weil sie sich das Vorurtheil eben so fest in den Kopf setzen, als die Scheingründe, womit sie es behaupten. Insonderheit hatten die Stoiker, ungeachtet des Hochmuths ihrer Secte, gewisse recht elende Meynungen. Warum hätten sie nicht auch Orakel glauben sollen? Glaubten sie doch so gar ihren Träumen. Der große Chrysippus schloß aus seinem Glaubensbekänntnisse keinen Artikel des einfältigsten alten Weibes aus.

Das IX. Hauptstück.

Daß die alten Christen selbst nicht recht dafür gehalten, daß die Orakel von den Teufeln hergekommen.

Wiewohl es scheint, daß die gelehrten Christen der ersten Jahrhunderte, es sehr gern gesaget, daß die Teufel durch die Orakel geredet: so unterließen sie es doch nicht, den Heyden oft vorzurücken, daß sie von ihren Pfaffen betrogen worden. Es muß doch wohl wahr gewesen seyn, weil sie es selbst, zum Schaden ihrer Lehre vom Teufel, kund thaten; welche ihnen sonst so vortheilhaft zu seyn schien.

So redet Clemens von Alexandria, im dritten Buche von Teppichten. **Prale nur gegen uns, wenn du willst, mit denen Orakeln, die voller Thorheit und Ungereimtheit sind; mit dem von Klaros, mit dem Orakel des pythischen Apollons, des Didymus, des Amphiaraus, des Amphilochus. Setze noch die Vogeldeuter, die Ausleger der Träume und Wunderzeichen hinzu. Laß nur auch vor dem pythischen Apollo diejenigen**

sehr. Einfältige Leute glauben im Anfange so leicht, als in der Mitte. Aber es giebt auch Zweifler genug, die die Beweise einer Religion gar nicht wissen; wie die heutigen Freygeister gemeiniglich.

de. Ich lasse einen jeden urtheilen, ob das sehr andächtig klingt? Indessen war dieses eben der Aristophanes, der da anfieng das Volk wider die vermeynte Gottlosigkeit des Sokrates aufzuwiegeln. Hier zeiget sich eben das Unbegreifliche, welches so oft in den weltlichen Geschäfften gefunden wird, und darein man sich gar nicht finden kann.

Indessen ist es durch diese und andre Exempel, die man in großer Menge anführen könnte, wenn es nöthig wäre, ganz ausgemachet; daß das Volk bisweilen geneigt gewesen, Spötterenen über Religionssachen anzuhören. Es beobachtete die Ceremonien bloß, um sich von der Ungelegenheit zu befreyen, die es hätte haben können, wenn es dieselben versäumet hätte: aber in der That scheint es nicht gar zu gläubig gewesen zu seyn. Im Absehen auf die Orakel war es eben so gesinnet. Oftmals befragte es dieselben bloß deswegen, damit es dieselben nicht ferner befragen dörfte: und wenn sich die Antworten zu seinen Absichten nicht recht schickten, so machte man sich keine große Mühe, denselben zu gehorchen. Und dergestalt war es so gar bey dem Pöbel vieleicht so ausgemacht nicht, daß die Orakelsprüche von den Göttern ertheilet würden.

Bey so gestalten Sachen würde es sehr unnöthig seyn, die Geschichte von großen Feldherren zu erzählen, die sich kein Gewissen gemachet, die Antworten der Orakel, und der Weissagungen aus dem Vogelfluge zu übertreten. Das merkwürdigste dabey ist, daß man dieses so gar in den ersten Zeiten der römischen Republik gethan: zu den Zeiten einer so glücklichen Einfalt, wo man so eifrig und genau an der Religion klebete; und wo man, wie Titus Livius sagt, von derjenigen Philosophie noch nichts wußte, welche die Götter verachten lehrete.

Papyrius bekriegte die Samniter, und in den damaligen Umständen wünschte das römische Heer mit der äußersten Begierde zum schlagen zu kommen. Man mußte aber erstlich die heiligen Hüner zu Rathe ziehen: und das Verlangen nach einem Treffen war so allgemein, daß diejenigen, welche die Antwort holen sollten, dem Bürgermeister Nachricht brachten: die Hüner hätten sehr gut gefressen; obwohl sie gar nicht

hatten

reyen seyn können: allein ich wills doch nicht glauben. Warum nicht? Weil ich es gern sehe, daß die Teufel was dabey zu thun haben. Das ist eine klägliche Art von Vernunftschlüssen! Das wäre noch ein anders, wenn Eusebius, nach Beschaffenheit seiner Zeiten, sich etwa nicht hätte unterstehen dörfen, frey heraus zu sagen; aber indem er sich angestellet, als wenn er sie behaupten wollte, dennoch das Gegentheil mit aller möglichen Geschicklichkeit zu verstehen gegeben hätte.

Wir können entweder eins, oder das andre glauben, nachdem wir den Eusebius entweder hoch schätzen, oder nicht. Was mich betrifft, so glaube ich deutlich zu sehen: daß er in der vorhabenden Stelle die Teufel, gleichsam nur aus Schuldigkeit, und aus einer gezwungenen Hochachtung gegen die eingeführte Meynung, beybehalten habe.

Eine Stelle aus dem siebenten Buche Origens wider den Celsus beweist überaus gut, daß er die Orakel, nur bloß sich den damaligen Zeiten zu bequemen, den Teufeln zugeschrieben habe. **Ich könnte mich, schreibt er, des ansehnlichen Zeugnisses Aristotels und der Peripatetiker bedienen, die Priesterinn Apollons sehr verdächtig zu machen. Ich könnte aus den Schriften Epikurs und seiner Anhänger unzähliches anführen, die Orakel in Verdacht zu bringen, und leichtlich zeigen, daß die Griechen selbst nicht viel daraus gemachet. Aber ich will es zugeben, daß es weder Verstellungen noch Betrügerey gewesen. Laßt uns sehen, ob sogar in diesem Falle, bey genauer Untersuchung der Sachen, nothwendig eine Gottheit müsse die Hand im Spiele gehabt haben; und ob es nicht vernünftiger wäre, den bösen Engeln, und solchen Geistern, die Feinde des menschlichen Geschlechtes sind, die Aufsicht darüber zuzuschreiben?**

Es erhellet zur Gnüge, daß Origenes natürlicher Weise von den Orakeln eben das geglaubet haben würde, was ich davon glaube: allein die Heyden, die selbige als einen Beweis der Göttlichkeit ihrer Religion anführten,

nichts daraus gemachet, dieselben schon sattsam verdächtig machen? Man darf ja denen, die nichts davon glaubeten, nur diejenigen entgegen setzen, die daran geglaubet haben.

Diese beyden widrigen Parteyen sind nicht von gleicher Stärke. Das Zeugniß derer, die eine bereits eingeführte Sache glauben, hat gar keine Kraft, dieselbe zu unterstützen. Aber das Zeugniß derer, die nichts davon glauben, hat eine Kraft, dieselbe umzustoßen. Denenjenigen, so da glauben, können vielleicht die Gründe unbekannt seyn, warum sie es nicht glauben sollten: aber es geschieht nicht leicht, daß denen, die nicht glauben, die Ursachen, warum man es glaubet, unbekannt seyn sollten.

Wenn die Sache allererst eingeführet wird, so ist ganz das Gegentheil wahrzunehmen. Das Zeugniß der Gläubigen ist alsdann stärker, als das Zeugniß der Ungläubigen: denn die Gläubigen müssen es gewiß untersuchet haben; und die Ungläubigen können es leicht nicht untersuchet haben (*).

Ich will hiermit nicht sagen, daß in einem, oder dem andern Falle, das Ansehen der Gläubigen oder Ungläubigen eine völlige Entscheidung in der ganzen Sache geben könne; ich will nur sagen: daß, wenn man auf die Gründe nicht recht acht hat, darauf beyde Parteyen sich stützen; so ist bald der einen, bald der andern Partey Zeugniß wichtiger. Dieses kömmt überhaupt daher, weil man, um eine alte und gemeine Meynung zu verwerfen, und eine neue anzunehmen, nothwendig seine Vernunft einiger maßen brauchen muß; es geschehe nun solches gut oder übel: hergegen eine neue Meynung zu verwerfen, und einer gemeinen beyzupflichten, darf man sie gar nicht brauchen. Dem Strome zu widerstehen, dazu gehören Kräfte; aber ihm zu folgen, bedarf man gar keine.

Es ist auch nichts daran gelegen, daß unter denen, so die Orakel für etwas göttliches und übernatürliches gehalten, sich hochberühmte Philosophen, dergleichen die Stoiker waren, befinden.

(*) Wie aber? wenn ich dem Hrn. von Fontenelle hier meinen obigen Poeten Liebhold mit dem goldenen Zahne entgegen setze? Würde er demselben diesen Vortheil wohl einräumen? Ich zweifle sehr.

finden. Sind die Philosophen einmal von einem Vorurtheile eingenommen, so sind sie weit unheilbarer als der Pöbel selbst: weil sie sich das Vorurtheil eben so fest in den Kopf setzen, als die Scheingründe, womit sie es behaupten. Insonderheit hatten die Stoiker, ungeachtet des Hochmuths ihrer Secte, gewisse recht elende Meynungen. Warum hätten sie nicht auch Orakel glauben sollen? Glaubten sie doch sogar ihren Träumen. Der große Chrysippus schloß aus seinem Glaubensbekänntnisse keinen Artikel des einfältigsten alten Weibes aus.

Das IX. Hauptstück.

Daß die alten Christen selbst nicht recht dafür gehalten, daß die Orakel von den Teufeln hergekommen.

Wiewohl es scheint, daß die gelehrten Christen der ersten Jahrhunderte, es sehr gern gesaget, daß die Teufel durch die Orakel geredet: so unterließen sie es doch nicht, den Heyden oft vorzurücken, daß sie von ihren Pfaffen betrogen worden. Es muß doch wohl wahr gewesen seyn, weil sie es selbst, zum Schaden ihrer Lehre vom Teufel, kund thaten; welche ihnen sonst so vortheilhaft zu seyn schien.

So redet Clemens von Alexandria, im dritten Buche von Teppichten. **Prale nur gegen uns, wenn du willst, mit denen Orakeln, die voller Thorheit und Ungereimtheit sind; mit dem von Klaros, mit dem Orakel des pythischen Apollons, des Didymus, des Amphiaraus, des Amphilochus. Setze noch die Vogeldeuter, die Ausleger der Träume und Wunderzeichen hinzu. Laß nur auch vor dem pythischen Apollo diejenigen**

sehr. Einfältige Leute glauben im Anfange so leicht, als in der Mitte. Aber es giebt auch Zweifler genug, die die Beweise einer Religion gar nicht wissen; wie die heutigen Freygeister gemeiniglich.

jenigen Leute erscheinen, die aus Mehl und Gersten weissageten; nebst denen, die so hoch geschätzet wurden, weil sie durch den Bauch redeten. Die Heimlichkeit der ägyptischen Tempel, und die schwarze Kunst der Hetrurier mag im Finstern bleiben. Alle diese Dinge sind in der That ausschweifende Betrügereyen, und lauter solche Schelmstücke gewesen, dergleichen im Würfelspiele vorgehen. Die Ziegen, die man zum Prophezeihen abgerichtet, und die Raben, die man ausgelehret, Orakelsprüche zu sagen, sind so zu reden, nichts anders, als Gehülfen der Marktschreyer, die alle Menschen betrügen.

Eusebius trägt im Anfange des vierten Buches seiner evangelischen Vorbereitung, die besten Gründe von der ganzen Welt ausführlich vor, zu erweisen: daß die Orakel nichts anders, als Betrügereyen haben seyn können. Und ich werde mich auf eben die Gründe berufen, wenn ich im folgenden die Betrügereyen der Orakel selbst anführen werde.

Indessen gestehe ich, daß ob gleich Eusebius alles das sehr wohl gewußt, was ihn hätte hindern können, die Orakel für was übernatürliches zu halten; er sie dennoch den Teufeln zugeschrieben. Und es scheint, daß das Ansehen eines Mannes, dem die Beweisgründe beyder Parteyen so wohl bekannt gewesen, derjenigen Seite ein großes Gewicht giebt, für welche er sich erkläret.

Allein man bemerke nur, daß Eusebius, nachdem er sehr wohl bewiesen hatte, die Orakel könnten nichts anders seyn, als Betrügereyen der Pfaffen; endlich, ohne diesen Beweisgründen Eintrag zu thun, versichert: daß sie dennoch mehrmals von dem Teufel ihren Ursprung gehabt. Er hätte etwa ein Orakel anführen sollen, welches nicht verdächtig gewesen wäre, und in solchen Umständen geantwortet hätte; daß, wenn gleich viele andre den Künsten der Pfaffen zugeschrieben werden könnten, doch dasselbe ihnen niemals zugeeignet werden möchte. Allein das hat Eusebius nicht gethan. Ich sehe zwar, daß alle Orakel haben lauter Betrüge-

reyen

und konnte mit dem Beylager nicht warten, bis sie wäre entbunden worden. Da dieses Unternehmen was ungewöhnliches war, so befragete man das Orakel; wie Prudentius schreibt. Das Orakel, welches schon mit großen Herren umzugehen wußte, hieß dieses nicht nur gut; es versicherte zugleich: daß niemals eine Heurath besser gelingen würde, als wenn man sich eine hochschwangere Frau beylegen würde. Das ist nun, meines Erachtens, eine recht seltsame Regel.

Zu Sparta waren nur zwo Familien, daraus man Könige erwählen konnte. **Lysander**, einer der größesten Männer, die Sparta jemals hervor gebracht, beschloß, diesen Unterschied, welcher erwähnten Familien gar zu vortheilhaft, und den übrigen desto schimpflicher war, aufzuheben; und den Weg zum Throne allen denen zu eröffnen, die sich einbilden würden, sie hätten Verdienste genug, um darnach zu trachten. Zu dem Ende machete er einen so künstlichen und weitläuftigen Anschlag, daß ich mich wundre, wie ein so kluger Kopf sich die geringste Hoffnung machen können, daß es ihm damit gelingen würde. **Plutarch** saget ganz recht, es sey damit bewandt gewesen, wie mit einer mathematischen Demonstration, womit man erst nach vielen Umschweifen zum Ende kömmt.

In **Pontus** war ein Weibsbild, welche vorgab, sie wäre von dem **Apollo** schwanger. **Lysander** gab auf diesen Sohn **Apollons** acht, um sich desselben zu bedienen, so bald er gebohren seyn würde. Das waren nun wohl recht weitaussehende Anschläge. Er breitete eine Sage aus: die Priester zu Delphis hätten gewisse alte Weißagungen in Verwahrung, die sie nicht lesen dürften; weil dieses für jemanden aufbehalten wäre, der aus dem Geblüte **Apollons** herstammete, auch selbst nach Delphos kommen, und sich dafür ausgeben würde. Dieser Sohn **Apollons** sollte das pontische Kind seyn, und unter den geheimnißvollen Orakeln sollte auch dieses stehen: die Spartaner sollten ihre Krone dem würdigsten geben, ohne auf die Geburt zu

wollten sie durchaus nicht für ein Kunststück ihrer Priester angesehen wissen. Um nun den Heyden was abzugewinnen, mußte man ihnen dasjenige zugestehen, was sie so eigensinnig vertheidigten; und ihnen zeigen: daß, wenn gleich was übernatürliches bey ihren Orakeln gewesen wäre; so hätte doch deswegen die wahre Gottheit noch keinen Theil daran gehabt. Und da mußte man ja die Teufel ins Spiel mischen.

Es ist wahr, überhaupt zu reden, wäre es besser gewesen, die Teufel ganz und gar auszumustern; und dadurch der heydnischen Religion einen desto härtern Streich beyzubringen. Allein vieleicht hatte nicht ein jeder ein so tiefes Einsehen in die Sache: und man glaubte, schon genug gethan zu haben, wenn man durch die Lehre von Teufeln, die mit wenig Worten alle Schwierigkeiten auflösete, den Heyden alle ihre wundersamen Dinge unbrauchbar machte, die sie immer ihrem Gottesdienste zur Bescheinigung anführen konnten.

Dieses sind vermuthlich die Ursachen gewesen, daß man unter den alten Christen die Meynung von Orakeln so durchgehends angenommen. Im Absehen auf die entfernten Alterthümer, tappen wir noch ziemlich im Finstern, um recht zu entdecken: daß die Christen diese Meynung nicht sowohl wegen der dabey verspürten Wahrheit, angenommen; als weil es ihnen so leicht war, das Heydenthum dadurch zu bestreiten. Sollten sie also zu unsern Zeiten wieder auferstehen, und so, wie wir, der zufälligen Bewegungsgründe entübriget seyn, die sie bewogen, diese Partey zu ergreifen: so zweifle ich nicht, daß sie nicht vieleicht alle unsrer Meynung folgen sollten.

Bisher haben wir nur die Vorurtheile aus dem Wege geräumet, die unsrer Meynung zuwider sind, und die man entweder aus dem Christenthume, oder aus der Philosophie, oder aus der allgemeinen Meynung der Heyden und Christen hernimmt. Wir haben auf alles miteinander geantwortet, nicht nur schlechterdings als Vertheidiger unsrer Partey,

Lysanders Neuerung war, die er im spartanischen Regimente einführen wollte. Vieleicht hat auch selbst die Partey des Agesilaus, die damals Lysandern zuwider war, etwas von diesem Anschlage gemerket, und sich die Orakel vorher schon zu Freunden gemachet. Hätten sich die hammonischen Priester wohl die Mühe gemachet, aus dem hintersten Libyen, bis nach Sparta zu kommen, einen solchen Mann, als Agesilaus war, zu verklagen; wenn sie nicht mit seinen Feinden ein Verständniß gehabt hätten, und von ihnen wären aufgebracht gewesen?



Das XI. Hauptstück.

Neugestiftete Orakel.

Diejenigen Orakel, welche man zuweilen von neuem gestiftet, thun den Teufeln eben so viel Schaden, als diejenigen, so durch Geld bestochen worden.

Nach dem Tode Hephästions, wollte Alexander zu seinem Troste, durchaus haben, daß der Verstorbene ein Gott würde. Alle seine Hofbedienten gaben ohne alle Schwierigkeit ihren Beyfall dazu. Alsbald bauete man dem Hephästion in allen Städten Tempel; man stellete ihm zu Ehren Festtage an, man opferte ihm, man eignete ihm wunderbare Curen zu, die er an Kranken gethan haben sollte: und damit es an nichts fehlen möchte, ließ man ihn auch, als ein Orakel, Antwort geben. Lucian saget, Alexander habe sich so sehr verwundert, daß die Vergötterung Hephästions einen so schleunigen Fortgang gehabt; daß er sie endlich selbst für wahrhaftig gehalten: und sich recht viel damit eingebildet, daß er nicht nur selbst ein Gott wäre, sondern auch die Macht hätte, andere zu Göttern zu machen.

Hadrianus begieng dem schönen Antinous zu Ehren, eben diese Thorheit. Er ließ ihm zum Andenken die Stadt

Adrianopel bauen, weihete ihm Tempel und verordnete ihm Propheten, wie Hieronymus berichtet. Nun hatte man aber nur in solchen Tempeln Propheten, oder weißagende Priester, wo es Orakel gab. Man hat noch eine griechische Aufschrift, die so lautet:

Dem Antinous zu Ehren,
Dem Gesellen der ägyptischen Götter
setzet dieses
M. Ulpius Apollonius
sein Prophet.

Hierauf wird man sich nun nicht mehr wundern: daß auch August, als ein Orakel Antworten gegeben habe; wie uns Prudentius benachrichtiget. In der That war August wohl so viel; als Antinous und Hephästion: die, allem Ansehen nach, ihre Gottheit bloß ihrer Schönheit zu verdanken hatten.

Ohne Zweifel brachten diese neue Orakel auch solche Leute auf wunderliche Gedanken, die sonst am allerwenigsten dazu fähig und geneigt waren. Hatte man nicht Anlaß genug, zu glauben, daß es damit eben so bewandt wäre, als mit den alten? Und was brauchete man mehr, den Ursprung der Orakel des Amphiaraus, des Trophonius, des Orpheus,

(*) Es kömmt mir überhaupt mit den neuen Orakeln der Heyden eben so vor, wie mit den wunderthätigen Bildern der katholischen Heiligen. In Böhmen unweit von dem Karlsbade findet ein Bauer im ackern ein Stück Bret, darauf was gemalet ist. Die Kinder spielen damit, und werfen mit Steinen darnach. Da das Holz alt und halb faul seyn mag, auch aus feuchter Erde gepflüget worden, so quillt von den Steinwürfen hier und da ein Tropfen Feuchtigkeit heraus, die eine dunkele kothigte Farbe hat. Das wird der Bauer gewahr, und da er das Bild recht betrachtet, ist es ein Crucifix gewesen: und was können also die obigen Tropfen anders seyn, als Blutstropfen? Sogleich meldet er solches seinem Dorfpfarrer. Wer ist froher, als dieser, ein solch Wunderbild in seine Kirche zu bekommen? Er ziehe

phens, ja des Apollo selbst zu wissen; als nur den Ursprung der Orakel des Antinous, des Hephästions und Augusts ein wenig zu erwägen?

Indessen, die Wahrheit zu gestehen, so finden wir doch nicht, daß diese neue Orakel in eben dem Ansehen gestanden hätten, als die alten. Weit gefehlet (*)!

Man ließ die neugemachten Götter nur gerade so viel Antworten geben, als es nöthig war, sich bey den Prinzen beliebt zu machen. Im übrigen fragete man sie nicht ernstlich um Rath; und wenn was wichtiges vorfiel, gieng man nach Delphos. Die alten Dreyfüße waren sonst seit undenklichen Zeiten, im Besitze der Wissenschaft künftiger Dinge: und auf die Antworten eines geübten Gottes, konnte man sich besser verlassen, als auf die Aussprüche der neuern, die noch keine Erfahrung hatten.

Die römischen Kaiser, die ihren Vortheil dabey hatten, wenn die Gottheit ihrer Vorgänger im Regimente erkannt und eingeführet würde; weil sie selbst Hoffnung hatten, vergöttert zu werden; hätten sich auch bemühen sollen, die Orakel der vergötterten Kaiser berühmter zu machen: dafern nicht etwa der Pöbel, der sich schon an die alten Orakel gewöhnet hatte, kein rechtes Vertrauen zu den neuen fassen können. Ich wollte wohl gar glauben, daß sie, ungeachtet ihrer großen Neigung zum allerlächerlichsten Aberglauben,

 dennoch

zieht mit seinem Küster, und der ganzen Gemeine hinaus, selbiges einzuholen. Man kann sich die Procesßion leicht vorstellen, die solches gegeben hat. Das Bild wird aufgestellet; es werden, Gott weis, wie viel Messen gelesen, die Sünde der Knaben, die darnach geworfen, auszusöhnen: und endlich wird der Tag der Erfindung zum immerwährenden Andenken zum Ablasse gewidmet. Nun gehen die Wallfahrten nach diesem Wunderbilde an: erst von den nächsten Dörfern, hernach immer von weitern. Denn diese Art von heiligen Reisen gleicht lustigen Spaziergängen, da junge Leute Gelegenheit haben, etliche Tage müßig zu seyn, verliebte Gesellschaften zu suchen und zu finden. Kurz, in wenigen Jahren, ist diese Wallfahrt so zahlreich geworden, als die zu Mariaculm. Ich habe selbst im Karlsbade junge Leute gesprochen, die sie jährlich abwarteten.

dennoch alle diese neuen Orakel, und überhaupt alle neugemachete Götter verspottet und ausgelachet. Wie war es möglich, den Adler, der sich von dem brennenden Scheiterhaufen eines römischen Kaisers in die Höhe schwung, für die Seele des Kaisers anzusehen, die sich gen Himmel begäbe, um daselbst ihren Platz einzunehmen?

Wie kam es denn aber, daß das Volk bey der allerersten Einsetzung der Götter, und Stiftung der Orakel, sich hatte betrügen lassen? Meines Erachtens ist es so zugegangen. Was die Götter anlanget, so gab es im Heydenthume nur zwo Hauptgattungen derselben: entweder solche, die wirklich von göttlicher Natur seyn sollten; oder solche, die zu Göttern gemachet worden, nachdem sie vorher Menschen gewesen waren. Die erstern waren dem Volke durch die Weisen und Gesetzgeber mit vielen Geheimnissen verkündiget worden: und das Volk sah sie nicht, hatte sie auch niemals gesehen. Die letztern, ob sie gleich vor den Augen aller Welt, Menschen gewesen waren, hatte man aus eigener Bewegung zu Göttern gemachet: weil die Völker durch die Wohlthaten derselben so sehr waren gerühret worden. Man hielt also jene für was großes und anbethenswürdiges; weil man sie nicht sah: man machete auch von diesen sehr viel Werks; weil man sie liebete. Von einem römischen Kaiser aber, der auf Befehl des Hofes, nicht aber durch die Liebe des Volkes vergöttert wurde, konnte man so viel Wesens nicht machen: zumal da er noch nicht längst ganz augenscheinlich ein Mensch gewesen war.

Was die Orakel betrifft; so ist ihre erste Stiftung gleichfalls so schwer nicht zu erklären. Man gebe mir nur sechs Menschen, die sich bereden lassen, die Sonne verursache den Tag nicht: so trage ich keinen Zweifel, daß nicht ganze Nationen, diese Meynung annehmen sollten. So lächerlich diese Meynung auch seyn mag, so darf man nur ein Mittel erfinden, sie eine zeitlang zu behaupten: unterdessen wird sie alt; und alsdann ist sie schon sattsam er-

wie-

wiesen (*). Auf dem Parnasse war ein Loch; daraus kam ein gewisser Dampf, davon die Ziegen zu tanzen anfingen, und der einem in den Kopf stieg. Vieleicht hat einer, der davon eingenommen war, angefangen viel zu schwatzen, ohne zu wissen, was er geredet; doch aber von ungefähr etwas wahres gesaget. Alsofort muß was göttliches in dieser Ausdünstung vorhanden seyn. Sie hält die Wissenschaft des Zukünftigen in sich; man fängt an, sich mit besondrer Ehrerbiethung diesem Loche zu nähern; und allmählich findet sich eine Ceremonie nach der andern ein. Vermuthlich ist das delphische Orakel dergestalt entstanden; und weil es seinen Ursprung von einem Dampfe hatte, der trunken machete: so mußte die pythische Priesterinn nothwendig in eine Raserey gerathen, wenn sie prophezeihete. Bey den meisten übrigen Orakeln war die Raserey nicht nöthig.

Sobald nun erstlich ein einziges eingeführet war, so ist leicht zu schließen, daß bald darauf tausend andre aufkommen werden. Geben die Götter da gute Antworten: warum nicht auch hier; oder anderwärts? Der Pöbel ist durch eine so wunderwürdige Sache gerühret, und begierig, den daraus entstehenden Vortheil zu genießen: daher wünschet er, daß doch überall Orakel entstehen möchten. Endlich kömmt noch allmählich das Alterthum dazu; welches ihnen allen möglichen Vorschub thut. Die neuen Orakel konnten unmöglich so sehr in Aufnehmen kommen: denn sie wurden von den Prinzen gestiftet. Der Pöbel glaubete lieber denen, die er selbst gemachet hatte.

Zu dem allen setze man noch, daß zur Zeit der ersten Einsetzung der Götter und Orakel, die Unwissenheit weit größer gewesen, als nachmals. Die Philosophie war noch nicht zur Welt gebohren, und also hatte sich der ungereim-

(*) Wofern es mit den Herrenhuthern noch funfzig Jahre dauren kann: so ist ihr Stifter ein Prophet, wie Mahomet, und seiner Verehrung bey den Nachkommen sicher.

teste Aberglaube von ihr keines Wiederspruches zu besorgen. Zwar ist der Pöbel oder das Volk niemals sonderlich klug und aufgeweckt: indessen leidet doch seine gewöhnliche Dummheit von Zeit zu Zeit einige Veränderung. Zum wenigsten giebt es Jahrhunderte, wo die ganze Welt Pöbel ist: und in solchen Zeiten ist es sehr bequem, Irrthümer einzuführen. Es ist also kein Wunder, daß der Pöbel aus den neuen Orakeln so viel nicht gemachet, als aus den alten: aber daher folget noch nicht, daß es mit der Stiftung der alten eine andre Bewandniß gehabt habe. Es mochte sich nun entweder ein Geist in die Bildsäule Hephästions einquartiren, um darinnen Antworten zu ertheilen, so bald es dem Alexander beliebt hatte, demselben ein Orakel zu stiften; oder es mag die Säule selbst ohne den Geist geantwortet haben: so konnte ja das Bild des delphischen Apollons wohl eben das thun. Nun aber würde es ja, meines Erachtens, sehr seltsam und wunderbar seyn, wenn eine bloße Phantasie Alexanders zulänglich gewesen wäre, einen Teufel zum Besitzer eines Bildes zu machen; welches eben dadurch der Welt eine ewigwährende Gelegenheit zu Irrthümern werden sollte.



Das XII. Hauptstück.

Von den Oertern, wo die Orakel gewesen.

Nunmehr wollen wir die Künste der Priester stückweise kund machen, und nacheinander durchgehen: und in dieser Untersuchung werden viele sehr angenehme und besondre Merkwürdigkeiten des Alterthumes vorkommen.

Die gebirgigten Länder, die folglich voller Hölen und Klüfte waren, hatten die meisten Orakel. Ein solches Land war

war Böotien, welches nach Plutarchs Berichte, vorzeiten sehr viele gehabt haben sollte. Man bemerke hier im Vorbeygehen, daß die Böotier in dem Rufe stunden, daß sie die dümmsten Leute von der Welt wären. Dieses war also ein bequemes Land für Orakel; weil es weder an Narren, noch an Hölen, einen Mangel hatte.

Ich glaube nicht, daß der erste Ursprung der Orakel ein mit Fleiß ersonnener Betrug gewesen sey. Allein das Volk gerieth in einen gewissen Aberglauben, der einigen etwas witzigern Leuten Gelegenheit gab, sich denselben zu Nutz zu machen. Denn die Thorheiten des Pöbels sind oft so beschaffen, daß man sie unmöglich vorher sehen können: und oftmals haben die Betrüger an nichts weniger gedacht; sondern sind von ihm selbst veranlasset worden, ihn zu betrügen.

Meine Meynung ist also: man habe anfänglich die Orakel deswegen nur in Böotien angeleget, weil diese Landschaft sehr bergicht ist. Nachdem das delphische Orakel dergestalt einmal in Böotien aufgekommen war; so wurden die andern, die man nach eben diesem Muster anlegete, ebenfalls in Hölen gestiftet, deren Bequemlichkeit die Priester bereits erkannt hatten.

Mit der Zeit breitete sich diese Gewohnheit allenthalben aus. Der Vorwand gewisser göttlicher Ausdämpfungen machete die Hölen unentbehrlich! und über das scheint es, die Hölen könnten an sich selbst schon einen gewissen Schauer erwecken, der dem Aberglauben nicht undienlich ist.

Man muß in Sachen, so nur die Einbildungskraft rühren sollen, gar nichts aus der Acht lassen. Vieleicht hat gar die Lage der Stadt Delphen gemachet, daß man sie für eine heilige Stadt angesehen. Sie lag gerade auf dem halben Wege zum Berge Parnassus, auf einer kleinen Fläche, und war mit solchen jähen Felsen umgeben, dadurch sie ohne Beyhülfe der Kunst befestiget wurde. Der höhere Theil des Berges hatte fast die Figur einer Schaubühne: und das Geschrey der Menschen sowohl, als der Klang der Trompeten, verdoppelte sich in dem Felsen. Man sey nur

versichert, daß hier kein einziges Echo ganz vergeblich gewesen sey (*).

Die Bequemlichkeit der Priester, und die Majestät der Orakel erfoderten also beyderseits Hölen und Klüfte; so, daß man auch nicht gar zu viel prophetische Tempel auf dem platten Lande antraf. Fanden sich aber gleichwohl einige, so wußte man den Fehler ihrer Lage schon zu ersetzen. An statt natürlicher Grüfte, machete man künstliche, das ist, solche Heiligthümer, die nichts anders, als gewisse Abgründe waren; wo die Gottheit ins besondre wohnete, und wo außer den Priestern niemand hinkommen durfte.

Wenn sich die Pythia (**) auf den Dreyfuß setzete, so geschah es in ihrem Allerheiligsten; einem finstern Orte, der von der kleinen Kammer, wo sich die Rathfragenden aufhielten, etwas entfernet war. Die Oeffnung dieses Heiligthums selbst, war mit Lorbeerlaub ganz verhüllet: und diejenigen, denen man es erlaubete, sich zu nähern, vermochten nicht das geringste dadurch zu sehen.

Woher meynet man, daß der große Unterschied herrühre, womit die Alten von der Gestalt ihrer Orakel redeten? Es kömmt daher, weil sie nichts sehen konnten, was in dem innersten ihrer Tempel vorgieng.

Zum Exempel, wegen des dodonischen Orakels ist man ganz uneins: aber was hätte den Griechen wohl bekannter seyn sollen, als eben dieses? **Aristoteles** saget, wie **Suidas** berichtet: es wären zu Dodon zwo Säulen gewesen, auf deren einer ein ehernes Becken, auf der andern aber,

(*) Wenn das griechische Heydenthum noch herrschete, so würde nicht leicht ein Ort in Deutschland geschickter zu einer heiligen Orakelstadt seyn, als das Karlsbad. Denn außer dem Gesundbrunnen, dessen Kräfte man leicht einem Apollo, als dem Gotte der Aerzte zuschreiben könnte, ist der Ort zwischen lauter Bergen und Felsen gelegen, die viel Gelegenheit zu fürchterlichen Erfindungen der Priester geben könnten. Ja der sprudelnde Säuerlingsquell, der in geringer Entfernung hinter der Wiese und dem schattichten Spaziergange quillt, und zwar in einem

aber, das Bild eines Kindes gestanden, welches eine Peitsche, deren Schnüre auch aus Erz waren, in der Hand gehalten; so, daß dieselben ein Geräusch gemachet, so oft sie durch den Wind an das Becken geschlagen worden.

Dämon, wie eben derselbe Suidas berichtet, saget: des dodonischen Jupiters Orakel sey ganz mit solchen Becken umgeben, die ein sehr langwieriges Geräusch erwecken könnten: wenn eins an das andre geschlagen, und die Bewegung in die Runde immer weiter fortgesetzet würde.

Andre sageten, es wäre eine klingende Eiche, die ihre Aeste und Blätter schüttele, wenn sie um Rath gefraget würde; und ihre Antworten durch die Priesterinnen, Dodonides genannt, erklärete.

Aus dem allen erhellet, daß nichts gewissers dabey gewesen, als ein Geräusch: weil man es nur von außen hörete, aber das innere des Ortes, wo das Orakel gegeben wurde, nicht sah; sondern es nur errathen, oder dem parteyischen Berichte der Priester trauen mußte, woher das Getöne käme. Doch findet man in der Historie, daß gewisse Personen die Freyheit gehabt, in diese Heiligthümer zu gehen: allein das waren keine schlechtere Leute, als Alexander und Vespasian. Strabo erzählet aus dem Kallisthenes, daß Alexander ganz allein mit dem Priester in den Tempel Hammons gegangen; alle übrige aber das Orakel nur draußen gehöret.

Tacitus saget gleichfalls, daß Vespasian zu Alexandria gewesen, als er schon seine Absichten auf das Kaiserthum

nem engen schmalen Thale, zwischen hohen Bergen; könnte vortrefflich zu einem prophetischen Wasser dienen, welches den, der es tränke, geschickt machete, künftige Dinge zu weissagen. Wenige Putzwerke, Tempel, und Opfer würden der Sache so ein heiliges und ehrwürdiges Ansehen gegeben haben, daß Delphis und Dodon nichts dagegen gewesen wären: zumal wegen des beständigen Wunders seines Gesundbrunnens und Bades; dergleichen kein griechisches Orakel gehabt hat.

(**) Plutarch im Gespräche von Orakeln die da aufgehöret haben.

thum hatte, und das Orakel des Serapis um Rath fragen wollen: aber daß er vorher alle miteinander aus dem Tempel gehen lassen. Indessen stehts noch dahin, ob er auch ins Heiligthum gekommen. Dergestalt werden die Exempel einer solchen Vergünstigung sehr seltsam seyn: denn mein Scribent gesteht, er wisse außer diesen beyden kein anderes; es wäre denn, daß man noch hinzu fügen wollte, was Tacitus vom Titus saget: daß die Priester der Göttinn Venus, zu Paphos, ihm nur insgeheim viel wichtige Dinge entdecken wollten; dasjenige betreffend, was er damals im Sinne hatte. Allein dieß Exempel beweist noch weniger, als Vespasians seines: daß die vornehmen Herren von den Priestern Erlaubniß bekommen, in die Heiligthümer ihrer Tempel zu gehen. Zweifels ohne mußte man in großem Ansehen stehen, wenn man sie bewegen wollte, einem ihre Geheimnisse anzuvertrauen: ja sie thaten dieses keinen andern Prinzen, als die ohnedieß, ihres Vortheils halber nichts ausplaudern durften, und in den Umständen, darinn sie sich befanden, besondre Ursachen hatten, die Orakel zu bestätigen.

In diesen finstern Heiligthümern waren alle Maschinen der Priester verborgen, und sie giengen durch unterirrdische Wege da hinein. Ruffinus beschreibt uns den Tempel des Serapis, als voll bedeckter Gänge; und damit ich noch ein stärkeres Zeugniß anführe: lehret uns nicht die Schrift, wie Daniel die Betrügerey der Pfaffen des Bels entdecket; die ganz insgeheim in ihren Tempel zu kommen wußten, die Speisen abzuholen, so man daselbst geopfert hatte? Mich dünket diese einzige Historie könnte die ganze Frage zu unserm Vortheile entscheiden. Hier war der Streit von einem Wunder des Heydenthumes, welches allenthalben geglaubet wurde; nämlich, von den Opfern, welche

(*) Der Herr Verfasser besinnet sich nicht auf die Hexe von Endor. Man sehe aber davon den Biedermann nach, wo diese Geschichte auf eine ganz vernunftmäßige Weise erkläret worden;

welche zu verzehren, die Götter sich selber die Mühe gaben. Schreibt die Schrift dieses Wunder dem Teufel zu? Gar nicht, sondern den betrügerischen Pfaffen. Und dieß ist die einzige Stelle, wo sich dieselbe ein wenig bey einem heydnischen Wunderwerke aufhält. Indem sie uns aber nicht benachrichtiget, daß es mit andern dergleichen nicht eben die Bewandniß gehabt habe; so giebt sie uns klärlich zu verstehen, daß sie von eben der Art gewesen (*). Und kurz von der Sache zu reden; wie viel leichter müßte es nicht fallen, den Pöbel zu bereden: die Götter ließen sich in die Bildersäulen nieder, mit ihm zu sprechen, und allerley nützliche Lehren zu geben; als es sich einzubilden, dieselben kämen herunter, die Gliedmaßen der Ziegen und Hämmel zu verzehren? Wenn aber die Priester anstatt der Götter schmauseten: wie vielmehr werden sie nicht an ihrer Stelle geredet haben?

Die Gewölber der Heiligthümer verstärketen die Stimme, und verursacheten ein Getön, welches ein Schauer erweckete. Man liest auch in allen Poeten: die Pythia habe eine übermenschliche Stimme gehabt. Vieleicht sind so gar die Sprachröhre, welche den Schall vermehren, damals nicht ganz unbekannt gewesen? Vieleicht hat der Ritter Morland nur das Geheimniß erneuert, welches die heydnischen Pfaffen lange vor ihm gewußt: und davon sie lieber ihren Vortheil ziehen wollen, indem sie es heimlich gehalten; als daß sie durch die Entdeckung desselben hätten Ehre suchen sollen. Zum wenigsten versichert der Pater Kircher, Alexander habe ein solch Sprachrohr gehabt, womit er seiner ganzen Armee auf einmal verständlich zugeredet.

Ich will eine Kleinigkeit nicht vergessen, welche dienen kann, die besondere Geschicklichkeit der Pfaffen im Betrü-

gen

den; so daß keine Teufelskünste dazu nöthig gewesen, den furchtsamen Saul durch ein verstelltes Gespenst zu erschrecken; und ihm Dinge zu verkündigen, die ein jeder gescheider Israelit vorher sehen konnte.

gen zu erweisen. Aus dem Heiligthume, oder dem Chore des Tempels, kam bisweilen ein sehr angenehmer (*) Dampf hervor, der den ganzen Ort erfüllete, wo die Rathfragenden waren. Das bedeutete die Ankunft der Gottheit, welche alles balsamirte! Daraus urtheile man, ob Leute, welche die Sorgfalt ihrer Betrügereyen bis auf ganz unnütze Kleinigkeiten zu treiben pflegeten, in den wesentlichen Stücken das geringste werden vergessen haben?

Das XIII. Hauptstück.

Von dem Unterscheide der Tage und andern Geheimnissen der Orakel.

Die Priester vergaßen keine Gattung der Vorsichtigkeit zu gebrauchen. Sie bemerketen nach Belieben gewisse Tage, an welchen es nicht erlaubet war, das Orakel zu fragen. Dieses sah sehr geheimnißvoll aus, welches in dergleichen Materien schon viel ist: aber der vornehmste Nutzen, den sie davon zogen, war dieser; daß sie die Leute unter diesem Vorwande abweisen mochten, wann sie nicht Lust hatten, ihnen zu antworten; oder daß sie in währender Zeit ihre Anstalten und Vorbereitungen machen könnten.

Bey Gelegenheit dieser vorgegebenen unglücklichen Tage, wurde Alexandern eins der artigsten Orakel gegeben, davon man jemals gehöret hat.

Er war nach Delphos gekommen, den Apollo um Rath zu fragen, und die Priesterinn, welche vorgab: es wäre nicht erlaubet, eine Antwort zu suchen, wollte durchaus nicht in den Tempel gehen. Alexander, welcher hitzig war, ergriff sie beym Arme, und wollte sie mit Gewalt hinein führen. Sie aber rief: ey mein Sohn! man

kann

(*) Plutarchs Gespräch von Orakeln.

kann dir ja nicht widerstehen. Mehr verlange ich nicht, erwiederte Alexander: an diesem Orakel habe ich genug.

Die Priester hatten noch ein Geheimniß, nach ihrem Belieben, Zeit zu gewinnen. Ehe man das Orakel befragete, mußte man opfern: und wann das Eingeweide des Viehes nicht glücklich aussah: so hatten die Götter noch nicht Lust zu antworten. Aber wer urtheilete von dem Eingeweide der Opfer? Die Priester selbst, und zwar mehrentheils untersucheten sie dieselben ganz allein, wie aus vielen Exempeln erhellet: so daß man den Rathfragenden nöthigte, das Opfer von neuem anzufangen; ob er gleich ein Thier geopfert hatte, dessen Herz und Leber die schönsten von der Welt gewesen waren

Was man Geheimnisse und verborgene Ceremonien einer Gottheit nennete, das war zweifelsfrey eines von den besten Kunststücken, welches die Pfaffen zu ihrer Sicherheit hätten erdenken können. Sie konnten ihre Spielwerke so gut nicht verstecken, daß sie nicht bey vielen in den Verdacht eines Betruges gerathen wären. Daher geriethen sie auf den Einfall, gewisse Ceremonien einzuführen, wodurch die Eingeweiheten zu einer unverbrüchlichen Verschwiegenheit verbunden wurden. Es ist wahr, daß es auch in solchen Tempeln Geheimnisse gegeben, wo keine Orakel waren: aber in vielen, wo dergleichen waren, traf man sie auch an; wie zum Exempel zu Delphis. Plutarch, in dem oft angeführten Gespräche, saget: zu Delphis, ja in der ganzen Landschaft sey kein einziger zu finden gewesen, der nicht unter die Eingeweiheten gehöret hätte. Also stund alles unter der Herrschaft der Priester. Hätte sich da jemand unterstanden, nur das Maul wider sie aufzuthun: so hätte man gleich von Atheisten und Ruchlosen zu schreyen angefangen; und würde ihm bald einen Proceß gemachet haben, daraus er lebenslang nicht würde gekommen seyn.

Aber auch außer diesen Geheimnissen würden die Einwohner zu Delphis nicht unterlassen haben, reinen Mund

zu

thum hatte, und das Orakel des Serapis um Rath fragen wollen: aber daß er vorher alle miteinander aus dem Tempel gehen lassen. Indessen stehts noch dahin, ob er auch ins Heiligthum gekommen. Dergestalt werden die Exempel einer solchen Vergünstigung sehr seltsam seyn: denn mein Scribent gesteht, er wisse außer diesen beyden kein anderes; es wäre denn, daß man noch hinzu fügen wollte, was Tacitus vom Titus saget: daß die Priester der Göttinn Venus, zu Paphos, ihm nur insgeheim viel wichtige Dinge entdecken wollten; dasjenige betreffend, was er damals im Sinne hatte. Allein dieß Exempel beweist noch weniger, als Vespasians seines: daß die vornehmen Herren von den Priestern Erlaubniß bekommen, in die Heiligthümer ihrer Tempel zu gehen. Zweifels ohne mußte man in großem Ansehen stehen, wenn man sie bewegen wollte, einem ihre Geheimnisse anzuvertrauen: ja sie thaten dieses keinen andern Prinzen, als die ohnedieß, ihres Vortheils halber nichts ausplaudern durften, und in den Umständen, darinn sie sich befanden, besondre Ursachen hatten, die Orakel zu bestätigen.

In diesen finstern Heiligthümern waren alle Maschinen der Priester verborgen, und sie giengen durch unterirrdische Wege da hinein. Ruffinus beschreibt uns den Tempel des Serapis, als voll bedeckter Gänge; und damit ich noch ein stärkeres Zeugniß anführe: lehret uns nicht die Schrift, wie Daniel die Betrügerey der Pfaffen des Bels entdecket; die ganz insgeheim in ihren Tempel zu kommen wußten, die Speisen abzuholen, so man daselbst geopfert hatte? Mich dünket diese einzige Historie könnte die ganze Frage zu unserm Vortheile entscheiden. Hier war der Streit von einem Wunder des Heydenthumes, welches allenthalben geglaubet wurde; nämlich, von den Opfern, welche

(*) Der Herr Verfasser besinnet sich nicht auf die Hexe von Endor. Man sehe aber davon den Biedermann nach, wo diese Geschichte auf eine ganz vernunftmäßige Weise erkläret worden;

über die Religion ein Handwerk macheten: ja, ich glaube, man habe ihnen nicht einmal von dem Orakel antworten lassen.

Es war auch nicht schwer, dieselben zu erkennen. Alle Griechen, die sich ein wenig auf die Gelehrsamkeit legten, erwählten sich eine philosophische Secte: und von dieser führten sie einen Zunamen, fast wie man sich itzo von seinen Landgütern nennet. Zum Exempel, man unterschied drey **Demetrier**: denn der eine war **Demetrius** der Cyniker, der andre **Demetrius** der Stoiker; und der dritte, **Demetrius** der Peripatetiker.

Diese Gewohnheit, die Epikurer von allen Geheimnissen auszuschließen, war so allgemein, daß sich auch so gar der große Betrüger, dessen Leben uns **Lucian** so angenehm beschreibt, derselben bedienete; der Alexander, welcher die Griechen so lange mit seinen Schlangen äffete. Er hatte zu den Epikurern auch die Christen gerechnet, weil sie seinen Absichten nach, einander nicht viel nachgaben; und ehe er seine Ceremonien anfieng, rief er: **Man schaffe die Christen hinaus!** Worauf der Pöbel, nach Art eines Chores, antwortete: **Man schaffe die Epikurer hinaus.**

Er machte es wohl noch ärger: denn da er sah, daß er durch diese zwo Gattungen von Leuten so geplaget ward; die, ob sie wohl aus verschiedenen Trieben handelten, dennoch in Verspottung seiner Ceremonien eins waren: so erklärte er sich: daß die Brücke, worauf er damals wohnte, ganz von gottlosen Menschen erfüllet wäre; und die Gottheit, deren Prophet er wäre, nicht antworten würde, wann man ihm dieselben nicht vom Halse schaffen würde. Und dadurch erweckte er den Christen und Epikurern keine geringe Verfolgung.

Der **Apollo** zu Daphne, einer Vorstadt in Antiochien, war in eben der Noth; als er zu Zeiten **Julians** des Abtrünnigen, denen, so ihn um die Ursache seines Stillschweigens befragten, zur Antwort gab: die Ursache davon wären gewisse Todten, die man in der Nähe begraben hätte.

gen zu erweisen. Aus dem Heiligthume, oder dem Chore des Tempels, kam bisweilen ein sehr angenehmer (*) Dampf hervor, der den ganzen Ort erfüllete, wo die Rathfragenden waren. Das bedeutete die Ankunft der Gottheit, welche alles balsamirte! Daraus urtheile man, ob Leute, welche die Sorgfalt ihrer Betrügereyen bis auf ganz unnütze Kleinigkeiten zu treiben pflegeten, in den wesentlichen Stücken das geringste werden vergessen haben?



Das XIII. Hauptstück.

Von dem Unterscheide der Tage und andern Geheimnissen der Orakel.

Die Priester vergaßen keine Gattung der Vorsichtigkeit zu gebrauchen. Sie bemerketen nach Belieben gewisse Tage, an welchen es nicht erlaubet war, das Orakel zu fragen. Dieses sah sehr geheimnißvoll aus, welches in dergleichen Materien schon viel ist: aber der vornehmste Nutzen, den sie davon zogen, war dieser; daß sie die Leute unter diesem Vorwande abweisen mochten, wann sie nicht Lust hatten, ihnen zu antworten; oder daß sie in währender Zeit ihre Anstalten und Vorbereitungen machen könnten.

Bey Gelegenheit dieser vorgegebenen unglücklichen Tage, wurde Alexandern eins der artigsten Orakel gegeben, davon man jemals gehöret hat.

Er war nach Delphos gekommen, den Apollo um Rath zu fragen, und die Priesterinn, welche vorgab: es wäre nicht erlaubet, eine Antwort zu suchen, wollte durchaus nicht in den Tempel gehen. Alexander, welcher hitzig war, ergriff sie beym Arme, und wollte sie mit Gewalt hinein führen. Sie aber rief: ey mein Sohn! man kann

(*) Plutarchs Gespräch von Orakeln.

Man mußte sie auch wohl den Priestern einhändigen: damit sie dieselbigen beschlafen, und im Traume die Antwort darauf erhalten möchten. In beyden Fällen nun, hatten sie Zeit und Freyheit genug, sie zu eröffnen. Zu dem Ende wußten sie mancherley Geheimnisse, deren einige wir beym Lucian, von seinem falschen Propheten, erzählet finden. Wer neugierig ist, mag beym Lucian selbst nachsehen, wie man die Briefe der Alten habe aufmachen können; ohne daß es von jemanden gemerket werden konnte.

In der That hatte man sich eines solchen Kunstgriffes bedienet, den Zettel eines gewissen cilicischen Statthalters zu eröffnen: der, wie Plutarch berichtet, an das Orakel des Mopsus zu Malla, einer Stadt in dieser Landschaft, geschicket war. Der Statthalter wußte nicht, was er von den Göttern glauben sollte. Er war von lauter Epikurern umringet: und diese hatten ihm manchen Zweifel in den Kopf gesetzet.

Er entschloß sich also, wie Plutarch auf eine angenehme Art saget, einen Spion zu den Göttern zu schicken, um zu erfahren: ob denn etwas daran wäre? Er gab ihm einen wohl versiegelten Zettel, den er dem Orakel des Mopsus abgeben sollte. Dieser Abgesandte schlief in dem Tempel, und sah im Traume einen wohlgestalten Mann, der zu ihm sagte: schwarz. Er bringt diese Antwort dem Statthalter zurück, und sie scheint allen Epikurern an seinem Hofe sehr lächerlich zu seyn. Er hingegen gerieth in Erstaunen und Bewunderung, machte den Brief auf, und wies ihnen die darinn geschriebene Frage: soll ich dir einen weißen oder schwarzen Ochsen opfern? Nach diesem Wunder, war er sein Lebenlang ein andächtiger Verehrer des Gottes Mopsus.

Was den Traum anlangt, das wollen wir nachmals erklären: genug, daß der Brief geschickt hat erbrochen, und wieder versiegelt werden können. Denn warum hätte man ihn sonst in den Tempel bringen müssen? Hätte ein Teufel darauf antworten müssen, so hätte er ja nur in den Händen des Statthalters bleiben dürfen.

Wagten sich die Priester nicht, die Zettel zu erbrechen; so bemüheten sie sich auf eine gute Manier zu erfahren, weswegen die Leute hingekommen wären? Gemeiniglich waren es ansehnliche Männer, die etwa ein Vorhaben, oder eine Begierde im Kopfe hatten, welche der Welt nicht unbekannt war. Die Priester hatten bey Gelegenheit der Opfer, die man bringen, und der Verzögerung, die man in acht nehmen mußte, ehe das Orakel die Antwort gab, so viel Umgang mit ihnen; daß es nicht schwer war, ihnen entweder die Absicht ihrer Reise heraus zu locken, oder dieselbe doch zu muthmaßen. Man ließ sie Opfer über Opfer bringen, bis sie sich ein wenig heraus gelassen hatten. Man übergab sie gewissen niedrigen Bedienten des Tempels: welche, unter dem Vorwande ihnen die Alterthümer, Bildsäulen, Malereyen und Geschenke zu zeigen, die Kunst verstunden, sie von ihren Sachen auszuholen. Diese Aufseher der Alterthümer, dergleichen noch itzo in Italien von diesem Handwerke leben, waren in allen Tempeln von einiger Wichtigkeit. Sie wußten alle Wunderwerke auswendig, die daselbst geschehen waren. Sie machten viel Werkes, von der Macht und den seltsamen Thaten ihres Gottes; sie erzählten nach der Länge die Historie aller Geschenke, die man ihm gewidmet hätte. Hierbey saget **Lucianus** sehr artig: daß alle diese Leute von nichts, als lauter Wind gelebet; und daß man in Griechenland sehr böse über die Wahrheiten geworden wäre, welche nichts eingetragen hätten.

Wenn nun diejenigen, die um Rath zu fragen kamen, gleich nichts sageten; schwiegen denn deswegen ihre Bedienten auch stille? Man muß wissen, daß in einer solchen Orakelstadt, fast lauter Orakelbediente gewesen sind. Einige waren Propheten und Priester; andere Poeten, welche die prosaischen Orakel in Verse setzen mußten; andere schlechte Dolmetscher; andere nur kleine Pfaffen, die da opferten, und das Eingeweide besahen; noch andere Weihrauchhändler, oder Viehhändler, wegen des Räucherns und Opferns; noch andere Aufseher der Alterthümer; und endlich noch

andere Gastwirthe, die von dem großen Zulaufe der Fremden reich wurden. Alle diese Leute hielten die Partey des Orakels und ihres Gottes.

Entdeckten sie nun, vermittelst der Hausgenossen solcher Fremdlinge, etwas, so zu wissen dienlich war: so ist kein Zweifel, daß sie solches ihren Priestern nicht sollten zu wissen gethan haben.

Der falsche Prophet Alexander, der sein Orakel in Pontus angerichtet hatte, hatte so gar in Rom seine Correspondenten: welche ihm die heimlichsten Angelegenheiten dererjenigen kund thaten, die ihn um Rath zu fragen hin kamen.

Durch diese Mittel war man im Stande, zu antworten, wenn man gleich keine Zettel bekommen hatte; und dieselben waren zweifelsfrey den Priestern des klarischen Apollo nicht unbekannt: dafern es anders wahr ist, daß man ihm nur die Namen derer sagen dürfen, die ihn um Rath fragten.

So redet Tacitus im zweyten Buche seiner Geschichte davon: **Germanicus fragete den Apollo zu Klaros um Rath. Hier antwortete kein Weib, wie zu Delphis; sondern ein Mann, der von gewissen Familien gewählet wird, und fast allezeit von Miletus ist. Man darf ihm nur die Anzahl und die Namen der Rathfragenden sagen; so begiebt er sich in eine Höle, trinkt von dem Wasser einer daselbst verborgenen Quelle, und antwortet darauf in Versen, auf dasjenige, was man im Sinne hat: ob es gleich zuweilen ein sehr unwissender Kerl ist.**

Man könnte hier anmerken, daß man das Orakel zu Delphis zwar einem Weibe anvertrauet, weil man sich hier nur besessen anstellen dorfte: aber daß man hingegen zu Klaros solches einem Manne anvertrauet; weil es daselbsten mehr Schwierigkeit machte. Man könnte ferner anmerken, daß die Unwissenheit des Propheten, darauf ein großer Theil des Wunderwerks ankömmt, niemals recht erwiesen werden konnte; und daß endlich der Teufel des Orakels, so groß er auch war, doch die Namen der Rathfragenden nicht entbeh-

Diese Tödten waren christliche Märtyrer, und unter andern der heilige Babylas. Gemeiniglich will man behaupten, die Gegenwart dieser seligen Körper hätte dem Teufel das Vermögen genommen, durch die Orakel zu antworten. Aber es hat mehr Schein, wenn man saget; daß der große Zulauf der Christen, der bey den Gräbern dieser Märtyrer geschah, den Pfaffen des Apollo beschwerlich gefallen; als welche bey ihren Verrichtungen keine so scharfsichtige Feinde haben möchten; und durch dieses falsche Orakel sich bemühet haben, von einem heydnischen Kaiser zu erhalten, daß er die Körper, darüber sich ihr Gott beklaget hatte, möchte wegschaffen lassen.

Um nun wieder auf die Künste zu kommen, davon die Orakel so voll waren, will ich in einer einzigen Betrachtung alle übrige zusammen fassen, die man darüber machen kann. Ich möchte gern wissen, warum doch die Teufel das Zukünftige nur in finstern Oertern vorher sagen könnten? und warum sie niemals durch eine Bildsäule, die mitten auf einem Kreuzwege, vor den Augen aller Welt gestanden, ihre Antworten gegeben?

Man könnte sagen, daß die Orakel, welche auf versiegelten Zetteln, und noch vielmehr die, so in Träumen gegeben worden, der Teufel unumgänglich benöthiget gewesen. Aber es wird uns leicht fallen, zu zeigen, daß auch diese Arten nichts wunderbarers an sich gehabt, als die übrigen.

Das XIV. Hauptstück.

Von den Orakeln, die auf versiegelten Zetteln gegeben wurden.

Die Pfaffen waren so gewissenhaft nicht, daß sie sich nicht so gar unterstanden hätten, die Briefe zu brechen, so man ihnen brachte. Man mußte sie auf dem Altare liegen lassen, und alsdann schloß man den Tempel zu: aber die Priester wußten schon unvermerkt hinein zu kommen.

Man

ders. Man mußte die Eingeweide aller dieser Opfer untersuchen, um zu sehen, ob es Trophonius auch erlaubte, in seine Höle hinunter zu steigen.

Wenn aber gleich alle diese Opfer die glücklichsten von der Welt gewesen wären, so war das noch alles nichts. Das Eingeweide eines gewissen Widders, den man zu allerletzt opferte, mußte den rechten Ausschlag geben. War es nun günstig, so führte man den Rathfragenden bey Nachte zum Flusse Hircinas: daselbst salbten ihm zween junge Knaben, von zwölf oder dreyzehn Jahren, den ganzen Leib mit Oele. Hierauf führte man ihn bis an die Quelle des Flusses, und gab ihm daselbst zweyerley Wasser zu trinken; das Wasser Lethe, welches alle weltliche Gedanken aus seinem Verstande vertilgete, womit sich derselbe vorher beschäfftiget hatte; und das Wasser Mnemosyne, welches die Kraft hatte, das Gedächtniß zu stärken, damit man alles behalten könnte, was man in der heiligen Höle sehen würde. Nach allen diesen Vorbereitungen zeigete man ihm das Bild Trophons, zu welchem er sein Gebeth verrichten mußte. Man kleidete ihn mit einem leinenen Rocke, legte ihm gewisse Binden um: und so gieng er endlich zum Orakel.

Dieses war auf einem Berge gelegen, zwischen einem Umkreise von weißen Steinen, darüber eherne Säulen stunden. In diesem Unfange war eine Höle, wie ein Ofenloch, von Menschenhänden gehauen. Darinnen eröffnete sich ein ziemlich enges Loch, in welches man nicht auf einer Treppe, sondern auf kleinen Leitern steigen mußte. Wenn man unten war, fand man eine andere kleine Höle, deren Eingang ziemlich enge war. Man legte sich auf die Erde, nahm in jede Hand ein gewisses zubereitetes Honig; welches man nothwendig bey sich führen mußte, und steckte die Füße in die Oeffnung der kleinen Höle. Sogleich fühlte man, daß man mit vieler Gewalt und Geschwindigkeit hingerissen wurde. Allhier eröffnete sich nun das Zukünftige; aber nicht gegen alle auf einerley Art. Einige sahen, andere höreten es. Man kam auch aus diesem Loche nicht anders

 heraus,

heraus, als man hinein gekommen war; nämlich auf der Erden liegend, und die Füße voran.

Alsbald setzte man einen auf den Stuhl der Mnemosyne, und fragete: was man gesehen oder gehöret hätte? Von hier wurde man in die Capelle des guten Glückes zurücke geführet, indem man noch ganz betäubet und außer sich war. Allmählich kam man wieder zu Sinnen, und fieng endlich an, wieder lachen zu können: denn bis dahin hatte die Größe der Geheimnisse, und die Gottheit, davon man voll war, einem solches nicht verstattet. Meines Erachtens, hätte man das Lachen so lange nicht aussetzen dürfen.

Pausanias saget uns, es sey nur ein einziger Mensch jemals aus der Höle Trophons nicht wieder zurück gekommen. Und dieß war ein gewisser Spion gewesen, den Demetrius dahin geschicket hatte, um zu sehen: ob an diesem heiligen Orte nicht gute Beute zu machen wäre? Man fand den Körper dieses unglücklichen ziemlich weit davon liegen: wo er gewiß nicht durch die heilige Oeffnung des Abgrundes hingekommen war.

Hier ist es nun gar zu leicht, über das alles unsere Betrachtungen anzustellen. Wie viel Zeit hatten nicht die Priester, unter währenden Opfern, die sie vorher verrichten ließen, zu untersuchen: ob man auch geschickt wäre, in die Höle Trophons gelassen zu werden? Denn in der That wählte Trophon seine Leute, und nahm nicht einen jeden an. Wie sehr erfülleten nicht alle das Waschen und Weihen, alle die nächtlichen Reisen, und die Eingänge, solcher engen und finstern Hölen, die Gemüther mit Aberglauben, Furcht und Schrecken? Wie viel Streiche ließen sich nicht in diesen Finsternissen spielen? Die Begebenheiten mit dem Spion zeigen zur Gnüge, daß man in der Höle nicht sicher gewesen, wenn man nicht in guten Absichten dahin gekommen: ja, daß außer der heiligen Oeffnung derselben, die ein jeder wußte, noch ein anderer heimlicher Eingang dazu gewesen, den nur die Priester gewußt haben.

Wenn man bey den Füßen hinein gezogen ward, so geschah es ohne Zweifel durch Stricke, und man konnte gleichwohl

wohl solches vermittelst der Hände nicht wahrnehmen; weil sie mit dem zubereiteten Honige beschäfftiget waren, welches man nicht mußte fahren lassen. Diese Hölen konnten voller Balsam und Rauchwerk seyn, die das Gehirn einnahmen: und die Wasser Lethe und Mnemosyne konnten in eben der Absicht zubereitet seyn. Ich sage nichts von den Spectakeln und dem Geräusche, wodurch man erschrecket werden konnte: und wenn man ganz außer sich wieder heraus kam, so sagte man das, was man gesehen oder gehöret hatte, solchen Leuten; welche sich diese Verwirrung zu Nutze machten, nach Belieben annahmen, veränderten was sie wollten, oder doch zum wenigsten die Auslegung davon machen mußten.

Zu dem allen kömmt noch, daß es unter den Traumorakeln auch einige gegeben, wozu man sich durch das Fasten vorbereiten mußte; dergleichen in Attika das Orakel (*) des Amphiaraus war. Ja wenn die Träume keine scheinbare Erklärung annehmen wollten, so ließ man einen mit neuen Unkosten im Tempel schlafen: da man denn nicht ermangelte, einem den Kopf mit solchem Zeuge anzufüllen, wovon man nothwendig Träume von Göttern und außerordentlichen Dingen haben mußte. Endlich ließ man die Leute auch auf den Fellen der Opferthiere schlafen: welche gar leicht mit einer Salbe eingeschmieret seyn konnten, die ihre Wirkung im Gehirne that.

Schliefen aber die Priester auf den versiegelten Zetteln, um die prophetischen Träume zu kriegen: so ist es klar, daß die Sache noch viel leichter zu erklären sey. In der That war viel überflüßiges bey der Sorgfalt der heydnischen Pfaffen, womit sie ihre Betrügerey zu verbergen suchten.

War man leichtgläubig und dumm genug, sich an ihren Träumen genügen zu lassen, und ihnen Glauben beyzumessen: so war es nicht nöthig, die andern Leute träumen zu lassen: sie konnten sich dieses Recht allein vorbehalten, und man hatte nichts dawider einzuwenden. Bey dem Naturelle, welches

(*) Philostratus im 2ten Buch des Lebens Apollons.

ren konnte. Doch wir sind noch nicht so weit gekommen, genug, daß wir gewiesen haben, wie man nicht nur auf versiegelte Zettel, sondern auch auf bloße Gedanken antworten können. Indessen ist es wahr, daß man nicht auf aller Menschen Gedanken hätte antworten können: denn was der Priester zu Klaros für den Germanicus that, das hätte er für einen schlechten römischen Bürger wohl bleiben lassen.



Das XV. Hauptstück.

Von den Orakeln, die im Traume gegeben worden.

Die Anzahl der Orakel, so im Traume gegeben worden, ist überaus groß. Diese Art hatte mehr wunderwürdiges an sich, als alle andere; und dennoch war sie in der Ausübung, so gar schwer eben nicht.

Das berühmteste von allen Orakeln, war Trophons seines, in Böotien. Trophonius war nur ein bloßer Held: aber seine Orakel wurden mit mehr Ceremonien gegeben, als alle göttliche.

Pausanias, der ihn selbst einmal befraget hatte, und alle Ceremonien durchgegangen war, hat uns eine weitläuftige Beschreibung davon hinterlassen; und ich vermuthe, daß ein kurzer Auszug davon nicht unangenehm seyn werde.

Ehe man in Trophons Höle hinunter stieg, mußte man eine gewisse Anzahl von Tagen in einer gewissen kleinen Kapelle, des guten Glücks genannt, zubringen. In währender Zeit ließ man sich auf allerley Art aussöhnen und einweihen. Man enthielt sich des warmen Wassers: man wusch sich in dem Flusse Hircinas; man opferte dem Trophonius und seiner ganzen Familie; dem Apollo, dem Jupiter, mit dem Beynamen der König; dem Saturnus, der Juno, und einer gewissen Ceres Europä, welche Trophons Amme gewesen war; und lebte also von lauter Opferfleische. Vermuthlich lebten die Priester auch von nichts an-

haft, nach so vielen eroberten Ländern, die er weder vermehren, noch erhalten konnte, den Geist aufzugeben. Diese letzte Erklärung mußte statt finden: die man auch in der That für das Orakel sehr rühmlich befand, so bald Alexander todt war.

Makrobius saget: als Trajan Willens gewesen, die Parther anzugreifen, habe man ihn ersuchet, das Orakel der Stadt Heliopol zu befragen: wohin man nur einen versiegelten Zettel schicken dorfte. Trajan aber trauete dem Orakel nicht gar zu viel, und wollte auch das itzt erwähnte erst auf die Probe stellen. Er schickte derowegen einen versiegelten Zettel dahin, in welchem nichts geschrieben stund: und man schickte ihm eben dergleichen wieder zurück. Sogleich war Trajan von der Göttlichkeit des Orakels überführet! Er schickte zum andernmale einen versiegelten Zettel, mit der Frage dahin: ob er nach Endigung des Krieges, den er vorhatte, wieder nach Rom kommen würde? Die Gottheit befahl, man sollte einen Weinstock, der in seinem Tempel geopfert war, nehmen, denselben in Stücke zerbrechen, und dem Trajan bringen. Der Erfolg, spricht Makrobius, stimmte völlig mit dem Orakel überein. Denn Trajan starb in diesem Kriege, und man brachte seine Gebeine nach Rom zurück, die durch den zerbrochenen Weinstock waren vorgebildet worden.

Alle Welt wußte, daß der Kaiser willens war, die Parther zu bekriegen, und das Orakel nur deswegen befraget hätte; dieses aber war so listig, daß es ihm eine allegorische, und so allgemeine Antwort gab, daß sie nothwendig wahr werden mußte. Denn Trajan mochte entweder als ein Sieger, aber verwundet; oder nachdem er einen Theil seiner Soldaten verlohren, nach Rom zurücke kommen; oder er mochte überwunden, und sein Heer in die Flucht geschlagen werden; oder es mochte nur in Abwesenheit des Kaisers eine kleine Trennung vorgehen, entweder von der parthischen Seite, oder gar zu Rom; oder die Parther mochten entweder ganz geschlagen werden, oder nur

heraus, als man hinein gekommen war; nämlich auf der Erden liegend, und die Füße voran.

Alsbald setzte man einen auf den Stuhl der Mnemosyne, und fragete: was man gesehen oder gehöret hätte? Von hier wurde man in die Capelle des guten Glückes zurücke geführet, indem man noch ganz betäubet und außer sich war. Allmählich kam man wieder zu Sinnen, und fieng endlich an, wieder lachen zu können: denn bis dahin hatte die Größe der Geheimnisse, und die Gottheit, davon man voll war, einem solches nicht verstattet. Meines Erachtens, hätte man das Lachen so lange nicht aussetzen dürfen.

Pausanias saget uns, es sey nur ein einziger Mensch jemals aus der Höle Trophons nicht wieder zurück gekommen. Und dieß war ein gewisser Spion gewesen, den Demetrius dahin geschicket hatte, um zu sehen: ob an diesem heiligen Orte nicht gute Beute zu machen wäre? Man fand den Körper dieses unglücklichen ziemlich weit davon liegen: wo er gewiß nicht durch die heilige Oeffnung des Abgrundes hingekommen war.

Hier ist es nun gar zu leicht, über das alles unsere Betrachtungen anzustellen. Wie viel Zeit hatten nicht die Priester, unter währenden Opfern, die sie vorher verrichten ließen, zu untersuchen: ob man auch geschickt wäre, in die Höle Trophons gelassen zu werden? Denn in der That wählte Trophon seine Leute, und nahm nicht einen jeden an. Wie sehr erfülleten nicht alle das Waschen und Weihen, alle die nächtlichen Reisen, und die Eingänge, solcher engen und finstern Hölen, die Gemüther mit Aberglauben, Furcht und Schrecken? Wie viel Streiche ließen sich nicht in diesen Finsternissen spielen? Die Begebenheiten mit dem Spion zeigen zur Gnüge, daß man in der Höle nicht sicher gewesen, wenn man nicht in guten Absichten dahin gekommen: ja, daß außer der heiligen Oeffnung derselben, die ein jeder wußte, noch ein anderer heimlicher Eingang dazu gewesen, den nur die Priester gewußt haben.

Wenn man bey den Füßen hinein gezogen ward, so geschah es ohne Zweifel durch Stricke, und man konnte gleich-

wohl

bestmöglichst retten würden. Wenn der falsche Prophet Alexander dem Rutilianus, welcher ihn fragte: Was er seinem Sohne für Lehrmeister geben sollte? zur Antwort gab: Den Pythagoras und Homer: so verstund man schlechterdings, man sollte ihn die freyen Künste und die Philosophie studieren lassen. Doch wenige Tage hernach starb der junge Mensch; und man stellte dem Rutilianus vor, sein Prophet hätte sich sehr betrogen. Aber Rutilianus fand mit vieler Spitzfindigkeit: daß ihm der Tod seines Sohnes von dem Orakel wäre verkündiget worden; weil man ihm den verstorbenen Pythagoras und Homer zu Lehrmeistern angewiesen hätte.

Das XVII. Hauptstück.

Von denen Betrügereyen der Orakel, die offenbar an den Tag gekommen.

Nun ist es nicht mehr Zeit, die Büberenen der Pfaffen durch gar zu scharfsinnige Schlüsse zu entdecken, oder sie spitzfindig zu errathen.

Es hat eine Zeit gegeben, da man sie allenthalben vor den Augen der ganzen Welt ans Licht gebracht hat: und das ist damals geschehen, als die christliche Religion unter den christlichen Kaisern, über das Heydenthum öffentlich zu triumphiren angefangen.

Theodor saget: Theophilus, Bischof zu Alexandrien, habe den Bürgern dieser Stadt, die hohen Schnitzbilder gewiesen, in welchen sich die Priester durch heimliche Wege verstecket hätten, um aus denenselben die Orakelsprüche zu geben.

Als man auf Befehl Constantins, den Tempel Aeskulaps, zu Aeges, in Cilicien niederriß, verjagte man von daselbst, wie Eusebius in dem Leben dieses Kaisers schreibt, weder einen Gott, noch einen Teufel; sondern den Betrüger, der die Leichtgläubigkeit des Pöbels so lange betrogen hatte. Hierzu setzet er überhaupt: daß man in den Bildern der zerstörten Gottheiten nichts weniger, als Götter oder Geister, ja nicht einmal schwarze und finstere Gespenster; sondern lauter Heu, Stroh, Unflath, und wohl gar Todtenknochen gefunden. Von ihm haben wir die Historie vom Theoteknus, der in der Stadt Antiochia, dem Jupiter, als einem Gotte der Freundschaft, eine Bildsäule aufrichtete; von welcher er ohne Zweifel Orakelsprüche geben lassen, weil Eusebius saget: dieser Gott habe einen Propheten gehabt. Dadurch setzte sich dieser Theoteknus in so großes Ansehen, daß ihn Maximinus zum Statthalter der ganzen Provinz machete. Als aber Lucinius nach Antiochien kam, und eine Betrügerey dabey vermuthete, warf er die Priester und Propheten dieses neuen Jupiters auf die peinliche Frage.

Sie gestunden alles mit einander, wurden auch alle, sammt ihren Mitgenossen, vor allen Dingen aber Theoteknus, ihr Anführer, am Leben gestrafet. Eben derselbe Eusebius versichert uns, im 4ten Buche seiner evangelischen Vorbereitung: daß zu seiner Zeit die berühmtesten Propheten der Heyden, sammt ihren berufenen Gottesgelehrten, davon einige gar obrigkeitliche Personen in ihren Städten waren, durch die Folterbank wären gezwungen worden, alle betrügliche Kunstgriffe der Orakel ausführlich zu entdecken.

Wenn hier die Frage wäre, was die Christen damals davon geglaubet hätten: so dünket mich, es würden die angeführten Stellen des Eusebius die Sache völlig entscheiden. Man setzte die Teufel in ein gewisses allgemeines System, welches zum disputiren gut war: wenn man aber

auf

auf einen besondern Fall kam, so dachte man nicht einmal an sie; sondern sie wurden rund davon ausgeschlossen.

Ich halte dafür, man habe niemals bessere Zeugen, wider die Teufel in Orakeln, aufführen können, als die heydnischen Pfaffen. Nachdem wir also ihre Aussage für uns haben, so scheint mir die Sache ganz ausgemachet zu seyn.

Nur von den Looßen will ich noch ein Capitel hinzufügen: nicht deren Betrügereyen zu entdecken, denn dieses ist schon darinnen enthalten, was wir von den Orakeln gesaget haben, und es zeiget sich schon von sich selbst; sondern nur eine Art der Orakel nicht zu vergessen, die in dem Alterthume sehr berühmt ist.

Das XVIII. Hauptstück.

Von den Looßen.

Das Loosen beruhet auf einem blinden Zufalle, und ist so zu reden, eine Entscheidung des Glückes: aber das Looß ist ein Werkzeug, dessen man sich bedienet, diesen Ausspruch zu erfahren.

Mehrentheils war das Loosen eine Art von Würfeln, worauf einige Charactere oder Wörter geschrieben waren; deren Erklärung man in gewissen ausdrücklich dazu verfertigten Tafeln suchen mußte. Die Gewohnheiten dabey waren mancherley. In einigen Tempeln warf man sie selbst, in andern ließ man sie aus einem Geschirre fallen; daher denn die bey den Griechen so gewöhnliche Redensart kömmt: Das Looß ist gefallen.

Vor diesem Würfelspiele giengen allezeit gewisse Opfer und Ceremonien vorher. Vermuthlich haben die Priester die Würfel wohl zu kneipen gewußt: aber wenn sie sich die Mühe nicht nehmen wollten, so ließen sie denselben ihren Lauf; und blieben doch allezeit Herren über die Erklärung derselben.

nur zum Theile; ja sie mochten endlich nur von einem ihrer Bundesgenossen verlassen worden seyn: so reimte sich doch der zerbrochene Weinstock auf alle die verschiedenen Fälle; und das müßte ein Unglück gewesen seyn, daß keines von denselben hätte eintreffen sollen! Ja, ich glaube, daß die nach Rom gebrachten Gebeine des Kaisers, gerade die einzige Erklärung des Orakels gewesen, daran dasselbe niemals gedacht hatte.

Bey Gelegenheit dieses Weinstockes, muß ich eine Art der Orakel nicht vergessen, die sich auf alles schickete: wie denn Apulejus uns berichtet, daß die Priester der Göttinn von Syrien, die Erfinder davon gewesen. Sie hatten zween Verse gemacht, folgendes Inhalts: **Die angespannten Ochsen zerschneiden die Erde, damit die Felder ihre Früchte bringen.** Mit diesen beyden Versen konnten sie nun alles beantworten. Fragte man sie wegen einer Heurath: das waren eben die angespannten Ochsen und die fruchtbaren Felder! Fragte man wegen eines Landgutes, welches man kaufen wollte: siehe! da hatte man die Ochsen, es zu bearbeiten; und die fruchtbaren Felder dazu. Fragte man wegen einer vorhabenden Reise: die Ochsen waren angespannet, und fertig zum Aufbruche; die fruchtbaren Felder aber versprachen einen großen Gewinn. Gieng man zu Felde? was bedeuten da die Ochsen unter dem Joche wohl anders, als daß man seinen Feinden dasselbe auflegen würde? Diese syrische Göttinn war vermuthlich keine Liebhaberinn von vielem Plaudern: darum hatte sie ein Mittel erdacht, mit einer einzigen Antwort alle Fragen abzufertigen.

Wer nun ein dergleichen zweifelhaftes Orakel bekam, der nahm gern die Mühe über sich, den Erfolg nach demselben auszulegen, und zu gleicher Zeit dieselben zu rechtfertigen. Oft befand man, daß ein Spruch, der anfänglich nur einen Verstand zu haben schien, nach der Begebenheit einen zwiefachen Sinn hatte: und der Betrüger konnte sich auf die Betrogenen verlassen, daß sie seine Ehre

best-

Landessprache gewisse Loblieder gesungen hätten; und daß endlich dieser Gott, durch gewisse Bewegungen, seinen Priestern zu verstehen gegeben, wohin er getragen seyn wollte.

Der Gott zu Heliopel, in Syrien, that nach des Makrobius Berichte, eben das. Der ganze Unterschied war dieser, daß er von den vornehmsten Leuten der ganzen Landschaft getragen seyn wollte; die aber länge vorher mäßig gelebet, und ihre Köpfe beschoren haben mußten.

Lucian saget, in dem Tractate von der syrischen Göttinn, daß er einen noch wundersamern Apollo gesehen habe. Denn wenn er auf den Schultern seiner Priester getragen wurde, beliebete es ihm, sie zu verlassen, und sich in der Luft einen Spaziergang zu machen: welches gewiß vor den Augen eines solchen Mannes, als **Lucian** war, sehr viel ist. Ich bin es müde, die Betrügereyen der heydnischen Pfaffen zu entdecken, und eben so fest versichert: daß man gleichfalls überdrüßig seyn werde, dieselben anzuhören. Daher will ich mich nicht aufhalten, zu erklären, wie man dergleichen Marionetten habe können spielen lassen.

Im Oriente bestunden die Looße aus Pfeilen: und die Türken und Araber bedienen sich derselben heutiges Tages noch eben so. **Ezechiel** saget: **Nebucadnezar** habe seine Pfeile wider Ammon und Jerusalem vermischet; und der Pfeil wäre wider Jerusalem ausgefallen. Das war eine sehr schöne Art zu entscheiden, welches von beyden Völkern man bekriegen sollte.

In Griechenland und Italien zog man oft die Looße aus einem berühmten Poeten, zum Exempel aus dem **Homer** und **Euripides**. Was man bey Eröffnung des Buches zuerst erblickete, das war der Schluß des Himmels. Die Historie giebt unzähliche Exempel davon an die Hand (*).

Man

(*) Auch von diesen Looßen giebt es zu unsern Zeiten Exempel. Im Karlsbade ist eine kleine Capelle eines Marienbildes, wo man dergleichen Antworten durchs Looß greifen kann. Ich muß nur erst die Stiftung dieser Capelle, die noch ganz neu ist, erzählen: so wie man sie mir im August 1749 selbst im Karlsbade er-

Als man auf Befehl Constantins, den Tempel Aeskulaps, zu Aeges, in Cilicien niederriß, verjagte man von daselbst, wie Eusebius in dem Leben dieses Kaisers schreibt, weder einen Gott, noch einen Teufel; sondern den Betrüger, der die Leichtgläubigkeit des Pöbels so lange betrogen hatte. Hierzu setzet er überhaupt: daß man in den Bildern der zerstörten Gottheiten nichts weniger, als Götter oder Geister, ja nicht einmal schwarze und finstere Gespenster; sondern lauter Heu, Stroh, Unflath, und wohl gar Todtenknochen gefunden. Von ihm haben wir die Historie vom Theoteknus, der in der Stadt Antiochia, dem Jupiter, als einem Gotte der Freundschaft, eine Bildsäule aufrichtete; von welcher er ohne Zweifel Orakelsprüche geben lassen, weil Eusebius saget: dieser Gott habe einen Propheten gehabt. Dadurch setzte sich dieser Theoteknus in so großes Ansehen, daß ihn Maximinus zum Statthalter der ganzen Provinz machete. Als aber Lucinius nach Antiochien kam, und eine Betrügerey dabey vermuthete, warf er die Priester und Propheten dieses neuen Jupiters auf die peinliche Frage.

Sie gestunden alles mit einander, wurden auch alle, sammt ihren Mitgenossen, vor allen Dingen aber Theoteknus, ihr Anführer, am Leben gestrafet. Eben derselbe Eusebius versichert uns, im 4ten Buche seiner evangelischen Vorbereitung: daß zu seiner Zeit die berühmtesten Propheten der Heyden, sammt ihren berufenen Gottesgelehrten, davon einige gar obrigkeitliche Personen in ihren Städten waren, durch die Folterbank wären gezwungen worden, alle betrügliche Kunstgriffe der Orakel ausführlich zu entdecken.

Wenn hier die Frage wäre, was die Christen damals davon geglaubet hätten: so dünket mich, es würden die angeführten Stellen des Eusebius die Sache völlig entscheiden. Man setzte die Teufel in ein gewisses allgemeines System, welches zum disputiren gut war: wenn man aber

Heurath wegen zu Rath gezogen. Und er findet diese Stelle seines Buches so gelehrt, als angenehm und scherzhaft: Er saget: daß die Kleinigkeiten und Narrenpossen des Rabelais oft die allerernsthaftesten Reden anderer Leute übertreffen. Ich habe diesen Lobspruch nicht vergessen wollen: weil es was besonderes ist, denselben mitten in einem Buche von Orakeln anzutreffen, welches voller Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist.

Es ist gewiß, daß Rabelais viel Witz und Belesenheit gehabt, und eine besondere Kunst verstanden, gelehrte Sachen, als Fratzen vorzubringen; ja, bloße Fratzen zu sagen, deren man doch mehrentheils nicht überdrüßig wird.

chen Abbruch thun. Diese sehen solches auch schon mit neidischen Augen vorher; und suchen wohl gar die Andacht des Volkes bey dem Marienbilde zu hindern.

Den ersten Ruf hat nun dieses Wunderbild einmal des Abends bekommen, als ein Bergmann von Schlackenwalde spät nach dem Karlsbade gegangen kam. Dieser sah von weitem an dem Berge, wo diese Capelle steht, ein glänzendes Licht: und als er dem Fußsteige immer folgete, kam er an diese Mariencapelle, wo das Licht verschwand. Das war nun das erste Mirakel! Ob nun der Mann recht nüchtern gewesen; oder ob er etwa das Licht der Wärterinn dieser Capelle durch ihre Fenster schimmern, oder selbst auf dem Altare der Jungfrau Maria eine Kerze brennen gesehen, das wollen wir nicht entscheiden. Ein andermal sah man wieder ein solches Licht bey der Capelle. Abermal ein Mirakel! Ein Kind im Karlsbade bekam etwas in den Hals, daran es bald erstickt wäre. Als die Mutter keinen Rath mehr weis, läuft sie zum Marienbilde, und fällt auf die Knie. Sogleich würget das schreyende Kind das Beinchen aus dem Halse. Ein neues sichtbares Mirakel! Itzo sieht man schon eine Menge Arme, Beine, Zähne, Ohren, Kinder u. a. d. kleine geschnitzte Sachen um den Altar hängen, die daselbst curiret worden.

Hierbey ist nun auch ein Kästchen mit kleinen gedruckten Numern. Daraus greift man eine, und schlägt in einem dabey hängenden Büchlein den Ausspruch auf, der dazu gehöret. So bekömmt man Antworten in allem seinem Anliegen. Ich weis, daß einer meiner Gefährten, der ein Oberster war, eine ziemlich wahre Antwort heraus zog: nämlich, daß er für seine Sünden leiden müßte.

Die Lacedämonier giengen einmal das dodonische Looß zu befragen, und zwar wegen eines gewissen Krieges, den sie vorhatten. Denn außer den redenden Eichen, den Tauben, den Becken, und dem Orakel, hatte man daselbst auch die Loose. Nachdem alle Ceremonien gemachet waren, und man im Begriffe stund, mit vieler Ehrerbiethung und Andacht das Looß zu werfen: siehe, da kömmt ein Affe des Königs der Molosser, der in den Tempel gekommen war, und stößt den Krug mit den Würfeln um. Die darüber erschrockene Priesterinn saget den Lacedämoniern: Sie sollten sich die Gedanken, zu siegen, nur vergehen lassen, und bloß auf die Flucht bedacht seyn! Ja alle (*) Scribenten versichern, daß Lacedämon niemals eine traurigere Weissagung bekommen habe.

Die berühmtesten Loose waren zu Präneste und zu Antium, zwoen kleinen Städten in Italien. Dort war das Glück, hier aber mehr als ein Glück.

Bey diesen, zu Antium, war dieses merkwürdig, daß es Schnitzbilder waren, die nach den Zeugnissen des Makrobius, im 23 Capitel seines ersten Buchs, sich von sich selbst bewegten; und deren verschiedene Bewegungen entweder an statt einer Antwort dieneten, oder doch zu verstehen gaben, ob man das Loos befragen dürfte.

Eine Stelle aus dem 2ten Buche Cicerons, von der Wahrsagerey, woselbst er saget: daß man das Loos zu Präneste, auf die Einwilligung der Fortune, befraget habe, machet es wahrscheinlich: daß diese Fortune habe mit dem Kopfe nicken, oder durch ein anderes Zeichen ihren Willen anzeigen können.

Wir finden noch andere Schnitzbilder, die eben diese Eigenschaft besessen haben. Diodor aus Sicilien, und Quintus Curtius sagen: Jupiter Hammon wäre von 80 Priestern in einem gewissen goldnen Kahne, daran silberne Schalen gehangen, getragen worden: es wäre ihm eine große Menge Weiber und Jungfern nachgefolget, die ihm in der Landes-

(*) Cicero im 2ten Buch von der Wahrsagerey.

Die zweyte Abhandlung,

worinnen erwiesen wird,

Daß die Orakel zur Zeit der Ankunft Christi nicht aufgehöret haben.

Vorbericht.

Die größte Schwierigkeit wegen der Orakel ist nunmehr überwunden, nachdem wir gesehen haben: daß die bösen Geister keinen Theil daran müssen gehabt haben. Da nun dergestalt dieselben der christlichen Religion gleichgültig geworden; so wird man sich wohl nicht verbunden achten, zu behaupten: daß dieselben eben bey der Ankunft Christi ein Ende genommen hätten.

Das I. Hauptstück.

Von den schwachen Beweisthümern, worauf diese Meynung gegründet ist.

Dasjenige, wodurch die meisten bewogen worden, zu glauben, daß die Orakel, bey der Ankunft Christi aufgehöret, das sind die Orakel selbst gewesen, welche von dem Stillschweigen der Orakel, Aussprüche gethan; und das eigene Geständniß der Heyden, die ungefähr um

Man sieht gar, daß man zweyhundert und etliche Jahre nach dem Tode Virgils, aus seinen Versen schon so viel gemachet, daß man sie für prophetisch gehalten; und sie an der Stelle der Looße, so zu Präneste gewesen waren, gebrauchet habe. Als Alexander Severus noch ein Privatmann war, und der Kaiser Heliogabalus ihm nicht gar zu wohl wollte; bekam er in dem Tempel zu Präneste eine Stelle aus dem Virgil zur Antwort, dieses Inhalts: wenn du das widrige Schicksal bezwingen kannst, wirst du Marcellus seyn.

Hier erinnert sich mein Scribent, daß Rabelais von den virgilianischen Looßen gedenket, die Panurgus seiner Heurath

erzählet hat. Ein böhmisches Fräulein hatte das Unglück gehabt, ihre Aeltern und Geschwister bey verschiedenen Gelegenheiten im Wasser zu verlieren, und elendiglich ertrinken zu sehen. Sie war selbst mit in Gefahr gewesen, und hatte vielleicht ihr Gebeth zur Jungfrau Maria gethan. Da sie nun der Gefahr entgangen, so mußte wohl nothwendig diese Heilige sie errettet haben: und sie that ihr also ein Gelübd, ihr eine neue Capelle zu stiften. Den Ort dazu ersah sie sich im Karlsbade selbst: wo ihr von dem Magistrate des Ortes, am Ende der Wiese, am Berge, ein Platz angewiesen wurde, der über alle Häuser hervorraget, und auf der ganzen Wiese, bis jenseit der Brücke, wo Nepomucenus steht, gesehen werden kann. Hier bauete sie nun ein kleines Capellchen: darinn außer einem Altare, darauf ein in schönem Stoffe gekleidetes Marienbild, mit einem Paar Leuchtern steht, kaum so viel Platz ist, daß ein Paar Andächtige davor knieen können. Ein Paar Gatterthüren schließen und öffnen diesen Raum; doch so, daß man das Bild oben ganz frey sehen kann, auch wenn sie geschlossen sind. Nahe dabey steht ein schlechtes Haus, darinn die Sybille dieses Orakels, oder eine alte Märterinn wohnet, die auf die Capelle Acht hat, sie schließt und öffnet, die Lichter anzündet, und die Opfer sammlet, die der heiligen Jungfrau geschenket werden; und die allemal in Gelde bestehen. Man hat nunmehr schon viele hundert Thaler beysammen, und fährt damit immer fort, bis man ihr eine größere Capelle bauen, und einen Priester davon wird besolden können. Alsdann wird diese Mariencapelle erst recht in Ansehen kommen, und den Geistlichen bey der andern Karlsbaderkirche ziemlichen

chen, ist nicht eben die beste. Und gesetzt, das Orakel Porphyrs hätte von den Zeiten Christi geredet: so würde doch daraus nur folgen, daß damals diese Orakel aufgehöret hätten; einige andre aber doch noch übrig geblieben wären.

Vieleicht hat Eusebius geglaubet, dieser Einwurf hieße nichts, und es wäre genug, daß die meisten Orakel aufgehöret hätten. Aber das geht so nicht an.

Wenn die Orakel durch die Teufel gegeben worden, denen die Geburt Christi ein Stillschweigen auferleget hat: so ist hier gar kein Teufel frey zu sprechen gewesen. Gesetzt, es wäre nur ein einzig Orakel nach Christi Geburt geblieben: mehr brauche ich nicht, zu erweisen, daß ihr Stillschweigen nicht von seiner Geburt herrühre. Dieß ist mit einer von denen Fällen, wo die allergeringste Ausnahme den allgemeinen Satz übern Haufen stößt.

Vieleicht haben aber die Teufel bey der Geburt Christi aufgehöret, durch die Orakel zu antworten; diese aber sind dennoch nicht verstummet, weil die Priester es den bösen Geistern nachgemachet? Diese Vermuthung würde ganz ungegründet seyn. Ich werde beweisen, daß die Orakel vierhundert Jahre nach Christi Geburt gedauret haben; und daß man keinen Unterscheid unter diesen und jenen, die vor seiner Geburt gegeben worden, bemerket habe.

Haben nun die Priester innerhalb vierhundert Jahren so trefflich betrügen können, warum hätten sie es nicht allezeit thun können?

Unter den heydnischen Scribenten hat niemand mehr beygetragen zu glauben, daß sie bey der Ankunft Christi verstummet wären, als Plutarch. Er lebete etliche hundert Jahre nach Christo, und schrieb ein Gespräch von Orakeln, die aufgehöret hätten. Auf die blosse Ueberschrift dieses Buches haben viele Leute ihre Meynung gegründet, und also eine Partey gewählet.

Indessen nimmt Plutarch ausdrücklich das lebadische Orakel des Trophons, und das delphische aus: woselbst,

Es ist Schade, daß er nicht zu einer Zeit gelebet, die ihn zu mehrerer Ehrbarkeit und Höflichkeit verbunden hätte.

Die Looße pflanzeten sich bis ins Christenthum fort: und an statt, daß die Heyden sie in ihren Poeten sucheten, so nahm man sie hier aus der Bibel. Augustin in dem 119 Briefe an den Januarius, scheint diese Gewohnheit, nur im Absehen auf weltliche Geschäffte, zu misbilligen (*). Gregorius von Tours lehret uns selbst, wie er es gemachet habe. Er brachte viele Tage mit Fasten und Bethen zu; hernach gieng er zum Grabe des heiligen Martins, eröffnete ein beliebiges Buch aus der heiligen Schrift, und hielt den ersten Spruch, der ihm in die Augen fiel, für eine göttliche Antwort. Wollte sich dieser Spruch gar nicht zur Sache schicken, so machete er ein anderes biblisches Buch auf.

Andere hielten das erste, was sie singen höreten, wann sie in die Kirchen kamen, für was göttliches. Aber wer hätte es wohl denken sollen, daß selbst der Kaiser Heraklius, durch diese Art des Looßes bestimmet habe, an welchem Orte seine Völker überwintern sollten, als es deswegen rathschlagete? Er ließ sein Heer drey Tage lang reinigen. hernach öffnete er das Evangelienbuch, und fand, daß sein Winterquartier in Albanien seyn sollte.

Wer hätte sichs einbilden sollen, daß diese Entscheidung in der heiligen Schrift zu finden seyn würde?

Endlich ist die Kirche mit der Ausrottung dieses Aberglaubens fertig geworden: aber es hat auch Zeit dazu gehöret. Es ist ein rechtes Wunder, daß sich ein Irrthum nicht ewig erhalten kann; wenn er sich einmal der menschlichen Gemüther bemächtiget hat.

(*) Dieser Kirchenvater hat seine Bekehrung selbst einem solchem Looße zu danken gehabt: als er mit zweifelhaftem Gedanken deswegen umgieng, und eine Stimme vom Himmel zu hören glaubete: Tolle, lege! Nimm und lies. Und eben die Schriftstelle, die er zuerst im Aufschlagen fand, lenkete ihn, sich zu bekehren. Wie war es ihm nun möglich, den Gebrauch dieses Aberglaubens ganz zu verwerfen?

die Römer, um Rath gefraget. Dieses Orakel ist zweydeutig, so daß man nicht weis, ob Pyrrhus die Römer, oder die Römer den Pyrrhus besiegen würden.

Ajo, Te Aeacida Romanos vincere posse.

Diese Zweydeutigkeit entsteht aus der Zusammenfügung der lateinischen Redensart, und läßt sich auf deutsch nicht geben. Dieß sind indessen Cicerons eigene Worte von diesem Ausspruche:

Fürs erste, spricht er, hat Apollo niemals lateinisch geredet. Fürs zweyte wissen die Griechen von diesem Orakel nichts. Fürs dritte hatte Apollo zu des Pyrrhus Zeiten schon aufgehöret Verse zu machen. Endlich; ob gleich die Aeacider, aus deren Geschlechte Pyrrhus war, nicht eben die aufgeweckteften und scharfsinnigsten Köpfe waren: so war doch die Zweydeutigkeit der Antwort so groß und handgreiflich, daß Pyrrhus sie hätte merken müssen. Aber, welches das hauptsächlichste ist, woher kömmts, daß in so langer Zeit kein solches Orakel in Delphis mehr gegeben worden? Daher es denn geschehen, daß selbiges itzo in die gröſte Verachtung gerathen ist?

Auf diese letztern Worte hat man sich gegründet, wenn man vorgegeben, daß zu Cicerons Zeiten, zu Delphis keine Antwort mehr gegeben worden. Mein Scribent saget, man irre sich, und die Worte: woher kömmts, daß in so langer Zeit keine solchen Orakel in Delphis mehr gegeben worden? zeigen sattsam: Cicero habe nur von den poetischen Orakeln geredet; weil damals von einer in Versen abgefaßten Antwort die Frage war, nicht aber überhaupt von allen Orakeln.

Ich weis nicht, ob man ihm hierinnen vollkommen beypflichten könne; denn unmittelbar darauf fährt Cicero folgendergestalt fort: wenn man hier die Vertheidiger der Orakel ein wenig fest hält, so antworten sie:

die Zeit der Ankunft Christi oft gesaget, daß sie ein Ende genommen hätten.

Wir haben die Falschheit der vorgegebenen Orakel allbereit gesehen, wodurch ein stummgewordener Teufel selber sagete, daß er stumm geworden wäre. Sie sind entweder durch den allzugroßen Eifer der Christen erdichtet; oder von ihrer Leichtgläubigkeit gar zu leicht angenommen worden.

Auf folgendes hat sich Eusebius unter andern gegründet, wenn er erweisen will, daß die Geburt Christi ihnen ein Ende gemachet habe. Es ist aus dem Porphyr gezogen, und Eusebius ermangelt niemals, sich auf das Zeugniß dieses Feindes der Wahrheit etwas rechtes zu gute zu thun.

Ich will dir, sprach Apollo zu seinem Priester, von den Orakeln zu Delphis und Klaros die Wahrheit sagen. Vor Zeiten kamen aus dem Schooße der Erden unzählich viele Orakelquellen und Ausdämpfungen hervor, welche gewisse göttliche Rasereyen einbliesen. Aber durch die beständigen Veränderungen, welche die Erde mit der Zeit leidet, hat sie alle diese Quellen, Ausdünstungen und Orakel wieder in sich selbst zurück genommen. Nichts ist mehr übrig, als das michalische Wasser in den bithynischen Feldern, das zu Klaros, und das Orakel auf dem Parnasse. Hieraus schließt Eusebius überhaupt: daß alle Orakel aufgehöret hätten.

Es ist augenscheinlich, daß nach diesem Orakel, welches er selbst angeführet, zum wenigsten noch drey andere davon ausgenommen gewesen: aber er bekümmert sich nur um den Anfang, der ihm vortheilhaft war; um das übrige machet er sich keine Sorge.

Saget uns denn aber dieses Orakel Porphyrs, wenn alle diese Orakel aufgehöret haben? Ganz und gar nicht. Eusebius will es von der Ankunft Christi verstehen: sein Eifer ist zu loben; aber seine Art Vernunftschlüsse zu machen,

chen, ist nicht eben die beste. Und gesetzt, das Orakel Porphyrs hätte von den Zeiten Christi geredet: so würde doch daraus nur folgen, daß damals diese Orakel aufgehöret hätten; einige andre aber doch noch übrig geblieben wären.

Vielleicht hat Eusebius geglaubet, dieser Einwurf hieße nichts, und es wäre genug, daß die meisten Orakel aufgehöret hätten. Aber das geht so nicht an.

Wenn die Orakel durch die Teufel gegeben worden, denen die Geburt Christi ein Stillschweigen auferleget hat: so ist hier gar kein Teufel frey zu sprechen gewesen. Gesetzt, es wäre nur ein einzig Orakel nach Christi Geburt geblieben: mehr brauche ich nicht, zu erweisen, daß ihr Stillschweigen nicht von seiner Geburt herrühre. Dieß ist mit einer von denen Fällen, wo die allergeringste Ausnahme den allgemeinen Satz übern Haufen stößt.

Vielleicht haben aber die Teufel bey der Geburt Christi aufgehöret, durch die Orakel zu antworten; diese aber sind dennoch nicht verstummet, weil die Priester es den bösen Geistern nachgemachet? Diese Vermuthung würde ganz ungegründet seyn. Ich werde beweisen, daß die Orakel vierhundert Jahre nach Christi Geburt gedauret haben; und daß man keinen Unterscheid unter diesen und jenen, die vor seiner Geburt gegeben worden, bemerket habe.

Haben nun die Priester innerhalb vierhundert Jahren so trefflich betrügen können, warum hätten sie es nicht allezeit thun können?

Unter den heydnischen Scribenten hat niemand mehr beygetragen zu glauben, daß sie bey der Ankunft Christi verstummet wären, als Plutarch. Er lebete etliche hundert Jahre nach Christo, und schrieb ein Gespräch von Orakeln, die aufgehöret hätten. Auf die blosse Ueberschrift dieses Buches haben viele Leute ihre Meynung gegründet, und also eine Partey gewählet.

Indessen nimmt Plutarch ausdrücklich das lebadische Orakel des Trophons, und das delphische aus: woselbst,

wie er saget, vor Zeiten zwo Priesterinnen, oftmals auch drey nöthig gewesen, damals aber eine einzige schon zulänglich wär. Er gesteht im übrigen, daß die Orakel in Böotien selten wären, welches doch vormals eine sehr fruchtbare Mutter derselben gewesen war.

Alles dieses beweist zwar das Aufhören einiger Orakel, und die Abnahme etlicher andern; nicht aber das gänzliche Ende aller und jeder: welches doch nach der gemeinen Meynung unumgänglich vonnöthen wäre.

Ferner war das delphische Orakel zu Plutarchs Zeiten noch nicht so sehr in Verfall gerathen. Denn er selbst berichtet uns in einem andern Tractate, daß der Tempel daselbst prächtiger wäre, als man ihn jemals gesehen hätte; daß man einige alte Gebäude wieder hergestellet hätte, welche durch die Länge der Zeit baufällig geworden, und einige neue aufgeführet hätte; ja daß man ein kleines Städtchen da fände, so allmählig nahe bey Delphis entstanden wäre; und welches seine Nahrung von hieraus zöge, wie ein kleiner Baum, der aus der Wurzel eines größern hervorschießt: und daß diese kleine Stadt viel merkwürdiger und wichtiger geworden wäre, als sie vor tausend Jahren gewesen.

Aber selbst in diesem Gespräche von Orakeln, welche aufgehöret, saget Demetrius aus Sicilien, einer von den redenden Personen: daß vor dem Anfange seiner Reisen, die Orakel des Amphilochus und Mopsus, in seinem Vaterlande so sehr als jemals geblühet; in der Zeit aber, als er abwesend gewesen, wüßte er in der That nicht, was ihnen begegnet seyn könnte. Da sieht man nun, was man in diesem Tractate Plutarchs findet: auf welchen uns doch, wer weis wie viel gelehrte Leute verweisen, wenn sie behaupten wollen, daß die Orakel zu Christi Zeiten aufgehöret.

Hier giebt mein Scribent vor: man habe sich auch bey einer Stelle aus dem 2ten Buche Cicerons, vom Wahrsagen, sehr merklich versehen. Cicero spottet eines Orakels, welches Apollo dem Pyrrhus auf lateinisch sollte gegeben haben, als ihn derselbe, wegen des Krieges wider

die

die Römer, um Rath gefraget. Dieses Orakel ist zweydeutig, so daß man nicht weis, ob Pyrrhus die Römer, oder die Römer den Pyrrhus besiegen würden.

Ajo, Te Aeacida Romanos vincere posse.

Diese Zweydeutigkeit entsteht aus der Zusammenfügung der lateinischen Redensart, und läßt sich auf deutsch nicht geben. Dieß sind indessen Cicerons eigene Worte von diesem Ausspruche:

Fürs erste, spricht er, hat Apollo niemals lateinisch geredet. Fürs zweyte wissen die Griechen von diesem Orakel nichts. Fürs dritte hatte Apollo zu des Pyrrhus Zeiten schon aufgehöret Verse zu machen. Endlich; ob gleich die Aeacider, aus deren Geschlechte Pyrrhus war, nicht eben die aufgewecktesten und scharfsinnigsten Köpfe waren: so war doch die Zweydeutigkeit der Antwort so groß und handgreiflich, daß Pyrrhus sie hätte merken müssen. Aber, welches das hauptsächlichste ist, woher kömmts, daß in so langer Zeit kein solches Orakel in Delphis mehr gegeben worden? Daher es denn geschehen, daß selbiges itzo in die größte Verachtung gerathen ist?

Auf diese letztern Worte hat man sich gegründet, wenn man vorgegeben, daß zu Cicerons Zeiten, zu Delphis keine Antwort mehr gegeben worden. Mein Scribent saget, man irre sich, und die Worte: woher kömmts, daß in so langer Zeit keine solchen Orakel in Delphis mehr gegeben worden? zeigen sattsam: Cicero habe nur von den poetischen Orakeln geredet; weil damals von einer in Versen abgefaßten Antwort die Frage war, nicht aber überhaupt von allen Orakeln.

Ich weis nicht, ob man ihm hierinnen vollkommen beypflichten könne; denn unmittelbar darauf fährt Cicero folgendergestalt fort: wenn man hier die Vertheidiger der Orakel ein wenig fest hält, so antworten sie:

Unter den beyden Antoninen saget Lucian: daß ein Priester Thyanas, den falschen Propheten Alexander gefraget habe: ob die damaligen Orakel zu Didymus, Klaros und Delphis, wahrhafte Orakel Apollons, oder bloße Betrügereyen wären? Alexander schonete der Orakel, mit denen es so bewandt war, wie mit dem Seinigen, und antwortete dem Priester: es wäre nicht erlaubet, solches zu wissen. Als aber dieser geschickte Priester fragete, was er nach seinem Tode werden würde? Antwortete man ihm kühnlich: du wirst erst ein Hammel, hernach ein Pferd, hernach ein Philosoph, und endlich ein eben so großer Prophet werden, als Alexander ist.

Nach den Antoninen stritten drey Kaiser um das Reich, Severus Septimius, Pescennius Niger, und Clodius Albinus. Man befragete das delphische Orakel, so schreibt Spartian; um zu wissen, welchen von diesen dreyen die Republik sich wünschen sollte? Und das Orakel antwortete in einem Verse: der Schwarze ist der beste. Der Afrikaner ist gut, und der Weißeste ist der ärgste. Durch den Schwarzen verstund man den Pescennius Niger, durch den Africaner den Severus, der aus Africa war, und durch den Weißen den Clodius Albinus. Man fragete ferner, wer denn Kaiser bleiben würde? und bekam zur Antwort: man wird das Blut des Weißen und Schwarzen vergießen, und der Africaner wird die Welt regieren.

Man fragete ferner: wie lange derselbe regieren würde? und die Antwort hieß: er wird das italienische Meer mit 20 Schiffen besegeln; wo indessen nur ein Schiff über die See fahren kann. Dadurch verstund man nun, Severus würde 20 Jahre regieren. Es ist war, daß das Orakel sich eine dunkele Bedingung vorbehielt, womit es sich im Falle der Noth, aushelfen konnte: aber auch zu der Zeit, da das delphische Orakel im

größesten Flore war, wurden nicht bessere Antworten gegeben.

Indessen findet man, daß Clemens von Alexandrien, in seiner Ermahnung an die Heyden, entweder unter der Regierung Severs, oder doch ungefähr um diese Zeit ausdrücklich saget: daß die Kastalis, die dem delphischen Orakel zugehörete, sammt der kolophonischen Quelle, und allen prophetischen Brunnen, doch endlich, obwohl sehr langsam, ihre fabelhaften Kräfte verlohren hätten.

Vieleicht sind zu dieser Zeit die Orakel in eben dergleichen Stillschweigen verfallen, darein sie sonst von Zeit zu Zeit zu gerathen pflegten.

Vieleicht aber wollte auch Clemens Alexandrinus, wegen ihres großen Verfalles, lieber sagen: daß sie ganz und gar nicht mehr vorhanden wären.

Bey dem allen ist doch gewiß, daß unter Constantins Vater, dem Constantius, und in der Jugend Constantins, Delphen noch nicht ganz zu Grunde gegangen gewesen; weil Eusebius im Leben Constantins denselben sagen läßt: Es gienge damals das Gerücht: Apollo hätte nicht durch den Mund einer Priesterinn, sondern aus der Tiefe seiner Höle die Antwort gegeben: **Die gerechten Menschen, so auf dem Erdboden wohneten, hätten Schuld daran, daß er nicht mehr die Wahrheit sagen könnte.** Das ist, in Wahrheit, ein lustiges Geständnis! Ja, was noch mehr ist: das delphische Orakel mußte damals wohl sehr elend daran seyn, weil man so gar die Unkosten, eine Priesterinn zu halten, eingezogen hatte.

Unter dem Constantin bekam es einen erschröcklichen Stoß; als welcher entweder befahl, oder es doch zuließ, Delphos zu plündern.

Damals, schreibt Eusebius im Leben Constantins, brachte man auf den Märkten zu Constantinopel, alle die Schnitzbilder, vor die Augen des Volkes, welche der Irrthum der Menschen so lange verehret und angebethet hatte. Hier ward der pythische, dort der sminthische Apollo; bald

Woher kömmts, daß man unter den Scribenten, die zu gleicher Zeit gelebet, einige findet, die da sagen: das delphische Orakel rede nicht mehr? Andere hergegen, die da versichern: es rede noch? Und woher kömmts endlich, daß zuweilen ein und derselbe Scribent, sich in diesem Punkte selbst widerspricht?

In der That kömmt dieses daher, daß die Orakel nicht mehr in ihrem alten Rufe waren; doch aber auch noch nicht ganz und gar ein Ende genommen hatten. Dergestalt waren sie, im Ansehen auf ihren vorigen Zustand, fast für nichts zu rechnen; in der That aber hatten sie doch noch etwas zu bedeuten.

Das ist noch nicht genug. Es begab sich bisweilen, daß ein Orakel eine zeitlang zu Grunde gegangen war, sich aber mit der Zeit wieder erholte. Denn sie waren wirklich sehr vielfältigen Begebenheiten und Zufällen unterworfen. Man muß sie also nicht für ganz zernichtet halten, so bald sie ein wenig verstummet sind: sie konnten ja die Sprache wieder bekommen.

Plutarch saget: daß vor Zeiten ein Drach, der sich auf dem Parnasse eingenistet hatte, das ganze Orakel zu Delphis wüst gemachet habe; weil man aus Furcht vor demselben davon geflohen wäre. Gemeiniglich habe man zwar geglaubet, die Einsamkeit des Ortes habe den Drachen dahin gezogen: es sey aber wahrscheinlicher, daß der Drach daselbst die Einsamkeit verursachet habe, u. s. w.

Hier sieht man augenscheinlich, daß Plutarch von einer sehr entferneten Zeit redet. Dergestalt war das Orakel nach seinem Ursprunge schon einmal verlassen gewesen: und es ist gewiß, daß es sich nach der Zeit wiederum unvergleichlich erholet habe.

Ueber das alles hat der Tempel zu Delphis verschiedene Schicksale ausgestanden. Er ist erstlich von einem Räuber, der vom Phlegias abstammete; hernach von dem Heere des Xerxes, von den Phocensern, vom Pyrrhus,

die Begebenheit desto ansehnlicher zu machen, darzu gedichtet worden.

Das wäre eine verdrießliche Sache, wenn man die Dauer aller Orakel nach Christi Geburt ausführlich erzählen wollte. Es mag genug seyn, wenn ich anzeige, zu welcher Zeit man die letzten Antworten einiger der vornehmsten aufgezeichnet findet. Man erinnere sich nur allezeit: man wolle damit nicht behaupten, als wenn sie eben damals zum letztenmale geantwortet hätten, wenn die Scribenten uns zum letztenmale berichten, daß sie noch geantwortet.

Dio, der seine Historie im achten Jahre Alexander Severs, das ist, 230 Jahre nach Christi Geburt endiget, berichtet: daß zu seiner Zeit Amphilochus noch im Schlafe geantwortet habe. Er lehret uns auch, daß in der Stadt Apollonia ein Orakel gewesen, wo das künftige sich durch die Art der Entzündung des Weihrauchs auf dem Altare entdecket. Bey diesem Orakel war es nicht erlaubet, vom Tode, oder vom Heurathen Fragen zu thun. Diese seltsamen Einschränkungen waren zuweilen auf die besondern Historien der Gottheiten gegründet; die etwa in ihrem Leben, vor gewissen Dingen einen Abscheu zu tragen, Ursache gehabt hatten. Ja ich glaube auch, daß sie von gewissen schlechten Erfüllungen seiner Antworten, über gewisse Dinge den Ursprung haben können.

Unterm Aurelian, gegen das 272ste Jahr Christi, wie Zosimus berichtet, befragten die aufrührischen Palmyrenier das Orakel des sarpedonischen Apollo in Cilicien. Sie befragten auch die aphakitische Venus: deren Gestalt so sonderbar war, daß sie wohl verdienet, hier angemerket zu werden.

Aphaka ist ein Ort zwischen Heliopel und Biblis. Bey dem Tempel der Venus ist ein See, einer Cisterne nicht unähnlich. Bey gewissen Versammlungen, die man daselbst zu bestimmter Zeit hält, sieht man daselbst ein kugel- oder lampenförmiges Feuer: und dieses Feuer, sagt Zosimus, hat man bis auf unsre Zeiten gesehen; das ist, bis

gegen das vierhundertste Jahr nach Christi Geburt. In den See wirft man die Geschenke für die Göttinn; gleichviel, was es für welche seyn mögen. Nimmt sie dieselben an, so gehen sie zu Grunde; verwirft sie dieselben, so schwimmen sie, und wenn sie gleich von Silber oder Golde wären. Das Jahr vor dem Untergange der Palmyrenier, giengen ihre Geschenke zu Grunde; aber im folgenden schwamm alles oben.

Licinius, welcher willens war, den Krieg wider den Constantin zu erneuern, befragte das Orakel des didymischen Apollo, und bekam zween Verse, aus dem Homer, zur Antwort: dieses Inhalts: **Unglücklicher Greis! es schickt sich nicht für dich, wider junge Leute zu streiten; du hast keine Kräfte mehr, und dein Alter beschweret dich.**

Ein ziemlich unbekannter Gott, mit Namen **Pesa**, gab noch zu **Abida**, am Ende des thebanischen Gebiethes, unter der Regierung des **Constantius**, auf geschriebenen Zetteln seine Antworten. Denn man schickte diesem Kaiser diejenigen Zettel, die man in dem Tempel des **Pesa** gefunden hatte: worauf er sehr scharfe Untersuchungen zu machen anfing, viele gefangen legte, viele verwies, viele auch aufs allergrausamste martern ließ. Durch solche Zettel nämlich, befragte man die Gottheit, wegen der Schicksale des Reiches, oder über die Dauer der Regierung des Constantius, oder auch von dem Erfolge einer bösen Absicht, die man wider ihn gefasset hatte.

Endlich redet **Makrobius**, der zu Zeiten des **Arkadius** und **Honorius**, der Söhne des **Theodosius**, gelebet, von dem Gotte zu Heliopel, in Syrien, und seinem Orakel, wie auch von den antischen Fortunen, in solchen Redensarten; welche ausdrücklich zu verstehen geben, daß dieses alles zu seiner Zeit noch vorhanden gewesen.

Man bemerke hier, daß es uns nichts daran gelegen sey, ob alle diese Historien wahr seyn; oder ob diese Orakel in der That die Antworten gegeben, so man ihnen zueignet?

Bey solchen Umständen ist es nun kein Wunder, daß das Orakel nach dergleichen Schicksalen bis auf die Zeiten Domitians verstummet; so, daß Juvenal gar wohl sagen können: daß selbiges nicht mehr antworte.

Indessen muß es doch von den Zeiten Nerons, bis auf den Kaiser Domitian, nicht ganz stumm gewesen seyn: denn so redet Philostratus in dem Leben des Apollonius von Thyana davon, der noch den Domitian gesehen hat.

Apollonius besuchete alle Orakel in Griechenland, sowohl das dodonische und delphische, als das Orakel des Amphiaraus ꝛc. Sonst redet er auch folgendermaßen davon: Ihr könnet den delphischen Apollo besuchen, der wegen der Orakel, die er mitten in Griechenland giebt, so berühmt ist. Er antwortet allen, die ihn um Rath fragen, so wie ihr selbst wohl wisset, in wenigen Worten; und begleitet seine Antworten mit keinen Wunderwerken: ob es ihm gleich sehr leicht wäre, den Parnaß beben zu lassen, den Lauf des Cephisus zu hemmen, oder das Wasser der Castalis in Wein zu verwandeln. Er saget euch nur die lautere Wahrheit, und machet kein großes Gepräng mit seiner Gewalt.

Es ist sehr lustig, daß Philostratus seinen Apollo groß machen will: weil er kein sonderlicher Wunderthäter war. Es könnte auch in dieser Stelle gar leicht einiges Gift wider die Christen verborgen seyn.

Wir haben vorhin gesehen, wie dieses Orakel noch zur Zeit Plutarchs, der unter dem Trajan lebete, im Flore gewesen: ob es sich gleich mit einer einzigen Priesterinn behelfen konnte, deren es vormals zwo oder drey gehabt hatte.

Unter dem Kaiser Hadrian, saget Dio Chrysostomus, daß er das delphische Orakel befraget; aber eine Antwort bekommen habe, die ihm sehr verwirrt vorgekommen, und die es auch in der That ist.

Unter

Unter den beyden Antoninen saget Lucian: daß ein Priester Thyanas, den falschen Propheten Alexander gefraget habe: ob die damaligen Orakel zu Didymus, Klaros und Delphis, wahrhafte Orakel Apollons, oder bloße Betrügereyen wären? Alexander schonete der Orakel, mit denen es so bewandt war, wie mit dem Seinigen, und antwortete dem Priester: es wäre nicht erlaubet, solches zu wissen. Als aber dieser geschickte Priester fragete, was er nach seinem Tode werden würde? Antwortete man ihm kühnlich: du wirst erst ein Hammel, hernach ein Pferd, hernach ein Philosoph, und endlich ein eben so großer Prophet werden, als Alexander ist.

Nach den Antoninen stritten drey Kaiser um das Reich, Severus Septimius, Pescennius Niger, und Clodius Albinus. Man befragete das delphische Orakel, so schreibt Spartian; um zu wissen, welchen von diesen dreyen die Republik sich wünschen sollte? Und das Orakel antwortete in einem Verse: der Schwarze ist der beste. Der Afrikaner ist gut, und der Weißeste ist der ärgste. Durch den Schwarzen verstund man den Pescennius Niger, durch den Africaner den Severus, der aus Africa war, und durch den Weißen den Clodius Albinus. Man fragete ferner, wer denn Kaiser bleiben würde? und bekam zur Antwort: man wird das Blut des Weißen und Schwarzen vergießen, und der Africaner wird die Welt regieren.

Man fragete ferner: wie lange derselbe regieren würde? und die Antwort hieß: er wird das italienische Meer mit 20 Schiffen besegeln; wo indessen nur ein Schiff über die See fahren kann. Dadurch verstund man nun, Severus würde 20 Jahre regieren. Es ist war, daß das Orakel sich eine dunkele Bedingung vorbehielt, womit es sich im Falle der Noth, aushelfen konnte: aber auch zu der Zeit, da das delphische Orakel im

welchen er an den Arsaces, Oberpriester in Galatien, schrieb, lehret uns, auf was für eine Art er es angestellet, das Heydenthum wieder in Schwang zu bringen. Gleich anfangs wünschet er sich Glück, wegen der großen Wirkungen, die sein Eifer nach sich gezogen. Er urtheilte, das beste Geheimniß, das Heydenthum wieder herzustellen, wäre die Einführung der christlichen Tugenden, der Liebe gegen die Fremden, der Sorgfalt in Begrabung der Todten, und der Heiligkeit des Lebens: welche, wie er spricht, die Christen so gut von Außen an sich nehmen könnten. Er verlanget ferner, daß dieser Oberpriester, entweder durch Vernunft, oder durch Drohungen, die Priester in Galatia nöthigen solle, ordentlich zu leben; sich der Schauspiele und Trinkhäuser zu enthalten; alle niederträchtige und schändliche Bedienungen zu meiden, sich mit ihrer ganzen Familie auf den Gottesdienst zu legen, und über die Galater ein wachsames Auge zu haben, um ihrer Gottseligkeit und Entheiligung zu steuren. Er merket an, daß es schimpflich sey, wenn die Juden und Galiläer nicht nur ihre eigenen, sondern auch die heydnischen Armen ernähreten; die Heyden hergegen die ihrigen verließen, und sich nicht mehr erinnerten: daß die Gastfreyheit und Freygebigkeit, Tugenden wären, so sie angiengen. Denn Homerus schreibt: **Mein Gast, wenn gleich ein schlechterer Mensch zu mir käme, so wäre es mir doch nicht erlaubet, denselben nicht aufzunehmen. Sowohl die Armen, als die Fremden, kommen von Seiten Jupiters her. Ich gebe wenig, aber mit freudigem Herzen.** Endlich saget er, was für Austheilungen auf seine Verordnung unter den Armen in Galatia jährlich geschehen sollten; und befiehlt diesem Oberpriester, in jeder Stadt viele Hospitäler zu bauen, wo nicht nur die Heyden, sondern auch die übrigen aufgenommen werden sollten. Er will nicht, daß der Oberpriester die Statthalter oft besuchen, sondern nur an sie schreiben solle; und daß die Priester vor ihnen hergehen sollen, nicht wenn sie

in die Städte einziehen, sondern bloß wenn sie in die Tempel kommen: ja er will endlich, daß man sie anders nicht, als in dem Vorhofe empfangen solle.

Bey dieser Gelegenheit verbeuth er auch den Statthaltern, Soldaten vor sich hergehen zu lassen: weil sie nämlich alsdann nur Privatpersonen wären; aber er erlaubet den Soldaten, ihnen nachzufolgen, wenn sie solches thun wollten.

Durch diese Sorgfalt und Nachahmung des Christenthums, würde ohne Zweifel Julian den Verfall des Heydenthums in etwas verzögert haben, wenn er länger gelebet hätte. Aber Gott ließ ihn nicht einmal zwey vollständige Jahre den Thron besitzen.

Jovian, der ihm nachfolgete, legte sich mit Eifer auf die Zerstörung des Heydenthums: aber weil er nur sieben Monathe regierte, so hat er keinen sonderlichen Fortgang spüren können.

Valens, der im Oriente regierte, erlaubte einem jeden diejenigen Götter anzubethen, die er wollte; und ließ sich die Erhaltung der arianischen Lehre mehr angelegen seyn, als die rechtgläubige Kirche.

Theodoret berichtet auch, daß man unter seiner Regierung öffentlich geopfert, und die geopferten Thiere auf öffentlichen Gastmahlen verzehret habe. Diejenigen, so zu den Geheimnissen des Bacchus geweihet waren, feyerten seine Feste ohne Scheu. Sie liefen mit ihren Schilden herum, verstümmelten die Hunde, und begiengen alle die Ausschweifungen, so ihre Andacht von ihnen erfoderte.

Valentinian, sein Bruder, der im Occidente herrschete, war zwar eifriger für die Ehre des Christenthums: indessen war seine Aufführung nicht so standhaft, als sie wohl hätte seyn sollen. Er hatte ein Gesetz gegeben, wodurch aller nächtlicher Gottesdienst verbothen war. Prätextatus, ein Statthalter in Griechenland, stellte ihm vor: daß man durch die Abschaffung der Ceremonien, daran sich die Griechen sehr gewöhnet hatten, ihnen das Leben ganz sauer

sauer machen würde. Valentinian ließ sich bewegen, und erlaubte: daß man, ohne sich an sein Gesetz zu kehren, die alten Gewohnheiten noch ferner beybehalten möchte.

Es ist wahr, daß wir diese Geschichte dem Zosimus, einem heydnischen Scribenten zu danken haben: und man könnte wohl sagen, er hätte dieselbe erdichtet, uns zu überreden: daß die Kaiser noch etwas aus dem Heydenthume gemachet. Man kann aber auch darauf antworten: daß Zosimus, nach den damaligen Umständen seiner Religion, viel eher geneigt gewesen seyn würde, über dasjenige Unrecht zu klagen, welches man ihr noch nicht gethan; als sich einer Gnade zu rühmen, die man derselben doch nicht erwiesen hätte.

Gewiß ist es, daß man von Rom und andern italiänischen Städten gewisse Ueberschriften hat, daraus sattsam erhellet; wie unter Valentinians Regierung vornehme Standespersonen die Taurobolia und Kriobolia, das ist: gewisse Opfer verrichtet, wo theils Ochsenblut, theils Bocksblut gesprenget wurde. Aus der großen Anzahl dieser Aufschriften, erhellet auch, daß zu Zeiten Valentinians, und der zween nachfolgenden Kaiser dieses Namens, diese Ceremonie sehr im Schwange gewesen. Wie nun dieselbe eine der seltsamsten und sonderbarsten im ganzen Heydenthume war: so glaube ich, es werde niemanden zuwider seyn, dieselbe kennen zu lernen. Prudentius, der sie vieleicht mag gesehen haben, beschreibt uns dieselbe nach der Länge.

Man grub einen ziemlich tiefen Graben, in welchen derjenige, dem zu Gefallen die Ceremonie geschehen sollte, mit gewissen heiligen Binden um das Haupt, mit einer Krone auf demselben, kurz, mit der ganzen geheimnißvollen Kleidung und allem Geräthe hinunter stieg. Man legte auf den Graben einen hölzernen, überall durchlöcherten Deckel, über denselben führte man einen mit Blumen gekrönten Ochsen, den man die Stirn und die Hörner mit kleinen Goldblechen gezieret hatte. Man erwürgte denselben mit einem heiligen Messer: sein Blut lief durch die Löcher in die Grube;

 und

und derjenige, so darinnen war, fing dasselbe mit voller Ehrerbiethung auf. Er hielt seine Stirn, seine Backen, seine Arme, seine Schultern, kurz, alle Theile seines Körpers demselben dar; und bemühete sich, keinen Tropfen vorbey fallen zu lassen. Endlich kam er ganz abscheulich hervorgekrochen, ganz voller Blut, an Haaren, Bart und Kleidern ganz ekelhaft anzusehen: aber zugleich war er auch von allen seinen Sünden gereiniget, und zur Ewigkeit wiedergebohren. Denn aus den Aufschriften erhellet ausdrücklich, daß dieses Opfer für diejenigen, so es empfingen, eine geistliche und ewige Wiedergeburt gewesen.

Alle zwanzig Jahre mußte man es wiederholen, sonst verlohr es diejenige Kraft, die sich in alle Ewigkeiten erstreckete. Die Weiber empfingen diese Wiedergeburt so wohl, als die Männer. Man nahm dazu wen man wollte: und welches noch merkwürdiger ist, ganze Städte ließen sich durch ihre Abgeordnete wiedergebähren. Bisweilen verrichtete man dieß Opfer für die Wohlfahrt der Kaiser. Die Provinzen erwiesen ihnen ihre Hochachtung, indem sie einen Kerl abschickten, der sich in ihrem Namen, mit Ochsenblute besudeln ließ; um dem Kaiser dadurch ein langes und glückliches Leben zuwege zu bringen. Dieses alles ist aus den Aufschriften umläugbar.

Nun kommen wir auf den Theodosius und seine Söhne, bey dem gänzlichen Verfalle des Heydenthums. Theodosius machte in Aegypten den Anfang, und ließ alle Tempel daselbst zuschließen: nachmals gieng er so weit, daß er gar den Tempel des Serapis, als den berühmtesten in ganz Aegypten zerstören ließ. Nach der Erzählung Strabons, war nichts lustigers in der ganzen heydnischen Religion, als die Wallfahrten, die man zum Serapis anstellete. Um die Zeit gewisser Festtage, spricht er, kann man sich die Menge der Leute nicht einbilden, die von Alexandria auf einem Canale nach Kanope, wo dieser Tempel ist, abschiffen. Tag und Nacht sieht man lauter Schiffe voller Männer und Weiber, die mit aller ersinnlichen Freyheit singen und

tanzen

tanzen. Zu Kanope giebt es auf dem Canale eine unzählige Menge Gasthäuser, welche diese Fremdlinge beherbergen, und ihre Lustbarkeiten befördern.

Der Sophist Eunapius, ein Heyde, scheint diesen Tempel des Serapis sehr zu bedauren; und beschreibt uns den unglücklichen Untergang desselben mit ziemlicher Galle. Er saget: daß Leute, die doch niemals vom Kriege was gehöret, sich doch wider die Steine dieses Tempels tapfer genug bezeuget hätten; absonderlich aber wider die reichen Opfer, womit er angefüllet war. Man habe an diese heiligen Oerter gewisse Mönche gesetzet, recht ruchlose und unnütze Leute; die, wenn sie nur einen schwarzen und schmutzigen Habit anhätten, sich eine tyrannische Gewalt über die Gemüther des Volkes anmaßeten. Diese Mönche nun, gäben, anstatt der Götter, die man durch das Licht der Vernunft erkennen könnte, die Köpfe der Verbrecher anzubethen; die man um ihrer Laster halber gestrafet, und zu dem Ende eingesalzen hätte, damit sie nicht verfaulen möchten. Dergestalt geht dieser Gottlose, mit den Mönchen und Reliquien um! Gewiß, die Freyheit mußte zu der Zeit, da man solche Dinge, von der Religion der Kaiser schrieb, wohl noch sehr groß seyn.

Ruffinus ermangelt nicht, uns zu berichten: daß man den Tempel des Serapis ganz voller verborgenen Gänge, und anderer Maschinen gefunden, die zur Betrügerey der Priester gedienet hatten. Unter andern lehret er uns, daß an der Morgenseite des Tempels ein kleines Fenster gewesen, wodurch an einem gewissen Tage ein Sonnenstral auf den Mund des Serapis gefallen. Zu derselben Zeit brachte man ein Bild der Sonne, welches von Eisen war, dazu, welches sich gegen den Serapis erhob, weil es von einem Magnete, der in der Decke verborgen war, angezogen wurde. Alsdann sagte man, die Sonne begrüße diesen Gott: Wenn aber das eiserne Bildniß wieder herabfiel, und der Stral sich von dem Munde des Serapis verlohr: so hatte

then: weil man nichts anders that, als daß man sich um ihre Schicksale, und sonderlich um ihre künftigen Nachfolger bekümmerte. Ja, mancher empörte sich, und strebte nach dem Regimente, weil ihm etwa ein Wahrsager geschmäuchelt hatte.

Wir haben gesehen, daß noch viele Orakel übrig gewesen, als Julian Kaiser geworden: aber von den verwüsteten suchte er, so viele als er konnte, wieder in Schwang zu bringen.

Das in der Vorstadt zu Daphne, z. E. war vom Hadrian zerstöret worden: welcher, nach dem Berichte Sozomens, da er noch eine Privatperson war, und ein Blatt in den kastalischen Brunnen getauchet hatte, (denn hier war sowohl, als zu Delphis dergleichen zu finden) auf diesem Blatte, so bald er es heraus zog, die ganze Historie geschrieben fand, von allem, was ihm noch begegnen sollte: und folglich eine Erinnerung bekam, nach dem Reiche zu streben. Als er nun Kaiser war, besorgte er, das Orakel möchte etwa einem andern eben den Anschlag geben; und ließ in diesen heiligen Brunnen eine große Menge Steine werfen, womit er denselben verstopfete. Dieses war nun ein sehr undankbares Verfahren: aber Julian öffnete den Brunnen wieder, wie Ammian Marcellin schreibt; ließ die rings umher verscharreten Körper wieder ausgraben, und reinigte den Ort auf eben dieselbe Art, wie vormals die Athenienser die Insel Delos gereiniget hatten.

Julian gieng noch weiter. Er wollte selbst der Prophet des didynischen Orakels seyn. Dieses war ein Mittel, die in Verachtung gerathene Wahrsagerey wieder in Ansehen zu bringen. Er war hoher Priester zu Rom, weil er Kaiser war: aber die Kaiser pflegten sich dieser priesterlichen Würde nicht sonderlich zu bedienen. Ihn anlangend, so griff er das Werk viel ernstlicher an, und wir sehen aus einem seiner Briefe, die uns aufbehalten worden, daß er, als hoher Priester, einem heidnischen Pfaffen verbothen, einige priesterliche Verrichtung vorzunehmen. Der Brief, welchen

Das Heydenthum lag in den letzten Zügen, als Symmachus sich bemühete, von den Kaisern Valentinian, Theodosius und Arkadius, die Wiederherstellung der vestalischen Stiftungsprivilegien und des Altars, der dem Siege im Capitol gewidmet war, zu erlangen. Aber alle Welt weis, wie muthig sich Ambrosius demselben widersetzet hat.

Indessen erhellet selbst aus diesen berühmten Streitschriften, daß Rom dazumal noch sehr heydnisch ausgesehen: denn der heilige Ambrosius fraget den Symmachus: ob es nicht genug wäre, daß die Heyden die öffentlichen Plätze, Börsen und Bäder mit ihren Bildern angefüllet hätten? und ob auch noch das Altar des Sieges im Capitol stehen müßte, welches derjenige Ort der Stadt wäre, wo sich die meisten Christen versammleten: damit ja, schreibt er, die Christen, mit großem Verdrusse den Rauch der Opfer in die Augen, die Musik in die Ohren, die Asche in den Hals, und den Gestank in die Nase bekommen möchten?

Allein so gar damals, als Rom unter dem Honorius vom Alarich belagert wurde, war es noch voller Götzenbilder. Zosimus saget: daß, wie alles dazumal zum Untergange dieser unglücklichen Stadt übereingestimmet, man nicht nur den Göttern ihren Schmuck genommen; sondern auch einige davon, die nämlich von Golde und Silber waren, geschmelzet habe: und weil unter dieser Anzahl auch die Tugend, oder Stärke gewesen; so hätte auch dieselbe nach der Zeit die Römer gänzlich verlassen. Zosimus trug auch keinen Zweifel, daß nicht dieser schöne Einfall, die wahrhafte Ursache der Eroberung Roms in sich enthalten hätte.

Wer weis, ob man folgende Geschichte von diesem Scribenten auf guten Glauben annehmen kann? Honorius verboth denen, die nicht Christen waren, mit dem Degen bey Hofe zu erscheinen; oder die geringste Befehlshaberschaft zu führen. Generid, ein Heyde, ja gar ein Barbar, aber ein sehr wackerer Mann, der die pannonischen und die dalmatischen Völker unter sich hatte, kam nicht

mehr

in die Städte einziehen, sondern bloß wenn sie in die Tempel kommen: ja er will endlich, daß man sie anders nicht, als in dem Vorhofe empfangen solle.

Bey dieser Gelegenheit verbeuth er auch den Statthaltern, Soldaten vor sich hergehen zu lassen: weil sie nämlich alsdann nur Privatpersonen wären; aber er erlaubet den Soldaten, ihnen nachzufolgen, wenn sie solches thun wollten.

Durch diese Sorgfalt und Nachahmung des Christenthums, würde ohne Zweifel Julian den Verfall des Heydenthums in etwas verzögert haben, wenn er länger gelebet hätte. Aber Gott ließ ihn nicht einmal zwey vollständige Jahre den Thron besitzen.

Jovian, der ihm nachfolgete, legte sich mit Eifer auf die Zerstörung des Heydenthums: aber weil er nur sieben Monathe regierte, so hat er keinen sonderlichen Fortgang spüren können.

Valens, der im Oriente regierte, erlaubte einem jeden diejenigen Götter anzubethen, die er wollte; und ließ sich die Erhaltung der arianischen Lehre mehr angelegen seyn, als die rechtgläubige Kirche.

Theodoret berichtet auch, daß man unter seiner Regierung öffentlich geopfert, und die geopferten Thiere auf öffentlichen Gastmahlen verzehret habe. Diejenigen, so zu den Geheimnissen des Bacchus geweihet waren, feyerten seine Feste ohne Scheu. Sie liefen mit ihren Schilden herum, verstümmelten die Hunde, und begiengen alle die Ausschweifungen, so ihre Andacht von ihnen erfoderte.

Valentinian, sein Bruder, der im Occidente herrschete, war zwar eifriger für die Ehre des Christenthums: indessen war seine Aufführung nicht so standhaft, als sie wohl hätte seyn sollen. Er hatte ein Gesetz gegeben, wodurch aller nächtlicher Gottesdienst verbothen war. Prätextatus, ein Statthalter in Griechenland, stellte ihm vor: daß man durch die Abschaffung der Ceremonien, daran sich die Griechen sehr gewöhnet hatten, ihnen das Leben ganz

sauer machen würde. Valentinian ließ sich bewegen, und erlaubte: daß man, ohne sich an sein Gesetz zu kehren, die alten Gewohnheiten noch ferner beybehalten möchte.

Es ist wahr, daß wir diese Geschichte dem Zosimus, einem heydnischen Scribenten zu danken haben: und man könnte wohl sagen, er hätte dieselbe erdichtet, uns zu überreden: daß die Kaiser noch etwas aus dem Heydenthume gemachet. Man kann aber auch darauf antworten: daß Zosimus, nach den damaligen Umständen seiner Religion, viel eher geneigt gewesen seyn würde, über dasjenige Unrecht zu klagen, welches man ihr noch nicht gethan; als sich einer Gnade zu rühmen, die man derselben doch nicht erwiesen hätte.

Gewiß ist es, daß man von Rom und andern italiänischen Städten gewisse Ueberschriften hat, daraus sattsam erhellet; wie unter Valentinians Regierung vornehme Standespersonen die Taurobolia und Kriobolia, das ist: gewisse Opfer verrichtet, wo theils Ochsenblut, theils Bocksblut gesprenget wurde. Aus der großen Anzahl dieser Aufschriften, erhellet auch, daß zu Zeiten Valentinians, und der zween nachfolgenden Kaiser dieses Namens, diese Ceremonie sehr im Schwange gewesen. Wie nun dieselbe eine der seltsamsten und sonderbarsten im ganzen Heydenthume war: so glaube ich, es werde niemanden zuwider seyn, dieselbe kennen zu lernen. Prudentius, der sie vieleicht mag gesehen haben, beschreibt uns dieselbe nach der Länge.

Man grub einen ziemlich tiefen Graben, in welchen derjenige, dem zu Gefallen die Ceremonie geschehen sollte, mit gewissen heiligen Binden um das Haupt, mit einer Krone auf demselben, kurz, mit der ganzen geheimnißvollen Kleidung und allem Geräthe hinunter stieg. Man legte auf den Graben einen hölzernen, überall durchlöcherten Deckel, über denselben führte man einen mit Blumen gekrönten Ochsen, den man die Stirn und die Hörner mit kleinen Goldblechen gezieret hatte. Man erwürgte denselben mit einem heiligen Messer: sein Blut lief durch die Löcher in die Grube;

dieß war ein sehr schlimmer Stylus, der unter den Heyden lächerlich, und im Christenthume gar gottlos zu nennen war. Ist es aber nicht seltsam, daß solche Thorheiten zu gemeinen und üblichen Redensarten werden, deren man nicht mehr entbehren kann?

Die rechte Wahrheit ist, daß die Schmäucheley der Unterthanen gegen ihre Herren, und die natürliche Ruhmbegierde der Prinzen, den Gebrauch dieser Ausdrückungen länger, als billig war, beybehalten haben. Ich gestehe es, daß man sich beydes in dem höchsten Grade vorstellen muß: aber diese zwo sind auch unersättlich. Man giebt einem Menschen im Ernste den Namen eines Gottes: das ist fast nicht zu begreifen *): doch das ist nichts. Eben derselbe nimmt es sehr wohl auf, so daß ers endlich gewohnt wird, sich selbst so zu nennen; und gleichwohl hat er einen gesunden Begriff von dem, was Gott ist. Man reime mir doch dieses auf eine solche Art zusammen, dadurch die Ehre des menschlichen Geschlechts gerettet werde.

Was den Titel des hohen Priesters betrifft, so war er nicht so vornehm, daß ihn die christlichen Kaiser lange hätten zu erhalten gesuchet. Vieleicht dachten sie, er würde ihnen behülflich seyn, die übrigen Heyden in der Ehrfurcht zu erhalten. Vieleicht wäre es auch ihnen nicht zuwider gewesen, wenn sie sich vermittelst einer Zweydeutigkeit zu Häuptern der christlichen Religion hätten aufwerfen können. In der That sieht man einige Gelegenheiten, wo sie ziemlich herrschsüchtig verfuhren: und einige haben geschrieben, die Kaiser hätten diesen Titel in Ansehung der Päbste abgeleget; welche vermuthlich schon den Misbrauch desselben befürchteten.

Doch es war nicht so erstaunenswürdig, diese Ueberbleibsel des Heydenthums eine Weile unter den Christen zu sehen,

*) Wenn man sich nur erinnern will, daß die Heyden durch das Wort Gott, nicht eben das allerhöchste Wesen, oder den Schöpfer der Welt; sondern ein etwas erhabeners und vortrefflichers,

sehen, als das allerseltsamste, unmenschlichste, und der Vernunft so wohl, als dem gemeinen Besten der Menschen, am meisten zuwiderlaufende Zeug aus dem Heydenthume, zu allerletzt ein Ende nehmen zu sehen: ich verstehe hier das Menschenopfer. Diese Religion war entsetzlich bunt: sie hatte sehr lustige, auch sehr traurige Sachen an sich. Hier geht das Frauenzimmer und opfert aus Andacht, dem ersten dem besten ihre Gefälligkeiten auf; und dort ermordet man aus Andacht die Menschen auf den Altären.

Diese verdammlichen Opfer findet man bey allen Nationen. Die Griechen verrichteten sie so wohl, als die Scythen; nur nicht so oft: und die Römer, die doch in einem Friedensschlusse von den Karthaginensern gefodert hatten, daß sie nicht mehr, nach Gewohnheit ihrer Vorfahren, der Phönicier, ihre Kinder dem Saturn opfern sollten; diese Römer, sage ich, selbst, pflegten doch jährlich dem latialischen Jupiter einen Menschen zu opfern. Eusebius führet den Porphyr an, der solches als eine Sache erzählet, die noch zu seiner Zeit im Schwange gegangen. Lactanz und Prudenz, einer im Anfange, der andere am Ende des vierten Jahrhunderts, bezeugen uns eben das; ein jeder von der Zeit, darinnen er gelebet. Diese abscheulichen Ceremonien nun, daureten eben so lange, als die Orakel; darinnen zum höchsten nichts anders, als Thorheit und Leichtgläubigkeit zu finden war.



chers, als die menschliche Natur ist, verstanden haben: so kann man diese Benennung noch einigermaßen entschuldigen.

die Sonne ihm sattsame Ehrerbiethung erzeiget, und gieng wieder an ihre Geschäffte.

Nachdem Theodosius den rebellischen Eugen geschlagen hatte, gieng er nach Rom, wo noch der ganze Rath heydnisch war. Der große Vorwand der Heyden war: daß sich Rom seit 1200 Jahren bey seinen Göttern sehr wohl befunden, und allerley Gutes von ihnen genossen hätte. Der Kaiser hielt eine Rede an den Rath, und ermahnete ihn, das Christenthum anzunehmen. Aber man erwiederte allezeit: daß man aus der Gewohnheit und langen Erfahrung, das Heydenthum, als eine sehr gute Religion befunden hätte: hingegen könnte man nicht wissen, was aus der Annehmung des Christenthums noch erfolgen möchte.

Dieses war die Theologie des römischen Rathes. Als nun Theodosius sah, daß er bey den guten Leuten nichts ausrichtete: so erklärete er ihnen, daß die Schatzkammer, durch die Ausgaben zu den Opfern, gar zu sehr beschweret wäre; und daß er dieß Geld zu Bezahlung seiner Soldaten nöthig hätte. Es hälf nichts, daß man sagte: die Opfer wären nicht rechtmäßig, wenn sie nicht auf gemeine Kosten geschähen. Er fragte nichts darnach. So hörten denn die Opfer und alten Ceremonien auf; und Zosimus vergißt nicht, zu bemerken: daß von der Zeit an, alles Unglück über die römische Republik häufig ausgebrochen sey.

Derselbe Autor erzählet, daß auf eben dieser Reise des Theodosius nach Rom, die Gemahlinn Stilikons, Serena, in den Tempel Cybelens gehen wollen, um derselben zu trotzen; und daß sie kein Bedenken getragen, sich mit einem schönen Halsbande zu putzen, welches vorhin die Göttinn getragen. Eine alte vestalische Jungfer verwies ihr diese Gottlosigkeit sehr heftig, und verfolgete sie mit tausend Flüchen bis außer dem Tempel. Und von der Zeit an, saget Zosimus, hatte die arme Serena so wohl bey Tage, als bey Nachte eine Erscheinung, die ihr den Tod androhete.

sich mit dem Apollo vereiniget, ist wie ein junges Mädchen, das noch nicht Bescheid weis: und wie sollte sie denn gleich Verse machen können?

Warum redeten denn aber die alten Priesterinnen durchgehends in Versen? Waren denn das nicht jungfräuliche Seelen, die sich mit dem Apollo vereinigten? Hierauf antwortet **Plutarch** erstlich: daß die alten Priesterinnen auch zuweilen prosaisch geantwortet. Hernach setzet er hinzu, daß vorzeiten jedermann ein gebohrner Poet gewesen. So bald diese Leute ein wenig getrunken hatten, saget er, so macheten sie Verse. Kaum hatten sie ein hübsches Mädchen gesehen; gleich flossen ihnen die Verse ohne Aufhören. Alle ihre Töne waren von Natur lauter Lieder. Daher war nichts angenehmer, als ihre Gastmahle und ihre Buhlschaften. Itzo hat sich dieser poetische Geist den Menschen entzogen. Man liebet zwar noch eben so brünstig, als vorzeiten; man schwatzet und plaudert auch genug dabey: aber es ist lauter prosaische Liebe. Die ganze Gesellschaft des **Sokrates** und **Plato**, welcher letztere doch so viel von der Liebe redete, hat niemals Verse machen können. Alle diese Einwürfe kommen mir viel zu falsch und poßirlich vor, als daß ich ernstlich darauf antworten sollte.

Plutarch giebt noch einen andern Grund an, der nicht so gar falsch ist. Vor Alters, saget er, schrieb man weder von der Religion, noch von der Sittenlehre, noch von der Natur, oder Sternwissenschaft anders, als in Versen. **Orpheus** und **Hesiodus**, die als Poeten bekannt genug sind, waren auch Philosophen. **Parmenides**, **Xenophanes**, **Empedokles**, **Eudoxus** und **Thales**, die als Weltweise berühmt gewesen, waren zugleich Poeten. Es ist sehr wunderlich, daß die ungebundene Rede erst nach der gebundenen aufgekommen; und daß man nicht darauf gefallen, so gleich in der natürlichsten Sprache zu schreiben. Es ist aber so wahrscheinlich, als was von der Welt: daß, wie man damals in der Absicht zu lehren, schrieb, man des-

mehr vor den Kaiser, legete den Degen ab, und verrichtete sein Amt nicht mehr. Als ihn nun Honorius einmal fragete: warum er nicht mehr bey Hofe erschiene, wenn die Reihe an ihn käme, wie er doch verbunden wäre? antwortete er: es wäre ein Gesetz gegeben, wodurch ihm der Degen und das Amt genommen worden. Der Kaiser erwiederte, dieses Gesetz, gienge solche Leute, als er wäre, nicht an. Aber Generid antwortete: er könnte einen solchen Unterscheid nicht annehmen, wodurch er von allen, die doch einerley Gottesdienst mit ihm hätten, unterschieden würde. In der That trat er auch sein Amt nicht eher wieder an, bis der Kaiser, durch die Nothwendigkeit gezwungen, sein Gesetz selbst widerrufen hatte. Wenn diese Historie wahr ist, so ist leicht zu schließen: daß Honorius zum Untergange des Heydenthums nicht viel beygetragen habe.

Endlich aber ward aller heydnischer Gottesdienst durch eine Verordnung des Kaisers Valentinians des IIIten und Marcians im 451sten Jahre Christi bey Lebensstrafe verbothen. Dieses war der letzte Stoß, den man dieser falschen Religion hätte geben können. Indessen findet man doch, daß dieselben Kaiser, die so eifrig waren, das Christenthum zu befördern, doch nicht unterlassen haben, einige und zwar ziemlich grobe Ueberbleibsel des Heydenthums beyzubehalten. Sie nahmen z. E. den Titel eines Oberpriesters noch an, und das hieß so viel, als der Oberste unter allen Wahrsagern und Zeichendeutern; ja auch unter ganzen Gesellschaften heydnischer Pfaffen, und Häupter des alten römischen Aberglaubens.

Zosimus giebt vor, daß selbst der große Constantin, imgleichen Valentinian und Valens von den heydnischen Priestern, den Titel und die Kleidung der Hohenpriesterwürde sehr gern angenommen: welche man ihnen nach Gewohnheit zu überbringen pflegte, so bald sie zur Krone gekommen waren. Gratian hergegen soll den priesterlichen Schmuck verworfen haben: und als man denselben den Pfaffen zurück gebracht, habe der vornehmste geantwortet: Si princeps

ich doch gern wissen: wer sie hätte nöthigen können, deutlicher zu reden?

Er giebt mit vieler Wahrscheinlichkeit vor, die poetischen Antworten wären in übeln Ruf gekommen; weil gewisse Landstreicher dieselben gemisbrauchet hätten, die das gemeine Volk oft auf den Kreuzwegen und Märkten um Rath gefraget. Die Priester der Tempel wollten mit ihnen nichts gemein haben, weil sie viel edlere und ernsthaftere Marktschreyer waren, als jene; welcher Umstand gewiß in diesem Handwerke einen großen Unterscheid machet.

Endlich entschließt sich Plutarch, uns die wahrhafte Ursache zu sagen. Vorzeiten, heißt es, zog man den Gott zu Delphis nur in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe, nämlich von Kriegen, von Erbauung der Städte, von dem Besten der Regenten, und der Wohlfahrt der Republiken. Itzo hergegen, setzet er hinzu, kommen Privatpersonen, und fragen das Orakel, ob sie sich verheurathen sollen? ob sie einen Sklaven kaufen, oder im Handel glücklich seyn werden? Schicken aber ganze Städte dahin, so wollen sie wissen: ob ihre Ländereyen fruchtbar seyn, oder ihre Viehzucht gedeihen werde? Dergleichen Fragen sind nicht werth, daß man in Versen darauf antworte: und wenn sich Apollo die Mühe nähme, seine Poesie dabey zu verschwenden; so müßte er denen Sophisten ähnlich seyn, die mit ihrer Gelehrsamkeit überall praleten, wo sie doch gar nichts zu thun hätte.

Folgendes hat in der That sehr viel zum Untergange der Orakel beygetragen. Die Römer wurden Herren von ganz Griechenland, und von allen Reichen die von Alexanders Nachfolgern gestiftet waren. So bald nun die Griechen unter römischer Bothmäßigkeit waren, daraus sie nicht zu entkommen dachten; so höreten alle die vorigen Uneinigkeiten auf, dadurch sie bis dahin unaufhörlich waren zerrüttet worden: weil die besondern Vortheile so vieler

dieß war ein sehr schlimmer Stylus, der unter den Heyden lächerlich, und im Christenthume gar gottlos zu nennen war. Ist es aber nicht seltsam, daß solche Thorheiten zu gemeinen und üblichen Redensarten werden, deren man nicht mehr entbehren kann?

Die rechte Wahrheit ist, daß die Schmäucheley der Unterthanen gegen ihre Herren, und die natürliche Ruhmbegierde der Prinzen, den Gebrauch dieser Ausdrückungen länger, als billig war, beybehalten haben. Ich gestehe es, daß man sich beydes in dem höchsten Grade vorstellen muß: aber diese zwo sind auch unersättlich. Man giebt einem Menschen im Ernste den Namen eines Gottes: das ist fast nicht zu begreifen *): doch das ist nichts. Eben derselbe nimmt es sehr wohl auf, so daß ers endlich gewohnt wird, sich selbst so zu nennen; und gleichwohl hat er einen gesunden Begriff von dem, was Gott ist. Man reime mir doch dieses auf eine solche Art zusammen, dadurch die Ehre des menschlichen Geschlechts gerettet werde.

Was den Titel des hohen Priesters betrifft, so war er nicht so vornehm, daß ihn die christlichen Kaiser lange hätten zu erhalten gesuchet. Vieleicht dachten sie, er würde ihnen behülflich seyn, die übrigen Heyden in der Ehrfurcht zu erhalten. Vieleicht wäre es auch ihnen nicht zuwider gewesen, wenn sie sich vermittelst einer Zweydeutigkeit zu Häuptern der christlichen Religion hätten aufwerfen können. In der That sieht man einige Gelegenheiten, wo sie ziemlich herrschsüchtig verfuhren: und einige haben geschrieben, die Kaiser hätten diesen Titel in Ansehung der Päbste abgeleget; welche vermuthlich schon den Misbrauch desselben befürchteten.

Doch es war nicht so erstaunenswürdig, diese Ueberbleibsel des Heydenthums eine Weile unter den Christen zu sehen,

*) Wenn man sich nur erinnern will, daß die Heyden durch das Wort Gott, nicht eben das allerhöchste Wesen, oder den Schöpfer der Welt; sondern ein etwas erhabeners und vortrefflichers,

Sueton setzet noch hinzu: Tiberius habe alle Orakel, zunächst um Rom, zu Grunde richten wollen; wäre aber durch das Wunderwerk, so sich mit einer pränestischen Antwort zugetragen, davon abgehalten worden. Diese war in einer wohl verschlossenen und versiegelten Kiste, darinnen er sie von Präneste nach Rom hatte bringen lassen, nicht angetroffen worden; ward aber wieder darinnen gefunden, als man dieselbe Kiste wiederum nach Präneste zurück gebracht hatte.

Zu diesen pränestischen Weissagungen, und denen, die zu Antium waren, muß noch der Tempel Herkuls, der zu Tibur war, gerechnet werden.

Der jüngere Plinius beschreibt das Orakel des Klitomnus, der Gottheit eines Flusses in Umbrien, folgendergestalt: Der Tempel ist alt, und in großem Ansehen. Klitomnus ist daselbst befindlich, und zwar in römischer Kleidung. Die Weissagungen erweisen die Gegenwart und Macht dieser Gottheit. Rings umher giebt es viel kleine Capellen, darunter etliche ihre eigene Quellen und Brunnen haben: denn Klitomnus ist gleichsam der Vater vieler andern kleinern Flüsse, die sich mit ihm vereinigen. Eine Brücke sondert den heiligen Theil seines Wassers von dem Unheiligen ab. Ueber dieser Brücke darf man nur in Schiffchen fahren, unter derselben aber ist es erlaubet sich zu baden. Ich glaube fest, es sey sonst kein anderer Fluß, als eben dieser bekannt, der jemals geweissaget habe; weil dieses sonst wider ihre Gewohnheit läuft.

Aber so gar in Rom selbst gab es Orakel. Aeskulap antwortete ja in seinem Tempel auf der Tyberinsel. Man hat zu Rom ein Stück von einer Marmortafel gefunden, darauf die Historien von dreyen Wunderwerken Aeskulaps auf griechisch aufgezeichnet gestanden. Folgendes ist das vornehmste, so wie ich es von Wort zu Wort, von

Das V. Hauptstück.

Daß die Orakel würden aufgehöret haben, wenn gleich das Heydenthum nicht abgeschaffet wäre.

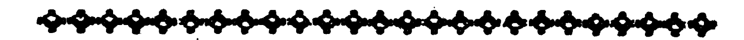
Der Fall des Heydenthums hat nothwendig auch den Untergang der Orakel nach sich ziehen müssen; als es durch das Christenthum ausgerottet wurde. Ja es ist gewiß, daß die christliche Religion, auch ehe sie noch zur Herrschaft gelanget, den Orakeln einen harten Stoß gegeben; weil die Christen sich bemüheten, den Pöbel klug zu machen, und die Betrügerey derselben zu entdecken. Allein auch ohne des Christenthums Hülfe, würden die Orakel aus andern Ursachen abgenommen haben, und endlich gar in Verfall gerathen seyn.

Man fing es schon damals an zu merken, daß sie aus der Art schlügen, als sie nicht mehr in Versen antworteten. Plutarch hat ein eigen Buch davon geschrieben, und die Ursachen untersuchet, woher solches käme: darinnen er denn, nach Art der Griechen, alles zusammen stoppelt, was man Wahres und Falsches davon sagen konnte.

Gleich anfangs soll es daher kommen: weil die Gottheit, so die Priesterinn treibt, sich nach ihrer Fähigkeit richtet, und sie keine Verse machen läßt, wenn sie nicht von Natur dazu geschickt ist. Die Wissenschaft künftiger Dinge kömmt von dem Apollo her: aber die Art des Ausdruckes von der Priesterinn. Der Spielmann hat nicht Schuld, wenn er die Leyer nicht zur Pfeife brauchen kann: er muß sich nach dem Instrumente richten. Gesetzt, Pythia gäbe ihre Antwort schriftlich; würde man denn wohl sagen: sie käme nicht vom Apollo, wenn sie nicht eine schöne Hand geschrieben hätte? Die Seele der Priesterinn, wenn sie

sich

Dem sey aber wie ihm wolle, die kleine Anzahl der Orakel in Italien, und selbst in Rom, machet nur eine sehr geringe Ausnahme von demjenigen, was vorhin behauptet worden. Aeskulap war nur ein medicinischer Gott, und hatte mit Regierungssachen nichts zu thun. Konnte er gleich die Blinden sehend machen: so würde ihm doch der Rath nicht in der geringsten Sache getrauet haben. Unter den Römern konnten Privatpersonen zwar an die Orakel glauben, wenn sie wollten; aber der Staat machete sich nichts daraus. Die Sybillen und Eingeweide der Thiere regiereten daselbst alles: und unzählige Gottheiten geriethen in Verachtung, als man sah, daß die Herren der Welt ihnen nicht die Ehre thaten, sie um etwas zu befragen.



Das VI. Hauptstück.

Eine andere besondere Ursache, warum die Orakel in Verfall gerathen.

Hier eräuget sich eine Schwierigkeit, die ich nicht verhölen will. Zu Zeiten des Königes Pyrrhus, war es mit dem Apollo dahin gekommen, daß er in ungebundener Rede antwortete; das heißt: die Orakel geriethen in Verfall. Indessen wurden die Römer erst lange nach dem Pyrrhus Meister von Griechenland: und von dem Pyrrhus, bis zu der römischen Oberherrschaft in Griechenland, gab es eben so viel innerliche Kriege und Unruhen in diesem Lande, als jemals; und folglich eben so viel wichtige Veranlassungen nach Delphos zu gehen. Dieses ist sehr wahr: aber zur Zeit Alexanders und kurz vor dem Pyrrhus gab es in Griechenland große Secten von Weltweisen, als Cyniker, Peripatetiker und Epikuräer, welche mit den Orakeln ihr Gespött trieben. Sonderlich

wegen eine abgemessene Rede gebrauchet, damit sie desto leichter könnte auswendig gelernet werden. So gar die Gesetze und die Lebensregeln waren in Versen abgefasset. Dergestalt hat nun die Poesie einen weit ernsthaftern Ursprung, als man insgemein glaubet: und die Musen haben viel von ihrem alten Ansehen fahren lassen. Wer sollte es glauben, daß der Codex natürlicher Weise in Versen, und des Fontaine Fabeln in Prosa seyn müßten? Daher, saget **Plutarch**, mußten denn wohl vorzeiten die Orakel auch in Versen abgefasset werden: weil man nämlich alle wichtige Sachen darinnen vortrug. **Apollo** wollte sich hierinnen nach der Mode richten. Als hernach die Prosa aufkam, machete ers auch so mit.

Ich glaube zwar, daß man anfangs die Orakel sowohl deswegen in Versen gegeben, damit sie leichter zu behalten seyn möchten; als auch sich der Gewohnheit zu bequemen: welche die ungebundene Rede zu den gemeinsten Gesprächen verdammet hatte. Aber die Verse wurden aus der Historie und Philosophie nachmals verbannet, weil sie dieselben ohne Noth verwirreten: und dieses geschah ungefähr unter der Regierung des Cyrus. **Thales**, der dazumal lebete, war der letzte poetische Philosoph: und Apollo hörete nicht eher auf in Versen zu reden, als kurz vor dem **Pyrrhus**, wie **Cicero** berichtet; das ist etwa 230 Jahre hernach. Daraus erhellet, daß man die Verse zu Delphis so lange, als es möglich gewesen, beybehalten: weil man erkannt hatte, daß sie sich zu dem Ansehen der Orakel sehr wohl schicketen; daß man sich aber dennoch endlich genöthiget gesehen, schlechterdings auf die Prosa zu gerathen.

Plutarch scherzet ohne Zweifel, wenn er vorgiebt, die Orakel hätten deswegen prosaisch geantwortet: weil man mehr Deutlichkeit von ihnen gefodert, und die geheimnißvolle Schwülstigkeit der Verse überdrüßig gewesen. Es mögens nun aber entweder die Götter selbst, oder die Priester gewesen seyn, welche die Antworten gaben; so möchte

ich

met; mit einer Antwort, die nur prosaisch abgefasset wäre, wieder nach Hause zu kommen. Wie man nun den Gebrauch der Verse, so viel als möglich war, beyzubehalten suchete: so schämeten sich die Götter nicht, zuweilen etliche Verse Homers zu brauchen, die gewiß viel besser waren, als ihre eigene. Man findet viel Exempel davon: aber sowohl diese entlehneten Verse, als die besoldeten Poeten in Tempeln, müssen für so viel Beweisthümer gelten; daß die alte natürliche Poesie der Orakel in sehr übeln Ruf müsse gekommen seyn.

Diese großen philosophischen Secten, die den Orakeln zuwider waren, werden ihnen wohl einen merklichern Schaden gestiftet haben; als daß sie dieselben, nur prosaisch zu antworten, genöthiget. Es ist nicht möglich, daß sie nicht unzählichen vernünftigen Leuten sollten die Augen geöffnet haben. Selbst dem Pöbel werden sie die Sache etwas zweifelhafter gemachet haben, als sie ihm vorher gewesen war. Als die Orakel in der Welt aufkamen, war zu allem Glücke, die Philosophie noch nicht zum Vorscheine gekommen.



Das

kleinen Staaten, daraus Griechenland bestand, sehr durcheinander liefen. Diese allgemeinen Oberherren beruhigten alles; und die Sklaverey brachte den Frieden zuwege. Mich dünket, die Griechen sind niemals so glücklich gewesen, als sie damals geworden. Sie lebeten in einer völligen Ruhe und beständigen Muße. Sie brachten ihre Zeit auf den Uebungsplätzen, Schaubühnen und in ihren philosophischen Schulen zu. Sie hatten Spiele, Komödien, gelehrte Streitigkeiten und Reden die Menge! Was braucheten sie nach ihrer Neigung sonst mehr? Dieses alles gab den Orakeln nicht viel Materien an die Hand: und man sah sich eben nicht genöthiget, dem Apollo oft Ungelegenheiten zu machen. Es war also sehr natürlich, daß die Priester sich nicht mehr die Mühe gaben, noch ferner in Versen zu antworten; indem sie sahen, daß ihr Handwerk lange so einträglich nicht mehr war, als vorhin.

Haben aber die Römer durch den in Griechenland eingeführten Frieden, den Orakeln viel geschadet: so schadeten sie ihnen dadurch noch mehr, daß sie so wenig daraus macheten. Auf diese Thorheit waren sie nicht verfallen. Sie legeten sich nur auf ihre sybillinischen Bücher, und auf die hetrurischen Weissagungskünste; das ist, auf den Vogelflug und das Vogelgeschrey. Die Meynungen und Glaubenspuncte eines Volkes, so über andre herrschete, breitete sich leicht bey andern Völkern aus: und es ist also kein Wunder, daß die Orakel, so von griechischer Erfindung waren, auch Griechenlandes Schicksal erfahren; das ist, mit Griechenland gewachsen und geblühet, aber auch mit Griechenland ihren ersten Glanz verlohren haben.

Indessen muß man gestehen, daß es auch in Italien Orakel gegeben habe. Tiberius begab sich, nach Suetons Berichte, zum Orakel Gerions unweit Padua. Daselbst war ein gewisser Brunnen Apons, welcher die Stummen redend machete, und alle Arten von Krankheiten heilete: wenn man dem Claudian Glauben beymessen will.

Sueton

halten kaltes zu trinken. Polemon gab zur Antwort: was würdest du denn sagen, guter Freund, wenn du ein Kind zu heilen hättest? Aber dieses waren nur die Artigkeiten der Priester, die sich zuweilen lustig macheten, und mit welchen man sich auch zuweilen ergötzete.

Das Hauptsächlichste war bey dem allen wohl dieses: daß die Götter niemals ermangelten, sich in die schönen Weiber zu verlieben. Man mußte sie ganze Nächte in den Tempeln zubringen lassen, nachdem sie von ihren Männern selbst, aufs prächtigste geputzet und geschmücket, und mit herrlichen Geschenken, zu einiger Vergeltung für die Mühwaltung des Gottes, versehen waren. In der That schloß man zwar die Tempel vor den Augen aller Welt zu: aber wer versicherte die Männer vor unterirdischen Gängen?

Was mich anlanget, kann ich es schwerlich begreifen, daß dergleichen Dinge auch nur ein einzigesmal hätten geschehen können. Indessen versichert uns Herodot, daß in dem achten und letzten Stockwerke des prächtigen Thurmes an dem Tempel Bels zu Babylon, ein herrliches Bett gewesen, darinn alle Nacht eine von dem Gotte erwählete Frau hätte schlafen müssen. Zu Theben, in Aegypten, geschah eben das: und wenn die Priesterinn des Orakels zu Patara in Lycien weissagen sollte, so mußte sie vorher ganz allein eine Nacht in dem Tempel schlafen, wohin Apollo kam, sie zu begeistern. Alles dieses hatte man in den dickesten Finsternissen des Heydenthums getrieben: zu einer Zeit, da die heydnischen Ceremonien keinen Widerspruch zu besorgen hatten.

Aber selbst vor den Augen der Christen unterließ gleichwohl der alexandrinische Saturnus nicht, des Nachts allezeit ein Frauenzimmer in seinen Tempel kommen zu lassen; welches er durch den Mund seines Priesters Tyrannus, dazu ernennen ließ. Viele Weiber hatten diese Ehre mit großem Respecte angenommen: und sie beklageten sich

dieser Aufschrift übersetzet habe. Zu derselben Zeit antwortete es einem Blinden, mit Namen Cajus, und befahl ihm, zum heiligen Altare zu gehen, nieder zu knien und anzubethen. Hernach sollte er von der rechten zur linken Seiten gehen, die fünf Finger auf den Altar legen, und endlich seine Hand auf die Augen thun. Hierauf ward der Blinde sehend. Das Volk war Zeuge davon, und gab viel Freudenbezeigungen von sich: weil solche große Wunder unter unserm Kaiser Antoninus geschehen waren.

Die zwo andern Curen sind nicht so wunderbar als diese. Die eine Krankheit war nur ein Seitenstechen, und die andere ein Blutfluß gewesen. Zwar waren beyde sehr gefährlich; aber die Gottheit hatte ihren Kranken Recepte vorgeschrieben: dem einen, Fichtapfel mit Honig, und dem andern Wein, mit gewisser Asche vermischet; welche Mittel ein Ungläubiger gar leicht für kräftige Arzeneymittel halten könnte.

Diese Aufschriften waren zwar griechisch; nichts destoweniger aber zu Rom gemachet. Die Züge der Buchstaben, und die Rechtschreibung schienen von keinem griechischen Meister hergekommen zu seyn. Ja, ob es gleich wahr ist, daß die Römer lateinische Aufschriften zu machen pflegten; so unterließen sie es doch nicht, zuweilen auch griechische zu machen, wenn sie eine besondere Ursache dazu hatten. Weil nun Aeskulap ein griechischer Gott war, den man in der großen Pest, davon die Historie bekannt ist, nach Rom hatte bringen lassen: so ist es sehr wahrscheinlich, man werde sich in seinem Tempel nur der griechischen Sprache bedienet haben.

Eben das zeiget uns auch, daß das Orakel Aeskulaps keinen römischen Ursprung gehabt: und ich glaube, wenn man sich die Mühe geben wollte, die Sache zu untersuchen; so würde man finden, daß fast alle italienische Orakel griechischer Abkunft gewesen.

Anhang

verschiedener

Kleiner Schriften

des Herrn

Bernhards von Fontenelle.



I.

Abhandlung über die Natur der Schäfergedichte.

Als ich meine Schäfergedichte verfertigte, fielen mir einige Gedanken von der Natur dieser Art der Poesie ein. Dieselben nun desto gründlicher zu untersuchen, nahm ich mir vor, die meisten Scribenten nachzusehen, die hierinnen einigen Ruhm erlanget haben. Aus diesen Gedanken und der Beurtheilung der Poeten, besteht diese ganze Abhandlung.

Ich setze sie allererst nach den Schäfergedichten, und dieses stellet die Zeitordnung vor, darinnen sie gemachet ist. Die Gedichte sind älter als diese Betrachtungen: erstlich schrieb ich, hernach dachte ich erst nach; und dieses pfleget, der Vernunft zur Schande, gemeiniglich so zu geschehen. Also werde ich mich gar nicht wundern, wenn man finden wird, daß ich meinen eigenen Regeln nicht gefolget bin. Ich wußte sie selbst noch nicht, als ich schrieb: ja es ist auch viel leichter, Regeln zu geben, als denselben zu folgen; und die Gewohnheit ist längst eingeführet, daß das eine eben nicht zu dem andern verbindet.

Wenn man meine freye Beurtheilung vieler Scribenten lesen wird; so will ich hoffen, man werde nicht muthmaßen, ich hätte dadurch sagen wollen: daß meine Schä-

Das VII Hauptstück.

Die letztern besondern Ursachen, warum die Orakel in Verfall gerathen.

Die Betrügerey der Orakel war gar zu grob, daß sie nicht endlich, durch tausend verschiedene Begebenheiten, sollte entdecket worden seyn. Ich glaube, man hat anfänglich die Orakel sehr begierig und mit Freuden aufgenommen. Denn nichts war bequemer, als allezeit Götter bey der Hand zu haben: welche bereit waren, auf alles, was einige Unruhe oder Neugierigkeit erweckete, zu antworten. Ich begreife es auch gar wohl, daß man sich dieser Bequemlichkeit nicht ohne einigen Verdruß werde begeben haben; und daß die Orakel, ihrer Beschaffenheit nach, in dem Heydenthume gar wohl unaufhörlich hätten fortgesetzet werden können. Aber endlich mußte man doch, aus so vielen Erfahrungen, nothwendig klüger werden; und die Priester trugen sehr viel dazu bey, durch die äußerste Verwägenheit, wodurch sie sich ihres falschen Prophetenamtes misbraucheten. Sie glaubeten endlich, die Sache stünde auf so gutem Fuße, daß man keiner Behutsamkeit mehr nöthig hätte.

Ich rede hier nicht von denen lustigen Antworten, so sie bisweilen zum Scherze gaben. Zum Exempel: Einem Menschen, der das Orakel fragete, was er machen müßte, um reich zu werden? gaben sie zur Antwort, er dürfte nur alle die Ländereyen besitzen, die zwischen Sicyon und Korinth gelegen wären.

Nach dem Berichte des Athenäus kurzweilte man auch zuweilen mit den Göttern. Polemon schlief in Aeskulaps Tempel, um von ihm ein Mittel wider die Gicht zu lernen. Der Gott erschien ihm, und sagete: er müßte sich enthalten

bauete allenthalben Städte, und mit der Zeit entstunden große Staaten. Da wurden die Landleute Sclaven derer, die in Städten wohneten: und das Schäferleben, welches ein Antheil der unglückseligsten Menschen geworden war, verlohr alle seine Annehmlichkeit.

Die Anmuth erfodert Gemüther, die im Stande sind, sich über die unentbehrlichen Nothwendigkeiten des Lebens zu erheben; und welche durch einen langen Gebrauch der Gesellschaft artiger geworden sind. Den Schäfern hat allezeit eins von beyden gefehlet. Die allerersten Hirten, deren ich gedacht habe, lebten zwar in einem großen Ueberflusse: allein zu ihren Zeiten hatte die Welt noch nicht Zeit genug gehabt, artig zu werden. In den folgenden Jahrhunderten hätte schon einige Artigkeit seyn können: aber die Hirten dieser Zeiten waren gar zu elend daran. Dergestalt hat das Landleben, und die Poesie der Schäfer, allezeit sehr rauh seyn müssen.

Es ist auch eine ausgemachte Sache, daß wahrhafte Schäfer nicht völlig so geartet sind, wie beym Theokritus. Sollte es wohl einen darunter geben, der da sagen könnte: **Ihr Götter! wie ward sie aller ihrer Vernunft beraubet, als sie seiner ansichtig ward! Wie stürzete sie sich in den Abgrund der Liebe!** Man untersuche auch die folgenden Stellen: **Wollte der Himmel, Amarillis, daß ich eine kleine Biene wäre, um durch die Steine, die dich umgeben, in die Höle zu kommen, dahin du fliehst! Itzo weis ich allererst, was Amor ist. Er ist ein grausamer Gott; er muß die Milch einer Löwinn gesogen haben, und von seiner Mutter in Wäldern erzogen worden seyn.**

Klariste wirft mir Aepfel zu, wenn meine Heerde bey ihr vorbey geht: und ich weis nicht, was sie angenehmes dabey murmelt. Ueberall sieht man den Frühling; überall sind die Weiden fruchtbarer; überall sind die Heerden in besserm Zustande,

über den Saturnus gar nicht; ob er gleich der älteste Gott war, und am wenigsten von der Galanterie hielt. Endlich fand sich eine, die auch im Tempel geschlafen, und die Betrachtung bey sich angestellet hatte: daß eben nichts übermenschliches mit ihr vorgegangen wäre; worzu nicht auch der Priester Tyrannus selbst vermögend genug gewesen seyn sollte. Sie gab ihrem Manne Nachricht davon; der dem Tyrannus darüber einen Proceß an den Hals warf. Der Unglückliche gestund alles: und Gott weis, was das für ein Aergerniß in Alexandria gegeben!

Die Laster der Priester, ihr Uebermuth, verschiedene Begebenheiten, die ihre Betrügereyen ans Licht gebracht; die Dunkelheit, Ungewißheit und Falschheit ihrer Antworten, u. a. m. würden also die Orakel endlich in übeln Ruf gebracht, und ganz und gar zu Grunde gerichtet haben: wenn gleich das Heydenthum nicht ein Ende genommen hätte. Allein, zu dem allen sind noch andere Ursachen gekommen: anfänglich große Secten griechischer Philosophen, die mit den Orakeln ihr Gespött getrieben; hernach die Römer, so sich derselben nicht bedienet; endlich die Christen, welche sie gar verabscheuet, und mit dem Heydenthume ganz abgeschaffet haben.



Anhang

seyn sollen. Und, was das lustigste ist, nachdem sie einander mit den niederträchtigsten Schimpfworten herunter gemachet; so wollen sie, ehe sie anfangen zu singen, sich noch wegen der Wahl des Ortes, an welchem sie zu singen denken, zärtlich anstellen. Ein jeder schlägt einen vor, und machet eine liebliche Beschreibung davon.

Ich kanns kaum glauben, daß dieses alles wohl eingerichtet seyn sollte. Eben das ungereimte Mischmasch ist in ihrem Wettstreite anzutreffen, wo **Komatas** unter andern Sachen, die ihre Liebe betreffen, den **Lakon** erinnert, daß er ihn einen gewissen Tag wacker abgeprügelt; und **Lakon** antwortet: daß er sich dessen nicht erinnere; aber gar wohl eines Tages entsinne, da **Eumaras**, sein Herr, ihn den Steigriemen ziemlich habe empfinden lassen. Wenn man saget, daß Venus, die Gratien und die Liebesgötter, die Gedichte des **Theokritus** gemachet; so wird man verhoffentlich nicht behaupten, daß sie auch bey diesen Stellen Hand angeleget hätten.

Es giebt im Theokrit noch andere Sachen, die zwar nicht so niederträchtig klingen, die aber nicht gar zu viel Anmuth haben; weil sie ganz und gar bäurisch sind. Von dieser Gattung ist sein ganzes viertes Schäferlied. Es handelt bloß von einem Hirten Aegon, der sich nach den olympischen Spielen begab, und seine Heerde in die Hände **Korydons** lieferte. **Battus** verweiset dem **Korydon**, daß die Heerde nach **Aegons** Abreise sehr mager geworden. **Aegon** antwortet: daß er sein bestes thue, und sie allezeit in die beste Weide treibe, die ihm nur bekannt sey. **Battus** saget: **Aegons** Flöte werde sich in seiner Abwesenheit verderben. **Korydon** antwortet: nein, er habe sie ihm gelassen, und er wisse sie schon zu brauchen. Endlich läßt sich **Battus** vom **Korydon** einen Dorn aus dem Fuße ziehen, der ihm den Rath giebt: nicht mehr ohne Schuhe auf den Berg zu gehen.

Und weil diejenigen, so mit den Alten nicht bekannt sind, dieses vieleicht nicht glauben möchten; so setze ich ein

Ihr kleinen Schäfer, treibt die Schafe in die Ställe: wenn die Hitze ihre Milch austrocknen sollte, wie neulich geschah; so würden wir nichts melken können.

Dieses alles ist desto unangenehmer, da es gleich auf einige sehr artige und anmuthige Liebessachen folget: bey welchen der Leser allen Geschmack, von dergleichen ganz und gar bäuerischen Dingen, verlohren hat.

Calpurnius, ein Urheber von Schäfergedichten, der fast dreyhundert Jahre nach dem Virgil gelebet hat, und dessen Schriften nichts desto weniger einige Schönheit haben, scheint es bedauret zu haben: daß Virgil die Schmähworte, die Lakon und Komatas beym Theokrit einander sagen, nicht anders als mit den Worten: Nouimus & qui te - - ausgedrücket hat: da doch auch dieses, viel besser gar hätte wegbleiben können. Calpurnius findet dieses einer großen Weitläuftigkeit werth, und machet ein großes Schäfergedicht, welches bloß dahin abzielet: daß zween sehr hitzige Schäfer, die anfangen wollen zu singen, einander dergleichen Schimpfworte anhängen; worüber derjenige, der sie richten sollte, so erschrickt, daß er davon läuft. Ein vortrefflicher Beschluß!

Kein Poet hat die Schäfer so bäurisch gemacht, als Baptista von Mantua, ein lateinischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, den man mit dem Virgil vergleicht; ob gleich er in der That nichts mit ihm gemein hat, als daß er ein Mantuaner ist. Indem der Schäfer Faustus seine Liebste beschreibt, saget er: daß sie ein großes Gesicht mit rothen Pausbacken habe; und ob sie gleich fast einäugigt sey, halte er sie doch für schöner, als die Diana. Man sollte sichs nicht einbilden, was für Behutsamkeit ein anderer Schäfer brauchet, ehe er sich in eine ziemlich lange Rede einläßt: und wer weis, ob dieser mantuanische Poet sich nicht gar schmäuchelt, daß er in diesen Stellen die Natur ganz treulich abgeschildert habe?

fergedichte besser wären, als alle andre. Wenn dieser Gedanken jemanden mit gutem Grunde einfallen sollte, so hätte ich diese Abhandlung lieber zurück halten wollen. Aber ich erkläre mich hiemit, daß, wenn ich bisweilen bemerket, wo sich andre vergangen haben; ich mich eben sowohl der Gefahr zu fehlen unterworfen achte, so gar in eben den Stücken, wo ich ihr Versehen wahrgenommen. Das Tadeln eines fremden Werkes verbindet uns noch nicht, was Bessers zu machen: wenn es nur nicht bitter, verdrüßlich und hochmüthig ist; wie dererjenigen, die aus der Satire ihr Handwerk machen. Aber die Beurtheilung, die nicht eine Satire, sondern eine Untersuchung ist; die sich eine Freyheit nimmt, aber ohne Galle und Bitterkeit; ja die noch überdas mit einer aufrichtigen Erkenntniß seiner geringen Fähigkeit vergesellschaftet ist, läßt uns die Freyheit, es noch ärger zu machen. Diese letzte Art der Beurtheilung habe ich erwählet, und zwar mit ihren Freyheiten, die man mir hoffentlich nicht streitig machen wird.

Die Hirtengedichte sind vieleicht die allerälteste Art der Poesie, weil der Schäferstand die allerälteste Lebensart der Menschen gewesen ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ersten Hirten auf die Gedanken gerathen, bey der Ruhe und Muße, der sie genossen, ihre Ergötzlichkeiten und Liebessachen abzusingen. Es war auch natürlich, daß sie in ihre Lieder oftmals ihre Heerden, Wälder, Brunnen und andre Dinge, die ihnen gemeiniglich vorfielen, mit einbrachten. Sie lebten nach ihrer Art in einem großen Reichthume; sie hatten keinen Oberherrn, und waren, so zu sagen, die Könige ihrer Heerden: und ich zweifle nicht, daß nicht eine gewisse Freude, so auf Ueberfluß und Freyheit folget, sie auch zum Singen und Versemachen sollte getrieben haben.

Die menschliche Gesellschaft ward allmählich vollkommener, oder vielmehr verderbter: aber die Leute legten sich, ihrer Meynung nach, auf wichtigere Verrichtungen. Sie waren mit größern Angelegenheiten beschäfftiget: man

bauete

den, als nach gewissen Lockungen, die vor ihrer Ueberlegung vorher gegangen, und sie unfähig gemachet, jemals wieder zu ruhigern Neigungen zu gelangen. Ja die allerhochmüthigsten beklagen sich oft, wie theuer ihnen ihre Ehrbegierde zu stehen kömmt. Das machet, ihre Trägheit ist nicht ganz erstickel, ob sie jener gleich aufgeopfert worden. Sie ist schwächlicher befunden, und hat dem Hochmuthe nicht die Wage halten können: aber sie höret nicht auf zu seyn, und sich allezeit den Bewegungen der Ehrbegierde zu widersetzen. So lange man sich nun in zwo streitende Neigungen theilet, so lange kann man nicht glücklich seyn.

Nicht zwar, als wenn die Menschen sich in eine gänzliche Trägheit und Muße schicken könnten: sie müssen einige Bewegung und Beschäfftigung haben; aber eine solche, die sich, wo möglich, mit der Art ihrer Trägheit zusammen reimet. Dieses findet sich nun auf die allerglücklichste Weise in der Liebe, wenn sie nämlich in einem gewissen Verstande genommen wird. Sie muß nicht mistrauisch, eifersüchtig, rasend oder verzweifelnd; sondern brünstig, einfältig, zärtlich, treu, und, um sich in diesem Zustande zu erhalten, mit Hoffnung begleitet seyn. Alsdann hat man ein zufriedenes, kein unruhiges Herz; man hat Sorgen, aber keine Bekümmernisse; man ist in Bewegung, aber nicht in Quaal: und diese süße Bewegung ist eigentlich so beschaffen, als die Liebe zur Ruhe und die natürliche Trägheit sie erdulden kann.

Sonst ist es nur gar zu gewiß, daß die Liebe die allergemeinste und angenehmste Leidenschaft ist. Dergestalt verknüpfen sich in dem itzo beschriebenen Zustande, zwo der stärkesten Neigungen des Menschen, die Trägheit und die Liebe. Beyde werden zugleich vergnüget, und wenn man so glücklich werden will, als es durch die Begierden möglich ist: so müssen alle diejenigen, die man hat, sich in einander schicken können.

Man sieht deswegen, was man sich in dem Schäferleben einbildet. Es leidet keinen Hochmuth, noch sonst was,

so bald meine Schäferinn sich sehen läßt; so bald sie sich aber entfernet, verdorren die Kräuter, sammt den Schäfern.

Ich wünsche mir nicht die Reichthümer des Pelops, auch nicht die Geschwindigkeit der Winde; sondern ich will auf diesem Felsen singen, wenn ich nur dich in den Armen halte, und meine Augen nach dem sicilischen Meere wende.

Mich dünket, hierinnen wird man mehr Schönheit und Zärtlichkeit der Einbildungskraft finden, als wahrhafte Schäfer haben können.

Aber ich weis nicht, warum Theokritus, der seine Schäfer bisweilen auf eine so angenehme Manier über ihre natürliche Fähigkeit erhoben hat, sie auch so sehr oft wieder hat zurück fallen lassen. Ich weis nicht, wie er nicht wahrgenommen hat, daß er sie von einer gewissen Grobheit hätte befreyen müssen, die ihnen allezeit sehr übel steht. Wenn Daphnis in dem ersten Schäferliede vor Liebe sterben will; und von einer großen Anzahl Götter umgeben ist, die ihn zu besuchen gekommen: so verweist man ihm in dieser schönen Gesellschaft, daß er wie die Ziegenhirten sey; die ihren Böcken ihre Liebe beneiden, und vor Eifersucht mager werden. Und man kann versichern, daß die Ausdrückungen, deren sich Theokrit bedienet hat, mit seinen Gedanken sehr wohl übereinstimmen.

In einem andern Gedichte gerathen Lakon und Komatas in einen Wortwechsel, wegen eines Diebstahls, den sie an einander begangen haben. Komatas hat dem Lakon eine Flöte entwendet; Lakon aber dem Komatas die Haut genommen, womit er den Leib bekleidete, und ihn also nackend gelassen. Endlich schimpfen sie einander, doch auf griechische Manier; welche aber nicht gar zu wohlanständig ist. Nachdem endlich einer dem andern noch einen kleinen Verweis gegeben, daß er übel rieche, fangen sie einen Liederkampf an; der doch, nach Beschaffenheit des vorhergehenden, natürlicher Weise ein Faustkampf hätte

seyn

seyn sollen. Und, was das lustigste ist, nachdem sie einander mit den niederträchtigsten Schimpfworten herunter gemachet; so wollen sie, ehe sie anfangen zu singen, sich noch wegen der Wahl des Ortes, an welchem sie zu singen denken, zärtlich anstellen. Ein jeder schlägt einen vor, und machet eine liebliche Beschreibung davon.

Ich kanns kaum glauben, daß dieses alles wohl eingerichtet seyn sollte. Eben das ungereimte Mischmasch ist in ihrem Wettstreite anzutreffen, wo Komatas unter andern Sachen, die ihre Liebe betreffen, den Lakon erinnert, daß er ihn einen gewissen Tag wacker abgeprügelt; und Lakon antwortet: daß er sich dessen nicht erinnere; aber gar wohl eines Tages entsinne, da Eumaras, sein Herr, ihn den Steigriemen ziemlich habe empfinden lassen. Wenn man saget, daß Venus, die Gratien und die Liebesgötter, die Gedichte des Theokritus gemachet; so wird man verhoffentlich nicht behaupten, daß sie auch bey diesen Stellen Hand angeleget hätten.

Es giebt im Theokrit noch andere Sachen, die zwar nicht so niederträchtig klingen, die aber nicht gar zu viel Anmuth haben; weil sie ganz und gar bäurisch sind. Von dieser Gattung ist sein ganzes viertes Schäferlied. Es handelt bloß von einem Hirten Aegon, der sich nach den olympischen Spielen begab, und seine Heerde in die Hände Korydons lieferte. Battus verweiset dem Korydon, daß die Heerde nach Aegons Abreise sehr mager geworden. Aegon antwortet: daß er sein bestes thue, und sie allezeit in die beste Weide treibe, die ihm nur bekannt sey. Battus saget: Aegons Flöte werde sich in seiner Abwesenheit verderben. Korydon antwortet: nein, er habe sie ihm gelassen, und er wisse sie schon zu brauchen. Endlich läßt sich Battus vom Korydon einen Dorn aus dem Fuße ziehen, der ihm den Rath giebt: nicht mehr ohne Schuhe auf den Berg zu gehen.

Und weil diejenigen, so mit den Alten nicht bekannt sind, dieses vieleicht nicht glauben möchten; so setze ich ein

ganzes Schäfergedicht daraus her. Wenn in dem Wettstreite der Schäfer, der eine saget: He! meine Ziegen, gehet an die abhängige Seite dieses Hügels! so antwortete der andere: Meine Schäfchen, gehet und weidet an der Morgenseite.

Oder: Ich bin den Füchsen feind, welche die Feigen fressen; und der andere: Ich bin den Käfern feind, die die Trauben fressen.

Oder: Ich habe mir bey meinem kühlen Flusse ein Lager von einer Kühhaut gemachet: und da frage ich eben so wenig nach dem Sommer; als die Kinder nach den Verweisen ihrer Aeltern. Und der andere: Ich wohne an einer anmuthigen Höle: da mache ich mir ein gutes Feuer, und bekümmere mich eben so wenig um den Winter; als ein Mensch, der keine Zähne mehr hat, sich um die Nüsse bekümmert, wenn er Gesottenes vor sich sieht.

Schmecken diese Reden nicht gar zu sehr nach dem Dorfe? und schicken sie sich nicht besser für wahrhafte Bauern, als für Schäfer- und Hirtengedichte?

Virgil, der Theokrits Exempel vor Augen hatte, und also im Stande war, ihn zu übertreffen, hat seine Schäfer feiner und angenehmer gemacht. Wenn man seine dritte Ekloge mit der vom Lakon und Komatas vergleichen will; so wird man sehen, wie er die Kunst verstanden, dasjenige, so er nachahmete, zu verbessern und zu übertreffen. Nicht zwar, als wenn er nicht auch dem Theokrit noch etwas gar zu ähnlich wäre, wenn er seinen Schäfer in etlichen Versen sagen läßt:

Meine Schafe, geht nicht so nahe an das Ufer des Flusses; der Widder ist noch nicht recht trocken, der unlängst hinein gefallen.

Tityrus! laß die Ziegen nicht sehr an den Fluß nahen, ich will sie schon zu rechter Zeit in dem Brunnen waschen. Und

Ihr

Der Einbildungskraft zu gefallen, muß freylich was Wahres seyn: aber sie ist auch leicht zu befriedigen; und sie nimmt zuweilen mit einer halben Wahrheit vorlieb. Man zeige ihr nur die eine Hälfte der Sache; aber man zeige sie nur recht lebhaft: so wird sie es nicht gewahr werden, daß man ihr die andre Hälfte verborgen hat: und man wird sie dadurch so weit bringen können, als man will; als wenn die Hälfte, so sie sieht, die ganze Sache wäre. Der Betrug, und zu gleicher Zeit die Annehmlichkeit der Schäfereyen, besteht also darinnen, daß man den Augen nichts, als die Ruhe des Schäferlebens vorstellet; dessen Niederträchtigkeit man verhölet. Man zeiget zwar die Einfalt desselben; verbirgt aber seine Beschwerden: und ich kann es daher nicht begreifen, warum es dem Theokrit so oft beliebet hat; sowohl das Elend, als die Niedrigkeit desselben zu zeigen.

Wenn die Verfechter des Alterthumes sagen: Theokrit habe die Natur so abbilden wollen, wie sie ist: so hoffe ich, man werde uns auf diesen Schlag auch Idyllen der Wasserträger verfertigen, die miteinander von ihrer Arbeit sprechen werden. Diese würden eben so gut klingen, als die Hirtenidyllen, die von lauter Ziegen und Kühen handeln möchten.

Es ist hier nicht bloß vom Abschildern die Rede; man muß auch solche Dinge schildern, die ein Vergnügen erwecken. Wenn man mir die Ruhe des Landlebens, die Einfalt und Zärtlichkeit, die in der Liebe daselbst herrschet, vormalet: so versetzet mich meine gerührte und aufgebrachte Einbildungskraft mit in die Umstände der Schäfer: ich selbst werde gleichsam ein Schäfer. Allein, wenn man mir gleich mit aller Richtigkeit, und so genau, als möglich ist, die schlechten Verrichtungen der Schäfer abbildet; so bekomme ich doch keine Lust dazu: und meine Einbildungskraft bleibt ganz kaltsinnig. Der beste Vortheil der Poesie besteht in der lebhaften Abschilderung der Sachen, so uns ange-

Es kömmt mir derowegen vor, daß die Schäferpoesie keine große Annehmlichkeiten hat: wenn sie so grob ist, als es die Natur der Hirten erfodert; oder wenn sie nur von Dingen handelt, die das Landleben angehen. Von Schafen und Ziegen reden zu hören, und von der Sorgfalt, die man für diese Thiere tragen muß, das hat an und für sich selbst nichts Gefallendes. Dasjenige, was uns gefällt, ist die Vorstellung von dem ruhigen Leben derer, die Schafe und Ziegen weiden. Lasset einen Schäfer sagen: Meine Hämmel befinden sich wohl; ich treibe sie auf die beste Weide; sie fressen lauter gute Kräuter; ja er mag es in den schönsten Versen von der ganzen Welt sagen: so bin ich versichert, daß unsre Einbildungskraft nicht sonderlich dadurch vergnüget werden wird. Allein man lasse ihn sagen: Mein Leben ist frey von Unruhe! In was für einer Stille bringe ich meine Zeit zu! Mein ganzes Verlangen geht dahin, daß meine Heerde sich wohl befinde, und daß die Weide gut sey. Es ist kein Glück zu finden, welches ich beneiden könnte u. s. w. Man sieht wohl, daß dieses schon anfängt angenehmer zu werden: das macht, die Vorstellung fällt nicht mehr so genau auf das Ackerleben, sondern auf die wenigen Sorgen, damit man belästiget ist; auf die Muße, der man genießt; und welches das vornehmste ist, auf die Glückseligkeit, die daselbst so leicht erlanget werden kann. Die Menschen wollen ja glückselig werden, und möchten gern durch wenige Mühe dazu gelangen. Die Belustigung, und zwar die ruhige Belustigung, ist der allgemeine Zweck ihrer Begierden; und sie werden alle durch eine gewisse Trägheit beherrschet. Die allergeschäfftigsten sind nicht eben aus Liebe zur Arbeit so thätig; sondern weil es ihnen so schwer fällt, sich zu vergnügen.

Weil die Ehrbegierde dieser natürlichen Trägheit gar zu sehr zuwider läuft; so ist sie weder eine allgemeine, noch sehr annehmliche Leidenschaft. Viele Leute sind gar nicht hochmüthig; viele habens nicht eher angefangen zu werden,

Silvander allein in der marsilischen Schule unterwiesen war; so sind doch bisweilen die andern eben so subtil, als er. Und ich weis nicht, wie die übrigen, so nicht die marsilische Schule besuchet gehabt, sie haben verstehen können.

Für Schäfer schicket es sich nicht, von allerhand Materien zu reden: und wenn man sich erheben will, so ist es erlaubt, andre Personen einzuführen. Wenn Virgil eine prächtige Beschreibung von der eingebildeten Erneuerung der Welt, die bey der Geburt des Sohnes Pollions erfolgen sollte, machen will: so hätte er die Schäfermusen nicht bitten sollen, einen etwas höhern Ton, als gewöhnlich, anzugeben. Ihre Stimme geht so hoch nicht; er hätte sie gar verlassen, und zu einer andern seine Zuflucht nehmen sollen. Doch weis ich nicht, ob er sich nicht vieleicht ganz an die Schäfermusen halten, und eine angenehme Abbildung der Güter hätten machen sollen, welche die Wiederkunft des Friedens auf dem Lande hervorbringen würde. Und dieses, wie mich dünket, wäre wohl so gut gewesen; als alle die unbegreiflichen Wunder, die er von der kumäischen Sybille entlehnet; das neue Geschlecht von Menschen, so vom Himmel hernieder kommen soll; die Trauben, so auf den Disteln wachsen; und die Lämmer, die schon feuerroth oder purpurfarbigt gebohren werden sollen, um die Menschen der Mühe des Wollefärbens zu überheben. Durch dergleichen etwas wahrscheinlichere Dinge hätte man dem Pollio etwas besser geschmäuchelt: vieleicht aber waren demselben auch diese nicht unwahrscheinlich; weil es schwer ist, daß es Lobsprüchen, bey denen, die gelobet werden, daran fehlen sollte.

Darf ichs wohl sagen? es kömmt mir vor, daß Calpurnius, der sonst dem Virgil nicht gleich kömmt, eben dergleichen Vorhaben besser bewerkstelliget habe. Ich rede nur von der Einrichtung, und nicht von der Schreibart. Er führet zweene Schäfer ein, die, der Sonnenhitze zu entweichen, sich in eine Höle machen, wo die Verse von der Hand

des

so das Herz gar zu heftig beweget: und die Trägheit kann also wohl zufrieden seyn. Diese Lebensart verursachet aber, durch die Muße und Ruhe, viel leichter die Liebe als irgend eine andre; oder zum wenigsten ist sie derselben viel günstiger. Und was ist dieses für eine Liebe? eine weit einfältigere; denn man hat keinen so gefährlich verschmitzten Kopf: eine weit eifrigere Liebe, denn man ist mit keiner andern Leidenschaft beschäfftiget: eine weit bescheidnere Liebe, denn man weis fast von keiner Großsprecherey: eine weit getreuere Liebe, denn wo die Lebhaftigkeit des Geistes nicht so sehr geübet ist; da genießt man auch weniger Unruhe, weniger Verdrießlichkeit, weniger Eigensinn. Kurz zu sagen, es ist eine Liebe, die von allem dem gereiniget ist, was die Ausschweifungen der menschlichen Phantasie, fremdes und böses in dieselbe eingemischet haben.

Solchergestalt ist es kein Wunder, daß die Abbildungen des Schäferlebens allezeit, ich weis nicht was, annehmliches haben; und uns mehr vergnügen, als die prächtigen Beschreibungen eines stolzen Hofes, und aller Herrlichkeit, die daselbst in die Augen leuchten kann. Ein Hof giebt uns nur eine Abbildung von mühsamen und gezwungenen Ergetzlichkeiten. Darum, daß ich es noch einmal wiederhole: diese Vorstellung thut alles! Wenn man anderswo, als auf dem Lande den Schauplatz eines ruhigen, mit lauter Liebe beschäfftigten Lebens antreffen könnte, so, daß weder Schafe noch Ziegen darzwischen kämen; so würde es deswegen, wie ich dafür halte, nicht schlechter werden. Die Ziegen und Schafe dienen zu nichts: wenn man aber entweder die Städte oder das Land wählen soll, so ist es viel wahrscheinlicher, daß dieser Schauplatz auf dem Lande anzutreffen sey.

Ist nun das Schäferleben das müßigste unter allen; so ist es am allerbequemsten, diejenigen angenehmen Vorstellungen zu machen, davon wir itzo reden. Es ist weit gefehlt, daß Ackersleute, Schnitter, Winzer und Jäger sich so wohl für die Eklogen schicken sollten, als Schäfer. Und das

Hier nehme ich mir noch die Freyheit, zu sagen, daß mir der Entwurf einer eben solchen Ekloge des Nemesianus weit besser gefällt; welcher zu den Zeiten des Calpurnius gelebet hat, und nicht ganz und gar zu verachten ist. Einige Schäfer, die den Pan schlafend finden, wollen auf seiner Pfeife spielen: aber die Sterblichen können auf der Flöte eines Gottes nur einen sehr widrigen Ton erzwingen. Pan erwachet davon, und saget, wenn sie eins hören wollten, so wollte er ihr Verlangen stillen. Darauf fängt er an, ein Stück von der Historie des Bacchus zu singen, und hält sich bey der ersten Weinlese auf, die jemals gehalten worden; davon er eine Beschreibung machet, die mir sehr angenehm ist. Diese Einrichtung ist weit regelmäßiger als Virgils Silenus: und die Verse selbst sind so schlimm nicht.

So ist es bey den Neuern nichts ungewöhnliches, erhabene Sachen in Eklogen zu bringen. Ronsard hat das Lob der Fürsten in ganz Frankreich hineingebracht; und alles Schäfermäßige derselben besteht darinn, daß er Heinrichen den II. Heinz, Karl den IX. Karlin, und Katharinen von Medicis Käthchen genennet. Es ist wahr, er gesteht es selbst, er sey seinen Regeln nicht gefolget: aber es wäre besser, er hätte sie beobachtet, und das Lächerliche vermieden; welches die schlechte Uebereinstimmung des Aeußern und Innern verursachet. So geht es nun in der ersten Ekloge. Es trifft gleich die Schäferinn Grete, ein Loblied auf den Turnebus, Budeus und Vatablus, die vornehmsten Griechen und Hebräer ihrer Zeiten, zu machen: von welchen aber seine Grete von rechtswegen nichts hätte wissen sollen.

Weil die Schäfer angenehme Leute sind, so misbrauchet man sich ihrer. Man nimmt sie sehr gern, die Könige in der erhabensten Schreibart loben zu lassen; und meynet, wenn man nur grüne Rasen, Schallmeyen und Haberröhre hätte: so habe man schon ein Schäfergedicht gemachet. Wenn Schäfer einen Helden loben, so müssen sie ihn als

gehabt, liegen beyeinander in einer elenden kleinen Strohhütte, an dem Ufer des Meeres. Der eine wecket den andern auf, um ihm zu erzählen: es habe ihm geträumet, daß er einen goldnen Fisch gefangen habe. Sein Gesell antwortet ihm: daß er bey einer so schönen Fischerey nichts desto weniger vor Hunger sterben würde. War dieses wohl der Mühe werth, eine Idylle davon zu machen?

Indessen, ob man gleich nur lauter Schäfer in eine Ekloge bringet: so ist es doch unmöglich, daß das Schäferleben, welches noch sehr grob ist, ihnen nicht den Geist niederschlagen und sie verhindern sollte, so sinnreich, so zärtlich und artig zu seyn, als man sie uns gemeiniglich vorstellet. Die Asträa des Herrn von Urfe scheint nicht ein so fabelhafter Roman zu seyn, als Amadis: doch glaube ich, daß er es, wegen der Höflichkeit und des anmuthigen Wesens seiner Schäfer, eben so wohl ist, als es Amadis, um aller seiner Schwarzkünstler und Hexen wegen, und durch seine ausschweifende Ebentheuer geworden ist. Woher kömmt es denn, daß die Schäfereyen uns gefallen; ungeachtet der Falschheit ihrer Abbildungen, die uns allezeit zuwider seyn sollten? Wollten wir es wohl lieber haben, daß man uns die Hofleute mit einer solchen Grobheit vorstellen möchte, die wahrhaften Schäfern so ähnlich wäre: als die Zärtlichkeit und Artigkeit, die man den Schäfern zuschreibt, mit den Manieren der Hofleute übereinkömmt?

Ohne Zweifel nicht: aber die Abbildung der Schäfer ist auch gewissermaßen nicht falsch. Man sieht nicht auf die Niederträchtigkeit der Beschäfftigungen, womit sie wirklich zu thun haben; sondern auf die wenige Mühe, so ihnen solche Arbeit verursachet. Diese Niederträchtigkeit würde sonder Zweifel die Anmuth und Artigkeit ausschließen; da hergegen die Ruhe dazu beförderlich ist: und hierauf gründet sich alles, was im Schäferleben angenehm fällt.

Der

Hingegen machet dieser Poet seine Schäfer zuweilen auch sehr andächtig. In einer Ekloge wird man ein Register aller Marienfeste; in einer andern eine Erscheinung der heiligen Jungfrau antreffen, die einem Schäfer verspricht: wenn er sein Leben auf dem Berge Carmel würde zugebracht haben, ihn in angenehmere Oerter zu bringen; und ihn im Himmel ewig mit den Dryaden und Hamadryaden wohnen zu lassen. Fürwahr, neue Heilige! die wir noch zur Zeit im Paradiese nicht kennen.

Solche merkliche, ja, so zu reden, handgreifliche Auslachenswürdigkeiten, sind in dem Character der Hirten wohl zu vermeiden; aber es giebt noch subtilere, darein man leichter verfällt. Die Schäfer müssen nichts prächtiges sagen. Racans Hirten entfährt bisweilen so was; ob sie gleich sonst in diesem Puncte ziemlich sparsam zu seyn pflegen. Die italiänischen Poeten sind allezeit so voller Spitzfündigkeiten und falscher Gedanken; daß es scheint, man müsse ihnen diese Schreibart als ihrer Muttersprache übersehen. Sie zwingen sich gar nicht, ob sie gleich Schäfer redend einführen; und brauchen die allerverwägensten und hochgetriebensten Figuren dabey.

Der Verfasser (*) der Art, in sinnreichen Schriften wohl zu denken, verdammet die Sylvia des Tasso; die sich in einem Brunnen spiegelt, und indem sie sich mit Blumen schmücket, zu ihnen spricht: sie trage dieselben nicht, sich zu putzen, sondern sie zu beschämen.* Dieser Gedanken scheint ihm gar zu gesuchet, und für eine Schäferinn gar nicht natürlich zu seyn; und diesem Urtheile muß man billig recht geben. Nunmehr aber muß man sich die Mühe nicht nehmen, die Schäfergedichte des Guarini Bonarelli und Ritters Marino zu lesen, um daselbst, was Schäfermäßiges zu finden. Denn der Sylvia Gedanken sind gegen diejenigen, davon diese Poeten ganz voll sind, die einfältigsten von der Welt zu nennen.

(*) D. i. der P. Bouhours. Wir haben sein Buch auch im Deutschen; von Hrn. D. Königs. verbessern übersetzet.

angehen; und im kräftigen Angriffe desjenigen Herzens, welches so gern in Bewegung gesetzet werden mag.

Das kann meines Erachtens wider die theokritischen Schäfer und ihres gleichen genug seyn, weil sie zuweilen gar zu schäfermäßig sind. Was wir vom Bion und Moschus in der Schäferart haben, das machet, daß ich den Verlust des übrigen bedaure. Sie haben nichts bäuerisches, hingegen viel Artigkeit und Anmuth, auch neue und überaus angenehme Vorstellungen. Man beschuldiget sie, daß sie eine gar zu geputzte Schreibart gebrauchet haben; und ich gebe es, im Absehen auf einige Stellen, zu: aber ich weis nicht, warum einige Kunstrichter geneigter sind, die Grobheit des Theokritus, als die Zärtlichkeit Bions und des Moschus zu entschuldigen. Mich dünket, man sollte das Gegentheil thun. Kömmt es nicht daher, weil Virgil dieselben insgesammt für den Theokrit eingenommen; indem er ihm allein die Ehre gethan, ihn nachzuahmen, ja gar abzuschreiben? Kömmt es nicht daher, daß diese Gelehrten einen solchen Geschmack haben, der geneigt ist, das Zärtliche und Artige zu verachten? Dem sey, wie ihm wolle; ich sehe wohl, daß sie alle dem Theokrit zugethan sind, und daß sie sichs vorgenommen haben, ihn zum Prinzen in der bukolischen Poesie zu machen.

Die neuern Scribenten sind nicht allezeit in den Fehler gefallen, ihre Schäfer gar zu grob zu machen. Der Herr von Urfe hat sich in seinem Romane gar zu sehr davon entfernet; der doch sonst voller vortrefflichen Sachen ist. Einige darunter sind in ihrer Art ganz vollkommen; allein andre sollten vieleicht im Cyrus, oder in der Kleopatra stehen. Oft kommen mir die Schäfer der Asträa wie Hofleute vor, die sich zwar in Schäfer verkleidet haben, aber ihre Manieren nicht recht nachzuahmen wissen (*). Oft scheinen sie spitzfindige Sophisten zu seyn: denn ob gleich Sil-

(*) Dieß ist der Fehler, den der engl. Aufseher im 30 St. des ersten Bandes, in der schönen Fabel vom Schäferleben, den fontenellischen Schäfern, in seinen Schäfergedichten vorgerücket.

Zwischen der gewöhnlichen Grobheit der theokritischen Schäfer, und der gar zu großen Scharfsinnigkeit der meisten neuern, muß man ein Mittel halten. Aber ob es gleich nicht leicht ist, dasselbe auszuüben; so ist es doch noch schwerer, Regeln davon zu geben. Die Schäfer müssen zwar sinnreich und artig seyn; denn sonst würden sie uns nicht gefallen: allein, sie müssen es nur gewisser maßen seyn, sonst wären sie keine Schäfer mehr. Ich will mich bemühen, dieses rechte Maaß zu bestimmen, und es wagen, meine Gedanken davon zu entdecken.

Die allerwitzigsten Leute sind von denen, die nur das Mittel halten, nicht sowohl durch die Sachen, so sie denken; als durch die Art des Ausdruckes unterschieden. Die Leidenschaften führen, ihrer Verwirrung ungeachtet, ein gewisses Licht bey sich; welches sie fast unter alle, die von ihnen eingenommen sind, gleich zu vertheilen pflegen. Es ist eine gewisse Scharfsinnigkeit, im Absehen auf gewisse Nebendinge dabey, die nicht auf die Fähigkeit der Köpfe ankömmt, und sich bey allem, was uns vortheilhaft oder empfindlich ist, äußert. Alle diese Leidenschaften aber, die fast alle Menschen auf gleiche Weise erleuchten, lehren sie alle auf einerley Art reden. Wer einen verschmitztern, fähigern und feinern Verstand hat, der setzet in ihrem Ausdrucke etwas sonderbares hinzu, so von einem Nachsinnen herstammet, und was die bloße Leidenschaft nicht an die Hand gegeben hätte: da hergegen die andern ihre Gedanken weit einfältiger ausdrücken, und, so zu reden, nichts fremdes hinein mischen. Ein gemeiner Mensch wird wohl sagen können: „Ich habe so sehr gewünschet, daß meine Geliebte mir treu seyn möchte; als ich geglaubet, daß „sie es wäre.„ Aber nur der Herr von Roschefoucault konnte sagen: **Mein Verstand ist von dem Herzen betrogen worden.** Die Gedanken sind einerley, die Einsicht

Wir haben aber auch deutsche Stümper genug gehabt, die darinnen eine Scharfsinnigkeit gesuchet haben.

des Gottes Faunus angeschrieben finden; die eine Prophezeihung von demjenigen Glücke in sich halten, womit der Kaiser Carus alle seine Unterthanen überhäufen würde. Nach der Pflicht eines Hirdendichters, hält er sich ziemlich lange bey dem Glücke auf, so das Feldleben anbetrifft. Hernach erhebt er sich etwas höher; wozu er auch ein Recht hat, indem er einen Gott reden läßt; mischet aber nichts hinein, was den Weissagungen einer Sybille ähnlich wäre. Es ist Schade, daß nicht Virgil die Verse dieses Gedichtes gemachet hat; ja er dörfte sie nicht einmal alle gemachet haben.

Im Anfange seiner sechsten Ekloge läßt sich Virgil vom Phöbus sagen: daß es sich für einen Schäfer nicht schicke, die Thaten der Könige und die Kriege zu besingen; sondern er müsse sich an seine Heerden halten, und bey solchen Materien bleiben, die eine niedrige und schlechte Schreibart erfodern Der Anschlag des Phöbus ist in der That sehr gut; aber ich kann es nicht begreifen, wie Virgil sich desselben so wenig erinnert: daß er gleich darauf anfängt, den Ursprung der ganzen Welt, nach Epikurs Grundsätzen anzustimmen: welches ja noch weit ärger war, als von Kriegen und Königen zu singen. In Wahrheit, ich weis ganz und gar nicht, was der Poet haben will, und sehe keinen Zusammenhang darinnen. Nach diesen philosophischen Sachen, kömmt die Fabel vom Hylas und der Pasiphae, imgleichen von den Schwestern Phaetons, die sich gar nicht dazu schicken. Mitten unter diesen Fabeln, die aus den ältesten Zeiten hergenommen sind, trifft man den Cornelius Gallus an, der zu Virgils Zeiten lebte; nebst der Ehre, so man ihm auf dem Berge Parnassus erwiesen. Worauf aber gleich wieder die Fabeln von der Scylla und Philomele kommen. Dieses ungereimte Zeug spricht Silenus. Virgil saget, der ehrliche Kerl habe den vorigen Tag zu viel getrunken gehabt: war ihm solches nicht noch ein wenig anzusehen?

die einen mittelmäßigen Verstand haben, oder doch denselben nur halbigt brauchen gelernet, haben eine Sprache, die sich nur bey besonderen Sachen, so sie empfunden haben, aufhält: die andern hergegen erheben sich viel höher, und verwandeln alles in allgemeine Begriffe. Ihr Verstand hat über ihre Empfindungen und Erfahrungen nachgedacht; was sie gesehen haben, das hat sie auf dasjenige geleitet, so sie nicht gesehen haben: da hingegen die von der tiefern Classe nicht weiter denken, als ihre Empfindungen zulangen; ja was denenselben noch so ähnlich ist, das kann Leuten von dieser Gattung noch neu vorkommen. Daher entsteht nun die unersättliche Neugierigkeit des Pöbels bey einerley Sachen; eine fast allezeit gleiche Verwunderung, über eben dieselben Dinge.

Eine unzertrennliche Folge dieser Art des Verstandes, ist bey den Erzählungen, die Einmischung vieler besondern nützlichen und unnützen Umstände. Das machet, man ist von der besondern Begebenheit und allem dem, so selbige begleitete, sehr stark gerühret worden. Die großen Geister hingegen verachten eine ausführliche Beschreibung aller Kleinigkeiten; sie greifen gleich das innerste Wesen der Sache an, welches ordentlicher Weise auf die Umstände gar nicht ankömmt.

Sollte mans wohl glauben, daß es in Leidenschaften besser ist, die Sprache der Leute von mäßigem Verstande nachzuahmen, als die Sprache der andern? In der That bringet man fast nichts anders, als Begebenheiten vor, und erhebet sich nicht bis zu den Vernunftschlüssen: allein, nichts ist angenehmer als solche Erzählungen, die ihre Schlüsse schon bey sich führen. So ist der unvergleichliche Vers Virgils beschaffen:

Malo me Galatea petit, lasciva puella!
Et fugit ad salices, & se cupit ante videri. Ecl. III.

Galatee, das lose Mädchen, wirft mit Aepfeln auf mich drein:
Läuft zum Busche: gleichwohl will sie, erst von mir gesehen seyn.

Schäfer loben: und ich zweifle gar nicht, daß sich dieses auf eine sehr artige und anmuthige Weise thun lasse; aber es gehöret auch ein wenig Kunst dazu. Und es ist viel leichter, einen Hirten die gewöhnliche Sprache der Lobgedichte reden zu lassen, die sehr erhaben, aber auch sehr gemein ist; und folglich gar keine Schwierigkeit machet.

Die allegorischen Eklogen sind auch nicht so gar leicht. **Mantuanus**, der ein Carmeliter war, hat eine gemachet, wo die Schäfer mit einander dispitiren: indem der eine einen Carmeliter von dem strengen, der andere aber einen von dem gelindern Orden vorstellet. **Bembus** ist ihr Richter: und das klügeste, so er thut, ist dieß, daß er ihnen die Stäbe wegnehmen läßt; aus Furcht, sie möchten sich schlagen. Ob nun wohl die Allegorie nicht übel beobachtet ist; so ist es doch gar zu lächerlich, die Uneinigkeit zweener Carmeliter in einem Schäfergedichte zu sehen.

Indessen wollte ich doch noch lieber einen Schäfer dulden, der einen Carmeliter vorstellete; als einen, der als ein Epikurer, Gottlosigkeiten vorbrächte. Dieses widerfährt zuweilen den mantuanischen Schäfern, ob sie gleich ziemlich grob sind; und der Poet selbst ein Geistlicher war. **Amyntas**, der einmal auf die Gesetze und alle Ehrbarkeit böse wird, weil er verliebt ist, saget: der Mensch sey wohl ein rechter Narr, wenn er sich einbildet, er werde nach dem Tode in den Himmel kommen; und setzet hinzu: aufs höchste könnte es etwa kommen, daß er in einen Vogel führe, der in der Luft fliegen würde. Es ist umsonst, wenn **Mantuanus**, dieses zu entschuldigen, saget: **Amyntas** habe sich lange in der Stadt aufgehalten. Umsonst machet sein Ausleger, (denn so neu auch **Mantuanus** ist, so gut hat er schon einen Ausleger, und zwar einen eben so eifrigen, als einer von den Alten,) die schöne Betrachtung dabey: die Liebe verursache, daß man die Glaubenssachen in Zweifel ziehe. Es ist ausgemachet, daß dergleichen Irrthümer, die ein jeder, der sie weis, verfluchen soll, den Schäfern billig ganz unbekannt seyn sollten.

Hin-

Menalque et Licidas ont sçu faire des Vers,
Dignes d'être chantez par cent Peuples divers:
Mais mon jaloux Berger sous ce vieux Sicomore,
En fit un Jour pour moi, que j'aime mieux encore.

d. i. „Menalkas und Licidas haben Lieder machen können, „die da werth sind, von hundert Völkern gesungen zu wer„den: allein mein eifersüchtiger Schäfer machete einmal „unter diesem alten Maulbeerbaume eins auf mich, welches „mir noch weit besser gefällt.„ Hier ist der Umstand vom Maulbeerbaume sehr artig; der sich aber für keine andre, als für eine verliebte Person geschickt haben würde.

Nach dem Begriffe, den wir allhier von Schäfern machen, schicken sich die Erzählungen sehr gut: allein dieselben solche Reden halten zu lassen, als in der Astrea vorkommen, die voller allgemeinen Betrachtungen und zusammenhangender Vernunftschlüsse sind; davon halte ich dafür, daß ihr Naturell und Zustand solches nicht erlaubet.

Es ist auch nicht übel, wenn sie Beschreibungen machen: sie müssen nur nicht gar zu lang seyn. Diejenige, welche Virgils Ziegenhirt von seinem Bächer machet, welchen er in der ersten Idylle dem Thirsis verspricht, überschreitet ein wenig die Gränzen; und nach diesem Muster haben doch Ronsard, und sein Camerad Belleau noch viel längere Beschreibungen gemachet. Wenn ihre Schäfer irgend einen Korb, einen Bock, eine Amsel, die sie zum Gewinnste in einem Liederstreite aussetzen, beschreiben müssen: so können sie kein Ende finden. Beschreibungen haben freylich zuweilen viele Schönheiten, und eine besondere Kunst: sie sind aber für Schäfer gar zu schön und gar zu künstlich.

Vida, ein berühmter lateinischer Poet aus dem sechzehenten Jahrhunderte, läßt in der Ekloge Nice, welche ich für die Victoria Colonna, des Marquis Davalos, von Pesquäre Wittwe halte, den Hirten Damon einen Binsenkorb beschreiben, den er für sie machen will. Er saget, er wollte daran den sterbenden Davalos vorstel-

des Gottes Faunus angeschrieben finden; die eine Prophezeihung von demjenigen Glücke in sich halten, womit der Kaiser Carus alle seine Unterthanen überhäufen würde. Nach der Pflicht eines Hirdendichters, hält er sich ziemlich lange bey dem Glücke auf, so das Feldleben anbetrift. Hernach erhebt er sich etwas höher; wozu er auch ein Recht hat, indem er einen Gott reden läßt; mischet aber nichts hinein, was den Weissagungen einer Sybille ähnlich wäre. Es ist Schade, daß nicht Virgil die Verse dieses Gedichtes gemachet hat; ja er dörfte sie nicht einmal alle gemachet haben.

Im Anfange seiner sechsten Ekloge läßt sich Virgil vom Phöbus sagen: daß es sich für einen Schäfer nicht schicke, die Thaten der Könige und die Kriege zu besingen; sondern er müsse sich an seine Heerden halten, und bey solchen Materien bleiben, die eine niedrige und schlechte Schreibart erfodern. Der Anschlag des Phöbus ist in der That sehr gut; aber ich kann es nicht begreifen, wie Virgil sich desselben so wenig erinnert: daß er gleich darauf anfängt, den Ursprung der ganzen Welt, nach Epikurs Grundsätzen anzustimmen: welches ja noch weit ärger war, als von Kriegen und Königen zu singen. In Wahrheit, ich weis ganz und gar nicht, was der Poet haben will, und sehe keinen Zusammenhang darinnen. Nach diesen philosophischen Sachen, kömmt die Fabel vom Hylas und der Pasiphae, imgleichen von den Schwestern Phaetons, die sich gar nicht dazu schicken. Mitten unter diesen Fabeln, die aus den ältesten Zeiten hergenommen sind, trifft man den Cornelius Gallus an, der zu Virgils Zeiten lebte; nebst der Ehre, so man ihm auf dem Berge Parnassus erwiesen. Worauf aber gleich wieder die Fabeln von der Scylla und Philomele kommen. Dieses ungereimte Zeug spricht Silenus. Virgil saget, der ehrliche Kerl habe den vorigen Tag zu viel getrunken gehabt: war ihm solches nicht noch ein wenig anzusehen?

Hi

Zwischen der gewöhnlichen Grobheit der theokritischen Schäfer, und der gar zu großen Scharfsinnigkeit der meisten neuern, muß man ein Mittel halten. Aber ob es gleich nicht leicht ist, dasselbe auszuüben; so ist es doch noch schwerer, Regeln davon zu geben. Die Schäfer müssen zwar sinnreich und artig seyn; denn sonst würden sie uns nicht gefallen: allein, sie müssen es nur gewisser maßen seyn, sonst wären sie keine Schäfer mehr. Ich will mich bemühen, dieses rechte Maaß zu bestimmen, und es wagen, meine Gedanken davon zu entdecken.

Die allerwitzigsten Leute sind von denen, die nur das Mittel halten, nicht sowohl durch die Sachen, so sie denken; als durch die Art des Ausdruckes unterschieden. Die Leidenschaften führen, ihrer Verwirrung ungeachtet, ein gewisses Licht bey sich; welches sie fast unter alle, die von ihnen eingenommen sind, gleich zu vertheilen pflegen. Es ist eine gewisse Scharfsinnigkeit, im Absehen auf gewisse Nebendinge dabey, die nicht auf die Fähigkeit der Köpfe ankömmt, und sich bey allem, was uns vortheilhaft oder empfindlich ist, äußert. Alle diese Leidenschaften aber, die fast alle Menschen auf gleiche Weise erleuchten, lehren sie alle auf einerley Art reden. Wer einen verschmitztern, fähigern und feinern Verstand hat, der setzet in ihrem Ausdrucke etwas sonderbares hinzu, so von einem Nachsinnen herstammet, und was die bloße Leidenschaft nicht an die Hand gegeben hätte: da hergegen die andern ihre Gedanken weit einfältiger ausdrücken, und, so zu reden, nichts fremdes hinein mischen. Ein gemeiner Mensch wird wohl sagen können: „Ich habe so sehr gewünschet, daß meine Geliebte mir treu seyn möchte; als ich geglaubet, daß sie es wäre.„ Aber nur der Herr von Roschefoucault konnte sagen: **Mein Verstand ist von dem Herzen betrogen worden.** Die Gedanken sind einerley, die Ein-

Wir haben aber auch deutsche Stümper genug gehabt, die darinnen eine Scharfsinnigkeit gesuchet haben.

sicht gleich: aber der Ausdruck so unterschieden, daß man fast glauben sollte, eins wäre ganz was anders, als das andre.

Man hat eben so viel Vergnügen, wenn man einen Gedanken auf eine ungekünstelte Art vortragen höret, als wenn es auf eine ausstudirte Art geschieht; wenn er nur gleich fein und witzig ist. Ja der ungekünstelte Ausdruck muß noch angenehmer seyn: weil er ein sanftes Entsetzen und eine kleine Verwunderung verursachet. Man erstaunet gleichsam, wenn man was scharfsinniges und zärtliches unter gemeinen Redensarten findet, die nicht gezwungen sind: und je sinnreicher alsdann eine Sache ist, ohne daß sie aufhöret, natürlich zu seyn; je gemeiner die Ausdrückungen sind, ohne niederträchtig zu klingen: destomehr muß man davon gerühret werden.

Die Bewunderung und das Entsetzen haben soviel Kraft, daß sie auch den Sachen einen größern Werth geben können, als sie sonst haben. Ganz Paris ist von den merkwürdigen Sprüchen der siamischen Gesandten erschollen; ganz Paris hat sie gelobet. Hätten die spanischen oder engländischen Gesandten eben so viel schönes gesaget; man würde nicht daran gedacht haben. Allein, wir setzeten zum voraus: daß Leute, die vom Ende der Welt kamen, olivenfarb aussahen, anders, als wir, gekleidet waren, und von den Europäern allezeit für Barbarn waren gehalten worden, gar keinen Verstand haben müßten. Wir waren also erstaunet, das Gegentheil zu finden: und die geringste Kleinigkeit an ihnen, setzete uns in eine Verwunderung; die gewiß, im Grunde betrachtet, für sie sehr schimpflich war. Eben so gehts mit unsern Schäfern. Man wird vielmehr gerühret, wenn man sie in ihrem einfältigen Ausdrucke scharfsinnig denken sieht; weil man solches von ihnen gar nicht vermuthete.

Noch eins, was sich für die Sprache der Schäfer schicket, ist dieses: nur allezeit von geschehenen Sachen zu reden, und nicht viel Vernunftschlüsse zu machen. Leute,

Hingegen machet dieser Poet seine Schäfer zuweilen auch sehr andächtig. In einer Ekloge wird man ein Register aller Marienfeste; in einer andern eine Erscheinung der heiligen Jungfrau antreffen, die einem Schäfer verspricht: wenn er sein Leben auf dem Berge Carmel würde zugebracht haben, ihn in angenehmere Oerter zu bringen; und ihn im Himmel ewig mit den Dryaden und Hamadryaden wohnen zu lassen. Fürwahr, neue Heilige! die wir noch zur Zeit im Paradiese nicht kennen.

Solche merkliche, ja, so zu reden, handgreifliche Auslachenswürdigkeiten, sind in dem Character der Hirten wohl zu vermeiden; aber es giebt noch subtilere, darein man leichter verfällt. Die Schäfer müssen nichts prächtiges sagen. Racans Hirten entfährt bisweilen so was; ob sie gleich sonst in diesem Puncte ziemlich sparsam zu seyn pflegen. Die italiänischen Poeten sind allezeit so voller Spitzfündigkeiten und falscher Gedanken; daß es scheint, man müsse ihnen diese Schreibart als ihrer Muttersprache übersehen. Sie zwingen sich gar nicht, ob sie gleich Schäfer redend einführen; und brauchen die allerverwägensten und hochgetriebensten Figuren dabey.

Der Verfasser (*) der Art, in sinnreichen Schriften wohl zu denken, verdammet die Sylvia des Tasso; die sich in einem Brunnen spiegelt, und indem sie sich mit Blumen schmücket, zu ihnen spricht: sie trage dieselben nicht, sich zu putzen, sondern sie zu beschämen.* Dieser Gedanken scheint ihm gar zu gesuchet, und für eine Schäferinn gar nicht natürlich zu seyn; und diesem Urtheile muß man billig recht geben. Nunmehr aber muß man sich die Mühe nicht nehmen, die Schäfergedichte des Guarini Bonarelli und Ritters Marino zu lesen, um daselbst, das Schäfermäßiges zu finden. Denn der Sylvia Gedanken sind gegen diejenigen, davon diese Poeten ganz voll sind, die einfältigsten von der Welt zu nennen.

(*) D. i. der P. Bouhours. Wir haben sein Buch auch im Deutschen; von Hrn. D. Königs. ... verbessern übersetzet.

Hier saget uns der Schäfer Galateens Absichten nicht; ob er sie gleich gar wohl merket: aber er ist von ihrer Handlung gerühret, und so wie er sie vorstellet, ist es unmöglich, ihre Absichten dabey nicht zu errathen. Nun liebet der Verstand die empfindlichen Begriffe, weil er sie mit leichter Mühe bekömmt; und denket ihnen gern nach, wenn es ihm nur nicht zu schwer fällt: entweder, weil er sich gern gewisser maßen beschäfftiget; oder weil die Geschicklichkeit im Nachdenken seinem Ehrgeize schmäuchelt. Er hat ein doppeltes Vergnügen, eine leichte Vorstellung zu begreifen, und sie recht einzusehen; wenn man ihm solche Begebenheiten, als der Galatee ihre, vorhält. Die Handlung selbst, und, wenn ich so reden darf, die Seele derselben, stellen sich zugleich vor seine Augen. Es konnte dabey nichts mehr, auch nicht geschwinder, auch nicht mit leichterer Mühe wahrgenommen werden.

Als Korydon in der andern Ekloge Virgils, seine Flöte zu loben, saget: daß ihm Damöras dieselbe auf seinem Sterbebette gegeben, und hinzugesetzet: du bist nun ihr zweyter Besitzer; Amyntas aber eifersüchtig wird, daß nicht vielmehr er dieses Geschenk bekommen: so sind alle Umstände vollkommen nach Schäferart eingerichtet. Es könnte gar angenehm werden, wenn man einen Schäfer sich in seinen Erzählungen so verwirren ließe, daß er sich nicht gleich wiederum heraus finden könnte; allein, das müßte sehr künstlich zugeschnitten werden.

Keiner Art von Leuten steht es besser an, ihre Reden mit vielen Umständen zu überhäufen, als den Verliebten. Sie müssen nicht ganz und gar unnütz, oder gar zu weit gesuchet seyn; denn das wäre verdrüßlich, ob es gleich vieleicht natürlich seyn könnte: sondern solche, die halbigt mit zu der vorhabenden Sache gehören, und mehr die Leidenschaft zu verstehen geben, als daß sie wichtig seyn sollten; und alsdann thun sie unfehlbar eine gute Wirkung. Wenn also eine Schäferinn in des Hrn. Segrais Ekloge saget:

Menal-

Menalque et Licidas ont sçu faire des Vers,
Dignes d' être chantez par cent Peuples divers:
Mais mon jaloux Berger sous ce vieux Sicomore,
En fit un Jour pour moi, que j'aime mieux encore.

d. i. „Menalkas und Licidas haben Lieder machen können, „die da werth sind, von hundert Völkern gesungen zu wer„den: allein mein eifersüchtiger Schäfer machete einmal „unter diesem alten Maulbeerbaume eins auf mich, welches „mir noch weit besser gefällt.„ Hier ist der Umstand vom Maulbeerbaume sehr artig; der sich aber für keine andre, als für eine verliebte Person geschickt haben würde.

Nach dem Begriffe, den wir allhier von Schäfern machen, schicken sich die Erzählungen sehr gut: allein dieselben solche Reden halten zu lassen, als in der Astrea vorkommen, die voller allgemeinen Betrachtungen und zusammenhangender Vernunftschlüsse sind; davon halte ich dafür, daß ihr Naturell und Zustand solches nicht erlaubet.

Es ist auch nicht übel, wenn sie Beschreibungen machen: sie müssen nur nicht gar zu lang seyn. Diejenige, welche Virgils Ziegenhirt von seinem Bächer machet, welchen er in der ersten Idylle dem Thirsis verspricht, überschreitet ein wenig die Gränzen; und nach diesem Muster haben doch Ronsard, und sein Camerad Belleau noch viel längere Beschreibungen gemachet. Wenn ihre Schäfer irgend einen Korb, einen Bock, eine Amsel, die sie zum Gewinnste in einem Liederstreite aussetzen, beschreiben müssen: so können sie kein Ende finden. Beschreibungen haben freylich zuweilen viele Schönheiten, und eine besondere Kunst: sie sind aber für Schäfer gar zu schön und gar zu künstlich.

Vida, ein berühmter lateinischer Poet aus dem sechzehenten Jahrhunderte, läßt in der Ekloge Nice, welche ich für die Victoria Colonna, des Marquis Davalos, von Pesquäre Wittwe halte, den Hirten Damon einen Binsenkorb beschreiben, den er für sie machen will. Er saget, er wollte daran den sterbenden Davalos vorstel-

len, wie er es beklaget, daß er nicht in einer Schlacht umkomme; wie die Könige, Hauptleute und Nymphen rings umher in Thränen stehen; wie Nice die Götter vergeblich anflehet; wie sie bey der Nachricht vom Tode des Davalos in Ohnmacht fällt, und durch das Wasser, so ihr Frauenzimmer ihr ins Angesicht sprißet, kaum wieder zu sich selber kömmt. Ja er seßet noch hinzu, er würde auch die Klagen und Seufzer gut ausgedrücket haben; wenn sich solches mit den Binsen thun ließe. Das ist nun schon ziemlich viel auf einen Korb, und ich erzähle nicht einmal alles: allein ich begreife nicht, wie sich das alles auf dem Binsenkorbe vorstellen lasse; oder wie Damon, der die Klagen der Nice nicht auszudrücken weis, dennoch keine Schwierigkeit findet, die Reue des Marquis von Pesquaire, weil er auf dem Bette stirbet, vorstellig zu machen. Ich vermuthe, der Schild Achills könnte leichtlich auch diesen Korb hervorgebracht haben.

Ich sehe, daß Virgil in die Gespräche seiner Schäfer sehr viele Vergleichungen mit eingestreuet. Sie sind für die ganz gemeinen Gleichnisse und groben Sprüchwörter, derer sich die wahren Schäfer fast allezeit bedienen, ziemlich wohl ausgedacht. Wie aber dieses überaus leicht fällt: so hat man diesen Kunstgriff Virgils am häufigsten nachgeahmet. Bey allen Verfassern von Eklogen sieht man fast nichts anders, als Schäferinnen: die alle andere so sehr übertreffen, als die Fichte den Dornbusch, und die Eiche die Kräuter übertrifft. Man redet von lauter Sprödigkeiten einer Undankbaren, die einem Schäfer eben das sind, was der Nordwind den Blumen, und der Hagel dem Getrayde ist 2c. Zu unsrer Zeit glaube ich, sey dieses alles altfränkisch geworden; und das ist eben kein großes Unglück. In der That schicken sich die Vergleichungen nicht sonderlich für Leidenschaften: und Schäfer sollten sich derselben nur in Ermangeluug anderer Ausdrückungen bedienen. Alsdann würden sie sehr anmuthig seyn; aber ich weis mich auf wenige von dieser Gattung zu besinnen.

die einen mittelmäßigen Verstand haben, oder doch denselben nur halbigt brauchen gelernet, haben eine Sprache, die sich nur bey besonderen Sachen, so sie empfunden haben, aufhält: die andern hergegen erheben sich viel höher, und verwandeln alles in allgemeine Begriffe. Ihr Verstand hat über ihre Empfindungen und Erfahrungen nachgedacht; was sie gesehen haben, das hat sie auf dasjenige geleitet, so sie nicht gesehen haben: da hingegen die von der tiefern Classe nicht weiter denken, als ihre Empfindungen zulangen; ja was denenselben noch so ähnlich ist, das kann Leuten von dieser Gattung noch neu vorkommen. Daher entsteht nun die unersättliche Neugierigkeit des Pöbels bey einerley Sachen; eine fast allezeit gleiche Verwunderung, über eben dieselben Dinge.

Eine unzertrennliche Folge dieser Art des Verstandes, ist bey den Erzählungen, die Einmischung vieler besondern nützlichen und unnützen Umstände. Das machet, man ist von der besondern Begebenheit und allem dem, so selbige begleitete, sehr stark gerühret worden. Die großen Geister hingegen verachten eine ausführliche Beschreibung aller Kleinigkeiten; sie greifen gleich das innerste Wesen der Sache an, welches ordentlicher Weise auf die Umstände gar nicht ankömmt.

Sollte mans wohl glauben, daß es in Leidenschaften besser ist, die Sprache der Leute von mäßigem Verstande nachzuahmen, als die Sprache der andern? In der That bringet man fast nichts anders, als Begebenheiten vor, und erhebet sich nicht bis zu den Vernunftschlüssen: allein, nichts ist angenehmer als solche Erzählungen, die ihre Schlüsse schon bey sich führen. So ist der unvergleichliche Vers Virgils beschaffen:

Malo me Galatea petit, lasciva puella!
Et fugit ad salices, & se cupit ante videri. Ecl. III.

Galatee, das lose Mädchen, wirft mit Aepfeln auf mich drein;
Läuft zum Busche: gleichwohl will sie, erst von mir gesehen seyn.

Diesem jungen Schäfer könnte man so was kindisches noch eher zu gut halten, als dem Riesen **Polyphem**. In der Idylle des **Theokritus**, die nach ihm heißt, und sehr schön ist, denket er, wie er sich an seiner Mutter, die eine Meernymphe ist, rächen wolle; weil sie sich niemals Mühe gegeben, ihn bey der Galatee, einer andern Seenymphe, beliebt zu machen. Er drohet ihr, sie durch eine Klage über Kopfschmerzen, und über das Reißen in den Füßen, in Verzweiflung zu stürzen. Es ist nicht sehr glaublich, daß bey einer solchen Gestalt, als er hatte, seine Mutter ihn so närrisch werde geliebt haben, daß sie sich bey solchen kleinen Zufällen so sehr hätte betrüben sollen; vielweniger, daß er sich eine so zärtliche und schmäuchelhafte Rache hätte erdenken sollen. Sein Character ist besser beobachtet, wenn er der Galatee, als ein sehr angenehmes Geschenk, vier junge Bären verspricht, die er ausdrücklich für sie erzieht. Bey den Bären noch etwas zu gedenken, so möchte ich gern wissen, warum doch die sterbende **Daphne** von den Bären und Luchsen eben so zärtlich; als von dem schönen arethusischen Brunnen und den sicilianischen Flüssen, Abschied nimmt? Mich dünket, dergleichen Gesellschaft pfleget man nicht leicht zu bedauren.

Ich habe nur noch eine Anmerkung zu machen, die mit den vorigen keine Verwandschaft hat; nämlich mit den Eklogen, darinnen eine Zeile vielmals wiederholet wird. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß man dieses Kunststück bis auf gewisse glückliche Abfälle versparen müsse, oder die zum wenigsten ganz richtig passen. Allein, vieleicht wird man nicht mit Unwillen vernehmen, daß die ganze Kunst, womit Theokrit solche Wiederholung in einer dergleichen Ekloge angebracht, darinnen besteht: daß er sie ohn alles Nachsinnen überall eingeschaltet, ohne auf den Verstand und Zusam-

(*) Dieß ist das berühmte Gedicht: Le Siecle de Louis le Grand, welches Perrault in der französ. Akademie vorgelesen, und darinn er behauptet hat; die Zeiten Ludewigs des XIV wären in Anse-

Menalque et Licidas ont sçu faire des Vers,
Dignes d' être chantez par cent Peuples divers:
Mais mon jaloux Berger sous ce vieux Sicomore,
En fit un Jour pour moi, que j'aime mieux encore,

d. i. „Menalkas und Licidas haben Lieder machen können, „die da werth sind, von hundert Völkern gesungen zu wer„den: allein mein eiferſüchtiger Schäfer machete einmal „unter diesem alten Maulbeerbaume eins auf mich, welches „mir noch weit besser gefällt.„ Hier ist der Umstand vom Maulbeerbaume sehr artig; der sich aber für keine andre, als für eine verliebte Person geschickt haben würde.

Nach dem Begriffe, den wir allhier von Schäfern machen, schicken sich die Erzählungen sehr gut: allein dieselben solche Reden halten zu lassen, als in der Astrea vorkommen, die voller allgemeinen Betrachtungen und zusammenhangender Vernunftschlüsse sind; davon halte ich dafür, daß ihr Naturell und Zustand solches nicht erlaubet.

Es ist auch nicht übel, wenn sie Beschreibungen machen: sie müssen nur nicht gar zu lang seyn. Diejenige, welche Virgils Ziegenhirt von seinem Bächer machet, welchen er in der ersten Idylle dem Thirsis verspricht, überschreitet ein wenig die Gränzen; und nach diesem Muster haben doch Ronsard, und sein Camerad Belleau noch viel längere Beschreibungen gemachet. Wenn ihre Schäfer irgend einen Korb, einen Bock, eine Amsel, die sie zum Gewinnste in einem Liederstreite aufsetzen, beschreiben müssen: so können sie kein Ende finden. Beschreibungen haben freylich zuweilen viele Schönheiten, und eine besondere Kunst: sie sind aber für Schäfer gar zu schön und gar zu künstlich.

Vida, ein berühmter lateinischer Poet aus dem sechzehenten Jahrhunderte, läßt in der Ekloge Nice, welche ich für die Victoria Colonna, des Marquis Davalos, von Pesquäre Wittwe halte, den Hirten Damon einen Binsenkorb beschreiben, den er für sie machen will. Er saget, er wollte daran den sterbenden Davalos vorstel-

II.

Abhandlung der Frage, vom Vorzuge der Alten, oder Neuern, im Absehen auf die Künste und Wissenschaften.

Wenn man die ganze Frage vom Vorzuge der Alten oder Neuern einmal recht versteht, so läuft sie dahinaus: ob nämlich die Bäume, die ehemals auf unsern Feldern gestanden, größer gewesen, als die heutigen? Sind sie es gewesen, so ist dem Homer, Plato und Demosthenes heute zu Tage niemand zu vergleichen. Sind aber unsere Bäume eben so groß, als vormals, so können wir es dem Homer, Plato und Demosthenes gleich thun a).

Laßt

a) Herr von Fontenelle bringet hier die Frage in einem lustigen Gleichnisse vor, welches durch seinen Schein einen Unachtsamen leicht blenden könnte. Die Bäume sind bloß ein Werk der Natur. Eine gewisse Gattung derselben wächst wohl, ohne Zuthun der Kunst und des Fleißes, einmal so hoch, als das andere; wenn nur der Himmel gleich warm und der Boden gleich gut ist. Die Künstler und Gelehrten aber wachsen nicht wie die Pilze aus der Erden. Ihr Naturell thut zwar viel; aber die Kunst und der Fleiß haben auch viel Theil daran. Es fraget sich also eigentlich: ob unser heutiger Gartenbau solche schöne Früchte zuwege bringe, als vormals in Griechenland und in Italien? Dem Herrn Fontenelle, als einem Franzosen, wollte ich sie so vortragen: ob der heutige Burgundier- und Champagnerwein so gut schmecke, als der Chier- und Falernerwein bey den Alten? Man ändert auch die Frage gänzlich. Daß die Neuern es, ihrer natürlichen Fähigkeit nach, den Alten gleich thun können, läugnet niemand: aber vom Können, zum Seyn, ist noch ein großer Sprung. Es gehöret weit mehr dazu.

b) Herr Fontenelle stellet sich als einen Materialisten an, und machet die Seelen der Menschen körperlich. Die Einrichtung des Ge-

Dergestalt haben wir nun bey nahe das Maaß der Scharfsinnigkeit gefunden, welche Schäfer haben können; imgleichen die Sprache, die sie reden können. Mich dünket, es geht damit in den Eklogen eben so, wie mit den Bauerkleidern, die man bey Tänzen und Mummereyen anzieht. Sie sind von weit schönerm Zeuge gemachet, als wirkliche Bauern tragen; ja sie sind mit Bändern und Spitzen verbrämet: man hat sie nur nach Bauerart zugeschnitten (*). So müssen auch die Gedanken und Einfälle, daraus die Eklogen bestehen, scharfsinniger und zärtlicher seyn, als bey wahrhaften Schäfern: aber man muß ihnen die allereinfältigste und dorfähnlichste Gestalt geben, die nur zu erdenken ist.

Nicht, als wenn man die Einfalt und das natürliche Wesen nicht auch bis in die Gedanken bringen müßte: nein, sondern man muß nur die übermäßigen Spitzfindigkeiten der geschicktesten Weltleute; nicht aber den natürlichen Verstand, den die Leidenschaften selbst mittheilen, dadurch ausschliessen: sonst würde man in ein kindisches und lächerliches Wesen verfallen. Das ist was vortreffliches von dieser Gattung, was der junge Schäfer in einer Ekloge des Remy Belleau von einem Kusse saget, den er einer artigen Schäferinn gegeben hatte.

J'ai baisé des Chevreaux, qui ne faisoient que naitre,
Le petit Veau de Lait dont Colin me fit Maitre,
L'autre Jour dans vos Prez; mais ce Baiser vrayement
Surpasse la Douceur de tous ensemblement.

Ich habe kleine Ziegen geküsset, die kaum gebohren waren; imgleichen das kleine Milchkalb, welches mir neulich Niklas auf dieser Wiese schenkete: aber dieses Mäulchen übertrifft alle andere an Süßigkeit.

Diesem

(*) Dieß hat der engl. Guardian dem Hrn. von Fontenelle von seinen Schäfergedichten zwar eingeräumet, aber nicht gebilliget. S. die oben angezogene Stelle.

großen Muster erschöpfet habe *c*): in Wahrheit so machen sie uns zu einer andern Gattung von Thieren; und die Naturlehre ist mit allen diesen schönen Redensarten nicht eins. Die Natur hat einen gewissen Teig unter den Händen, der allezeit einerley ist, und den sie ohn Unterlaß in tausend verschiedene Gestalten verwandelt; daraus sie Menschen, Thiere und Pflanzen machet. Nun hat sie gewiß den **Plato, Demosthenes** und **Homer** nicht aus einem feinern und bessern zugerichteten Thone gemachet, als unsere heutigen Weltweisen, Redner und Poeten *d*). Ich sehe hier bey unsern Geistern, die freylich nicht von materialischer Natur sind, nur auf ihre Verknüpfung mit dem Gehirne, welches materialisch ist: und durch seine verschiedene Einrichtungen allen den Unterscheid hervor bringet, der unter jenen befindlich ist *e*).

Wenn aber die Bäume in allen Jahrhunderten gleich groß sind, so sind sie es doch nicht in allen Ländern. Da haben wir nun auch den Unterscheid für die Geister. Die verschiedenen Begriffe sind wie die Pflanzen oder Blumen, die nicht in allen Gegenden gleich gut gedeihen. Vieleicht ist

c) Der Verfasser treibt die Meynung seiner Gegner zu hoch. Man lobet ja die Alten nicht bloß, weil sie alt sind; sonst müßte man sie alle ohne Unterscheid loben; ja Bavius und Mävius müßten so groß seyn, als Virgil. Das thut aber kein Kriticus. Viele unter ihnen taugen gar nichts; andere haben mehr schlechtes als schönes an sich; und auch die besten haben ihre Flecken. Selbst Boileau, Racine und Dacier, diese großen Verfechter der Alten, haben dieses gestanden. Die gesunde Vernunft hat Grundsätze von ewiger Wahrheit, die zu allen Zeiten einerley bleiben. Alle Künste und Wissenschaften gründen sich darauf, und wer sich derselben am besten bedienet, der ist der beste Meister. Ein Kriticus prüfet die Werke der Alten und Neuen darnach: und was kann er dafür, wenn einige alte Meisterstücke besser gerathen sind, als die neuern? Die meisten schlechten Stücke der Alten sind verlohren gegangen.

d) Die ganze Naturlehre ist dieser Bäckerphilosophie zuwider, die alles aus einerley Teige zusammen setzet; gerade als wenn wir Semmel oder Zwiebacken wären! Gesetzt aber, die Natur wäre eine Bäckerinn; könnte

sammenhang der Zeilen zu sehen; ja zuweilen wohl gar die Redensart mitten von einander reißt. Ein heutiger Poet würde nicht bewundert werden, wenn er es eben so machen wollte.

Und also habe ich vom **Theokrit** und **Virgil** ziemlich viel Uebels gesaget, ob sie gleich unter die Alten gehören; und ich glaube, daß ich denenjenigen sehr gottlos vorkommen werde, die sich zu der Religion bekennen, die sich die Anbether des Alterthums gemachet haben. Es ist wahr, ich habe deswegen nicht unterlassen, den **Virgil** und **Theokrit** oft genug zu loben: allein ich habe sie doch nicht allezeit gelobet; und nicht gesaget, daß selbst ihre Fehler, wo sie ja einige hätten, sehr schöne Fehler wären. Ich habe nicht alles natürliche Licht der Vernunft zusammen gezwungen, sie zu rechtfertigen; ich habe sie zum Theile gebilliget, zum Theile auch verdammet, als Scribenten, die itzo leben, die ich täglich in Person sehen und sprechen könnte: und darinnen wird mein ganzes Verbrechen bestehen.

Ich bitte also, daß man mir erlaube, hier eine kleine Ausschweifung zu machen, die meine Schutzrede in sich halten, und meine Meynung, von den Alten und Neuern überhaupt, schlechtweg heraussagen soll. Ich hoffe, man werde mir solches um desto leichter zugestehen, da des Herrn **Perrault** Gedicht (*) diese Frage sehr gemein gemachet hat. Wie er sich selbst gefaßt machet, diese Materie nach der Länge abzuhandeln, und weit gründlicher zu verfahren; so will ich sie gleichsam nur obenhin berühren. So viel Hochachtung habe ich schon gegen die Alten, daß ich ihnen die Ehre lasse, von einem berühmten, und ihnen wohlanständigen Gegner bestritten zu werden.

II. Ab-

Ansehung aller Künste und Wissenschaften, den Zeiten Alexanders des Großen und Kaisers Augusts vorzuziehen: darüber denn eine große Spaltung und Zwistigkeit unter den Gelehrten in Frankreich entstanden.

Mich dünket, man saget gemeiniglich: die Geister der Menschen wären mehr, von einander unterschieden, als ihre Gesichter: ich bin davon noch nicht völlig überredet. Die Gesichter mögen einander so lange ansehen, als sie wollen, so bekommen sie doch keine neue Aehnlichkeit: allein die Gemüther wohl, wenn sie viel mit einander zu thun haben. Wenn also gleich die Geister anfänglich eben so unterschieden wären, als die Gesichter: so würden sie doch endlich einander weit ähnlicher werden *g*).

Weil sich die Geister der Menschen so leicht nacheinander gestalten und einrichten, so geschiehts: daß die Völker nicht einerley ursprüngliche Art beybehalten, die sie von ihrem Vaterlande haben würden. Das lesen griechischer Bücher thut in uns fast eben die Wirkung, als wenn wir lauter griechisches Frauenzimmer heuratheten. Es ist gewiß, daß durch die vielmalige Vermischung, das griechische und französische Geblüt sich ausarten; und daß die besondere Gesichtsbildung jeder Nation sich ein wenig verändern würde *h*).

Noch

Jeder Kopf hat fast seinen eigenen Sinn. Man sieht dieses auch in verschiedenen Zeiten. Eben dasjenige Athen und Rom, so sonst voller Verstand und guten Geschmacks gewesen, ist itzo sich selber nicht ähnlich. Und haben denn die alten Gallier eben solche witzige Gehirne gehabt, als die heutigen Franzosen; die doch unter einem Himmel mit jenen wohnen? Oder bringt etwa die Normandie, wo die Corneillen und Fontenellen gebohren sind, lauter Corneillische und Fontenellische Gehirne hervor? In der Provence wo vormals der Sitz aller Poeten war, herrschet itzo nichts beträchtliches von der Art. Wir Deutschen haben keinen italienischen, spanischen und portugiesischen Himmel: doch haben viele von unsern Rednern und Poeten eben so hochtrabend und ausschweifend geschrieben, als ob sie ein Gehirn gehabt hätten, so von gar zu großer Hitze ausgebrannt oder vertrocknet gewesen: andere hingegen schreiben auch so vernünftig und sinnreich, als ob sie in dem alten Athen, oder Rom gebohren und erzogen wären. Allein, dem sey wie ihm wolle: die Frage ist nicht von den Leibern, sondern von den Geistern der Alten und Neuern.

g) Man könnte hier sagen, daß die Einbildungskraft der schwangern Weiber auch den Gesichtern der Kinder die Aehnlichkeit der Leute geben könne, mit welchen sie umgehen: da hingegen die Seelen derselben blieben, wie sie von Natur wären. Allein, alle diese

Gleich-

Laßt uns dieses erläutern. Wenn die Alten mehr Verstand gehabt haben, als die Neuern: so muß das Gehirn der damaligen Zeiten besser eingerichtet, von stärkern oder zärtlichern Fäserchen zusammen gesetzet, und mit mehrern Geistern angefüllet gewesen seyn. Allein durch was für Mittel und Wege wäre das wohl geschehen? So hätten ja die Bäume auch größer und schöner gewesen seyn müssen. Denn dafern damals die Natur jünger und munterer gewesen: so hätten ja damals die Bäume eben sowohl, als die Gehirne der Menschen, an dieser Munterkeit und Jugend der Natur Theil nehmen müssen *b*).

Nun müssen sich die Bewunderer des Alterthums ein wenig in acht nehmen. Wenn sie uns sagen: die Alten wären die Quellen des guten Geschmackes und der Vernunft, die diejenigen Lichter, so zur Erleuchtung der Welt bestimmet worden; daß man nur insoweit Verstand habe, als man sie bewundert; daß die Natur sich in Hervorbringung dieser großen

Gehirns, alle Fäserchen und Feuchtigkeiten, alle Röhrchen, Drüsen und Säfte zusammen genommen, können noch keinen einzigen Gedanken hervorbringen. Denn alles, was sie als kleine Körperchen wirken, geschieht durch die Bewegung. Die Bewegung aber, sie mag nun stark oder schwach, gerade zu, oder krumm herum, rechts oder links, herauf oder herab, verwirret durch einander, oder ordentlich geschehen; so kann sie doch nimmermehr eine Vorstellung außer sich befindlicher, abwesender, künftiger, ja bloß möglicher Dinge zuwege bringen. Vielweniger wird sie, als eine Maschine, sich ihrer selbst bewußt seyn, allgemeine Begriffe von einzeln Empfindungen absondern, Schlüsse machen, und andere dergleichen Verrichtungen vornehmen können, die wir an unsern Seelen finden. Die künstlichste Uhre von der Welt, die Bewegung einer Hand voll Staub, die man in die Luft geworfen, u. d. gl. geben wohl nicht die geringste Vermuthung, daß nur eine Spur von Gedanken darinnen sey: folglich denket das Gehirn selber wohl nicht. Es ist ein anderes Wesen mit demselben vereiniget, so dieses thut: welches, seiner Natur nach, mehr oder weniger Fähigkeiten zu Künsten oder Wissenschaften besitzet; und nachmals durch die Umstände, darein es geräth, mehr oder weniger Vollkommenheit darinn erlanget.

Dem sey aber wie ihm wolle: so haben wir doch die große Frage von den Alten und Neuern entschieden. Die Jahrhunderte machen keinen natürlichen Unterscheid, unter den Menschen; die Himmelsgegenden von Griechenland, Italien und Frankreich sind gar zu benachbart, als daß ein merklicher Unterscheid, zwischen Griechen, Römern und uns daher entstehen könnte. Und gesetzt, sie machten auch einen; so würde er doch leicht zu vertilgen seyn, und könnte, kurz zu sagen, ihnen nicht vortheilhafter seyn, als uns. So sind wir denn nun alle vollkommen gleich; Alte und Neuere, Griechen, Lateiner und Franzosen *i*).

Ich will nicht dafür stehen, daß dieser Schluß allen und jeden überzeugend vorkommen werde. Hätte ich große Rednerkünste gebrauchet, schöne historische Stellen, die den Neuern rühmlich sind, andern dergleichen, die den Alten Ehre machen, entgegen gesetzet; und die Lobsprüche der ersten mit den Lobsprüchen der andern zusammen gehalten: hätte ich diejenigen, so uns für Ignoranten und seichte Köpfe halten, für Eigensinnige und

i) Einen Franzosen mit diesem Vernunftschlusse einzutreiben, dürfte man nur noch hinzusetzen: Engländer, Deutsche, Pohlen, Ungarn und Moscoviter, der Dänen und Schweden nicht zu gedenken. Hier würde er gleich schreyen: daß das Clima dieser Völker schon gar zu rauh sey. Denn es ist ihnen nichts gewöhnlicher, als uns und itztbenannte Nationen unter dem verächtlichen Namen der nordischen Völker zu begreifen; und uns dadurch allen Geist und Witz abzusprechen. Indessen wollen wir uns an den Text halten. Hr. Fontenelle hat uns den Verstand nicht versagen wollen; vieleicht weil wir noch nähere Nachbarn der Grichen sind, als seine Landsleute; oder, weil doch seine Landsleute mit uns aus einem Teige gebacken worden; da sie insgesamt celtischer, normännischer oder fränkischer, das ist deutscher Abkunft sind. Er mußte aber so höflich seyn, wenn er sich selbst nicht widersprechen wollte.

k) Die Naturlehre kann hier nichts mehr, als die Möglichkeit ganz entscheiden. Es ist zwar möglich, daß die Natur noch heute zu Tage einen Homer, Plato und Demosthenes hervorbringe: und vieleicht kann solches auch in Frankreich und Deutschland wohl geschehen. Aber davon ist die Frage nicht. Was möglich ist, das geschieht deswegen nicht gleich. Wie viel Jahrhunderte hat Griechenland

ist unser französischer Boden zu ägyptischen Vernunftschlüssen so wenig, als zu ihren Palmbäumen bequem: und, ohne viel weiter zu gehen, vieleicht zeigen die Orangenbäume, die hier nicht so gut, als in Italien fortkommen, daß man in Italien eine gewisse Gattung des Geistes und Witzes habe, der in Frankreich nicht völlig eben so ist. Es ist nicht zu läugnen, daß durch die Verknüpfung und die gegenseitige Abstammung des einen vom andern, die unter allen Theilen der körperlichen Welt befindlich ist, die Verschiedenheit der Himmelsgegend, die sich in den Pflanzen zeiget, sich auch bis auf das Gehirn erstrecken, und daselbst eine gewisse Wirkung thun müsse.

Indessen ist doch dieselbe weder so groß, noch so merklich: weil die Kunst und der Fleiß viel mehr über die Köpfe, als über die Erde vermögen; die aus einer härtern und ungeschicktern Materie besteht. Dergestalt ließen sich die Gedanken leichter aus einem Lande ins andre bringen, als die Pflanzen: und wir würden so viel Mühe nicht haben, den italienischen Geist in unsern Schriften anzunehmen, als Orangerien zu erziehen f).

te sie nicht auch Pasteten und Torten backen? Und wie wüßte es Herr Fontenelle, daß Pompernickel und Mandelkuchen aus einerley Teige gemachet werden müßten? Gleichnisse sind leicht mit Gleichnissen zu bezahlen.

e) Hiermit stößt unser Autor seine vorigen Sätze selbst um. Sind die Geister der Alten nicht materialisch; was sollen denn die Bäume? was soll der Teig? Die Uebereinstimmung der Seelen und des Gehirnes ist bekannt, Aber wer hats ihm gesaget, daß sich die Seele ganz allein nach dem Leibe richte? Könnte denn die Natur nicht die Leiber vielmehr nach der Seele einrichten? Es ist ja billiger, daß sich das unedle nach dem edlern, der leblose Staub nach einem unsterblichen Wesen, bequeme. Wenn also gewisse menschliche Seelen mehr Fähigkeiten haben: so wird ihnen auch ein besseres Gehirn zu theil werden, darinnen sich ihre Gaben recht äußern können: wenn es nur nicht an äußerlichen Gelegenheiten und Umständen dazu fehlet. Die geistlichen Wesen selbst sind ja nicht alle von einerley Graden der Vollkommenheiten.

f) Alle Leute in einem Lande denken nicht auf einerley Art.

Die Alten haben alles erfunden: in diesem Puncte triumphiren ihre Vertheidiger. Hatten sie aber deswegen mehr Verstand als wir? Ganz und gar nicht; sie lebten nur eher, als wir. Ich wollte, daß man sie gleichergestalt deswegen auspralen möchte, weil sie zuerst das Wasser aus unsern Strömen getrunken haben; und daß man auch darum uns Trotz biethen möchte, weil wir nur trinken müssen, was sie uns übrig gelassen haben. Hätte man uns an ihre Stelle gesetzet; so hätten wir es erfunden: wären sie an unsrer Stelle, so würden sie zu dem Erfundenen was Neues hinzusetzen. Es stecket ja kein besondres Geheimniß darinnen *m*).

Ich rede hier nicht von denen Erfindungen, die auf den blinden Zufall ankommen; und womit das Glück den allerungeschicktesten Kopf beehren kann: ich rede von denen, die einiges Nachsinnen und einige Anstrengung des Verstandes erfodern. Es ist gewiß, daß die allergröbsten Dinge von dieser Gattung, nur für die außerordentlichsten Köpfe sind aufbehalten geblieben; und daß selbst Archimedes, in der Kindheit der Welt, nichts mehr, als etwa einen Wagen mit Rädern würde

sthenes waren, auf diese Kunst legen; und bey allen obigen Umständen auch noch eben so viel Geschicklichkeit im Aeußerlichen, was nämlich die Stimme, Aussprache, Gestalt, Ansehen und Stellung des Leibes betrifft, mit dazu bringen. Man sehe hiervon Quintil. Gespräche von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, vor meiner Redekunst. Cicero und Rapin haben also nicht unrecht, wenn sie sagen: daß die Natur viel eher zehn große Feldherrn und Helden, als einen vollkommenen Redner hervorbringen könne.

m) Dieser Schluß würde gelten, wenn es nothwendig zusammen hienge, ein altes Volk seyn, oder vor dreytausend Jahren gelebet zu haben; und eine Erfinderinn aller Künste zu seyn. Haben denn alle alte Völker die Wissenschaften erfunden? Sind nicht die Griechen die einzige Nation, der man dieses zuschreiben kann? Denn der Aegyptier und Morgenländer Künste haben nichts zu bedeuten: und die Römer sind durch die Griechen erst klug geworden. Warum haben doch unsre alte Vorfahren, die alten Gallier, Celten und Scythen, nicht auch Erfinder abgegeben? Zeuget dieses nicht, daß zur Erfindung aller Künste und Wissenschaften etwas mehr gehöret,

Noch mehr! wie man nicht urtheilen kann, welche Himmelsgegenden dem Verstande am günstigsten sind; indem sie vielleicht gewisse Vorzüge und Mängel haben, die sich mit einander aufheben; und diejenigen, die mehr Lebhaftigkeit mittheilen, auch desto weniger Richtigkeit ertheilen würden, und so weiter: so folget, daß der Unterscheid der Himmelsgegenden für nichts zu rechnen ist, wenn nur die Gemüther sonst gleich ausgebessert und geübet werden. Zum höchsten könnte man sagen, daß der heiße Weltstrich, nebst den beyden kalten Erdgürteln, zu den Wissenschaften nicht sehr bequem sind. Bisher sind sie nicht weiter, als nach Aegypten und Mauritanien, von der einen Seite gedrungen; und von der andern, bis nach Schweden. Vielleicht kömmt es auch nicht von ungefähr, daß sie sich zwischen dem Berge Atlas und dem Belte aufgehalten haben. Man kann nicht wissen, ob dieses nicht etwa die Gränzen sind, so die Natur ihnen gesetzet hat; und ob wir jemals große lappländische und mohrische Scribenten zu hoffen haben? *).

 Dem

Gleichnisse helfen nichts. Gesetzt aber sie hülfen, so würde ein Vertheidiger der Alten sagen: wenn wir heute zu Tage mit einem Homer, Plato, Pindarus, Sophokles und Demosthenes umgehen könnten; so würden wir auch zu einer großen Aehnlichkeit mit ihnen gelangen.

b) Das Lesen griechischer Bücher kann in Frankreich unmöglich eine so große Wirkung thun. Unter tausenden, die studiren, lernt kaum einer griechische Bücher verstehen. Und hat man gleich die besten alten Scribenten in ihre Sprache übersetzet, so verlieren dieselben dadurch fast ihr ganzes griechisches Ansehen. Die französischen Uebersetzer handeln mit ihren Originalen nach ihrem Eigensinne. Sie binden sich gar nicht daran, sondern lassen aus, umschreiben, verkürzen, verbessern und verschlimmern alles, nach ihrem Dünkel. Man kann dieses aus Ablancourts, ja des Baugelas, des Herrn und der Frau Dacier Exempeln erweisen. Wer also solche Uebersetzungen liest, der liest eigentlich nicht griechische, sondern lauter französische Bücher.

*) Wir haben Proben von lappländischen Gedichten, die gewiß viel Witz zeigen. Wir haben an Hollbergen einen witzigen Norweger gehabt, der viel gutes geschrieben. Und nur vor kurzem starb Widalin, ein Isländer, bey uns, der in lateinischen Reden und Gedichten eben so viel Witz, als Franzosen und Wälsche gewiesen.

Dem sey aber wie ihm wolle: so haben wir doch die große Frage von den Alten und Neuern entschieden. Die Jahrhunderte machen keinen natürlichen Unterscheid, unter den Menschen; die Himmelsgegenden von Griechenland, Italien und Frankreich sind gar zu benachbart, als daß ein merklicher Unterscheid, zwischen Griechen, Römern und uns daher entstehen könnte. Und gesetzt, sie machten auch einen; so würde er doch leicht zu vertilgen seyn, und könnte, kurz zu sagen, ihnen nicht vortheilhafter seyn, als uns. So sind wir denn nun alle vollkommen gleich; Alte und Neuere, Griechen, Lateiner und Franzosen *i*).

Ich will nicht dafür stehen, daß dieser Schluß allen und jeden überzeugend vorkommen werde. Hätte ich große Rednerkünste gebrauchet, schöne historische Stellen, die den Neuern rühmlich sind, andern dergleichen, die den Alten Ehre machen, entgegen gesetzet; und die Lobsprüche der ersten mit den Lobsprüchen der andern zusammen gehalten: hätte ich diejenigen, so uns für Ignoranten und seichte Köpfe halten, für Eigensinnige und

i) Einen Franzosen mit diesem Vernunftschlusse einzutreiben, dürfte man nur noch hinzusetzen: Engländer, Deutsche, Pohlen, Ungarn und Moscoviter, der Dänen und Schweden nicht zu gedenken. Hier würde er gleich schreyen: daß das Clima dieser Völker schon gar zu rauh sey. Denn es ist ihnen nichts gewöhnlicher, als uns und itztbenannte Nationen unter dem verächtlichen Namen der nordischen Völker zu begreifen; und uns dadurch allen Geist und Witz abzusprechen. Indessen wollen wir uns an den Text halten. Hr. Fontenelle hat uns den Verstand nicht versagen wollen; vieleicht weil wir noch nähere Nachbarn der Grichen sind, als seine Landsleute; oder, weil das seine Landsleute mit uns aus einem Teige gebacken worden; da sie insgesamt celtischer, normännischer oder fränkischer, das ist deutscher Abkunft sind. Er mußte aber so höflich seyn, wenn er sich selbst nicht widersprechen wollte.

k) Die Naturlehre kann bis nichts mehr, als die Möglichkeit ganz entscheiden. Es ist zwar möglich, daß die Natur noch heute zu Tage einen Homer, Plato und Demosthenes hervorbringe: und vieleicht kann solches auch in Frankreich und Deutschland wohl geschehen. Aber davon ist die Frage nicht. Was möglich ist, das geschieht deswegen nicht gleich. So viel Jahrhunderte hat Griechenland

und Starrköpfe gescholten; und, nach denen unter Gelehrten eingeführten Gebräuchen, den Vertheidigern der Alten aufs genaueste, Schimpfworte mit Schimpfworten vergolten: vielleicht hätte man alsdann meine Beweisthümer besser empfunden. Allein ich dachte, wenn man die Sache dergestalt angriffe: so würde man niemals zum Ende kommen; und nach vielen schönen rednerischen Anklagen und Vertheidigungen beyder Parteyen, würde man sich endlich verwundern, daß man nicht ein Haar weiter gekommen wäre. Ich habe geglaubet, der kürzeste Weg wäre, hier die Naturlehre zu Rathe zu ziehen, welche das Geheimniß besitzt, viele Streitigkeiten ins Kurze zu bringen, die durch die Redekunst unendlich werden *k*).

Hier zum Exempel, nachdem wir die natürliche Gleichheit der Alten und Neuern erkannt haben, so ist keine Schwierigkeit mehr übrig. Man sieht ganz klar, daß aller Unterscheid, von was für Art er immer seyn mag, von äußerlichen Umständen; als von der Zeit, der Regierungsforme, und dem Zustande der Welt überhaupt, verursachet werden müsse *l*).

land nicht Künste und Wissenschaften getrieben, ehe diese großen Geister zum Vorscheine gekommen? Und da sie ja kamen, waren sie doch nur einzeln. Wenn die Natur, der Himmel, der Teig, der Boden u. s. w. zulänglich wären; warum wimmelte nicht ganz Griechenland von solchen großen Leuten? Man fraget also bloß: ob denn unsere Zeiten allbereits solche Poeten, Redner, Philosophen und Künstler hervorgebracht haben? Das muß nun nothwendig auf eine andere Art erwiesen werden.

l) Von der Beredsamkeit z. E. ist dieses ausgemachet. Es ist nicht möglich, daß dieselbe in despotischen und monarchischen Staaten zu derjenigen Vollkommenheit gelange; als sie in den freyen Republiken zu Athen und Rom gelanget ist. Ja nicht einmal alle Republiken schicken sich dazu. Venedig und Genua, die Schweiz und die Niederlande sind Republiken: und doch haben sie noch keinen Cicero und Demosthenes hervorgebracht. Es müssen gewisse Verfassungen darinnen seyn, die großen Anlaß zu öffentlichen Reden geben, und die wichtigsten Materien abzuhandeln darbiethen, auch die herrlichsten Belohnungen darauf erfolgen lassen; wenn sich jemand durch seine Beredsamkeit hervorgethan. Noch mehr, es muß eben glücken, daß sich solche philosophische und staatskündige Köpfe, solche redliche Patrioten, als Cicero und Demosthenes

und Dichtkunst erfodern nur eine gewisse ziemlich eingeschränkte Einsicht, im Absehen auf andere Künste; und es kömmt damit fast bloß auf die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft an. Nun können ja die Menschen in wenigen Jahrhunderten gar wohl ein wenig Erkenntniß gesammlet haben; und die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft brauchet keiner langen Erfahrung, auch keiner Menge von Regeln; wenn sie zu der Vollkommenheit gelangen soll, dazu sie fähig ist *s*). Allein die Naturlehre, die Arzeneykunst, die Mathematik sind aus unzähligen Erkenntnissen zusammen gesetzet, und kommen hauptsächlich auf die Richtigkeit der Vernunftschlüsse an; die sich mit einer besondern Langsamkeit verbessern, und sich doch allezeit verbessern. Oft muß ihnen auch selbst die Erfahrung behülflich seyn, die auf den blinden Zufall ankömmt; und nicht allezeit kömmt, wenn man sie haben will. Es ist offenbar, daß dieses alles unaufhörlich so fortgeht, und daß die neuern Naturlehrer oder Mathematiker, natürlicher Weise die geschicktesten seyn müssen *t*).

In

wohl bey ganz mittelmäßiger Fähigkeit ein paar Fehler einsehen, so die Alten aus Mangel mehrerer Hülfsmittel und besserer Vorgänger begangen; und doch, gegen sie zu rechnen, nur Kinder seyn, Das Gleichniß von dem Zwerge, der auf Riesenschultern steht, schickt sich gut hieher. Er sieht seinem Goliath über den Kopf weg: nicht weil er so groß ist; sondern weil er so hoch steht. Copernicus erfand den wahren Weltbau, nachdem ihm Pythagoras, Philolaus, und Aristarch der Samier, schon den Weg dazu gebahnet hatten: Harväus den Kreislauf des Blutes, nachdem schon Hippokrates denselben einigermaßen entdecket hatte; u. s. w.

s) Der Verfasser thut wohl daran, daß er die freyen Künste von den Wissenschaften unterscheidet. Es verhält sich nicht allenthalben gleich. In freyen Künsten kömmt nicht soviel auf die Länge der Zeit an. Glückliche Köpfe werden bisweilen in zehn Jahren stärker darinn, als andre ihr ganzes Leben lang: und so steigt die Kunst eines solchen Meisters so hoch, als sie hernach in tausend und mehr Jahren nicht kommen kann. So ist es mit der Poesie und Beredsamkeit gegangen. Homer und Demosthenes, Virgil und Cicero sind diese außerordentliche Geister, die kaum alle zwey tausend Jahre einmal in der Welt erschei-

würde erfunden haben: da er aber in einem andern Jahrhunderte zur Welt kömmt, verbrennet er die römische Flotte durch Spiegel; dafern dieses nur nicht eine Fabel ist.

Wenn jemand Lust hätte, etwas scheinbares oder gleißendes vorzutragen, so dörfte er nur zum Ruhme der Neuern behaupten: daß man seinen Verstand bey den ersten Entdeckungen nicht eben so sehr anstrengen dörfte; indem uns die Natur selbst darauf zu leiten schiene. Es gehöret aber weit mehr dazu, wenn man noch etwas hinzusetzen will; und je mehr schon hinzugethan worden, destomehr Geschick hat man auch nöthig: weil die Materie alsdann schon erschöpfet worden, und dasjenige, so noch übrig ist, nicht so sehr ins Auge fällt. Vieleicht würden die Bewunderer des Alterthums einen solchen Beweis nicht aus der Acht lassen, wenn er ihrer Partey zuträglich wäre: aber ich gestehe aufrichtig, daß er nicht gar zu gründlich ist n).

Es ist wahr, zu den alten Erfindungen was hinzusetzen, dazu gehören oft mehr Bemühungen des Verstandes, als sie zuerst zu erdenken: allein man findet auch den Weg dazu

gehöret, als bloß vorzeiten gelebt zu haben?

n) Das heißt gespottet, aber nicht erwiesen. Wenn die Liebhaber des Alterthumes mit solchen Waffen zu streiten Lust hätten, so würde es ihnen daran nicht fehlen. Saget nicht das Sprüchwort; Inventis facile est addere? Wenn ein Ding einmal erfunden ist, so läßt sich leicht was hinzusetzen. Nachdem Columbus einmal die americanischen Inseln entdecket hatte: so war es dem Americus Vespurius keine Kunst mehr, auch das feste Land zu erfinden. Man setze an die Stelle des ersten, die Alten, und für die letzten die neuen Gelehrten; so wird man sehen, wem die meiste Ehre gebühret. Aber die Vertheidiger der Alten bedienen sich so schwacher Schlüsse nicht gern. Indessen haben freylich die Neuern auch allerley erfunden. Sind nicht das Schießpulver und Geschütz, die Buchdruckerey, die Sehröhre, die Luftpumpe, und alles was man dadurch entdecket hat, schon der Mühe werth, daß man die Deutschen den alten Griechen an die Seite setzet? Wir werden also künftig diese Erfinder auch zu den Alten rechnen müssen.

Denn wie scharf geht man itzo nicht in Vernunftschlüssen? Man will, daß sie verständlich, daß sie richtig, daß sie kräftig und dringend seyn sollen. Man ist so schlau, die allergeringste Zweydeutigkeit in Gedanken und Worten auszugrübeln. Man ist so hart, das allersinnreichste von der Welt zu verdammen, wenn es nicht zur Sache dient (*). Vor dem Cartes war man viel bequemer in Vernunftschlüssen. Die vergangenen Zeiten sind glücklich, daß sie diesen Mann nicht gehabt haben. Er ist es, wie mich dünket, der diese neue Art zu schließen aufgebracht hat, welche gewiß noch von größerm Werthe ist, als seine Philosophie selbst: davon ein gewisser Theil falsch, oder doch sehr ungewiß ist, selbst nach seinen eigenen Regeln, die er uns gelehret hat. Kurz um, es herrschet nicht nur in unsern guten Büchern von der Physik und Metaphysik; sondern auch von der Religion, Sittenlehre, Kritik u. s. w. eine Richtigkeit und Regelmäßigkeit, die bisher noch nicht gewöhnlich gewesen war *v*).

Ja

That zehnmal mehr gute als falsche Sätze und Schlüsse gemacht. Vom Plato und Aristoteles, imgleichen vom Cicero wollte ich ein gleiches behaupten. Und schließen denn alle Neuern recht? Wieviel unsinniges Zeug hat nicht Paracelsus, ein Bodinus, ein Helmontius, ein Jacob Böhme und ein Malebranche, geschrieben, so neu als sie auch sind? Unzähslicher andern die noch itzo leben, zu geschweigen.

(*) Hat aber Herr von Fontenelle die Schärfe und strenge Richtigkeit, in seinen Gesprächen der Todten bewiesen? Ja wie will er in dieser Abhandlung, seine Schlüsse von Bäumen, vom Teige u. d. m. auf die Menschenköpfe und Seelen rechtfertigen? Heißt das nicht a baculo ad angulum, oder wenigstens aus Gleichnissen schließen? Und sollte man ihn also nicht billig mit zu den Alten rechnen?

v) Es wäre zu wünschen, daß sich dieses so verhielte. Ja! kritisiren kann man schon genug; aber sich auch im Kritisiren falscher Sätze und unrichtiger Schlüsse enthalten; das ist so gemein noch nicht! Die Alten merkten auch die Fehltritte eher an andern, als an sich selbst. Und wie schön schließen doch die römischen Geistlichen in ihren Büchern? Wie gründlich sind denn ihre Moralisten? Von beyden will ich ein Paar bekannte anführen; nämlich

den

Ich sage, man hat sich dazu genöthiget gesehen: denn in Wahrheit, es war sonst nichts mehr übrig *q*): und es scheint, man habe sich so lange dagegen gewehret, als man gekonnt. Wir sind den Alten Dank schuldig, daß sie uns den größesten Theil falscher Meynungen erschöpfet haben, die man sich machen konnte. Dieser Tribut mußte dem Irrthume und der Unwissenheit nothwendig bezahlet werden: und wir müssen gegen diejenigen nicht unerkenntlich seyn, die ihn für uns abgetragen haben. Eben so verhält sichs bey verschiedenen Materien, wo es, wer weis wie viel Thorheiten giebt: die wir noch alle sagen würden, wenn man sie nicht schon vor uns gesaget hätte: und wenn sie uns, so zu reden, nicht schon von andern weggefischet wären. Indessen giebt es doch noch einige Neuere, die sich derselben wieder bemächtigen; vieleicht weil sie noch nicht oft genug gesaget worden. Indem wir also durch die Einsicht der Alten, ja gar durch ihre Fehler selbst erleuchtet werden; so ist es kein Wunder, daß wir sie übertreffen. Wenn wir ihnen nur gleichkommen wollten, so müßten wir von weit schlechterer Natur seyn, als sie: ja wir müßten fast keine Menschen mehr seyn, wie sie *r*).

Damit indessen die Neuern allezeit weiter gehen können, als die Alten: so müssen die Sachen auch von solcher Beschaffenheit seyn, daß sie es erlauben. Die Beredsamkeit

 und

cretius gedenken, aus dem gewiß Cartesius das meiste entlehnet, und nur einigermaßen verändert hat. Z. E. die Erklärung des Magneten, der Ebbe und Fluth, des Regenbogens, u. d. g. Die Bahnen der Cometen hat Seneca schon besser gewußt, als Cartesius.

q) Es fraget sich noch sehr, ob dieses cartesianische Systema das wahre ist. Der P. Daniel hat es in seiner Reise nach der cartesianischen Welt völlig umgestoßen. Nach der Zeit ist das fluddische, neutonische, leibnitzische u. s. w. auf die Bahn gebracht worden, die gewiß große Vertheidiger finden; anderer kleinern nicht zu gedenken. Herr von Fontenelle hat also zu früh geurtheilet.

r) Wenn man den Neuern nur auf solche Art den Vorzug zugesteht; so wird es eine schlechte Ehre für sie seyn. Wir könnten wohl

in unendliche Untersuchungen einlassen: die aber, so genau und richtig sie auch seyn möchten, den Vertheidigern der Alten niemals gefallen würden. Denn wie soll man mit diesen Leuten auskommen? Sie sind entschlossen, ihren Alten alles zu verzeihen: was sage ich, zu verzeihen? sie in allem zu bewundern. Dieses ist die Art der Ausleger: diese sind das allerabergläubigste Volk unter den Verehrern des Alterthums. Was für Schönheiten würden sich nicht glücklich schätzen, ihren Buhlern eine so lebhafte und zarte Regung eingeflößet zu haben; als ein Griech oder Lateiner in seinem ehrerbiethigen Ausleger erwecket *z*)!

Indessen will ich etwas genauer von der Dicht und Redekunst der Alten sprechen. Ich weis wohl, wie gefährlich es ist, seine Meynung davon zu sagen: allein mich dünket, das

das nimmt er uns mit der andern wiederum. Wer hätte es gedacht, daß er diese Frage aufwerfen würde? nach dem er kurz vorher gestanden hatte, sie hätten diese Künste zur Vollkommenheit bringen können. Allein, die Alten sollen und müssen uns in keinem Stücke vorgehen: folglich auch in der Dicht- und Redekunst nicht. Ein herrlicher Schluß!

z) Ein so abergläubiger Anbether des Alterthums ist zwar der Herr Verfasser nicht: folglich dörfte er nur die Mittelstraße im Loben und Tadeln gehalten haben. Ich billige keins von beyden, wenn es ausschweifet. Wenn ein Ausleger in einem alten Buche alles ohne Unterscheid bewundert; und eben an den Orten, wo man Fehler findet, Schönheiten anzutreffen vermeynet; so thut er freylich zuviel. Allein, wenn ein Neuerer dieses an seinen heutigen Helden mit eben so gutem Grunde thun könnte; so würde ers nicht unterlassen. Aber es geht nicht an. Plato ist viel leichter, als Malebransche; Seneca viel eher, als Montaigne; und Aristoteles viel eher, als Cartesius, zu entschuldigen; wenns auf eine genaue Kritik ankömmt. Was ich hier von Franzosen sage, das gilt von allen übrigen Nationen und ihren Gelehrten. Indessen unterstehen sich die Feinde der Alten nicht, uns einen einzigen Neuern zu nennen, den sie den Alten entgegen setzen wollten. Wo ist denn der neuere Euklides den man dem alten entgegen setzen könnte? Das machet sie wissen keinen, der ohne Fehler seyn würde. Sie schreyen nur für die Neuern überhaupt.

a) Die Poesie hat sich vielmals Ehre und Ansehen bey den verständigsten und größten Leuten in

In der That, das Vornehmste in der Weltweisheit, so sich aus derselben auf alles übrige ausbreitet, ich meyne die Art zu schließen, hat sich in diesem Jahrhunderte sehr gebessert. Ich zweifle sehr, ob mich die meisten Leute in folgenden Anmerkungen verstehen werden: doch will ich sie, denen zu gefallen, die in Vernunftschlüssen geübet sind, machen; und ich kann mich rühmen, daß es eine Herzhaftigkeit sey, mich aus Liebe zur Wahrheit dem Tadel aller übrigen zu unterwerfen, deren Anzahl gewiß nicht zu verachten ist. Es sey nun in welcher Materie es wolle: so sind die Alten dem Fehler unterworfen, daß sie nicht allezeit vollkommen richtige Vernunftschlüsse machen. Oft muß eine geringe Aehnlichkeit, ein kleines Gleichniß, ein ungegründetes Gedankenspiel, ein weitläuftiger und verwirrter Umschweif in der Rede, bey ihnen an statt eines Beweises gelten. Daher kostet es ihnen keine Mühe, etwas zu beweisen u). Allein was ein Alter mit Spielen erwies, das würde heute zu Tage einem armen Neuern überaus viel Mühe machen. Denn

erscheinen. Und da fraget sichs, ob wir ihnen schon dergleichen entgegen zu setzen haben?

t) Gleichwohl haben Euklides, Archimedes, Apollonius, Hipparchus und Hippokrates unter den Alten schon sehr viel gethan, und haben wohl tausend Neuere hinter sich gelassen. Sehr wenige von unsern Philosophen würden zu denen Erfindungen fähig seyn, die wir von ihnen haben; und wenn einige Neuere weiter gegangen; so sind sie nicht ohne ihrer Vorgänger Hülfe, und bey bessern Hülfsmitteln so geschickt geworden. Z. E. was vorzeiten viel Verstand erfoderte, wenn es ein Mathematicus erfinden sollte; das kann heute zu Tage durch die neuerfundenen Rechnungsarten gleichsam spielend aufgelöset werden.

u) Es ist wahr, was der Verfasser sagt. Die meisten Alten waren in Vernunftschlüssen nicht gar zu fest. Aber, schloß denn niemand recht? Oder fehlte man unaufhörlich? In Wahrheit, Euklides hat noch den Ruhm, daß er in einem sehr großen Buche, nicht einen einzigen falschen Schluß gemachet hat. Die Philosophen fehlen zwar öfter, als die Mathematiker: allein mich dünket doch immer, des guten wäre ungleich mehr, als des Bösen. Z. E. Seneca, den man seiner gleißenden Schreibart halber, so gern verwirft, hat doch in der That

als in der Beredsamkeit, die Griechen den Römern nachgeben müssen. Eine einzige Gattung der Poesie nehme ich davon aus, darinn die Lateiner den Griechen nichts entgegen zu setzen haben: und ein jeder sieht wohl, daß dieses die Tragödie ist. Nach meinem besondern Geschmacke übertrifft Cicero den Demosthenes, Virgil den Theokritus und Homer, Horaz den Pindar *b*); Livius und Tacitus aber übertreffen alle griechische Geschichtschreiber.

Nach der von mir behaupteten Meynung ist diese Ordnung sehr natürlich. Die Lateiner waren, im Absehen auf die Griechen, die Neuern. Wie aber die Beredsamkeit und die Poesie ziemlich eingeschränkt sind, so muß einmal eine Zeit seyn, da sie zu ihrer größten Vollkommenheit gelangen; und ich behaupte, daß für die Wohlredenheit und Historie diese Zeit unterm August eingefallen sey *c*). Ich kann mir nichts vollkommeners einbilden, als den Cicero und Livius. Nicht zwar, als ob sie nicht auch ihre Fehler hätten: aber ich glaube, daß man bey so großen Eigenschaften nicht geringere Fehler haben könne. Und es ist ja bekannt genug, daß man bloß auf diese Art sagen kann, daß die Menschen in etwas vollkommen sind. Vir-

im Stande, dem Poeten seine Mühe anders; als durch ihren Beyfall zu vergelten. Wer was Gutes machen will, der muß nicht auf den Vortheil denken; sonst darf er nur schmäucheln, und im übrigen alles andere aus den Augen setzen. Das Urtheil der Nachwelt ist ein weit edlerer Trieb für gute Meister.

b) Horaz hat dieses ganz von sich abgelehnet, und es so gar für eine thörichte Vermessenheit ausgerufen, wenn sich jemand bemühen wollte, dem Pindar nur nachzuahmen. Er hat auch in der That einen andern griechischen Poeten, den Alceus zu seinem Muster genommen; wie Dacier in der Vorrede zu den Werken Horazens erwiesen. Indessen kann dieses, nach des Herrn von Fontenelle Geschmacke, wahr seyn. Horaz schreibt philosophischer, Pindar geistreicher; jener gesetzter, dieser feuriger. Ein jeder lobet, was ihm gefällt. Cicero hat sichs auch nicht angemaßet, den Demosthenes zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen.

c) Es ist ein großes Wunder, daß unser Verfasser solches gesteht. Wenn er aber die Römer als Neuere, den Griechen als Aeltern vorzieht; sollte dazu nicht

Ja ich glaube fest, daß sie es noch höher darinn bringen werden. Zwar schleichen sich auch in unsern besten Schriften noch manche Vernunftschlüsse nach alter Art ein: allein wir werden dermaleins auch alt seyn, und ist es nicht billig, daß unsre Nachkommenschaft uns wieder zurecht weise, und übertreffe; sonderlich in der Art zu denken, welches eine besondre, ja eine sehr schwere Wissenschaft ist, darauf man sich unter allen am wenigsten geleget hat *x*).

Was die Beredsamkeit und Poesie betrifft, darüber die Alten und Neuern am meisten streiten, ob es gleich nicht der Mühe werth ist: so glaube ich freylich, daß die Alten sie haben zur Vollkommenheit bringen können; weil man sie, wie ich gesaget habe, in wenig Jahrhunderten erreichen kann; und ich so genau nicht sagen kann, wie viel ihrer darzu gehören. Ich sage, die Griechen und Römer haben vortreffliche Poeten seyn können: aber sind sie es auch gewesen *y*)? Diesen Punct recht zu erläutern, müßte man sich in

den **Pascal** und **la Bruyere.** Sowohl jener in seinen Gedanken von der Religion, als dieser in seinen Charactern, sind voll der elendesten Schlüsse; deren sich z. E. ein Theophrast schämen würde: als welchem der letztere ohne dieß nicht das Wasser reichet. Des ersten Fehler hat schon ein Voltaire öffentlich gezeiget; aber selbst in seiner Physik und sonst, eben dergleichen begangen.

x) Ich wollte, daß Herr **Fontenelle** sich hier recht als einen **Neuern**, so, wie er ihn beschreibt, verhalten hätte. Allein, wenn es die alte Mode ist, schwache Schlüsse zu machen: so muß er zu viel alte Scribenten gelesen, und wie er oben sagte, eine griechische Mutter gehabt haben. Warum blieb er nicht lieber bey seinen Neuern, die so genau gehen? Warum las er nicht lieber seinen Regis, Rohault und Malebransche? Diese werden wohl unbetrüglich in Schlüssen seyn! Hätte er nur ihre Schriften fleißiger gelesen, so hätten wir nicht so viel Gleichnisse, Aehnlichkeiten in verschiedenen Gedanken, und Zweydeutigkeiten, in dieser Abhandlung gefunden: so würde man uns nicht, an statt guter Gründe, mit lustigen Einfällen vom Teige, von Bäumen u. d. g. m. abgespeiset haben.

y) Was Herr von Fontenelle mit einer Hand zu geben scheint, das

als mit einem Neuern umgehen müsse. Man muß vermögend seyn zu sagen; oder anzuhören, daß man frey heraus saget: es steht im Homer oder Pindar was Abgeschmacktes. Man muß das Herz haben zu glauben, daß die Augen der Sterblichen auch an diesen großen Geistern Fehler finden können. Man muß es verdauen lernen, daß man den Demosthenes und Cicero mit einem Menschen vergleicht, der einen französischen und vieleicht niedrigen Namen hat *f*). Welch ein großes und wundersames Unterfangen der menschlichen Vernunft ist das!

Ich kann mich dabey nicht enthalten über die Seltsamkeit der Menschen zu lachen. Ein Vorurtheil mit dem andern zu bezahlen, so wäre es ja besser, eins den Neuern zum besten zu fassen; als den Alten zu gut. Die Neuern haben natürlicher Weise weiter kommen müssen, als die Alten. Diese vortheilhafte Einbildung hätte doch einen Grund *g*). Was sind im Gegentheile die Gründe der Hochachtung

f) Alles dieses ist ganz recht. So verhalten sich auch wahre Kunstrichter. Es blendet sie kein Vorurtheil des Alterthums. Allein, man muß auch die Alten vertheidigen, wenn unzeitige Grübler was tadeln, so sie nicht verstehen; wenn sie aus Eigensinn alles verwerfen, so doch regelmäßig ist; wenn man die Fehler der Zeiten, Länder und Religionen, den Scribenten beymessen will. Dazu gehöret mehr Herz, als die Neuern über alle große Männer des Alterthums zu erheben. Diese Schmäucheleyen bringen keine Gefahr, ja erwerben sich Freunde. Wer aber die Alten lobet, der scheint die Neuern zu tadeln.

g) Ja, wenn dieser Grund Stich hielte! Die heutigen Lappländer sind, im Absehen auf die alten Griechen, auch Neuere: darum haben sie natürlicher Weise weiter kommen müssen! Sie können des Herrn von Fontenelle Schluß mit eben dem Rechte auf sich ziehen. Allein, was soll man ihnen darauf antworten?

h) Ich weis nicht, ob jemand um so lächerlicher Gründe halber die Alten den Neuern vorgezogen. Meines Erachtens lobet das Werk den Meister. Man liest die Alten; man liest auch die Neuern. Was kann man nun dafür, daß man sich genöthiget sieht, jenen den Vorzug zu geben? Gespötte kann auch mit Gespötte bezahlet werden. Warum lobet Perrault die Franzosen? Weil es der große

Ln-

Ja ich glaube fest, daß sie es noch höher darinn bringen werden. Zwar schleichen sich auch in unsern besten Schriften noch manche Vernunftschlüsse nach alter Art ein: allein wir werden dermaleins auch alt seyn, und ist es nicht billig, daß unsre Nachkommenschaft uns wieder zurecht weise, und übertreffe; sonderlich in der Art zu denken, welches eine besondre, ja eine sehr schwere Wissenschaft ist, darauf man sich unter allen am wenigsten geleget hat *x*).

Was die Beredsamkeit und Poesie betrifft, darüber die Alten und Neuern am meisten streiten, ob es gleich nicht der Mühe werth ist: so glaube ich freylich, daß die Alten sie haben zur Vollkommenheit bringen können; weil man sie, wie ich gesaget habe, in wenig Jahrhunderten erreichen kann; und ich so genau nicht sagen kann, wie viel ihrer darzu gehören. Ich sage, die Griechen und Römer haben vortreffliche Poeten seyn können: aber sind sie es auch gewesen *y*)? Diesen Punct recht zu erläutern, müßte man sich in

den Pascal und la Bruyere. Sowohl jener in seinen Gedanken von der Religion, als dieser in seinen Charactern, sind voll der elendesten Schlüsse; deren sich z. E. ein Theophrast schämen würde: als welchem der letztere ohne dieß nicht das Wasser reichet. Des ersten Fehler hat schon ein Voltaire öffentlich gezeiget; aber selbst in seiner Physik und sonst, eben dergleichen begangen.

x) Ich wollte, daß Herr Fontenelle sich hier recht als einen Neuern, so, wie er ihn beschreibt, verhalten hätte. Allein, wenn es die alte Mode ist, schwache Schlüsse zu machen: so muß er zu viel alte Scribenten gelesen, und wie er oben sagte, eine griechische Mutter gehabt haben. Warum blieb er nicht lieber bey seinen Neuern, die so genau gehen? Warum las er nicht lieber seinen Regis, Rohault und Malebransche? Diese werden wohl unbetrüglich in Schlüssen seyn! Hätte er nur ihre Schriften fleißiger gelesen, so hätten wir nicht so viel Gleichnisse, Aehnlichkeiten in verschiedenen Gedanken, und Zweydeutigkeiten, in dieser Abhandlung gefunden: so würde man uns nicht, an statt guter Gründe, mit lustigen Einfällen vom Teige, von Bäumen u. d. g. m. abgespeiset haben.

y) Was Herr von Fontenelle mit einer Hand zu geben scheint, das

ten wir es ihnen nicht gleich thun? Als Menschen haben wir ja gleiches Recht, darnach zu streben. Ist es nicht lustig, daß man uns in diesem Falle ein Herz zusprechen muß; und daß wir, die wir sonst einen so übel angebrachten Ehrgeiz blicken lassen, auch zuweilen eine eben so thörichte Demuth besitzen? Es ist also gewiß, daß es uns an keiner Art von Auslachenswürdigkeit fehlen werde *l*).

Ohne Zweifel erinnert sich die Natur noch ganz wohl, wie sie den Kopf Cicerons und des Livius gemachet hat *m*). Sie bringet in allen Jahrhunderten Leute hervor, die große Männer zu werden fähig sind: allein die Zeiten lassen es nicht allemal zu, ihre Gaben zu brauchen. Die Ueberschwemmungen der Barbarn, ganz widerwärtige Regierungsformen, oder solche, die doch Künsten und Wissenschaften gar nicht beförderlich waren; Vorurtheile und Einbildungen, die unendlich viel andere Gestalten annehmen können; dergleichen in China die Ehrfurcht gegen die Leichen ist, welche verhindert, daß man keine Zergliederung anstellet; ja endlich allgemeine Kriege: die führen oft auf lange Zeit die Unwissenheit, und den übeln Geschmack ein. Man setze noch die verschiedene Beschaffenheit des Glückes besonderer Personen hinzu: so wird man gewahr werden, wie

l) Ich frage dagegen, ist es nicht lächerlich, daß man uns einbilden will, wir wären schon lauter Pindare, Homere, Demosthenen und Ciceronen, ehe wir einmal recht wissen, wie weit es diese Leute gebracht; und daß man uns durch diese Schmäucheleyen einschläfern will, diejenigen Vollkommenheiten nicht zu erlangen, die wir vieleicht erreichen würden; wenn wir solche große Muster erst recht kennen lernen? Mich dünket immer, die Demuth derer, so die Alten vertheidigen, ist weiser, als der Eigendünkel der meisten Neuern; zumal wenn sie nach diesen Grundsätzen glauben: ein Neuerer müsse natürlicher Weise über die Alten weg seyn.

m) Der Verfasser kömmt immer wieder auf seine Köpfe. Ich wollte, daß er von so großen Geistern, oder so fähigen Seelen reden möchte. Doch gesetzt, die Natur wüßte die Köpfe noch eben so gut zu bilden; wissen wir sie auch eben so gut zu brauchen? Oder läßt es sich anderer Umstände

das wenige Ansehen, darinn ich stehe, und die geringe Aufmerksamkeit, die man bey meinen Meynungen bezeigen wird, setzen mich in den Stand, alles frey heraus zu sagen. Ich finde, daß die Beredsamkeit bey den Alten höher gestiegen gewesen, als die Poesie; und daß Demosthenes und Cicero in ihrer Art weit vollkommener sind, als Homer und Virgil in der ihrigen. Davon finde ich nun eine ziemlich natürliche Ursache. Die Beredsamkeit konnte einem in den griechischen Republiken, wie in der römischen, zu allem verhelfen; ja wer ein gut Naturell zum Redner mit zur Welt brachte; der war eben so glücklich, als wer heutiges Tages eine Million Einkünfte hat.

Hingegen die Poesie war zu nichts nütze. Und so geht es in allen Regimentsarten; indem ihr dieser Fehler sehr wesentlich ist a). Mich dünket auch, daß sowohl in der Poesie als

in der Welt erworben. Die Ehre ist auch daher die einzige Triebfeder wahrer Poeten; den Geiz überlassen sie niedrigern Seelen. Sophokles, der als ein griechischer Feldherr in Sicilien eine Schlacht gewonnen hatte, und deswegen bey seiner Zurückkunft viel Ehre genoß, gestund doch; daß ihn der Beyfall des Volkes über einer neuen Tragödie, die er gemachet hatte, weit mehr und empfindlicher vergnügete. Den Euripides ließ der König von Macedonien an seinen Hof kommen, und als er starb, begrub er ihn aufs prächtigste. Den Komödienschreiber Menander verschrieb der König von Aegypten aus Athen, und versprach den Atheniensern eine große Menge Geträydes umsonst für ihn zuschicken. Was Horaz und Virgil am römischen Hofe für Ehre genossen, das ist bekannt. Das ganze Volk stund einmal im Amphitheater auf, als Virgil ungefähr ins Schauspiel kam: welche Ehre sonst nur dem Kaiser wiederfuhr. Doch, wenn es ja Geld seyn muß, was die Poeten antreiben soll; so hat Pindarus bey den olympischen Spielen mit seinen Oden genug verdienet. Horaz und Virgil haben die herrlichsten Geschenke und austräglichsten Einkünfte vom Kaiser erhalten; heutiger Exempel z. E. eines Popen, Voltairen und Holbergs zu geschweigen: die sich ein schönes Stück Geld erworben haben. Doch glaube ich immer, das Geld mache keine guten Poeten. Wer die Verse am besten bezahlt, der versteht es oft am wenigsten, ob sie was taugen: wie Horaz solches dem Alexander vorwirft, der den Chörilus so reichlich belohnet hat. Hingegen die besten Kenner sind mehrentheils nicht im

vergäße: wollten wir wohl sagen, er wäre ungeschickt dazu geworden? Nein! er könnte sie wieder zur Hand nehmen, so bald er wollte, und von den ersten Grundsätzen anfangen. Dafern ihm ein Mittel das Gedächtniß auf einmal wieder gäbe, so hätte er viel Mühe ersparet. Er würde noch alles wissen, was er vorher gewußt; und wenn er weiter fortschreiten wollte, so dörfte er nur da anfangen, wo ers gelassen hätte. Das Lesen der Alten hat die Barbarey und Unwissenheit voriger Zeiten zerstreuet. Ich glaube es gar wohl. Sie gab uns die Begriffe des Schönen und Guten auf einmal wieder; die wir lange hätten suchen müssen: die wir aber doch endlich, auch ohne den Beystand der Griechen und Römer, würden gefunden haben; wenn wir sie nur recht eifrig gesuchet hätten. Aber wo hätten wir sie hergenommen? Wo sie die Alten her hatten. Die Alten selbst haben lange genug getappet, ehe sie dieselben ergriffen haben o).

Die Vergleichung, die wir zwischen den Menschen aller Zeiten, und einem einzigen Menschen gemachet, läßt sich auf unsere ganze Frage von den Alten und Neuern ausdehnen. Ein rechter aufgeräumter Kopf ist, so zu reden, aus allen guten Köpfen der vorigen Zeiten zusammen gesetzet: sein Geist ist eben derjenige, der durch alle die Jahrhunderte auspoliret worden. Dergestalt hat dieser Mensch, der seit dem Anfange der Welt gelebet hat, seine Kindheit damals

o) Das Gleichniß passet nicht gar zu sonderlich. Es sind viel schöne Schriften der Alten verlohren gegangen: folglich hat der Kranke nicht sein ganzes Gedächtniß wieder bekommen. Und wie lange müßten wir noch tappen, wenn wir sie finden wollten? Ja liest man denn alles Alte? Und wie? Haben die Peruaner in America, die Africaner und Asiater nicht alle Zeit genug gehabt, die Regeln der Schönheit und des Geschmackes zu erfinden? Haben Sie sie aber gefunden?

p) Das Gleichniß von einem solchen Geiste wäre gut, wenn es möglich wäre, einen so fähigen Kopf zu finden, der alles das wüßte, was die Alten gewußt, und hierauf immer weiter gienge. Aber wo sind die Leute? Zum wenigsten findet man sie unter den Verächtern der Alten nicht, die insgemein die Alten weder

Virgils Verse sind die schönsten von der Welt; vielleicht aber wäre es nicht übel gewesen, wenn er Zeit gehabt hätte, sie noch einmal auszubessern *d*). Es giebt große Stücke in der Aeneis von vollkommener Schönheit, und die man, meiner Meynung nach, niemals übertreffen wird. Was aber die Einrichtung des Gedichtes überhaupt anlanget, imgleichen die Art, die Begebenheiten zu veranstalten, und die Leser auf eine angenehme Art in Erstaunung zu setzen, endlich auch die Mannigfaltigkeit der Zwischenfabeln: so werde ich mich niemals wundern, wenn man den Virgil übertreffen wird; und unsere Romane, welches ungebundene Gedichte sind, haben uns schon gewiesen, daß solches möglich sey *e*).

Mein Vorhaben ist nicht, mich in eine weitläuftigere Kritik einzulassen. Ich will nur zeigen, daß, weil doch die Alten in gewissen Stücken den höchsten Gipfel haben erreichen können, aber gleichwohl nicht erreichet; man in Untersuchung der Frage: ob sie denselben erreichet haben? alle Ehrerbiethung gegen ihre große Namen bey Seite setzen, ihre Fehler gar nicht übersehen, und mit ihnen nicht anders, als

nicht das etwas beytragen, daß wir die lateinischen Schriften besser verstehen, als die griechischen? als welche wir meistentheils aus Uebersetzungen beurtheilen; die nicht eben zum besten gerathen sind?

d) Er hat dieses selbst gestanden, indem er auf seinem Sterbebette befohlen, seine Aeneis zu verbrennen, weil er sie noch nicht zur Vollkommenheit gebracht gehabt: wie auch die Lücken hier und da ausweisen. Indessen haben Lucans und Claudians seine fast noch einen bessern Wohlklang. Von dem Inhalte ist nämlich itzo die Rede nicht.

e) Es fraget sich hier: ob die allerverworrensten Erzählungen, und die mit gar zu vielen Zwischenfabeln unterbrochenen Romane für die schönsten zu halten sind? Wäre das, so würde gewiß Ariost vorm Homer und Virgil den Vorzug haben. Herr von Fontenelle ist aber so listig, daß er keinen nennet; denn so kann man ihm die Fehler dessen, den er für schön hält, nicht zeigen. Nicht alles, was ein Heldengedicht sehr bunt machet, das ist recht: es muß auch natürlich fließen, und zur Hauptsache gehören; wie Aristoteles in seiner Dichtkunst, und der Pater Bossü gewiesen haben.

Dieser Haufen von Absichten, darnach man streben, von Regeln, denen man folgen muß, welcher täglich zunimmt, vermehret zwar täglich die Schwierigkeit aller Künste und Wissenschaften: allein anderntheils entstehen wieder andre Vortheile, diese Schwierigkeiten zu ersetzen. Ich will mich besser durch ein Exempel erklären. Zur Zeit Homers war es ein großes Wunder, daß ein Mensch seine Rede einem Sylbenmaße unterwerfen, und doch zu gleicher Zeit was Vernünftiges machen konnte. Man gab also den Poeten unzähliche Freyheiten, und schätzete sich dennoch glücklich, daß man nur Verse haben konnte. Homer dorfte in einem Verse fünf verschiedene Sprachen reden; die dorische Mundart nehmen, wenn die ionische ihm nicht bequem fiel; und, in Entstehung beyder, die attische, oder die gemeine brauchen: das heißt, er dorfte zugleich picardisch, gasconisch, normannisch, brittannisch und gemein französisch reden *r*). Er konnte ein Wort verlängern, wenn es zu kurz, und verkürzen, wenn es zu lang war. Niemand hatte was darwider zu sagen. Diese seltsame Verwirrung der Sprachen, diese wunderbare Zusammenhäufung verstümmelter Wörter war die Sprache der Götter: zum wenigsten ist es gewiß, daß es keine menschliche Sprache war. Man erkannte allmählich das Lächerliche in diesen Freyheiten, so man den Poeten zugestund. Daher wurden sie ihnen allmählich eine nach der andern beschnitten: und auf den heutigen Fuß haben die Poeten alle ihre alte Privilegien verlohren, und sind genöthiget, natürlich zu reden. Da sollte es nun scheinen, das Handwerk sey sehr sauer geworden, und die Schwierigkeit, Verse

r) Als Homer schrieb, war die griechische Sprache noch nicht so genau in die vier Mundarten eingetheilet. Man redete alles durch einander, weil sich die Nationen durch einander mischeten: wie vorzeiten in Deutschland das Ober- und Niedersächsische nicht so genau von einander unterschieden gewesen. Homer schrieb also in einer Sprache, die man überall verstund. Die Mundarten der französischen Provinzen schicken sich also hieher nicht. Sie sind auch nicht alle von gleichem Werthe, wie vormals die griechischen Mundarten waren; da jedes Volk sein eigner Herr war.

Verse zu machen, überaus vergrößert. Aber nein! denn wir haben einen Kopf, der mit unzählichen poetischen Ideen, die wir von den Alten bekommen haben, bereichert ist. Diese haben wir vor Augen, und werden durch eine große Menge von Regeln und Anmerkungen geleitet, die in dieser Kunst gemachet worden. Und wie es dem Homer an allen diesen Hülfsmitteln gefehlet: so ist er billig durch alle die Freyheiten, so man ihm zugestanden hat, belohnet worden. Indessen glaube ich doch, die Wahrheit zu sagen, daß er ein wenig besser daran gewesen ist, als wir. In solchen Fällen, wo man eins gegen das andre aufhebet, da geht es so genau nicht her.

Die Mathematik, und die Naturlehre sind Wissenschaften, deren Joch den Schultern der Gelehrten täglich schwerer wird. Endlich würde man ihnen gar den Abschied geben müssen: allein die Methoden vermehren sich zu gleicher Zeit. Eben derselbe Verstand, der die Dinge verbessert, indem er neue Einsicht zuwege bringet, machet auch die Art, sie kürzer zu fassen, vollkommener, und giebt neue Mittel an die Hand, die neue Weitläuftigkeit, so er den Wissenschaften zuwege bringet, zu begreifen. Ein Gelehrter dieser Zeit hält einen Gelehrten aus den Zeiten Augusts zehnfach in sich: aber er hat auch zehnmal mehr Bequemlichkeiten, gelehrt zu werden *s*).

Ich wollte die Natur gern mit einer Wageschale in der Hand abmalen, wie man die Gerechtigkeit zu bilden pfleget: anzuzeigen, daß sie sich derselben zum Abwägen bedienet, um alles dasjenige fast gleich einzutheilen, was sie den Men-

s) Ich wollte dieses nicht von vielen sagen. Ich möchte doch denjenigen sehen, der heute zu Tage zehn Aristotele an philosophischer Wissenschaft, oder zehn Plinier an Erkänntniß natürlicher Dinge, im Leibe hätte. Ich rede nur von der historischen Erkänntniß; denn gründlichere Leute haben wir wohl. La Motte le Vayer, ist ein gelehrter französ. Schriftsteller: allein ist er einem Plutarch zu vergleichen? Ist wohl Montaigne ein Seneca; oder Patrü ein Cicero zu nennen?

schen austheilet; das Glück, die Gaben, die Vorzüge und Beschwerden verschiedener Stände, die Leichtigkeit in Sachen, die den Verstand betreffen.

Kraft dieser Vergleichung können wir hoffen, daß man uns in den folgenden Zeiten aufs äußerste bewundern wird; um uns die wenige Hochachtung zu ersetzen, die man heute zu Tage gegen uns hat. Man wird sich Mühe geben, in unsern Schriften Schönheiten zu finden, die wir nicht Sinnes gewesen darinn anzubringen. Mancher Fehler, der sich gar nicht vertheidigen läßt, und den sein Urheber heute zu Tage selbst gestehen würde, wird Vertheidiger von unüberwindlicher Herzhaftigkeit finden. Und Gott weis! mit was für einer Verachtung man die Vergleichung unserer, und der witzigen Köpfe ihrer Zeiten, die vieleicht Amerikaner seyn werden, ansehen wird. So erniedriget uns eben dasselbe Vorurtheil zu einer Zeit, um uns zu einer andern desto mehr zu erheben. Bald ist man das Opfer, und bald wieder gar die Gottheit: ein recht artiges Spiel, wenn man es mit unparteyischen Augen ansieht!

Ich kann meine Weissagung noch höher treiben. Es gab einmal eine Zeit, da die Lateiner die Neuern waren: und damals beklageten sie sich über die Halsstarrigkeit, die man für die Griechen bezeigete, welche damals die Alten waren (*). Der Unterscheid der Zeiten, die zwischen beyden ist, verschwindet zu unsern Zeiten, wegen der großen Entfernung, darinn wir stehen. Sie sind gegen uns alle mit einander alt, und wir tragen kein Bedenken, gemeiniglich die

(*) Diese finde ich weder im Cicero, noch im Quintilian, noch im Horaz, noch im Gellius. Alle preisen uns um die Wette die Griechen an, und wissen ihnen keinen Neuern, oder Römer vorzuziehen. Hr. v. Font. wird das Gegentheil nicht darthun können.

t) Dieses ist der Eigenliebe eine recht süße Vorstellung. Wer sich damit schmäucheln will, der kann es immer thun. Wird uns aber diese Einbildung von unsrer bereits erlangten großen Vollkommenheit, nicht träge machen, weiter zu gehen? Was habe ichs nöthig, noch mehr zu lernen? Bin ich doch schon im Stande,

wie vergeblich die Natur Virgilier und Ciceronen, in der Welt säet; und wie seltsam es seyn muß, daß es nur etliche giebt, die noch so ziemlich gerathen. Man saget, wenn der Himmel große Könige gebohren werden läßt, so lasse er auch große Dichter aufstehen, sie zu besingen, und große Geschichtschreiber, ihr Leben zu beschreiben. Das Gewisseste dabey ist dieses, daß die Poeten und Geschichtschreiber zu allen Zeiten fertig sind; und daß die Prinzen sie nur aufmuntern dörfen *n*).

Die barbarischen Zeiten, die auf das Jahrhundert Augusts gefolget, und vor dem itzigen vorhergegangen, geben den Verfechtern des Alterthumes denjenigen Beweis an die Hand, der noch den meisten Schein der Gründlichkeit hat. Woher kömmt es, sagen sie, daß die Unwissenheit in diesen Zeiten so dick und tief gewesen? Das machet, man kannte damals weder die Römer noch die Griechen; ja man las sie nicht mehr: so bald man sich aber diese trefflichen Muster vor Augen legete, so sah man die Vernunft und den guten Geschmack wieder hervorkeimen. Dieses ist wohl wahr: es beweist aber indessen noch nichts. Wenn ein Mensch, der in Wissenschaften und freyen Künsten einen guten Anfang gemachet hätte, in eine Krankheit fiele, darinnen er alles ver-

de halber eben so gut thun? Man vermischet hier allemal die Möglichkeit und Fähigkeit, mit dem, was wirklich geschieht. Mit jener machet man sich breit; und meynet hernach, diese erwiesen zu haben. Wo sind denn die französischen Ciceronen und Livier? Herr von Fontenelle muß sie nennen, wenn wir seinen Schlüssen trauen sollen.

n) Dieses geht wohl nicht in allen Ländern an; denn sonst müßte Ludewig der XIV auch seinen Virgil gehabt haben: welches doch, aller seiner Aufmunterung ungeachtet, nicht geschehen ist. Vielleicht aber ist dieser Monarch auch so groß nicht gewesen, daß er einen bessern Poeten zum Herolde seiner Thaten verdienet hätte, als Chapelain gewesen! Perrault ist gewiß kein Horaz, und Benserade kein Ovidius zu nennen. An einem Livius hat es ihm auch bis auf diese Stunde gefehlet. Wo laufen denn nun diese großen Leute herum, ohne sich zu verrathen, daß die Natur sie zu Ciceronen, Virgilien und Liviern gebildet hat?

die meisten von den seinigen. Wir sehen aus einer Menge poetischer Werke, daß die itzige Verskunst heutiges Tages eben so was edles, aber zu gleicher Zeit viel was richtigers und genauers, als sie jemals gehabt, aufweisen kann (*). Ich habe mir vorgenommen, die Weitläuftigkeit zu vermeiden, und will also unsere Reichthümer nicht auspralen; bin aber versichert, daß wir wie die großen Herren sind, die sich nicht allezeit die Mühe nehmen, genaue Register ihres Vermögens zu halten, und einen guten Theil desselben nicht einmal wissen v).

Wenn die großen Leute unsrer Zeiten gegen die Nachkommen liebreich wären, so würden sie denselben die Lehre geben: uns nicht gar zu sehr zu bewundern, und zum wenigsten darnach zu streben, daß sie uns gleich werden möchten. Nichts hält den Fortgang guter Sachen mehr auf, nichts schränket die Köpfe mehr ein, als die übermäßige Bewunderung der Alten. Weil man sich dem Ansehen Aristotels übergeben und gewidmet hatte, und die Wahrheit nur in seinen räthselhaften Schriften, nicht aber in der Natur suchete: so ward die Weltweisheit nicht nur nicht vollkommener, sondern sie war gar in einen Abgrund von unverständlichem und verwirrtem Zeuge gefallen; daraus man sie mit aller ersinnlichen Mühe wieder hat ziehen müssen. Aristoteles hat niemals einen wahren Weltweisen gemachet; wohl aber viele erstickket, die es würden geworden seyn, wenn es wäre erlaubet gewesen. Das ganze Unglück ist, daß eine solche Einbildung, die einmal unter den Menschen eingeführet ist, sich lange Zeit erhält, so daß man ganze Jahrhunderte nöthig hat, wieder davon los zu werden; sogar dann, wann man das Lächerliche derselben erkannt hat. Wenn

(*) Dieß wird kein Kenner der alten Prosodie einem Franzosen einräumen. Man lese nur, was Isaac Voßius, in s. Tractat de Poematum cantu, & viribus Rythmi, davon mit höchster Gründlichkeit geschrieben hat.

v) Das heißt schon genug gepralet! Wahrhaftig, wer die franz. Trinklieder kennet, der wird wissen, wieviel elendes und kindisches Zeug darunter ist: das sich zu den Melodien wie eine Faust aufs Auge schicket. Wenigstens

damals gehabt, als er sich mit den äußerlichen Nothwendigkeiten dieses Lebens behalf; seine Jugend, als er in Sachen, die auf die Einbildungskraft ankommen, dergleichen die Dicht- und Redekunst ist, glücklich war; ja als er auch schon die Vernunft, wiewohl mit mehr Feuer als Gründlichkeit, zu brauchen anfing. Itzo ist er in seinem männlichen Alter, wo er mit mehrerer Stärke urtheilet und schließt; und wo er mehr Einsicht hat, als jemals. Er würde aber viel weiter gekommen seyn, wenn die Lust zum Kriege ihn nicht so lange beschäfftiget, und ihm die Wissenschaften verächtlich gemachet hätte; zu welchen er sich doch endlich wieder gewendet hat *p*).

Es ist Schade, daß man eine Vergleichung nicht bis zum Ende fortführen kann, die in so gutem Gange ist: allein ich werde gestehen müssen, daß dieser Mensch kein hohes Alter haben wird. Er wird allezeit gleich fähig seyn, zu dem, wozu seine Jugend vermögend war; ja er wird täglich vermögender zu dem werden, was sich für sein männliches Alter schicket. Das heißt, um das Gleichniß fahren zu lassen, daß die Menschen niemals aus der Art schlagen werden; und die gesunde Vernunft aller guten Köpfe, die nacheinander folgen werden, sich allezeit bereichern und verstärken wird *q*).

 Dieser

weder kennen, noch lesen wollen. Hernach zeiget uns das ganze menschliche Geschlecht dieß vorgebliche Wachsthum nicht. Es giebt noch Menschen, die gleichsam in der ersten Kindheit sind. Es giebt witzige Jünglinge ohne Vernunft; und zwar in ganzen grossen Völkern und Ländern. Was will man da sagen? Das bloße Alter machet also die Welt nicht klug. Es gehöret noch viel mehr dazu; dieses haben aber die Griechen allein gehabt.

q) Wer weis aber, ob die Welt nicht wieder einmal ganz barbarisch werden; oder daß ich gleichnißweise rede, in die Kindheit verfallen wird. Da solches in Europa fast tausend Jahre lang geschehen ist: so machet es mich furchtsam, es könne wohl wieder einmal geschehen, und vieleicht noch länger dauren.

III.

Abhandlung vom Ursprunge der Fabeln.

Man hat uns in unsrer Jugend so sehr an die Fabeln der Griechen gewöhnet; daß sie uns hernach, wenn wir die Vernunft zu brauchen anfangen, nicht mehr so seltsam vorkommen, als sie doch sind. Wenn man aber die Gewohnheit beyseite setzet, so muß man nothwendig erstaunen; indem man gewahr wird, daß die ganze alte Historie eines Volkes, nichts als ein Haufen von Ungeheuern, Träumen und Ungereimtheiten ist. Wäre es wohl möglich, daß man uns alles das für wahr ausgegeben hätte? In was für Absichten aber, könnte man es uns, als was falsches mitgetheilet haben? Was wäre das unter den Menschen für eine Liebe zu offenbaren und lächerlichen Unwahrheiten gewesen? Und warum hätte sie aufgehöret? Denn die Fabeln der Griechen waren nicht von der Art, als unsre Romanen; die man uns für nichts bessers ausgiebt, als sie sind, nicht aber für Geschichte. Es giebt gar keine andre alte Historien, als bloß die Fabeln. Laßt uns diese Materie, wo es anders möglich ist, ins Licht setzen; laßt uns den menschlichen Verstand, in einer seiner wunderlichsten Wirkungen untersuchen: hier pflegt er sich öfters am besten zu erkennen zu geben.

In den ersten Jahrhunderten der Welt, und bey den Völkern, die nichts von den Sagen, oder mündlichen Nachrichten der Familie Seths gehöret hatten; oder die doch solche nicht beybehielten, muß wohl die Unwissenheit und Barbarey so entsetzlich groß gewesen seyn: daß wir fast nicht mehr im Stande sind, uns dieselbe vorzustellen. Man bilde sich nur die Caffern, die Lappländer, oder die Irockesen ein: man nehme sich aber auch in acht, daß diese, als die bereits alt sind,

schon

Werke zu machen, überaus vergrößert. Aber nein! denn wir haben einen Kopf, der mit unzähligen poetischen Ideen, die wir von den Alten bekommen haben, bereichert ist. Diese haben wir vor Augen, und werden durch eine große Menge von Regeln und Anmerkungen geleitet, die in dieser Kunst gemachet worden. Und wie es dem Homer an allen diesen Hülfsmitteln gefehlet: so ist er billig durch alle die Freyheiten, so man ihm zugestanden hat, belohnet worden. Indessen glaube ich doch, die Wahrheit zu sagen, daß er ein wenig besser daran gewesen ist, als wir. In solchen Fällen, wo man eins gegen das andre aufhebet, da geht es so genau nicht her.

Die Mathematik, und die Naturlehre sind Wissenschaften, deren Joch den Schultern der Gelehrten täglich schwerer wird. Endlich würde man ihnen gar den Abschied geben müssen: allein die Methoden vermehren sich zu gleicher Zeit. Eben derselbe Verstand, der die Dinge verbessert, indem er neue Einsicht zuwege bringet, machet auch die Art, sie kürzer zu fassen, vollkommener, und giebt neue Mittel an die Hand, die neue Weitläuftigkeit, so er den Wissenschaften zuwege bringet, zu begreifen. Ein Gelehrter dieser Zeit hält einen Gelehrten aus den Zeiten Augusts zehnfach in sich: aber er hat auch zehnmal mehr Bequemlichkeiten, gelehrt zu werden s).

Ich wollte die Natur gern mit einer Wageschale in der Hand abmalen, wie man die Gerechtigkeit zu bilden pfleget: anzuzeigen, daß sie sich derselben zum Abwägen bedienet, um alles dasjenige fast gleich einzutheilen, was sie den Men-

s) Ich wollte dieses nicht von vielen sagen. Ich möchte doch denjenigen sehen, der heute zu Tage zehn Aristotele an philosophischer Wissenschaft, oder zehn Plinier an Erkänntniß natürlicher Dinge, im Leibe hätte. Ich rede nur von der historischen Erkänntniß; denn gründlichere Leute haben wir wohl. La Motte le Vayer, ist ein gelehrter französ. Schriftsteller; allein ist er einem Plutarch zu vergleichen? Ist wohl Montaigne ein Seneca; oder Patrü ein Cicero zu nennen?

jeder wird ein kleines Merkmaal der Wahrheit davon wegnehmen, und etwas Falsches an die Stelle setzen; sonderlich, ein falsches Wundersames, welches am anmuthigsten ist. Und vieleicht wird nach ein Paar Jahrhunderten, nicht nur nichts von dem ersten wenigen Wahrhaften; sondern auch wohl gar von dem ersten Falschen nicht das Geringste übrig bleiben.

Man wird mirs kaum glauben, was ich noch sagen werde. Es hat in diesen ungeschliffenen Jahrhunderten auch eine Philosophie gegeben: und dieselbe hat nicht wenig zum Ursprunge der Fabel beygetragen. Leute die ein wenig mehr Fähigkeit haben, als andre, sind von Natur geneigt, die Ursachen von dem, was sie sehen, zu untersuchen. Wo mag doch der Fluß herkommen, der allezeit fließt? so hat ein gewisser Grübler dieser Zeiten etwa fragen müssen. Seltsame Gattung von Weltweisen! Gleichwohl würde ein solcher, in diesen unsern Zeiten, vieleicht ein Cartesius gewesen seyn. Nach langem Nachdenken, hat er zu allem Glücke gefunden, daß jemand da wäre, der allezeit Wasser aus einem Kruge zu gießen beschäfftiget wäre. Aber wo nahm er allezeit das Wasser her? So weit gieng dieser Grübler nicht.

Man muß wahrnehmen, daß die Begriffe, die man die Lehrgebäude damaliger Zeiten nennen kann, allezeit nach den gemeinsten Dingen eingerichtet waren. Man hatte oft Wasser aus einem Kruge gießen gesehen: daher konnte man sich leichtlich einbilden, wie ein Gott das Wasser eines Stromes gießen könne. Und weil man sich solches so leicht einbilden konnte; so war man auch geneigt, es zu glauben. Eben so stellte man sich, um vom Donner und Blitze einen Grund anzugeben, sehr gern einen Gott in menschlicher Gestalt vor, der feurige Pfeile auf uns würfe: eine Abbildung, die ganz offenbar von den bekanntesten Dingen hergenommen war.

Diese Weltweisheit der ersten Jahrhunderte gründete sich auf einen so natürlichen Satz, daß selbst heute zu Tage

die Römer den Griechen vorzuziehen; weil es so viel nicht verschlägt, wenn man gleich unter Alten und Alten einem den Vorzug giebt. Aber unter Alten und Neuern wäre es eine große Unordnung, wenn die Neuern gewinnen sollten. Man muß nur Geduld haben! mit der Zeit werden wir mit den Griechen und Römern in einer Classe stehen: alsdann ist leicht vorher zu sehen, daß man keinen Scrupel mehr haben wird, uns ihnen in vielen Stücken vorzuziehen *t*).

Die besten Schriften des **Sophokles**, **Euripides**, **Aristophanes**, werden vor dem **Cinna**, den **Horatiern**, der **Ariane**, dem **Misantrope**, und vielen andern Tragödien und Komödien der guten Zeit, bey uns nicht bestehen. Denn man muß aufrichtig gestehen, daß diese gute Zeit vor einigen Jahren schon vorbey ist. Ich glaube nicht, daß **Theagenes** und **Chariklea**, **Klitophon** und **Leucippus** jemals mit dem **Cyrus**, der **Astrea**, der **Zaide**, der **Prinzessinn von Cleve** in Vergleichung kommen werden. Es giebt gar einige neuere Gattungen, wie z. E. galante Briefe, Mährlein, Opern, u. d. g. deren jede uns einen trefflichen Scribenten geliefert hat, dem das Alterthum nichts entgegen setzen kann; und den die Nachwelt vermuthlich nicht übertreffen wird *u*). Ja gesetzt, es wären auch nur die Trinklieder eine Gattung, die vieleicht untergehen könnte, und davon man nicht viel Wesens machet. Wir haben eine entsetzliche Menge derselben, die alle voller Geist und Feuer sind: und ich behaupte, daß **Anakreon**, wenn er sie gekannt hätte, sie lieber würde gesungen haben, als die

Stande, bey der Nachwelt ein Wunder zu heißen!

u) Es verlohnet sich der Mühe, daß sich unsre Zeiten mit solchen Dingen breit machen! Man lese, was Boileau für ein schönes Gespräch über die französischen Romane gemachet hat; imgleichen, was St. Evremont von den Opern für ein Urtheil gefället hat. Scuderi und Quinault sind wohl werth, daß die Nachwelt unsre Zeiten beneide! Wie viel hundert solche Poeten und milesische Fabeln der Griechen sind nicht verlohren gegangen; davon man die Namen beym le Fevre und Vossius de Poetis nachlesen kann. Alciphrons Briefe sind mir lieber als des Ch. d'Her - - sein.

allein haben herrschen lassen; und weder an die Weisheit, noch an die Gerechtigkeit, noch an die andern Eigenschaften, die der göttlichen Natur anstehen, gedacht haben. Nichts erweist besser, daß diese Gottheiten sehr alt sind; und nichts zeiget klärer den Weg, den die Einbildungskraft gegangen ist, indem sie dieselben gebildet hat. Die ersten Menschen wußten von keiner schönern Eigenschaft, als von der Stärke des Leibes: die Weisheit und die Gerechtigkeit hatten in den alten Sprachen nicht einmal einen Namen; so wie sie auch bey den heutigen amerikanischen Barbarn keinen haben. Uebrigens nahmen die ersten Menschen den ersten Begriff von einem höhern Wesen, aus den außerordentlichen Begebenheiten; nicht aber aus der regelmäßigen Ordnung des Weltgebäudes, die sie weder zu erkennen, noch zu bewundern fähig waren. Also sannen sie sich die Götter zu einer Zeit aus, da sie ihnen nichts schöners beyzulegen wußten, als die Macht; und erdichteten sie bloß nach demjenigen, was eine Gewalt, nicht aber eine Weisheit anzeigete. Es ist also kein Wunder, daß sie sich viele Götter ausgedacht, die einander oft zuwider, grausam, eigensinnig, ungerecht, unwissend waren: denn alles das ist dem Begriffe der Macht und Gewalt nicht eben zuwider, die sie sich einzig und allein vorgestellet hatten. Die Götter mußten nothwendig denen Zeiten ähnlich sehen, darinn sie gemachet waren; und denen Gelegenheiten, die sie veranlasset hatten. Ja was für eine elende Art der Macht gab man ihnen nicht? Mars, der Kriegesgott, wird in einer Schlacht von einem Menschen verwundet. Dieses ist seiner Hoheit sehr verkleinerlich. Allein indem er sich zurück zieht, machet er ein solches Geschrey, als zehntausend Menschen zusammen nicht hätten machen können. Bloß durch dieses kräftige Geschrey ist der Gott Mars stärker als Diomedes: und das ist, nach der Meynung des verständigen Homers, schon genug, die Ehre dieses Gottes zu retten. Nach der Art, wie unsere Einbildungskraft beschaffen ist, so vergnüget sie sich mit wenigem; und wird denjenigen allezeit

für

Wenn man sich einmal so sehr über den Cartesius vertiefete, und ihn an die Stelle Aristotels setzete, so würde es eben so ungereimt seyn.

Indessen muß man alles sagen: es ist so gewiß nicht, daß uns die Nachkommen um der zwey oder dreytausend Jahre halber, die zwischen uns und ihnen seyn möchten, ein größeres Verdienst zuschreiben werden, wie wir es itzo mit Griechen und Römern machen. Allem Ansehen nach wird sich die Vernunft immer mehr verbessern, und endlich das grobe Vorurtheil des Alterthums ganz abschaffen. Vieleicht wird es nicht lange damit dauren, und vieleicht bewundern wir die Alten ganz vergebens: ohne daß wir jemals dergleichen zu gewarten haben. Das wäre gewiß ein wenig verdrüßlich!

Wenn man mir nun nach dem allen, so ich gesaget habe, es nicht verzeiht, daß ich mich unterstanden habe, die Alten anzugreifen; wie aus der Abhandlung über die Schäfergedichte erhellet: so muß dieses ein Laster seyn, welches nicht vergeben werden kann Ich will also nichts mehr davon sagen. Ich setze nur hinzu, daß, wenn ich die alten Zeiten, durch die Beurtheilung der Schäfergedichte der Alten, beleidiget habe: so fürchte ich, durch meine eigene, der itzigen Zeit nicht sonderlich zu gefallen. Außer vielen Fehlern, die sie haben, stellen sie allezeit eine zärtliche, sorgfältige, eifrige, und recht abergläubischgetreue Liebe vor: ja nach allem Ansehen, wie ich davon sprechen höre, so habe ich eine sehr üble Zeit gewählet, eine so vollkommene Liebe abzuschildern.

III. Ab-

nigstens haben Anakreons Lieder sich ohne Zerrung der Sylben singen lassen, da man im Französischen alle Augenblicke genöthiget ist, kurze Sylben lang, und lange kurz zu singen. Das soll nun den Anakreon bewegen, sie lieber zu singen! Hierbey aber will ich meine Anmerkungen schließen: und von meinen Lesern ihr eigenes Urtheil fällen lassen, ob man Ursache habe die Neuern so sehr über die Alten zu erheben?

III.

Abhandlung vom Ursprunge der Fabeln.

Man hat uns in unsrer Jugend so sehr an die Fabeln der Griechen gewöhnet; daß sie uns hernach, wenn wir die Vernunft zu brauchen anfangen, nicht mehr so seltsam vorkommen, als sie doch sind. Wenn man aber die Gewohnheit beyseite setzet, so muß man nothwendig erstaunen; indem man gewahr wird, daß die ganze alte Historie eines Volkes, nichts als ein Haufen von Ungeheuern, Träumen und Ungereimtheiten ist. Wäre es wohl möglich, daß man uns alles das für wahr ausgegeben hätte? In was für Absichten aber, könnte man es uns, als was falsches mitgetheilet haben? Was wäre das unter den Menschen für eine Liebe zu offenbaren und lächerlichen Unwahrheiten gewesen? Und warum hätte sie aufgehöret? Denn die Fabeln der Griechen waren nicht von der Art, als unsre Romanen; die man uns für nichts bessers ausgiebt, als sie sind, nicht aber für Geschichte. Es giebt gar keine andre alte Historien, als bloß die Fabeln. Laßt uns diese Materie, wo es anders möglich ist, ins Licht setzen; laßt uns den menschlichen Verstand, in einer seiner wunderlichsten Wirkungen untersuchen: hier pflegt er sich öfters am besten zu erkennen zu geben.

In den ersten Jahrhunderten der Welt, und bey den Völkern, die nichts von den Sagen, oder mündlichen Nachrichten der Familie Seths gehöret hatten; oder die doch solche nicht beybehielten, muß wohl die Unwissenheit und Barbarey so entsetzlich groß gewesen seyn: daß wir fast nicht mehr im Stande sind, uns dieselbe vorzustellen. Man bilde sich nur die Caffern, die Lappländer, oder die Irockesen ein: man nehme sich aber auch in acht, daß diese, als die bereits alt sind,

schon einen gewissen Grad der Erkenntniß und der Lebensart haben, welche die ersten Menschen gewiß nicht gehabt haben.

Je unwissender und unerfahrner man ist, desto mehr Wunderdinge sieht man. Folglich sahen denn die ersten Menschen sehr viele: und wie die Aeltern ihren Kindern gemeiniglich erzählen was sie gesehen, und was sie gethan haben; so waren dieses in den damaligen Zeiten nichts als lauter Wunderdinge.

Wenn wir jemanden was seltsames erzählen, so erhitzet sich unsere Einbildungskraft, bey diesem ihrem Gegenstande; und wird daher von sich selbst geneigt, ihn zu vergrößern, und dasjenige hinzuzusetzen, was noch etwa mangelt, denselben recht wunderbar zu machen: nicht anders, als wenn es ihr leid wäre, etwas unvollkommen zu lassen. Noch mehr: man vergnüget sich an der Erstaunung und Bewunderung, die man bey seinen Zuhörern erwecket; ja man suchet dieselbe noch immer zu vermehren: weil dieses, ich weis nicht wie? unserm Ehrgeize schmäuchelt. Diese beyde Gründe zusammen genommen, verursachen, das mancher, der anfänglich nicht willens war, bey Erzählung einer außerordentlichen Sache zu lügen, nichts desto weniger sich selbst auf einer Lügen ertappen kann, wenn er nur Achtung geben will. Und daher kömmt es, daß man sich gewissermaßen anstrengen, und ganz besonders aufmerksam seyn muß, wenn man nichts, als die lautere Wahrheit sagen will. Wie wird es nun mit denen aussehen, die von Natur zum Erdichten und Betrügen andrer Leute Lust haben?

Die Erzählungen der ersten Menschen gegen ihre Kinder, waren also oft an sich selbst falsch; indem sie von Leuten kamen, so die Gabe hatten, viel zu sehen, was nicht war; und weil sie über das entweder ohne böse Absicht, wie wir gewiesen haben, oder aus Bosheit vergrößert wurden. Und daher ist es klar, daß selbige gleich in ihren ersten Quellen verderbet worden. Aber noch viel schlimmer wird es aussehen, wenn sie immer weiter nachgesaget werden. Ein

Man pflegte in den ersten Jahrhunderten nicht nur dasjenige, was in den Geschichten wunderbares vorfiel, aus einer ungereimten Philosophie zu erklären: man erklärete sogar das, was in die Philosophie gehörte, aus Geschichten; die man sich zur Lust ausgedacht hatte. Man sah gegen Norden zwey Gestirne, die Bären genannt, die allezeit erscheinen, und nicht wie die andern untergehen. Niemand ließ sichs in den Sinn kommen, daß dieses deswegen geschieht, weil sie nahe bey dem Pole stehen, der im Absehen auf seine Zuschauer erhaben ist: so viel begriff man nicht. Man bildete sich ein, daß einer von diesen zween Bären, ehemals eine Buhlerinn, der andere aber ein Sohn Jupiters gewesen; daß, als diese beyde Personen in Gestirne verwandelt worden, die eifersüchtige Juno den Ocean gebethen hätte, es niemals zu erlauben, daß sie gleich den andern Sternen zu ihm herabsinken und daselbst ausruhen möchten. Alle Verwandelungen sind die Naturlehre der damaligen Zeiten. Die Maulbeeren sind roth, weil sie mit dem Blute eines Liebhabers und einer Liebhaberinn gefärbet worden. Das Rebhun fliegt allezeit nahe an der Erde: weil Dädalus, der in ein Rebhun verwandelt worden, sich allezeit erinnert, wie unglücklich sein Sohn durch seinen gar zu hohen Flug geworden u. s. w.

Ich habe es niemals vergessen können, was man mir von dem Verräther Judas in meiner Jugend erzählet hat: daß nämlich der Hollunderbaum vormals solche gute Trauben, als der Weinstock getragen; aber als Judas sich daran erhenket, solche böse Früchte bekommen habe, als sie itzo sind. Diese Fabel kann nur entstanden seyn, seitdem das Christenthum steht; und ist gerade von eben dem Schlage, als die alten Verwandelungen, die Ovidius gesammlet hat: das heißt, die Menschen haben allezeit eine Neigung zu solchen Erzählungen gehabt. Sie haben eine doppelte Anmuth: theils daß sie den Verstand durch ihr wunderbares Wesen rühren; theils daß sie der Neugierigkeit ein Gnügen thun, indem sie einen Scheingrund von einer natürlichen und sehr bekannten Sache angeben.

die unsrige keinen andern zum Grunde hat: denn auch wir erklären die unbekannten Dinge in der Natur, nach denen, die wir vor Augen haben; und bringen alle die Begriffe, die wir aus der Erfahrung lernen, in die Naturlehre. Wir haben es nicht errathen; sondern aus der Erfahrung wahrgenommen, was die Gewichter, die Federn, die Hebel vermögen: daher lassen wir auch die Natur durch Hebel, Federn und Gewichter wirken. Die armen Wilden, die zuerst die Welt bewohnet haben, kannten diese Dinge entweder noch nicht; oder hatten doch nicht acht darauf gehabt. Sie erkläreten also die natürlichen Dinge, durch gröbere und handgreiflichere Sachen, die ihnen bekannt waren. Was haben wir nun beyde gethan? Wir haben uns allezeit das Unbekannte unter der Gestalt des Bekannten vorgestellet: aber zu allem Glücke hat man die größte Ursache von der Welt, zu glauben, daß das Unbekannte unmöglich demjenigen unähnlich seyn kann, was uns itzo schon bekannt ist.

Aus dieser groben Philosophie, welche nothwendig in den ersten Jahrhunderten hat herrschen müssen, sind auch die Götter und Göttinnen entstanden. Es ist sehr artig zu sehen, wie die menschliche Einbildungskraft die falschen Gottheiten zur Welt gebracht hat. Die Menschen sahen vielerley Dinge, so sie selbst nicht hätten machen können; z. E. Blitze schießen, Winde entstehen, die Meereswellen erregen. Alles das war weit über ihre Kräfte. Sie bildeten sich also viel mächtigere Wesen ein, als sie selbst wären; die vermögend wären, solche Wirkungen hervor zu bringen. Diese Wesen mußten wohl wie die Menschen aussehen: denn wie hätten sie sonst aussehen sollen? So bald sie nun eine menschliche Gestalt haben: so eignet ihnen die Einbildungskraft alles dasjenige zu, was menschlich ist. Daher sind sie nun auf alle Art und Weise zu Menschen geworden; nur, daß sie noch allezeit ein wenig mächtiger sind, als Menschen.

Hieraus folget etwas, daran man vielleicht noch nicht gedacht hat: nämlich, daß die Heyden, bey allen Gottheiten, die sie sich erdichtet haben, den Begriff der Macht

Lasset uns nur die Irrthümer unsers Jahrhunderts untersuchen: so werden wir finden, daß sie eben dadurch entstanden sind, ausgebreitet und erhalten worden. Es ist wahr, daß wir zu keiner so großen Ungereimtheit gekommen sind, als die alten Fabeln der Griechen: aber das machet, daß wir von keinem so ungereimten Ursprunge angefangen haben. Wir wissen unsre Irrthümer eben so wohl auszudehnen, und zu erhalten: aber zu gutem Glücke sind sie nicht so groß, weil wir durch das Licht der wahren Religion, und wie ich glaube, auch durch einige Stralen einer wahren Weltweisheit erleuchtet sind.

Gemeiniglich eignet man den Ursprung der Fabeln der Einbildungskraft der orientalischen Völker zu; ich aber leite sie von der Unwissenheit der ersten Menschen her. Setzet nur etwan in die Polarländer ein neues Volk; seine ersten Historien werden Fabeln seyn. Und sind nicht in der That, die alten Historien der mitternächtigen Völker voll davon? Da sind lauter Riesen und Zauberer. Ich sage nicht, daß nicht eine brennende Sonne den Lebensgeistern noch eine bessere Kochung geben könne, die in ihnen die Neigung zu den Fabeln noch vermehret: ich sage nur, daß alle Menschen, auch ohne Absicht auf die Sonne, eine Gabe dazu haben. Zudem so habe ich in allem dem, was ich bisher gesaget, nichts zum Grunde geleget, als was ihnen allen gemein ist; und was so wohl in den kalten Polargegenden, als in dem heißen Gürtelstriche der Erden gelten muß.

Wenn es nöthig wäre, so könnte ich vielleicht eine erstaunenswürdige Aehnlichkeit zwischen den Fabeln der Americaner und Griechen darthun. Die Americaner schickten die Seelen derer, die übel gelebet hatten, in gewisse sehr schlammigte und unangenehme Seen: wie die Griechen selbige an die Flüsse Styx und Acheron sendeten. Die Americaner glaubten, der Regen entstünde daher, daß ein junges Mädchen, welches in den Wolken wäre, und mit seinem kleinen Bruder spielte, einen Krug voll Wasser hätte, der ihm von demselben zerschlagen würde. Sieht dieses nicht den Was-

fernymphen bey den Brunnen sehr ähnlich, die das Wasser aus ihren Gefäßen gießen? Nach einer Peruanischen Sage, hat Ynca Manco Guyna Capac, ein Sohn der Sonne, durch seine Beredsamkeit ein Mittel gefunden, die Einwohner des Landes aus den Wäldern zu ziehen, die daselbst als Bestien lebten, und sie nach vernünftigen Gesetzen leben gelehret. Orpheus hat bey den Griechen eben das gethan, und er war gleichfalls ein Sohn der Sonne: welches sattsam zeiget, daß die Griechen gleichfalls einmal eben so wilde gewesen, als die Americaner, und durch eben die Mittel aus ihrer Barbarey gerissen worden als diese; ja daß dieser so weit entlegenen Völker Einbildung auch darinn übereinstimmet, diejenigen für Söhne der Sonne zu halten, die gewisse außerordentliche Gaben hatten. Weil nun die Griechen mit allem ihrem Verstande, damals, als sie noch ein neues Volk waren, nicht viel vernünftiger dachten, als die Americaner; welche, allem Ansehen nach, auch noch ein ziemliches neues Volk waren, als sie von den Spaniern entdecket wurden: so hat man Ursache zu glauben, daß auch die Americaner endlich im vernünftigen Denken so weit würden gekommen seyn, als die Griechen, wenn man ihnen nur Zeit dazu gelassen hätte.

Man findet auch bey den alten Chinesern die Methode der alten Griechen, darnach sie Erzählungen ersonnen, um von natürlichen Dingen Ursache zu geben. Woher kömmt Ebbe und Fluth? Man kann leicht denken, daß sie nicht auf den Druck des Mondes auf unsern Wirbel gerathen werden. Es kömmt selbige daher, weil eine Prinzeßinn hundert Kinder hatte; davon funfzig das Ufer der See, und funfzig die Berge bewohneten. Daher entstunden zween große Völker, die oft Krieg mit einander führen. Wenn nun die Bewohner des Ufers die Oberhand haben, und die Gebirgischen zurück treiben, so ist es Fluth: wenn sie aber zurücke geschlagen werden, und von den Bergen nach den Ufern fliehen; so ist es Ebbe. Diese Art zu philosophiren klingt eben so, wie die ovidische Verwandelungen: so gewiß ist es, daß

die Unwissenheit bey allen Völkern fast eben dieselben Wirkungen hervorgebracht hat.

Aus diesem Grunde ist auch kein einziges Volk zu finden, dessen Historie nicht von Fabeln anfienge: ausgenommen das erwählte Volk, bey welchem eine besondere Sorgfalt der Vorsehung, die Wahrheit erhalten hat. Mit was für einer wundersamen Langsamkeit gelangen die Menschen nicht zu etwas vernünftigem, so leicht und einfach es auch ist! Das Andenken der Begebenheiten, so wie sie geschehen sind, zu erhalten, das ist keine so große Sache: indessen werden doch viele Jahrhunderte verfließen, ehe man im Stande seyn wird, es zu thun; und bis dahin werden die Geschichte, derer man sich erinnern kann, nichts, als Träume und Thorheiten seyn. Man darf sich also gar nicht wundern, daß die Weltweisheit und die Vernunft, so viele Jahrhunderte durch, so grob und unvollkommen gewesen; und daß noch heute zu Tage das Wachsthum derselben so langsam von statten geht.

Bey den meisten Völkern verwandelten sich die Fabeln in die Religion; aber bey den Griechen verwandelten sie sich über das noch in Ergetzlichkeiten. Wie nämlich dieselben lauter Begriffe an die Händ gaben, die sich zu der gemeinsten Art zu denken, unter den Menschen ganz wohl schicken: so bequemeten sich die Poesie und Malerkunst vollkommen darnach; und es ist bekannt, was für eine Neigung die Griechen zu diesen schönen Künsten hatten. Gottheiten von allerhand Art, die überall zerstreuet sind, die alles beleben und beseelen, die an allem Theil nehmen, und welches noch mehr ist; Gottheiten, die oft auf eine wunderbare Weise wirken, müssen nothwendig, sowohl in den Gedichten, als in Bildern, sehr angenehm fallen: als wo man nur die Einbildungskraft durch solche Dinge zu verführen suchet, die sie leicht fassen kann, und davon sie zugleich sehr gerühret wird. Die Fabeln waren ja von ihr entsprungen: wie hätten sie sich denn nicht für sie schicken sollen? Wenn also die Dicht- und Malerkunst sie brauchen, um unsre Phantasie damit zu belustigen: so geben sie ihr nur ihr Eigenthum wieder.

Sind

vollkommen wahr sind? Sind wir eben so gewiß davon, als von den Begebenheiten? Nein, wir wissen wohl, daß die Geschichtschreiber sie, so gut als sie gekonnt, errathen haben; und daß es fast unmöglich ist, sie ganz genau getroffen zu haben. Indessen nehmen wir es nicht übel, daß die Geschichtschreiber die Verzierung, die sich nicht von der Wahrscheinlichkeit entfernet, angebracht haben. Und eben dieser Wahrscheinlichkeit wegen, machet diese Vermischung der Unwahrheit, die wir in unsern Historien vieleicht zugestehen, nicht eben, daß man dieselbe für Fabeln ansieht.

Gleichergestalt, nachdem die alten Völker oberwähntermaßen an den Historien keinen Geschmack gefunden hatten, darinnen keine Götter und Göttinnen vorkamen, und überhaupt, wundersam lauteten: so erzählte man gar keine Geschichte mehr, die damit nicht wären geschmücket gewesen. Man wußte wohl, daß dem nicht also seyn möchte: allein zu diesen Zeiten war es wahrscheinlich; und das war schon genug, diese Fabeln in dem Ansehen der Historien zu erhalten.

Noch heute zu Tage erfüllen die Araber ihre Geschichte mit Ebentheuern und Wunderdingen, die mehrentheils lächerlich und ungereimt sind. Ohne Zweifel wird dieses bey ihnen nur für einen Zierrath angesehen, dadurch sich niemand leicht betriegen läßt: indem es bey ihnen eine Art des Vortrages ist, dergestalt zu schreiben. Wenn aber diese Art von Geschichten zu andern Völkern kömmt, die ihrem Geschmacke nach wollen, daß man die Begebenheiten nach der genauesten Wahrheit beschreiben soll; wo man sie dem buchstäblichen Verstande nach glaubet; oder wo man sich wenigstens überredet, daß derjenige, so es geschrieben, solches geglaubet habe; wie auch die, so es ohne Widerspruch angenommen: da ist gewiß der Misverstand sehr merklich groß. Wenn ich aber sagte, daß die Falschheit dieser Historien ganz offenbar dafür erkannt würde, was sie wäre; so verstehe ich dieses von Leuten, die ein wenig aufgeweckt sind: denn was den Pöbel anbetrifft; so ist selbiger allenthalben dazu bestimmet, daß er betrogen werden soll.

Tauben; haben sich in dem dodonischen Walde niedergelassen, um wahrzusagen. Die Griechen verstunden dieses so, daß zwo wahrhafte Tauben auf Bäumen sitzend, geprophezeihet; und bald darauf gar, daß die Bäume selbst prophezeiheten. Ein Steuerruder hat einen phönicischen Namen, der auch so viel heißt, als redend: daher haben die Griechen in der Historie von dem Schiffe Argo sich eingebildet, daß sein Steuerruder habe reden können. Die neuern Gelehrten haben tausend Exempel gefunden, wo es sich ganz klärlich gezeigt, daß der Ursprung der meisten Fabeln darinn besteht, was man gemeiniglich ein X für ein U zu nennen pflegt; und welches die Griechen im Phönicischen und Aegyptischen oft zu begehen pflegten. Meinestheils kömmts mir vor, daß die Griechen, die doch so viel Witz und Neugierigkeit hatten, zum wenigsten an einem von beyden Mangel gehabt; wenn sie diese Sprache entweder nicht recht völlig erlernet, oder sich gar damit zufrieden gegeben. Wußten sie denn nicht, daß fast alle ihre Städte entweder phönicische oder ägyptische Colonien waren, und daß die meisten von ihren alten Geschichten aus diesen Ländern kamen? Kamen denn die Ursprünge ihrer Sprache, und die Alterthümer ihres Landes nicht gleichfalls aus diesen beyden Sprachen her? Aber es waren sehr barbarische, harte und unangenehme Sprachen! Welch eine poßirliche Zärtlichkeit!

Als die Schreibekunst erfunden wurde, so diente sie sehr, die Fabeln auszubreiten, und ein Volk mit allen Thorheiten eines andern zu bereichern. Man gewann aber so viel dabey, daß die Ungewißheit der vorigen Erzählungen ein wenig beständiger ward; daß die Menge der Fabeln sich nicht mehr so sehr mehrete; und daß sie fast in eben dem Stande blieb, darinn die Erfindung der Schrift sie antraf. Die Unwissenheit nahm allmählich ab, und folglich sah man weniger Wunderdinge; man machte weniger falsche Philosophien; die Historien wurden weniger fabelhaft: denn das alles hängt zusammen. Bis dahin hatte man das Andenken des Vergangenen nur bloß zur Lust beybehalten: allein man nahm wahr,

Außer diesen besondern Gründen, von dem Ursprunge der Fabeln, hat es auch noch zweene allgemeinere gegeben, die ihnen sehr zu statten gekommen sind. Der erste ist das Recht, welches man hat, eben dergleichen Sachen zu erfinden, als die schon eingeführet sind; oder die Folgerungen derselben höher zu treiben. Eine gewisse außerordentliche Begebenheit wird es glaublich gemachet haben, daß ein Gott in ein Frauenzimmer verliebt gewesen: alsofort werden alle Geschichte voller verliebten Götter seyn. Man glaubet ja das eine: warum denn nicht auch das andere? Haben die Götter Kinder, so lieben sie dieselben; sie wenden ihnen zu gut, nach Erfodern, alle ihr Vermögen an: und das ist eine unerschöpfliche Quelle von Wundern, die man nicht für ungereimt ausgeben kann.

Der andere Grund, der zu unsern Irrthümern viel thut, ist die blinde Ehrfurcht gegen das Alterthum. Unsere Väter haben es geglaubet: wollen wir für klüger angesehen seyn? Diese beyden Grundsätze zusammen genommen thun rechte Wunder. Der eine dehnet, auf die geringste Ursache, so die menschliche Schwachheit an die Hand giebt, eine Thorheit unendlich weit aus: der andere erhält dasjenige, was einmal eingeführet worden, auf ewig. Der eine stürzet uns immer tiefer in die Irrthümer, bloß weil wir schon einmal darinnen stecken: und der andere hindert uns, den Irrthum abzulegen; weil wir schon eine zeitlang darinn gestecket haben.

Dieß ist, allem Ansehen nach, das, was die Fabeln zu einer so hohen Stufe der Ungereimtheit getrieben hat, zu welcher sie gelanget sind; und was sie darauf erhalten hat. Das, was die Natur unmittelbar für Theil daran hat, das war weder so gar lächerlich, noch so häufig anzutreffen: und die Menschen sind solche Narren eben nicht, daß sie auf einmal so viel Schwärmereyen hätten aushecken, ihnen Glauben beymessen, und so lange darinnen verharren können, ohne sich zu besinnen; wenn sich nicht die beyden Stücke, davon ich geredet habe, mit dazu gefunden hätten.

Lasset uns nur die Irrthümer unsers Jahrhunderts untersuchen: so werden wir finden, daß sie eben dadurch entstanden sind, ausgebreitet und erhalten worden. Es ist wahr, daß wir zu keiner so großen Ungereimtheit gekommen sind, als die alten Fabeln der Griechen: aber das machet, daß wir von keinem so ungereimten Ursprunge angefangen haben. Wir wissen unsre Irrthümer eben so wohl auszudehnen, und zu erhalten: aber zu gutem Glücke sind sie nicht so groß, weil wir durch das Licht der wahren Religion, und wie ich glaube, auch durch einige Stralen einer wahren Weltweisheit erleuchtet sind.

Gemeiniglich eignet man den Ursprung der Fabeln der Einbildungskraft der orientalischen Völker zu; ich aber leite sie von der Unwissenheit der ersten Menschen her. Setzet nur etwan in die Polarländer ein neues Volk; seine ersten Historien werden Fabeln seyn. Und sind nicht in der That, die alten Historien der mitternächtigen Völker voll davon? Da sind lauter Riesen und Zauberer. Ich sage nicht, daß nicht eine brennende Sonne den Lebensgeistern noch eine bessere Kochung geben könne, die in ihnen die Neigung zu den Fabeln noch vermehret: ich sage nur, daß alle Menschen, auch ohne Absicht auf die Sonne, eine Gabe dazu haben. Zudem so habe ich in allem dem, was ich bisher gesaget, nichts zum Grunde geleget, als was ihnen allen gemein ist; und was so wohl in den kalten Polargegenden, als in dem heißen Gürtelstriche der Erden gelten muß.

Wenn es nöthig wäre, so könnte ich vieleicht eine erstaunenswürdige Aehnlichkeit zwischen den Fabeln der Americaner und Griechen darthun. Die Americaner schickten die Seelen derer, die übel gelebet hatten, in gewisse sehr schlammigte und unangenehme Seen: wie die Griechen selbige an die Flüsse Styx und Acheron sendeten. Die Americaner glaubten, der Regen entstünde daher, daß ein junges Mädchen, welches in den Wolken wäre, und mit seinem kleinen Bruder spielte, einen Krug voll Wasser hätte, der ihm von demselben zerschlagen würde. Sieht dieses nicht den Wai-

sernym-

sernymphen bey den Brunnen sehr ähnlich, die das Wasser aus ihren Gefäßen gießen? Nach einer Peruanischen Sage, hat Ynca Manco Guyna Capac, ein Sohn der Sonne, durch seine Beredsamkeit ein Mittel gefunden, die Einwohner des Landes aus den Wäldern zu ziehen, die daselbst als Bestien lebten, und sie nach vernünftigen Gesetzen leben gelehret. Orpheus hat bey den Griechen eben das gethan, und er war gleichfalls ein Sohn der Sonne: welches sattsam zeiget, daß die Griechen gleichfalls einmal eben so wilde gewesen, als die Americaner, und durch eben die Mittel aus ihrer Barbarey gerissen worden als diese; ja daß dieser so weit entlegenen Völker Einbildung auch darinn übereinstimmet, diejenigen für Söhne der Sonne zu halten, die gewisse außerordentliche Gaben hatten. Weil nun die Griechen mit allem ihrem Verstande, damals, als sie noch ein neues Volk waren, nicht viel vernünftiger dachten, als die Americaner; welche, allem Ansehen nach, auch noch ein ziemliches neues Volk waren, als sie von den Spaniern entdecket wurden: so hat man Ursache zu glauben, daß auch die Americaner endlich im vernünftigen Denken so weit würden gekommen seyn, als die Griechen, wenn man ihnen nur Zeit dazu gelassen hätte.

Man findet auch bey den alten Chinesern die Methode der alten Griechen, darnach sie Erzählungen ersonnen, um von natürlichen Dingen Ursache zu geben. Woher kömmt Ebbe und Fluth? Man kann leicht denken, daß sie nicht auf den Druck des Mondes auf unsern Wirbel gerathen werden. Es kömmt selbige daher, weil eine Prinzeßinn hundert Kinder hatte; davon funfzig das Ufer der See, und funfzig die Berge bewohneten. Daher entstunden zween große Völker, die oft Krieg mit einander führen. Wenn nun die Bewohner des Ufers die Oberhand haben, und die Gebirgischen zurück treiben, so ist es Fluth: wenn sie aber zurücke geschlagen werden, und von den Bergen nach den Ufern fliehen; so ist es Ebbe. Diese Art zu philosophiren klingt eben so, wie die ovidische Verwandelungen: so gewiß ist es, daß

Hat der ungefähre Zusammenlauf materialischer Stäubchen die ersten Thiere hervorgebracht: so frage ich: warum er denn itzo nicht noch mehrere zuwege bringt? Auf dieser Frage beruht mein ganzer Beweis, und Vernunftschluß.

Anfänglich wird man unschwer sagen können: als die Erde sich zuerst gebildet, sey sie noch voller lebhafter und thätiger Theilchen gewesen, die von derselben feinen Materie, daraus die Sterne entstanden, geschwängert waren; mit einem Worte, sie sey viel jünger und wirksamer gewesen. Sie hätte also damals auch wohl fruchtbarer seyn können, alle verschiedene Arten der Thiere, aus sich hervor zu treiben. Nach dieser ersten Hervorbringung aber, die auf so viel glückliche und besondere Umstände angekommen, hätte sich ihre Fruchtbarkeit erschöpfen und verlieren können: wie man etwa täglich sieht, daß ein ausgetrockneter Morast, eine ganz andere Kraft des Wachsthumes bey sich führet: als er funfzig Jahre hernach haben wird, nachdem er zuerst besäet worden.

Ich aber behaupte, daß die Erde, als sie, vorausgesetzter maßen, die Thiere hervorgebracht, in eben dem Zustande hat seyn müssen, darinn sie sich itzo befindet.

Es ist nämlich ausgemachet, daß die Erde keine Thiere hat hervorbringen können, ehe sie im Stande war, dieselben zu ernähren. Zum wenigsten ist es gewiß, daß die ersten Stammältern aller Arten nicht eher von der Erde hervorgebracht worden, als da sie auch von derselben erhalten werden konnten. Um nun so viel Thiere ernähren zu können, mußte die Erde; mit einer Menge verschiedener Kräuter bedecket seyn; sie mußte überdem auch süßes Wasser verschaffen, welches dieselben trinken könnten; es mußte ferner auch eine Luft von gewisser Flüßigkeit, Wärme und Schwere vor-

c) Der Herr Verfasser erwählet hier die vernünftigste Meynung von dem Ursprunge der Quellen und Flüsse, die von den besten Naturkündigern heute zu Tage angenommen wird. Er schlie-

Sind die Irrthümer unter den Menschen einmal eingeführet, so pflegen sie sehr tiefe Wurzeln zu schlagen, und sich an verschiedene Dinge anzuheften, daran sie sich halten können. Die Religion und die gesunde Vernunft haben uns die griechischen Fabeln aus dem Sinne gebracht: allein sie erhalten sich noch durch die Poesie und Malerey; in welchen sie sich durch einen geheimen Kunstgriff unentbehrlich gemachet zu haben scheinen. Ob wir gleich ungemein viel gescheider sind, als diejenigen, deren grober Witz die Fabeln auf Treue und Glauben erfunden hat: so nehmen wir doch sehr leicht diejenige Art zu denken wieder an, die jenen die Fabeln so angenehm machte. Sie ergetzten sich daran, weil sie dieselben glaubten; und wir ergetzen uns eben so wohl daran, ohne sie zu glauben. Und nichts beweist besser, daß Einbildungskraft und Vernunft nicht viel mit einander gemein haben; und daß Dinge, die man der Vernunft vollkommen aus dem Sinne gebracht hat, im Absehen auf die Einbildungskraft, gleichwohl nichts von ihrer Anmuth verlieren.

Bisher haben wir in die Historie vom Ursprunge der Fabeln nichts eingemischet, als was aus dem Innersten der menschlichen Natur hergenommen ist: und in der That ist dieses dasjenige, so darinn die Oberhand hat. Allein es haben sich auch fremde Dinge dabey eingefunden, denen man ihren Platz hier auch nicht versagen muß. Z. E. da die Phönicier und Aegyptier ältere Völker waren, als die Griechen; so kamen ihre Fabeln noch auf diese, und vergrößerten sich durch diesen Uebergang; oder jener ihre wahrhaftigen Geschichte verkehreten sich hier in Fabeln. Die phönicischen Sprachen und vieleicht auch die ägyptische, waren sehr voller zweydeutigen Wörter: übrigens aber verstunden die Griechen weder die eine, noch die andere; und daher entstund eine fruchtbare Quelle von Verirrungen. Zwo Aegypterinnen, deren Namen *) so viel hieß, als Tauben;

*) Nicht ihre Namen, sondern die Benennung alter Weiber, hieß nicht im Aegyptischen sondern selbst im Griechischen, πελαιαι, d. i. so viel als Tauben.

Tauben; haben sich in dem dodonischen Walde niedergelassen, um wahrzusagen. Die Griechen verstunden dieses so, daß zwo wahrhafte Tauben auf Bäumen sitzend, geprophezeihet; und bald darauf gar, daß die Bäume selbst prophezeiheten. Ein Steuerruder hat einen phönicischen Namen, der auch so viel heißt, als redend: daher haben die Griechen in der Historie von dem Schiffe Argo sich eingebildet, daß sein Steuerruder habe reden können. Die neuern Gelehrten haben tausend Exempel gefunden, wo es sich ganz klärlich gezeigt, daß der Ursprung der meisten Fabeln darinn besteht, was man gemeiniglich ein X für ein U zu nennen pflegt; und welches die Griechen im Phönicischen und Aegyptischen oft zu begehen pflegten. Meinestheils kömmts mir vor, daß die Griechen, die doch so viel Witz und Neugierigkeit hatten, zum wenigsten an einem von beyden Mangel gehabt; wenn sie diese Sprache entweder nicht recht völlig erlernet, oder sich gar damit zufrieden gegeben. Wußten sie denn nicht, daß fast alle ihre Städte entweder phönicische oder ägyptische Colonien waren, und daß die meisten von ihren alten Geschichten aus diesen Ländern kamen? Kamen denn die Ursprünge ihrer Sprache, und die Alterthümer ihres Landes nicht gleichfalls aus diesen beyden Sprachen her? Aber es waren sehr barbarische, harte und unangenehme Sprachen! Welch eine poßirliche Zärtlichkeit!

Als die Schreibekunst erfunden wurde, so diente sie sehr, die Fabeln auszubreiten, und ein Volk mit allen Thorheiten eines andern zu bereichern. Man gewann aber so viel dabey, daß die Ungewißheit der vorigen Erzählungen ein wenig beständiger ward; daß die Menge der Fabeln sich nicht mehr so sehr mehrete; und daß sie fast in eben dem Stande blieb, darinn die Erfindung der Schrift sie antraf. Die Unwissenheit nahm allmählich ab, und folglich sah man weniger Wunderdinge; man machte weniger falsche Philosophien; die Historien wurden weniger fabelhaft: denn das alles hängt zusammen. Bis dahin hatte man das Andenken des Vergangenen nur bloß zur Lust beybehalten: allein man nahm wahr:

daß es nützlich seyn könnte, selbiges zu erhalten: entweder dasjenige zu bewahren, daraus sich die Völker eine Ehre machten; oder Streitigkeiten zu entscheiden, die unter den Völkern entstehen könnten; oder Beyspiele der Tugend darzustellen. Und ich glaube, daß man an diesen Nutzen zu allerletzt gedacht habe; ob man gleich das größte Wesen davon machet. Alles dieses erfoderte nun, daß die Historie wahr seyn mußte; ich meyne wahr, im Absehen auf die alten Geschichte, die voll abgeschmacktes Zeuges waren. Daher fieng man denn unter etlichen Völkern an, die Historie auf eine vernünftigere Art zu schreiben.

Nunmehr entstunden keine neue Fabeln mehr, und man ließ sich an Erhaltung der alten gnügen. Was vermögen aber nicht Leute, die sich thörichter weise ins Alterthum verliebet haben? Man fängt an, sich einzubilden, daß unter diesen Fabeln die Geheimnisse der Natur und Sittenlehre verborgen liegen. Wäre es wohl möglich gewesen, daß die Alten solche Schwärmereyen erdacht hätten, ohne was dahinter zu verstehen? Der Namen der Alten betriegt allezeit: aber in Wahrheit diejenigen, so uns die Fabeln gemachet haben, waren keine Leute, so die Moral und Physik verstunden; oder die Kunst erfinden konnten, dieselben unter allegorische Bilder zu verhüllen.

Lasset uns daher nichts anders unter den Fabeln suchen, als die Historie von den Irrthümern des menschlichen Verstandes. Er ist dazu weniger geschickt, wenn er weis, wie es um ihn selbst steht. Das ist gar keine Wissenschaft zu nennen, wenn man sich das Gehirn mit allen Ausschweifungen der Griechen und Phönicier erfüllet hat: aber das ist hergegen eine, wenn man weis, was die Griechen und Phönicier zu solchen Ausschweifungen verleitet hat. Alle Menschen sind einander so ähnlich, daß kein Volk zu finden ist, dessen Thorheiten uns nicht in Furcht und Zittern setzen sollten.



Vieleicht wird man sagen, daß es auch Thiere gebe, die außer der natürlichen Erzeugung entstehen; z. E. die Meeränten, die Würmer, die in dem Fleische, in den Früchten, u. s. w. entstehen. Allein die Stärke meines Vernunftschlusses, erfodert nicht eben, daß alle und jede Thiere nothwendig durch die bloße Erzeugung entstehen sollen: es wäre schon genug, wenn auch nur eine einzige Art vorhanden wäre, die sich nicht anders, als durch die Erzeugung bildete; und die also nicht durch die blinde Bewegung der Materie entstanden seyn könnte. Es steht aber noch weit besser mit unsern Sachen: denn gewiß eine sehr große Menge bekannter Arten von Thieren, pflanzet sich gar nicht anders, als durch die Zeugung fort; und unser Beweis gewinnt dadurch unstreitig eine desto größere Stärke.

Noch mehr! Alle Thiere, die aus der Fäulniß, oder aus einem feinen und feuchten erwärmten Staube zu entstehen scheinen, kommen doch nur aus kleinen Samen, oder Eyerchen, die man nicht wahrgenommen hatte.

Man hat bemerket, daß die wilden Aenten aus Eyern entspringen, die diese Art von Vögeln, in den wüsten Inseln im Norden leget: und noch niemals haben sich Maden aus solchem Fleische erzeuget, darauf keine Fliegen ihren Samen haben ablegen können *e*). Eben so ist es mit allen Arten der Thiere, von welchen man vorgiebt, daß sie ohne Erzeugung entstehen. Alle heutige Erfahrungen stimmen ein, uns diesen alten Irrthum aus dem Kopfe zu bringen: und ich bin versichert, daß man in Kurzem keinen Zweifel davon übrig behalten wird.

Gesetzt aber, es bliebe noch ein Scrupel übrig; und es gäbe wirklich Thiere, die sonder Zeugung entstünden: so würde

e) Dieses hat Redi, ein wälscher Naturforscher, versuchet. Denn da er sich mitten aus dem dicken Fleische eines Thieres ein Stück ausschnitt, welches noch gar nicht an der Luft gelegen hatte, und folglich von keinen Fliegen betragen seyn konnte; und selbiges in ein Glas legete, welches er oben mit einem papiernen Deckel dicht verband, und in die heiße Sonne setzete: so

weil sie es immer im Kopfe hatten; man hätte sie etwa durch eine versteckte Spitzfindigkeit überraschet *a*).

Man hat Ursache zu hoffen, daß Leute von dieser Gemüthsart, einen physikalischen Beweis, der sehr klar und verständlich ist, besser aufnehmen werden; weil er auf solche Begriffe gegründet ist, die aller Welt bekannt sind. Ja man würde sich auch seiner Gründlichkeit und Stärke rühmen, wenn man nicht glaubte, denselben zuerst erfunden zu haben.

Die Thiere pflanzen sich nur vermittelst der Zeugung fort: aber die beyden ersten von jeder Art, müssen nothwendig, entweder, durch den zufälligen Zusammenfluß materialischer Theilchen: oder durch den Willen eines verständigen Wesens gebildet worden seyn, welches die Materie nach seinen Absichten einzurichten gewußt *b*).

Hat

seyn. Wenn nun die Bildung der Thiere einer solchen Nothwendigkeit zuzuschreiben wäre, so müßten sie alle schlechterdings auf einerley Art, und durchaus nicht anders seyn können. Z. E. alle Hunde, alle Pferde, alle Tauben, müßten durchaus von einerley Farbe, Größe und Art seyn; welches doch nicht ist: oder alle Gliedmaßen der Menschen und Thiere, müßten durchaus auf einerley Art gebildet seyn; welches gleichwohl nicht einmal bey den Gesichtern und äußerlichen Theilen zutrifft, geschweige denn bey den innerlichen. Dieses bemerken die Zergliederer, indem sie in manchem Körper, etwas andre Mäuslein, Nerven, Gnorpel, Spannadern u. d. gl. antreffen. Und was bezeugen so viele Misgeburten anders, als daß die Bildung der Thiere nicht nothwendig auf einerley Art; sondern auch anders hat seyn können. Man sage nicht, daß solche Thiere nicht leben bleiben. Wir haben unlängst eine Taube, und ein erwachsenes Huhn hier gesehen, deren jedes vier Füße hatte. Und der itzo, da ich dieses schreibe, (1751 im Jänner,) hier befindliche Zwerg, ist mit seinen kurzen Händen, die gleich an der Schulter angewachsen sind, und eben so kurzen Beinen, 16 bis 17 Jahre alt geworden. Es herrschet also keine unumgängliche Nothwendigkeit in der Bildung der Thiere: und also hat Herr von Fontenelle recht, daß man von beyden obigen Fällen einen wählen muß.

mittheilen. Es wäre nicht genug gewesen, daß die Erde nur damals Thiere hervorgebracht hätte, als sie in einer gewissen Beschaffenheit war, darinn sie itzo nicht mehr ist. Sie hätte sie auch nur in einem Zustande hervorbringen müssen, da sie sich mit demjenigen ernähren konnten, was sie ihnen darboth. Sie hätte z. E. den ersten Menschen nur in einem zwey oder dreyjährigen Alter hervorbringen müssen; darinn er, wie wohl sehr mühsam, im Stande gewesen wäre, sich selbst zu helfen, und sich alles nöthige zu verschaffen. In der Schwachheit, womit ein neugebohrnes Kind zur Welt kömmt, würde man es ganz umsonst auf eine, mit Gras und Kraut noch so schön bedeckete Wiese, und an den schönsten Bach von der Welt, legen. Es ist kein Zweifel, daß es nicht lange leben würde. Denn unsre Voraussetzung verbannet die Wölfinn des Romulus und Remus. Selbst diese hätte sich vor dem Tode nicht retten können, der sie gleich bey ihrer Geburt erwartet hätte *f*).

Wie sollen aber die Gesetze der Bewegung gleich auf einmal ein zweyjähriges Kind hervorbringen? Ja wie sollten sie es auch nur in dem Zustande, darinn es itzo zur Welt kömmt, zuwege bringen können? Wir sehen ja, daß sie alles nur nach und nach wirken, und daß es kein einziges Werk der Natur giebt, welches nicht von den allerschwäch-

sten

f) Diese Unmöglichkeit zu vermeiden, bilden sich die Freygeister stillschweigend ein: daß die Thiere und Menschen auf einmal groß und völlig erwachsen entstanden seyn müßten. Denn sie sehen z. E. wohl, daß ein Kind ohne Wartung, ein junger Vogel ohne Fütterung, ja ein neugebohren Kalb oder Füllen ohne Zähne, und ohne die Milch seiner Mutter, nicht fortgekommen seyn würde. Aber sie setzen etwas voraus, was sie selbst nicht überlegt haben. Denn ganz vollkommne Thiere fix und fertig zu bilden, ist nicht der Weg der Natur. Sie bildet alles, so wohl wie die größten Cedern und Eichen, erst sehr zart und klein. Und da sie von dieser Art gar nicht abgeht: so sieht man daraus, daß sie es niemals anders gemachet habe.

g) Herr von Fontenelle schenket abermal seinen Gegnern, das umsonst und ohne Grund vorausgesetzete lebendige Stäubchen. Denn

vorhanden seyn, die sich für alle Arten der Thiere schickete; deren Leben gewiß, mit diesen Eigenschaften derselben, einen sattsam bekannten Zusammenhang hat.

Sobald man mir nun eine Erde einräumet, die mit allen zum Unterhalte der Thiere nöthigen Kräutern versehen, von solchen Quellen und Strömen, die bequem sind ihren Durst zu löschen, befeuchtet, und mit einer zum athemen geschickten Luft umgeben ist: so giebt man mir dieselbe gerade in dem itzigen Zustande. Denn diese drey Stücke allein, ziehen unendlich viel andre nach sich: mit welchen sie natürlich zusammen hängen. Ein Grashalm kann gar nicht wachsen, ohne daß so zu reden, die ganze Natur übereinstimmet. Es müssen gewisse Säfte in der Erde seyn, es muß in diesen Säften eine gewisse Bewegung seyn, die weder zu stark noch zu schwach ist; es muß eine Sonne seyn, diese Bewegung zu wirken; es muß auch ein gewisser Mittelkörper vorhanden seyn, durch welchen diese Sonne wirken könne. Man sehe also, wie viel Verhältnisse hier nöthig sind, ob man sie gleich nicht alle nennet.

Die Luft zum Exempel, hat die Eigenschaften, wodurch sie zum Leben der Thiere etwas beyträgt, gar nicht haben können, ohne fast eben die Vermischung feiner Materie und grober Dünste zu haben: und ohne daß ihre Schwere eine Eigenschaft, die so nöthig zum Unterhalte der Thiere, ist, als irgend eine andere, eben dieselbe Thätigkeit gehabt hat. Man sieht leicht, daß uns dieses von einer Gleichheit zur andern, noch sehr weit führen würde: sonderlich die Quellen und Flüsse, ohne die sich die Thiere nicht haben behelfen können. Denn da dieselben gewiß keinen andern Ursprung haben können, als den Regen c): so haben die Thiere gewiß nicht eher entstehen können, als nachdem es geregnet hatte, das ist eine ziemliche Zeit nach Bildung der Erdkugel;

schließt aber den geschmolzenen Schnee, Thau, Reif und Nebel nicht aus; welche freylich auch das ihre dazu beytragen. Ferner gehören zu den Strömen gewisse A...en, von denen das

Der Himmel und die Sterne sind freylich viel glänzendere Gegenstände für die Augen: aber darum haben sie noch nicht deutlichere und sicherere Merkmaale von der Wirkung ihres Urhebers an sich *i*). Die größesten Werke reden nicht allemal am meisten von ihrem Werkmeister. Man zeige mir einen abgetragenen Hügel, oder Berg; was weis ichs, ob dieses auf Befehl eines Fürsten, oder durch ein Erdbeben geschehen ist? Allein wenn ich eine kleine Säule, mit einer zweyzeiligten Aufschrift gewahr werde: so werde ich gewiß versichert seyn, daß sie auf Befehl eines Prinzen gemachet worden. Mich dünket aber, die Thiere zeigen uns die allerdeutlichste Aufschrift von der Welt, die uns am besten lehret: daß ein Gott ist, der die Welt gemachet hat.

Des Uebersetzers

i) Beschluß. Sie haben sie zwar, aber nur in den Augen derer, die ihre Bewegungen genauer kennen. Z. E. Neuton nimmt einen Beweis Gottes daher, daß alle sechs Hauptplaneten, sowohl als ihre zehn Monden, oder Trabanten, sich in einerley Richtung um die Sonne drehen; und zwar nach eben der Seite, wohin sich auch die Sonnenkugel wälzet. Der blinde Zufall hätte das nicht wirken können: zumal wenn man zeigen könnte, daß dieses für die Erleuchtung und Erwärmung der Planeten bessere Wirkungen thäte, als wenn sie über die Pole der Sonnenkugel wegliefen, wie etliche Cometen thun. Nach den Gründen des Herrn Bernoulli von der Ursache dieser so ähnlichen, und doch etwas abweichenden Laufbahnen der Pla-

von den Bedürfnissen eines Thieres, welche bewegliche Augen erfodern, die sich bald öffnen bald schließen können; und nicht ohne die Wissenschaft von der Gefahr dieses so zarten Gliedes, leicht verletzet zu werden, gemachet werden; weswegen es nicht nur in einer Vertiefung zwischen der Nase, den Stirn- und Backenbeinen gesetzet, sondern auch mit den Wimpern und Augenbraunen gleichsam verschanzet und umpfählet worden. Wo bleibt die ordentliche Stellung der doppelten Glieder zu beyden Seiten, und

sind, bleiben sie noch eben so geschickt, etwas anders zu werden. Es sind also nicht Theilchen von besonderer Art, daraus die Thiere entstehen. Es ist eine gleichgültige Materie, daraus sich nach und nach alles bildet; und deren Menge, augenscheinlicher weise, sich nicht vermindert, weil sie täglich zu allem den Vorrath hergiebt.

Die Stäubchen, deren blinder Zusammenlauf, im Anfange der Welt die ersten Thiere gemachet haben soll, sind in eben der Materie vorhanden, die noch itzo in dieser unsrer Welt alles erzeugete. Denn da die ersten Thiere todt waren, zertrenneten sich die Maschinen ihrer Körper, und löseten sich in kleine Theilchen auf, welche sich in der Erde, im Wasser, und in der Luft zerstreueten. Und also haben wir noch itzo diejenigen kostbaren Stäubchen oder Atomen, daraus sich so viel wunderwürdige Maschinen gebildet haben sollen. Wir haben sie auch noch in eben der Menge, eben so geschickt als jemals, selbige zu bilden; ja sie bilden sie noch täglich, durch die Nahrung so sie ihnen geben. Kurz, alle Dinge sind noch itzo in demselben Zustande, als da sie, durch einen zufälligen Zusammenstoß, Thiere gebildet haben sollen. Woran liegt es denn immermehr, daß sie nicht noch itzo bisweilen, von ohngefähr dergleichen Maschinen hervorbringen?

kann die Probe damit machen, wenn man etwas tiefer, als gewöhnlich in die Erde gräbt, und irgend ein Paar Ellen tief Erde aushebt, und in einen Blumentopf vors Fenster setzet. Hier wird auch in der besten Sonne kein Grashalm wachsen: wofern nicht etwa mit der Zeit, irgend der Wind etwas hinweht, oder das Wasser, womit man es begießt, ein Körnchen mitbringt, oder irgend ein Vogel etwas darauf fallen läßt. Was hilft also die Fruchtbarkeit eines neu ausgetrockneten Morastes? Bringet sie neue Pflanzen hervor? oder bildet sie nur die alten nach, und zwar ohne allen Samen? Nein! sie bleibt ein dürrer Morast, und weiter nichts; bis ihr der Wind, ein Thier, oder Mensch; oder der Zufluß eines Wassers, irgend etwas zuführet, das des Schöpfers Weisheit verlängst gebildet hatte.

Lauf sey offenbar den Menschen, oder den Einwohnern der Erdkugel zu gut, so und nicht anders eingerichtet: so werde ich verhoffentlich der sokratischen Foderung, im Namen des Anaxagoras, eine Gnüge gethan haben.

Nun ist der Lauf des Mondes so beschaffen, daß er seinen Kreis zwar monathlich einmal durchläuft; aber sein volles Licht und Neulicht nicht allemal auf derselben Stelle seines Kreises bekömmt. Bald hat er es, wenn er erdfern, bald, wenn er erdnah läuft: und die Vollmonden kommen also in einem Jahre auf zwölf verschiedenen Stellen seiner Bahn, nach der Ordnung herum. Dieses geschieht nun dergestalt, daß sie in dem nordlichen Theile seiner Bahn, disseit des Aequators, eben zu der Zeit kommen, wenn die Sonne in den mittäglichen Zeichen des Thierkreises, das ist, jenseit des Aequators zu stehen scheint. Hieraus entsteht nun die Bequemlichkeit für das menschliche Geschlecht, ja selbst für gewisse Thiere, daß die langen Winternächte mit den schönsten Mondscheinen versorget werden; da hergegen in den kurzen Sommernächten die keines Mondes bedörfen, die Vollmonden bey den südlichen Völkern des Erdbodens, die alsdann lange Nächte haben, die besten Mondscheine wirken; um sie wegen der langen Abwesenheit des Sonnenlichtes einigermaßen zu trösten. Diese Art des Laufes nun hat der Mond niemals verändert, sondern er behält ihn Jahr aus, Jahr ein: zu einem deutlichen Beweise, daß kein blinder Zufall, sondern ein weiser Urheber, der die Bedürfnisse der Menschen gekannt hat, ihn so eingerichtet habe.

Man kann mir hiewider nur einen einzigen Einwurf machen. Der Lauf des Mondes, (wird jemand, der seine Scharfsinnigkeit gern zu Entkräftung solcher Beweise anwendet, die das Daseyn Gottes darthun sollen) der Lauf des Mondes könnte noch besser eingerichtet worden seyn, als er ist, um die Nächte der Erdkugel zu erleuchten: folglich ist er nicht von einem weisen Wesen so geordnet. Wäre nämlich seine Geschwindigkeit in dem Laufe um die Erdkugel ge-

ringer;

würde doch, mein Vernunftschluß auch dadurch noch verstärket werden. Denn entweder entstehen diese Thiere niemals anders, als durch diesen zufälligen Zusammenfluß der Stäubchen; oder sie entstehen sowohl dadurch, als durch eine ordentliche Zeugung. Entstehen sie allezeit durch den ungefähren Zusammenlauf; warum findet sich denn in der Materie eine solche Einrichtung, die sie nicht anders entstehen läßt, als so, wie sie im Anfange der Welt entstanden sind? Und warum hat sich diese Beschaffenheit der Materie, in Ansehung aller andern Thiere, die durch die Erzeugung fortgepflanzet werden, so sehr geändert; indem ja diese sich im Anfange der Welt, auch durch den blinden Zusammenlauf der Stäubchen gebildet haben sollten? Werden aber jene Thierchen auf beyderley Art erzeuget; warum haben denn nicht auch alle andere Thiere diese doppelte Art zu entstehen, gleichfalls beybehalten? Warum hat sich doch die allernatürlichste, die einzige, die dem ersten Ursprunge der Thiere gemäß ist, fast bey allen Arten derselben, so ganz und gar verlohren?

Ich habe diesen Beweis weitläuftig genug ausgeführet; und vieleicht habe ich ihm dadurch bey denenjenigen Schaden und Abbruch gethan, die sich einbilden: viele Worte wären ein Merkmaal schwacher Gründe. Allein man bittet sie, zu erwägen: daß dieser Vernunftschluß nur darum lang scheint, weil man gewissen zänkischen Ausflüchten zuvorkommen muß; nicht aber, weil die Sachen so schwer zu beweisen sind, die man voraus setzet.

Aus Furcht, diese Schlüsse zu unterbrechen, habe ich eine Anmerkung nicht einschalten mögen, die sie noch um ein vieles bestärket: und ich will sie lieber hier besonders

 mit-

so fing es zwar an zu faulen und zu gähren; aber es entstund auch keine einzige Made darinn. Hergegen ein Stück von eben dem Fleische, welches er in ein offenes Glas geleget hatte, dazu also die Fliegen kamen, das wimmelte in wenig Tagen von lauter Maden; aus welchen mit der Zeit eben solche Fliegen wurden, als vorhin ab und zu geflogen waren.

Dieses zu verhindern nun, hat der Mond sich um die Erde, und in Ansehung der Sonne, um seine eigene Achse drehen müssen; um selbst auf allen Seiten erleuchtet und wechselsweise erwärmet zu werden. Alles was also aus dem obigen Einwurfe folget, ist dieses: daß der Mond nicht ganz allein zum Erleuchten der Erdkugel erschaffen worden; sondern auch um andrer Ursachen willen, von der Sonne ringsum hat beschienen und erwärmet werden sollen. Der Laufkreis desselben hat also eine zusammengesetzte Vollkommenheit: weil er nach zwoen Regeln eingerichtet ist; und zweyerley Absichten eine Gnüge thun sollte. Wo sich nun zwo Regeln gewissermaßen widersprechen, da muß eine oder die andre nachgeben; oder beyde müssen in etwas weichen. Das ist nun hier, bey der doppelten Absicht der Mondkugel, auf eine vollkommen weise Art geschehen. Der Mond ist geschickt, selbst mit lebendigen Geschöpfen besetzet zu seyn; weil er ringsum von der Sonne erleuchtet und erwärmet wird; und nächst dieser Hauptabsicht hat er auch einen solchen Lauf um die Erdkugel, dabey er dieselbe aufs beste erleuchten kann: so viel nämlich jener Absicht unbeschadet, sich thun ließ.

Nun gehe jemand hin, und sage, daß der blinde Zufall dem Monde seine Bahne so weislich eingerichtet; oder daß die himmlischen Körper keine deutliche Spuren eines vollkommenen Urhebers darböthen. Aber freylich hat Herr von Fontenelle, in Ansehung der meisten Menschen, recht; denen gewiß die Thiere und andre irdische Dinge weit bekannter sind, als die himmlischen Körper; so glänzend sie auch ins Auge fallen.

Jo. Chr. Gottsched.



V. Des

sten Anfängen, die noch sehr weit entfernet sind, sehr langsam, durch unendlich viele sehr nöthige Veränderungen, zu ihrer letzten Vollkommenheit gebracht würden. Wenn also ein Mensch, durch den blinden Zusammenfluß einiger materialischen Theilchen, hätte entstehen sollen: so hätte er von demjenigen Stäubchen anfangen müssen, darinn man das Leben nur an einer fast unmerklichen Bewegung eines Punctes bemerket. Und ich glaube, es gebe nicht einmal eine so betrügliche Einbildungskraft, die sichs vorstellen könnte, woher dieses lebendige Stäubchen, welches der Zufall auf die Erde geworfen, habe Blut, oder einen verdauten Nahrungssaft (Chylum) als die einzige Nahrung, die sich für selbiges schicket, hernehmen wollen; oder wie selbiges, mitten in den rauhen Witterungen der Luft, denen es unterworfen war, habe wachsen können? Hier ist gewiß eine Schwierigkeit, die immer größer wird, jemehr man sie ergründen will *g*).

Folglich hat denn der ungefähre Zusammenlauf der Stäubchen keine Thiere hervorbringen können: und diese Dinge haben nothwendig von der Hand eines verständigen Wesens, das ist, von Gott selbst, ihren Ursprung nehmen müssen *h*).

Denn was würde dieses sonst anders, als ein ganz fertiges Thierchen im Kleinen gewesen seyn? Hätte sich nun der Zufall darauf verstanden, dergleichen von ohngefähr zu bilden: warum könnte er es nicht noch itzo? Warum kämen nicht noch immer neue Thiere zum Vorscheine? Warum bleibt eine so unbeständige Ursache, als ein blinder Zufall ist, noch immer bey den alten Arten von Thieren und Pflanzen?

h) Nichts kann einen von dieser Wahrheit mehr überzeugen, als die erstaunliche Weisheit, die in allen Gliedmaßen der Thiere sowohl, als in dem ganzen Baue ihrer Körper herrschet. Das Auge eines Thieres konnte nicht ohne eine genaue Kenntniß der optischen Regeln, von der Stralenbrechung in festern und dichtern Körpern als die Luft ist; nicht ohne die Kenntniß von der Wirkung der Lichtstralen in einer finstern Kammer, (Camera obscura) nicht ohne die Kenntniß von

gen Dinge sind, deren Anblick den Menschen gefallen; das heißt, ihren Verstand beschäfftigen, oder ihnen das Herz auf eine angenehme Art bewegen kann: und dieß ist schon eine weitläuftige Arbeit, und erfodert eine sehr genaue Prüfung. Nachdem man die Handlungen entdecket, die ihrer Natur nach, zum gefallen geschickt sind, so müßte man untersuchen, was für Veränderungen die Schaubühne entweder aus Noth, oder bloß der Anmuth wegen, darinnen machet: und wenn diese Untersuchungen mit aller gehörigen Richtigkeit und Schärfe angestellet würden; alsdann würde man nicht nur die Regeln der Schaubühne entdecket haben; sondern auch gewiß seyn können, daß man sie alle entdecket hätte. Wäre aber ja in der ausführlichen Abhandlung, irgend eine entwischet, so würde man selbige doch ohne Mühe zu den fest gesetzeten Grundsätzen bringen können.

§. 3. Wenn man nun gleich alle Regeln der Schaubühne gefunden hätte; so würde dennoch dieses nicht die ganze Dichtkunst seyn. Man müßte auch diese verschiedene Regeln mit einander vergleichen und von ihrer verschiedenen Wichtigkeit urtheilen. So ist fast allezeit die Art derer Materien beschaffen, die nicht alle Arten der Schönheit annehmen: hier muß man eine Wahl treffen, und eine Schönheit der andern aufopfern. Es würde also sehr nützlich seyn, wenn man eine Wage hätte, auf welcher man gleichsam die Regeln abwägen könnte. Da würde man sehen, daß sie nicht alle ein gleiches Ansehen verdienen. Es giebt einige, die man nach aller Schärfe beobachten muß; es giebt aber auch andere, die man übergehen kann: und wenn ich so reden darf, so erfodern jene eine aufrichtige Unterwerfung; diese hergegen sind mit einer scheinbaren Unterwürfigkeit zufrieden. Wenn man erst die verschiedenen Quellen entdecket hätte, woraus dieselben entspringen: so würde es nicht schwer werden, einer jeden ihren wahren Werth zu bestimmen.

§. 4. Dieser Entwurf einer Dichtkunst, so wie ich ihn mir vorstelle, ist fast unermeßlich, und würde eine unendliche

endliche Richtigkeit des Verstandes erfodern. Ich werde mich also in nichts weniger, als in ein solches Unternehmen einlassen. Ich will hier nur zeigen, daß dieser Entwurf kein solches Hirngespinnst sey, als es wohl anfangs einigen Personen vorkommen könnte. Ich will also eine geringe Probe davon machen, und wofern ich kann, irgend jemanden ermuntern, selbige zu vollführen. Für mich wird es genug seyn, wenn ich von der erstaunlichen Anzahl von Absichten die man dabey haben muß, nur einige ergreife; und von dem großen Ganzen, welches ich nicht fassen kann, nur einen Theil berühre.

§. 5. Unser Verstand sieht, oder wirket gern, welches beydes ihm einerley ist; allein er will auch ohne Mühe sehen, oder thätig seyn. Und es ist sehr merkwürdig, daß, so lange man ihn in den Gränzen dessen hält, was er ohne Mühe thun kann, so lange machet man ihm destomehr Vergnügen, jemehr man ihm zu schaffen giebt. Bis auf einen gewissen Punct ist er thätig: treibt man ihn höher, so ist er ungemein träge. Gegentheils, liebet er auch die Abwechselung der Gegenstände und der Beschäfftigung; man muß also zu gleicher Zeit seine Neugierde erwecken, seine Trägheit schonen, und seiner Unbeständigkeit zuvor kommen.

§. 6. Alles was wichtig, was neu, was sonderbar, in seiner Art selten, und dessen Ausgang ungewiß ist, das reizet die Neugierde des Geistes. Was einig und einfach ist, das ist seiner Trägheit gemäß; was aber mannichfaltig ist, das schicket sich zu seiner Unbeständigkeit. Hieraus ist leicht zu schließen, daß der Gegenstand, den man ihm vorstellet, alle diese Eigenschaften beysammen haben müsse, um ihm vollkommen zu gefallen.

§. 7. Die Wichtigkeit der Handlung eines Trauerspieles rühret von der Würde der Personen, und von der Größe ihrer Angelegenheiten her. Wenn die Handlungen so beschaffen sind, daß sie sich auch unter Personen von geringer Wichtigkeit zutragen könnten, ohne etwas von ihrer

Schönheit zu verlieren: so sind die Namen der Prinzen und Könige nur ein fremder Anputz, denman der Materie giebt; gleichwohl ist dieser Putz, so fremde er auch ist, sehr nothwendig. Wenn Ariane gleich nur eine Bürgerinn wäre, die von ihrem Geliebten und von ihrer Schwester verrathen wird: so würde dennoch das Stück, welches ihren Namen führet, ganz und gar bestehen können: allein dieses so angenehme Stück würde dabey eine sehr große Zierde verlieren. Ariane muß nothwendig eine Prinzessinn seyn: so sehr sind wir einmal dazu bestimmet, uns von den hohen Titeln blenden zu lassen. Die Horazier und Curiazier sind nur Privatpersonen; es sind bloße Bürger zwoer kleinen Städte: allein das Schicksal zweener Staaten, ist mit diesen Privatpersonen verbunden. Die eine von diesen zwo kleinen Städten hat einen großen Namen, und erwecket allezeit in Gedanken einen großen Begriff: mehr aber brauchet es nicht, die Horazier und Curiazier zu erheben.

§. 8. Die großen Angelegenheiten laufen darauf hinaus, daß man in Gefahr stehe, das Leben, oder die Freyheit, oder einen Thron, oder seinen Freund, oder seine Geliebte zu verlieren. Nun fraget man gemeiniglich, ob der Tod einer von den Personen im Trauerspiele nöthig sey? Ein Todesfall ist in der That ein wichtiger Umstand: allein oftmals dienet er mehr zur Erleichterung der Auflösung in der Fabel, als zur Wichtigkeit der Handlung; und die Todesgefahr ist zuweilen nichts nöthiger darinnen. Was ist es, das den Rodrich der Aufmerksamkeit so würdig machet? Ist es die Gefahr, darein er sich durch den Zweykampf mit dem Grafen, mit den Mohren, und dem Don Sancho begiebt? Im mindesten nicht! Es ist die Nothwendigkeit, darinnen er steht, die Ehre, oder seine Geliebte, zu verlieren; es ist die Schwierigkeit, von der Chimene, deren Vater er entleibet hatte, Vergebung zu erlangen. Die großen Verwirrungen, das ist es alles, was die Menschen heftig beweget: und es giebt Augenblicke, da die Liebe zum Leben, sie nicht eben am stärksten rühret.

§.

§. 9. Es scheint, daß die großen Begebenheiten sich in zwo Gattungen theilen lassen: einige sind edler, z. E. die Erlangung oder Erhaltung eines Thrones, eine unumgängliche Pflicht, eine Rache, u. s. w. die andern sind rührender, z. E. die Freundschaft, oder die Liebe. Einer oder der andere von diesen Umständen giebt der Tragödie, in welcher er herrschet, seinen Charakter. Natürlicher Weise soll das Edle den Vorzug vor dem Rührenden haben: und **Nikomedes**, der ganz edel ist, steht in einer höhern Classe als **Berenice**, die nur allein rührend ist. Was aber außer allem Streite alles übrige bey weitem übertrifft, das ist dieß, wenn das Edle mit dem Rührenden vereiniget ist. Der einzige Kunstgriff hierbey ist dieser, daß man die Liebe, der Pflicht, der Ehrliebe, oder der Ehre selbst entgegen setze; so daß selbige sie alle heftig bestreite, und zuletzt von ihnen besieget werde. Alsdann sind diese Handlungen in der That wichtig, weil die entgegen gesetzten Umstände groß sind. Die Stücke werden auch zu gleicher Zeit durch den Kampf der Liebe rührend, und durch deren Unterdrückung werden sie edel. Dergleichen sind *Cinna*, der *Cid* und **Polyeuktes**.

§. 10. Die Alten haben fast keine Liebe in ihre Stücke gebracht, und von einigen werden sie deswegen gelobet, daß sie ihre Schaubühne nicht mit solchen niedrigen Empfindungen verunehret haben. Was mich betrifft, so fürchte ich, daß sie vielleicht nicht gewußt haben, wozu ihnen die Liebe dienlich seyn könnte. Ich sehe noch nicht recht ein, was denn für eine Schönheit dahinter stecken könnte, wenn man dergleichen Materie, als der *Cinna* und der *Cid* sind, gar nicht abhandeln wollte. Die ganze Sache kömmt nur darauf an, daß man die Liebe auf die rechte Stelle bringe: das heißt, daß man sie unter irgend eine andere edlere Leidenschaft setze; gegen welche die Liebe sich zwar heftig, aber dennoch vergeblich empöret. Diese Regel ist nur für die allerbesten Stücke nöthig, und es hat sie außer dem Herrn *Corneille* fast niemand in Ausübung gebracht.

§. 11. In dem Ausgange des Stückes und in den Cha-
racteren, kann etwas neues und besonderes statt haben; je-
doch wir werden auf einer andern Stelle eigentlicher davon
reden können. Allhier wollen wir nur davon reden, was
in den Leidenschaften neues und sonderbares seyn kann.
Das Wahre allein ist nicht hinlänglich, die Aufmerksamkeit
des Geistes zu erwecken; es muß auch etwas Wahres seyn,
das nicht sehr gemein ist. Alle Menschen kennen die Lei-
denschaften der Sterblichen, bis auf einen gewissen Grad:
geht man weiter hinaus, so werden sie den meisten Men-
schen ein unbekanntes Land, darinnen aber dennoch ein je-
der einige Entdeckungen machen will. Wie viel zärtliche
und feine Wirkungen haben die Leidenschaften nicht, die sich
aber nur selten zutragen; oder die, wenn sie sich auch gleich
eräugen, nicht von genugsam geschickten Leuten bemerket
werden? Ja was noch mehr ist, sie brauchen nur ausneh-
mend zu seyn: denn wir sehen sie fast niemals anders, als
mittelmäßig. Wo sind doch die Leute, die vollkommen ver-
liebet, oder ehrsüchtig, oder geizig sind? Wir sind ja in kei-
nem Dinge vollkommen, auch nicht einmal im Bösen.

§. 12. Ein Liebhaber, der mit seiner Geliebten misver-
gnügt ist, werde sogar aufgebracht, daß er saget: er ver-
liere eben nicht viel, wenn er sie gleich verlöre, und sie sey
eben nicht so sehr schön; das heißt den Verdruß schon weit
genug treiben. Ein Freund, mit welchem dieser Liebhaber
redet, gestehe zu, daß in der That diese Person nicht so gar
viel Schönheit besitze; daß sie z. E. gar zu kleine Augen
habe: und der Liebhaber sage hierauf, man müßte aber
nicht ihre Augen tadeln, sie wären sehr angenehm: der
Freund greife hierauf den Mund an, und der Liebhaber
vertheidige denselben ebenfalls. Eben so gehe es mit der
Haut, und Gestalt: dieses wird eine Wirkung einer nicht
sehr gemeinen, feinen, zärtlichen Leidenschaft seyn, die
überaus angenehm zu betrachten ist. Dieß Exempel, ob
es gleich komisch und aus dem bürgerlichen Edelmanne
genommen ist, schien mir meine Gedanken so deutlich zu er-
klären,

klären, daß ich mich nicht entschließen können, ein ernsthafter Beyspiel anzuführen. Wir wissen es nur selbst nicht, wie reich die Romanen unsers Jahrhunderts an dergleichen Einfällen sind, und wie hoch darinnen die Kenntniß des menschlichen Herzens getrieben ist.

§. 13. Die Feinheit, die Zärtlichkeit und kurz, die Anmuth der Wirkungen dieser Leidenschaft, besteht ziemlich oft in einer Art von Widerspruch, der sich darinn befindet. Man thut das, was man nicht zu thun glaubet, man saget das Gegentheil von dem, was man sagen will; oder man wird von einer Empfindung beherrschet, die man überwunden zu haben glaubete, und man entdecket das, was man mit so vieler Mühe verbirget. Die Liebe ist unter allen Leidenschaften diejenige, die dergleichen Spiele am häufigsten darbeut, und vieleicht ist sie gar die einzige, die es thut. Die Obliegenheit, die das Frauenzimmer hat, dieselbe zu überwinden, oder doch zu verbergen; und die Zärtlichkeit der Ehrliebe, nach welcher sie dieselbe so gar vor sich selbst verhelen, das sind sehr fruchtbare Quellen dieser angenehmen Widersprechungen. Die Mannsleute befinden sich in dieser Absicht sehr selten mit dem Frauenzimmer in einerley Umständen; wie denn auch die Liebe an ihrer Person nicht so sehr gefällt. Die Ehrsucht, die Rachgier haben an und für sich selbst keine so widrige Wirkungen: und diejenigen die ihrem Charactere nach diese Leidenschaften lebhaft empfinden können, die ergeben sich ihnen ohne ihnen zu widerstreben, oder sie zu verbergen.

§. 14. Sehr selten sind diejenigen, welche sich zu erheben oder zu rächen trachten, wegen der Mittel dazu zu gelangen, sehr zärtlich; die Liebenden hergegen sind mit den Mitteln zum Besitze des Geliebten zu gelangen ungemein behutsam. Die Hoffnung geliebet zu seyn, oder die Furcht, es nicht zu seyn, die beruhet auf einem Blicke, auf einem Seufzer, auf einem Worte; kurz, auf Dingen, die fast unmerklich sind, und nur zweifelhaft ausgeleget werden können: da hingegen die Hoffnung, oder die Furcht, welche

den Ehrgeiz und die Rache begleiten, deutlichere, bestimmtere, und kennbarere Dinge sind. Selbst diejenigen, die geliebet werden, können noch zweifeln, ob es wahr sey; oder doch alle Augenblicke fürchten, daß sie nicht mehr geliebet werden; oder sich grämen, daß sie nicht genug geliebet werden: hat man sich aber gerächet, hat man das Ziel seiner Ehrsucht erlanget; so ist alles aus. Kurz, die Liebe bringet mehr sonderbare Wirkungen hervor und die angenehm zu betrachten sind, weil ihre Gegenstände feiner, ungewisser und veränderlicher sind. Ich sehe, daß man diese Vergleichung der Liebe mit den andern Leidenschaften noch weiter treiben könnte, und daß die Liebe allezeit mit Ehren davon kommen würde. Doch mich dünket, ich habe genug gesaget, um zu beweisen, daß keine andre Leidenschaft an und für sich selbst auf der Bühne so viel Anmuth haben kann. Auch die Gemüthsverfassung der Zuschauer trägt das ihrige hierzu bey: denn, giebt es nicht viel mehr Liebe, als Ehrsucht und Rache in der Welt?

§. 15. Die Seltsamkeit, oder der zärtliche Eigensinn der Wirkungen einer Leidenschaft, ist ein Schauspiel, welches viel geschickter zum gefallen ist, als die einzige Heftigkeit derselben; indem sie zu einer größern Entdeckung Anlaß geben. Es ist wahr, daß diese zwo Schönheiten vereint werden können, und eine besondere Wirkung einer Leidenschaft, bemerket zu gleicher Zeit deren Heftigkeit. Hieraus folget nun abermals, daß die Liebe auf der Schaubühne mehr wirken müsse, als die Rachgier oder Ehrsucht: die fast keine andere Anmuth haben, als ihre Heftigkeit; und denen es an unendlich vielen Zärtlichkeiten fehlet, die nur allein die Liebe zu ihrem Erbtheile hat. Eine Person die nur verliebet ist, kann ein ganzes Stück erfüllen; wie Ariane und Berenice dieses beweisen: allein kein anderer Character kann eben dieses thun. Die Liebe ist von allen Empfindungen die reichlichste und fruchtbarste.

§. 16. Alles was in seiner Art selten und vollkommen ist, das muß unfehlbar Aufmerksamkeit erwecken. Daher

muß man die Charactere allezeit in einem erhabenen Grade schildern; nichts muß mittelmäßig seyn, es seyn nun Tugenden oder Laster. Die Tugenden werden groß, durch die großen Hindernisse, die sie überwinden. Der alte Horaz opfert die väterliche Liebe der Liebe des Vaterlandes auf, wenn es heißt: (in der deutschen Schaubühne I. Theil im VI. Auftr. des III. Aufz.)

Julia.

Welch ander Mittel war denn wider Drey?

Der alte Horaz.

Der Tod!

Das ist ja wohl eine große Liebe für das Vaterland! Auch Paulina will trotz der Liebe, die sie zum Severus trägt, den sie nach dem Tode des Polyeuktes hätte heurathen können, dennoch haben, daß eben der Severus dem Polyeukt das Leben retten soll: dieß ist eine große Neigung zu ihrer Pflicht. Ein einziger solcher Zug wäre hinlänglich einen großen Character zu bilden.

§. 17. Die Laster haben ebenfalls ihre Vollkommenheit. Ein halber Tyrann wäre kaum werth, daß man ihn sähe; allein die Ehrsucht, die Grausamkeit, und der Meyneid, wenn sie auf den höchsten Gipfel getrieben werden, so entstehen große Gegenstände daraus. Das Trauerspiel aber will, daß man sie auch, so viel es möglich ist, zu schönen Gegenständen mache. Es giebt nämlich eine Kunst, auch die Laster selbst zu verschönern, und ihnen ein edles und erhabenes Ansehen zu geben. Die Ehrsucht ist z. E. edel, wenn sie auf nichts, als auf Thronen bedacht ist: die Grausamkeit wird einigermaßen edel, wenn sie durch eine sonderbare Großmuth der Seelen unterhalten wird: ja selbst die Treulosigkeit ist edel, wenn sie mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit verknüpfet ist. Die Cleopatra in der Rodogune, Phocas und Stilikon, sind in allen diesen Trauerspielen sehr schöne Charactere. Die Schaubühne ist eben keine Feindinn des Lasterhaften, sondern nur

dessen was niederträchtig und geringe ist. Nur dieses ist es, was den Character des Nero und Mithridates verderbet, so wie sie in zweyen sehr bekannten Trauerspielen vorkommen, die übrigens sehr große Schönheiten besitzen. Der eine verstecket sich hinter eine Thüre, zween Verliebte zu belauschen: der andere bedienet sich, um ein junges Frauenzimmer zu überraschen, und ihr ein Geheimniß auszupressen, eines kleinen komischen Kunstgriffes; und der noch dazu schon sehr altfränkisch ist. Diese beyden Personen sind sonst grausam und treulos genug: daran fehlet es ihnen eben nicht; allein sie sind es auf eine niederträchtige Weise.

§. 18. Indessen hat gleichwohl Herr Corneille zween ziemlich niedrige Charactere auf die Bühne gebracht; diese sind Prusias und Felix: und sie finden dennoch alle beyde Beyfall. Allein man muß merken, daß Nero und Mithridates niederträchtige Handlungen thun, davon der Zuschauer Zeuge ist, diese aber höchstens nur niederträchtige Empfindungen haben: Empfindungen aber, die nur in Reden bestehen, sind lange so widerlich nicht, als wirkliche Handlungen. Noch mehr, die Niederträchtigkeit der Empfindungen des Prusias und Felix, ist in denen Umständen, darinnen sie sich befinden, so natürlich, daß nur das Herz eines Helden davor gesichert seyn könnte; ja sie stellen so gar die ersten Bewegungen des Herzens eines Helden vor. Nun ist es aber gar nicht nothwendig, daß Nero und Mithridat eben so handeln müssen, als sie thun. Kurz, jene beyden Charactere dienen dazu, einige andere vollkommen heroische zu erheben; welches des Nero und Mithridates Charactere nicht thun. Wenn auch noch über dieses alles Felix bekennet, daß ihm der Tod seines Eidams nicht zuwider seyn würde; weil er seines Glücks wegen einigen Vortheil daraus ziehen könnte: so hat doch Herr Corneille die weise Vorsicht gebrauchet, ihm eine Scham wegen dieses Gedankens beyzulegen: und wer nur die Art wie er dabey verfährt, etwas näher untersuchen

wil.

will, der wird erkennen, wie viel Kunst dazu gehöret, dergleichen Charactere vorzustellen; und wie schwer es sey, sie so einzurichten, daß sie sich zum Theater schicken, welches dieselben ordentlicher Weise verwirft. Nur ein Geist aus der obersten Classe ist fähig, eine niederträchtige Person abzuschildern.

§. 19. Wenn man diejenigen Schriftsteller rechtfertigen will, die fast keine andere Charactere gemachet haben, und dabey keine Kunst gebrauchet; oder die nur gewöhnliche Charactere geschildert haben, die in ihrer Art schwach sind, so saget man: ha! das ist die rechte wahre Natur! Es ist wahr, allein giebt es denn nicht etwas anders, das noch vollkommener, noch seltener in seiner Art, noch edler, und gleichwohl auch die Natur ist? Das eben aber möchte man gern sehen! Was würde man wohl von einem Maler sagen, der die Menschen nur so schildern wollte, als sie gemeiniglich sind; klein, übelgewachsen, übelproportioniret, und die ein schlechtes Ansehen haben? Das würde doch gleichwohl auch die Natur seyn!

§. 20. Ein großer Kunstgriff die Neugierde anzufeuren ist dieser, daß man den Ausgang ungewiß mache. Zu diesem Ende muß die Verwirrung der Fabel so beschaffen seyn, daß man Mühe hat, deren Auflösung vorher zu sehen: und die Auflösung muß bis ans Ende, ja wo möglich, bis in den letzten Auftritt, ungewiß seyn. Wenn im Stilikon, Felix in eben dem Augenblicke getödtet wird, da er dem Kaiser die Verschwörung entdecken will; so sieht Honorius deutlich genug, daß Stilikon oder Eucherius, seine zween Lieblinge, die Häupter der Verschwörung sind: weil sie die einzigen waren, die es wußten, daß der Kaiser dem Felix ein geheimes Gehör ertheilen würde. Dieses nun ist ein Knoten, der den Honorius, den Stilikon und Eucherius in sehr verwirrte Umstände setzet: und es ist sehr schwer, ausfündig zu machen, wie sie sich heraus helfen werden. Wer wollte aber das Stück hier wohl liegen lassen? Alles was den Knoten noch mehr zusammen

ziehet, alles was dessen Auflösung noch schwieriger machet, das alles muß nothwendig eine schöne Wirkung thun. Ja man sollte noch, wenn es möglich wäre, dem Zuschauer bange machen, daß der Knoten sich gar nicht glücklich auflösen lassen würde.

§. 21. Wenn die Neugierde einmal erreget ist, so mag sie nicht gern lange schmachten: man muß ihr beständig eine Befriedigung versprechen, und sie gleichwohl, ohne sie zu befriedigen, bis an das vorgesetzte Ziel führen. Man muß den Zuschauer allemal dem Schlusse nähern, und ihm denselben gleichwohl allezeit verbergen. Er muß (wofern sichs thun läßt) nicht wissen wohin er geht; er muß aber doch sehen, daß er weiter kömmt. Die Fabel selbst muß geschwinde zueilen; denn ein Auftritt, der nicht ein neuer Schritt zum Ende ist, der tauget nichts. Auf der Schaubühne muß alles voller Handlungen seyn, und selbst die allerschönsten Reden würden unerträglich fallen, wofern sie nichts als Reden wären. Die lange Berathschlagung des Augustus im andern Aufzuge des *Cinna*, würde, so wunderschön sie auch ist, die elendeste Sache von der Welt seyn; wenn man nicht zu Ende des ersten Aufzuges, in Ungewißheit geblieben wäre, was doch Augustus den beyden Häuptern der Verschwörung, die er vor sich fordern lassen, sagen will; wenn es nicht ein so großes Erstaunen erregte, daß er von seiner allerwichtigsten Sache, sich mit zween Leuten berathschlaget, die sich wider ihn verschworen haben; wenn ferner diese nicht beyderseits ihre geheimen Absichten hätten, zwo entgegengesetzte Parteyen zu ergreifen, die der Zuschauer mit Vergnügen erräth; kurz, wenn diejenige Huld, die Augustus ihnen bezeugt, nicht die Ursache der Rede und der Unschlüßigkeit des *Cinna* wäre: welche beyden Leidenschaften die große Schönheit dieser Stelle ausmachen.

§. 22. Eine Auflösung des Knotens, die bis an das Ende verschoben wird, und nicht vorher zu sehen ist, hat ihren

ihren sehr grossen Werth. Die Camma entschließt sich um dem Sostrates den sie liebt, das Leben zu retten, endlich den Sinorix zu heurathen; den sie doch hasset und auch hassen muß. Im fünften Aufzuge sieht man die Camma und den Sinorix aus dem Tempel wiederkommen, in welchem sie vermählet worden. Nun weis man wohl, daß dieß das Ende nicht seyn kann; man kann sich nicht vorstellen, worauf alles dieß hinaus laufen werde, und um so viel weniger, da Camma dem Sinorix entdecket, daß ihr sein größtes Verbrechen bekannt sey, davon er glaubte, sie wüßte es nicht; und daß sie, ungeachtet sie ihn geheurathet hat, dennoch von dem Zorne gegen ihn nichts fahren lassen. Er muß hinaus gehen, und sie höret die Klagen ihres Liebhabers gelassen an, der ihr Vorwürfe über demjenigen machet, was sie doch bloß gethan, um ihm zu beweisen, wie sehr sie ihn liebte. Alles wird hier mit großer Kunst ungewiß gelassen, bis man erfährt: daß Sinorix an einem Zufalle gestorben sey, der ihn plötzlich zugestoßen, und Camma sich gegen den Sostrates erklärt; daß sie den Trauungsbecher vergiftet, aus welchem sie mit dem Sinorix getrunken, und daß auch sie bald sterben werde. Es ist sehr selten, eine so unerwartete Auflösung, und die doch zugleich so natürlich ist, zu finden.

§. 23. Da die meisten Materien historisch sind, so giebt schon die Benennung eines Stückes allein den Ausgang zu erkennen: und in diesem Falle müßte man, wo möglich, einen solchen Weg erwählen, der das Ansehen hatte, als führte er gar nicht auf die, aus den Geschichten bekannte Auflösung, und welcher gleichwohl darauf führte. Diejenigen, welche es gleich voraus wissen sollten, daß die Camma den Sinorix umbringt, würden dennoch im fünften Aufzuge selbst noch nicht fähig seyn, zu errathen, wie der Dichter zu diesem Ausgange kommen werde, wenn er die Heurath der Camma mit dem Sinorix geschlossen sähe: und in diesem Falle ist das Erstaunen noch größer, als wenn man die Geschichte gar nicht gewußt hätte; weil man

Sachen sieht, die demjenigen was man erwartet, ganz zuwider laufen. Allein ich sage es noch einmal, dergleichen Entwickelungen sind selten. Alles was man bey andern, die auch schon, aus den Geschichten bekannt, oder auch aus der Beschaffenheit der Materie leicht zu errathen sind, noch thun kann, ist dieß, daß man sie wenigstens für die spielenden Personen erstaunlich mache, wenn es sich für die Zuschauer nicht thun läßt. Zu Ende des vierten Aufzuges der Ariane, entschließen sich Theseus und Phädra mit einander zu flüchten: da ist nun die Entwickelung dem Zuschauer deutlich genug angekündiget. Es wird ihn gar nicht Wunder nehmen, wenn er im fünften Aufzuge hört, daß Theseus und die Phädra fort sind; Ariane aber wird darüber sehr erstaunen, insonderheit über die Flucht ihrer Schwester Phädra, die sie zärtlich liebt und nicht für ihre Nebenbuhlerinn hält. In diesem Falle nun erwartet der Zuschauer mit Ungeduld die Erstaunung und Verzweifelung der Ariane. Aus tausend andern Beyspielen erhellet ebenfalls: daß der Zuschauer eine Erstaunung, die auch nur für eine spielende Person, und nicht für ihn ist, mit Vergnügen empfindet. Alsdann hat die Neugierde nicht mehr die Fabel selbst zu ihrem Gegenstande, sondern die Wirkung, die sie bey der spielenden Person haben wird, und eine dergleichen Auflösung ist allezeit sehr angenehm. Selbst dieser fünfte Aufzug der Ariane ist es in hohem Grade.

§. 24. Und das ist es nun ungefähr, was der Verstand bey den Sachen, in Absicht auf seine Neugierde begehrt; übrigens aber will er, er sey nun eingeschränkt oder faul, daß dasjenige, was man ihm vorstellt, einfach und ungekünstelt sey. Es ist offenbar, daß zwo Handlungen, die mit einander zugleich ausgeführet würden, den Zuschauer auf eine unangenehme Weise zerstreuen würden, er würde gar bald eine von beyden wählen, und diejenige, an die er sich hienge, würde ihm die andere nur verleiden. Aus einer Handlung, die durch etwas fremdes oder unnützes unterbrochen

brochen wird: würde eben das geschehen, daher ist denn alles für die Einheit geneigt.

§. 25. Wir wissen weder gar zu wohl, was die Alten unter den **Episodien** verstanden haben; noch was so gar wir selbst mit diesem Worte sagen wollen. Zu allem Glücke ist auch eben nicht viel daran gelegen. Ist das Episodium etwas, das nur in die Handlung mit eingeschoben wird, und auch davon abgesondert werden könnte, ohne ihr dadurch Schaden zu thun; so wie die Liebe der niedern Personen in einigen Opern, allwo sie gleichwohl sehr artige Auftritte verursachet: so ist das ganze Episodium fehlerhaft. Versteht man hingegen durch Episodium die Angelegenheiten der Nebenpersonen, die, ob sie gleich nicht die hauptsächlichsten Urheber der Handlung sind, dennoch etwas dazu beytragen: so sind die Episodien sehr gut, und oftmals nothwendig.

§. 26. Wenn ich sage, daß die Nebenpersonen etwas zur Handlung beytragen: so verstehe ich darunter nicht, daß sie zu irgend einer Maschine behülflich sind, die wohl ohne sie, obgleich etwa nicht sobequem bestehen könnte; sondern ich verstehe, daß ihre Beyhülfe durchaus nothwendig sey. Ja diese Beyhülfe muß nicht einmal verzögert seyn, das heißt, daß man die Nothwendigkeit dieser Nebenpersonen nicht eher als spät, und gegen das Ende des Stückes merke: denn auf solche Weise werden sie so oft den Zuschauern lange Weile gemachet haben, als oft sie bis dahin vorgekommen sind. Die **Eriphile** ist zur Auflösung des Knotens in der **Iphigenia** nöthig: sie ist das Reh aus der Fabel, und man konnte ihrer nicht entbehren. Allein sie ist erst zu Ende des letzten Aufzuges nöthig, und dieses entschuldiget ihre Anwesenheit in den vorigen Aufzügen nicht hinlänglich.

§. 27. Die Einheit muß sich mit dem Einfachen verbinden. Eine einfältige Handlung nenne ich diejenige, die man leicht verfolgen kann, und die den Verstand nicht durch eine gar zu große Menge von Zwischenfällen ermüdet. Man muß sich nicht einbilden, daß die Einfältigkeit an und für

sich selbst einige Anmuth habe: und diejenigen, welche die griechischen Stücke von dieser Seite loben, die haben wohl eine Begierde zu loben; allein sie verstehen sich sehr schlecht auf das Lob. Hingegen ist Heraklius mit Sachen und Zwischenfällen gar zu sehr überladen, und vom Einfachen gar zu sehr entfernet. Es ist also in der Einfalt zwar etwas gutes: allein worinn besteht es denn eigentlich?

§. 28. Die Einfalt an und für sich selbst gefällt nicht: sie ersparet nur dem Verstand eine Mühe. Die Verschiedenheit hergegen ist schon für sich selbst angenehm: denn der Verstand liebet eine Abwechselung der Handlungen und Gegenstände. Eine Sache gefällt eben nicht darum, weil sie einfach ist; und sie gefällt nicht um destomehr, weil sie noch einfacher ist, sondern sie gefällt dadurch, daß sie vielfältig und dennoch einfach ist: je vielfältiger sie ist, ohne daß sie deswegen aufhöret einfältig zu seyn, destomehr gefällt sie. In der That wird von zweyen Schauspielen, deren keines den Verstand ermüdet, dasjenige, was ihn am meisten beschäfftiget, ihm das angenehmste seyn. Man bewundert die Natur nicht deswegen, weil sie alle Gesichter aus einer Nase, einem Munde und aus zweyen Augen zusammen gesetzt hat: sondern man bewundert sie deswegen, daß, da sie dieselben alle aus diesen Stücken zusammen gesetzet, sie dennoch selbige so verschieden gemachet hat. Hier gefällt also die Einfalt und die Verschiedenheit durch ihre Vereinigung. Die eine verdienet nicht sehr, daß man sie in Betrachtung ziehe, allein es ist ein leichtes sie zu betrachten; ihr größtes Uebel ist, daß sie abgeschmackt ist. Die andre ist reizend; sie verdienet unsere Aufmerksamkeit: allein sie erstreckt sich unendlich weit, und würde unsern Verstand gar zu sehr verwirren. Daher kömmt es denn, wenn beyde sich vereinigen, daß die Einfalt der Mannichfaltigkeit die gehörigen Gränzen setzt, und daß diese hingegen der andern ihre Anmuth ertheile.

§. 29. Die Verschiedenheit der Handlung, wofern man so reden darf: ist also fast eben so wichtig, als die Einheit und Einfalt. Die Spanier überladen gemeiniglich ihre Stücke dadurch, daß sie viele Liebeshändel und Zwischenfälle hinein bringen. Verkleidete Prinzen, oder die selbst nicht wissen wer sie sind, zweydeutige Briefe, oder die in unrechte Hände gerathen, verlohrne Bildnisse, Versehungen die bey Nacht geschehen, erstaunliche Begegnisse, die man gar nicht voraus sehen könnte; dergleichen Spielwerke und Verwirrungen können sie niemals zu viel haben. Wir Franzosen haben sie ebenfalls eine Zeit lang geliebet; allein unser Geschmack hat sich in diesem Stücke geändert. Vieleicht haben auch die Spanier, welche wegen des Zwanges, in welchen das Frauenzimmer bey ihnen lebet, der Ebentheuer gewohnter sind als wir, mehr Ursache deren Vorstellung zu lieben: vieleicht machet ihre Lebhaftigkeit, daß ihnen dasjenige ungekünstelt und leicht vorkömmt, was uns verwirrt und beschwerlich vorkommen würde; vieleicht gefallen ihnen aber auch, (und dieß scheint am wahrscheinlichsten zu seyn,) die mit allerley Ränken vermischten Stücke nur darum, weil sie keine bessern haben.

§. 30. Was dergleichen verwirrten Stücken bey uns am meisten geschadet hat, das ist dieß: daß wir eben so ränkvolle und dennoch zugleich nicht so verworrene Stücke gesehen haben. Man vergleiche nur den Heraklius und Horaz. In beyden giebt es viel Verschiedenheit und Zwischenfälle; kaum bleiben die Personen zween Auftritte nach einander in derselben Verfassung; alles ist beständig in Bewegung. Allein wie erfährt man das ganze Spiel mit dem Heraklius? Durch eine lange Erzählung derer Sachen, die sich vor dem Anfange des Trauerspiels zugetragen; eine Erzählung, die freylich ziemlich schwer zu behalten, und allezeit ein wenig dunkel ist, ungeachtet, sie mit ungemeiner Kunst entdeckt wird. Alle verschiedene Zufälle im Horaz hingegen, entstehen ganz ungekünstelt, einer aus dem andern, und vor den Augen der Zuschauer. Heraklius ist

nach spanischer Art, gar zu voller Händel, gar zu verworren und ermüdend; Horaz hergegen ist, wo ich sagen darf, nach französischer Art, sehr vervielfältigt, ohne alle Verwirrung.

§. 31. Um das ganze Geheimniß zu entdecken, wie man eine Handlung vermannigfaltigen könne, so dörfte man nur die Kunst ausforschen, womit das Trauerspiel Horaz ausgeführet ist. Die drey Horazier streiten für Rom, und die drey Curiazier für Alba: zween Horazier bleiben todt, und der dritte, ob er gleich allein übrig bleibt, findet dennoch ein Mittel, die drey Curiazier zu überwinden. Dieß ist es alles, was die Geschichte an die Hand giebt; und nichts kann einfältiger seyn. Nunmehr untersuche man, was für Zierrathe; und wie vielerley verschiedene Zierrathe der Dichter hinzugesetzet hat: je mehr man dieses untersuchen wird, desto mehr wird man erstaunen. Er dichtet, daß die Horazier und Curiazier mit einander verbunden sind, und eben im Begriffe stehen, sich noch näher zu verbinden. Einer von den Horaziern hat die Sabina, eine Schwester der Curiazier geheurathet; und einer von den Curiaziern liebet Camillen, eine Schwester der Horazier. Indem der Schauplatz eröffnet wird, liegen Rom und Alba mit einander im Kriege, und noch denselben Tag soll eine endliche Schlacht vor sich gehen. Sabine beklaget sich, daß sie ihre Brüder in einem Kriegsheere, und ihrem Gemahl in dem andern hat; und folglich an dem glücklichen Erfolge weder der einen, noch der andern Theil nehmen könne. Camilla hoffet noch denselben Tag den Frieden, und glaubet einem Orakelspruche zufolge, den sie bekommen hatte, daß sie den Curiaz heurathen sollte. Allein ein Traum hat von neuem ihre Furcht erwecket. Indessen kömmt Curiaz und meldet ihr: daß die Häupter von Alba und Rom, da sie eben im Begriffe gestanden, die Schlacht anzuheben, einen Abscheu vor allem dem Blute empfunden, welches vergossen werden sollte, und sich also entschlossen, diesen Krieg durch ein Gefecht, zwischen ihrer dreyen, gegen

andere

andere drey zu endigen; und daß man bis dahin einen Waffenstillstand gemachet habe. Camilla höret diese glückliche Zeitung mit Entzücken, und Sabina hat eben so viel Ursache zufrieden zu seyn. Nachmals werden die drey Horazier erwählet von Seiten Roms zu streiten, und Curiaz wünschet ihnen zu dieser Ehre Glück: wobey er sich nur beklaget, daß entweder seine Schwäger umkommen, oder seine Vaterstadt Alba, Rom unterwürfig seyn solle. Allein wie schmerzlich fällt es ihm nicht abermals, als er erfährt: daß seine zween Brüder und er ausersehen sind, von albischer Seite zu fechten! Was für eine Verwirrung erreget dieß nicht bey allen Personen! Der Krieg selbst war nicht so schrecklich für sie. Sabina und Camilla sind unruhiger als jemals: die eine muß entweder ihren Mann, oder ihre Brüder; die andere aber ihre Brüder, oder ihren Geliebten verlieren, und diese alle zwar, einen durch des andern Hände. Die Streiter selbst sind bewegt, und zärtlich gerühret: indessen müssen sie fort, und betreten das Wahlfeld. Indem beyde Kriegsheere sie sehen, so will keines leiden, daß Personen, die sich so nahe verwandt sind, mit einander kämpfen sollen; und man stellet ein Opfer an, um den Sinn der Götter zu erfahren. Die Hoffnung lebet in dem Herzen der Sabina wieder auf; Camillen aber ahndet nichts gutes. Man kömmt auch endlich, und sagt ihnen, es sey nun nichts mehr zu hoffen: die Götter hielten das Gefechte genehm; und die Streiter wären schon im Handgemenge miteinander. Dieß wirkt eine neue Verzweifelung! ein viel größer Schrecken als die vorigen! Hierauf kömmt die Zeitung, daß zween Horazier getödtet sind, endlich auch der dritte geblieben sey, und die drey Curiazier die Wahlstatt behalten hätten. Camille bedauert ihre zween Brüder, und hat eine heimliche Freude, daß ihr Liebhaber lebendig und Sieger sey: Sabine aber, die weder ihre Brüder noch ihren Mann verloren, ist zufrieden. Der Vater der Horazier aber, den einzig das Wohl der Stadt Rom rühret, die nunmehr

der Stadt Alba soll unterworfen seyn, und die Schande, die auch auf ihn zurück fällt, daß sein Sohn geflohen sey, schwöret: daß er ihn wegen seiner Zagheit strafen und ihm das Leben mit eigener Hand nehmen wolle; welches denn die Sabine in neue Unruhe setzet. Endlich aber bringt man dem alten Horaz eine ganz entgegen gesetzte Zeitung. Die Flucht seines Sohnes nämlich war nur ein Kunstgriff gewesen, dessen er sich bedienet, um die drey Curiazier umzubringen; welche wirklich auch auf dem Schlachtfelde todt geblieben sind. Nichts ist schöner, als die Art, wie diese Sache abgehandelt wird; man wird weder bey den Alten ein Original dazu, noch bey den Neuern eine Copie davon finden.

§. 32. Die Kunst bey dieser Ausführung besteht meines Erachtens darinnen, daß man eine Handlung in so viel Theile eintheile, als verschiedene Empfindungen sie bey den Personen erregen kann; es sey nun, daß diese Empfindungen von entgegen gesetzter Art sind; oder es sey, daß in derselben Art einige mehrere Stärke besitzen, als die andern. Die Personen von der Freude zum Schmerze, von der Furcht zur Hoffnung, oder von einer geringern Freude, von einer mindern Furcht zu einer größern übergehen zu lassen, das sind zwo Gattungen von Widrigkeit. Die erste ist die angenehmste, weil die Widrigkeit vollkommner, ist. Die andere thut zwar auch große Wirkungen: allein überhaupt würde ein Stück, allwo eine und dieselbe Empfindung immerfort, oder doch fast beständig herrschte, ob selbige gleich immer stärker würde, nicht so gut gefallen; als wenn es mit vielerley entgegengesetzten Empfindungen untermischet wäre. In der Malerey thun die Gewänder eine viel bessere Wirkung, als unsere gewöhnlichen Kleidungen, weil sie besser spielen und mehrere Falten werfen. So ist es auch gut, daß der Stoff des Trauerspiels so zu reden überlaufend sey, daß er verschiedene Seiten zeige, und mancherley Bewegungen habe.

§. 33

§. 33. Außer der Widrigkeit, die in den verschiedenen Theilen der Handlung seyn kann, thun die widrigen Charactere der Personen, ein sehr vieles zur Verschiedenheit. Zwo Figuren auf einem Bilde, die gerade einerley Stellung haben, sind nichts fehlerhafter, als zwo Personen in einem Trauerspiele die einerley Character besitzen. Berenice, Titus und Antiochus, sind allerseits nur eine einzige Person unter drey verschiedenen Namen. Die größte Widrigkeit entsteht unter zwo entgegengesetzten Gattungen, z. E. eines Ehrsüchtigen und eines Liebhabers, eines Tyrannen und Helden: allein auch in einer und derselben Gattung kann man eine überaus angenehme Widrigkeit finden. So sind z. E. Horaz und Curiaz, obgleich beyde tugendhaft, beyde von der Liebe zum Vaterlande gleich stark eingenommen sind, sich dennoch, auch selbst in denen Empfindungen, einander nicht ähnlich, die ihnen beyden gemein sind. Der eine besitzet eine edle Wildheit, der andere etwas zärtliches und menschliches. Jedoch es ist nicht allen Menschen gegeben, das entgegen gesetzte auch unter ähnlichen Dingen vorzustellen. Kurz, wenn zwo Personen nicht recht merklich von einander unterschieden seyn können, so ist es zum mindesten gut, daß man ihnen besondere Ursachen beylege, warum sie nicht einerley Meynung sind, oder in einerley Grade der Leidenschaften stehen: und dieß ist abermal ein Meisterzug, den Herr Corneille in seinem Horaz angebracht hat. Sabine und Camille haben einerley Character, ja fast einerley Besorgniß; insgemein aber wenn die eine fürchtet, so hoffet die andere. Es wäre auch nicht unrecht, wenn die Vertrauten gegen ihre Herren nicht so gar gefällig wären, als sie gemeiniglich sind; und daß sie sich die Freyheit nähmen, dieselben durch gute Gründe zu widerlegen. In einem Gespräche wird ein Widersetzen und ein Spiel erfodert, sonst ist es ein Gespräch, darinnen nur eine einzige Person redet.

§. 34. Die Vorfälle der Schaubühne sind unendlich, und begreifen alles, was entweder den Zuschauer, oder eine von

den Personen in Verwunderung setzen kann; alles das, was eine ganz andere Wirkung hat, als man vermuthen konnte: und es ist augenscheinlich, daß nichts die Neugierde mehr vermehre. In dem Augenblicke, da *Cinna* der *Aemilia* von der Verschwörung Rechenschaft giebt, davon er und **Maximius** die Häupter sind, meldet man ihm an: daß **Augustus** ihn und den **Maximius** zu sprechen verlange. Hier ist es nun unmöglich, daß *Cinna* sich nicht für verrathen halte, und daß der Zuschauer nicht mit Ungeduld erwarte, was der Kaiser mit ihm machen werde. Wenn nun *Cinna* und **Maxim** bey dem **August** erscheinen: so sieht man, daß er sie bloß rufen lassen, um mit ihnen zu überlegen, ob er das Kaiserthum niederlegen solle? Allhier gerathen *Cinna*, **Maximius** und der Zuschauer; in ein gleiches Erstaunen; und dieß sind die rechten *wunderwürdigen* Kunstgriffe! Es giebt noch andere Theaterstreiche, die nur wenige Personen, nicht aber den Zuschauer betrügen, oder in Erstaunen setzen. So vertrauet sich die *Ariane* ihrer Schwester an, von der sie nicht weis, daß sie ihre Nebenbuhlerinn ist: und dieses Spiel ist sehr schön, obgleich der Zuschauer dadurch nicht betrogen wird. In dergleichen Fällen aber genießt er den Irrthum oder die Unwissenheit des Spieles, und sieht mit Vergnügen das Erstaunen voraus, darein er gerathen wird, wenn ihm die Augen *aufgehen* werden. Gleichwohl, wenn man alles wohl erwäget, so scheint es, daß die erstere Art etwas vollkommenes an sich habe. Die Lustspiele sind fruchtbarer an solchen Streichen, als die Trauerspiele; gleichwohl giebt es einige, die sehr schön, und doch ganz leer davon sind.

§. 35. Bis hieher haben wir bey der Handlung nur dasjenige betrachtet, was dem Verstande gefallen kann; das ist aber noch nicht genug: wir müssen auch an das Herz gedenken. Mit allen denen Eigenschaften, davon wir geredet haben, könnte eine Handlung zwar wohl bemerkenswerth seyn, allein es giebt noch etwas mehrers: sie muß,

wo möglich, auch rührend gemachet werden. Man will beweget und gerühret werden; man will Thränen vergießen. Dieses Vergnügen, welches man beym Weinen empfindet, ist so seltsam, daß ich mich nicht enthalten kann, darüber eine Betrachtung anzustellen. Würde man wohl ein Belieben daran tragen, jemanden, den man liebet, in dergleichen Umständen zu sehen, worinnen sich Roderich im Cid befindet, nachdem er den Vater seiner Geliebten umgebracht? Nein gewiß nicht! gleichwohl gefällt die außerordentliche Verzweiflung des Rodrigo, die Gefahr die er läuft, alles was ihm am theuersten ist zu verlieren, eben um der Ursache willen, weil die Zuschauer den Rodrigo lieben. Wie kömmt es also doch immermehr, daß man von der Vorstellung einer Sache, auf eine angenehme Weise gerühret wird, die uns betrüben würde, wenn sie wahr wäre?

§. 36. Das Vergnügen und der Schmerz, zwo so verschiedene Empfindungen, sind ihrer Quelle nach, nicht so gar sehr unterschieden. Es erhellet aus dem Beyspiele des Kützelns, daß eine vergnügende Bewegung, wenn sie zu hoch getrieben wird, zu einem Schmerze gedeihet, und daß die Bewegung des Schmerzens, wenn man sie ein wenig mildert, ein Vergnügen wird. Eben daher kömmt es noch, daß es eine gelinde und angenehme Schwermuth giebt: und dieß ist ein geschwächter und geminderter Schmerz. Das menschliche Herz liebt von Natur die Erregung; es schicken sich also die traurigen Gegenstände, ja so gar die schmerzlichen Gegenstände recht wohl für dasselbe, nur daß sie durch etwas versüßert werden. Es ist gewiß, daß auf der Schaubühne, die Vorstellung fast die Wirkung der Wirklichkeit hat; allein sie hat sie doch nicht vollkommen. Man sey von dem Schauspiele auch noch so sehr hingerissen, als man will; die Sinne und die Einbildungskraft mögen sich noch eine so starke Gewalt über die Vernunft nehmen: so bleibt doch allezeit im Innersten des Verstandes, ich weis nicht was für ein Begriff von der Falschheit dessen, was man sieht. Dieser obgleich schwache und dunkle Begriff ist hin-

länglich genung, den Schmerz zu mindern, daß man einen, den man liebet, leiden sehe, und diesen Schmerz auf denjenigen Grad hinunter zu setzen, allwo er anfängt, sich in ein Vergnügen zu verwandeln. Man beweinet die Unglücksfälle eines Helden, dem man günstig geworden ist, und tröstet sich auch noch in demselben Augenblicke deswegen; weil man weis, daß es eine Erdichtung ist. Eben aus dieser Vermischung der Empfindungen aber, entsteht ein angenehmer Schmerz, und solche Thränen, die uns Vergnügen bringen. Da auch übrigens eine solche Betrübniß, die durch den Eindruck empfindlicher und äußerlicher Gegenstände verursachet wird, stärker ist; als der Trost, der nur aus einer innerlichen Betrachtung entspringt: so müssen in dergleichen Werken die Wirkungen und Kennzeichen des Schmerzens die Oberhand behalten.

§. 37. Diejenigen Personen, welche dergleichen Thränen aus den Augen locken sollen, müssen rührend und liebenswerth seyn. Allein wie soll man sie rührend und liebenswerth machen? Zuvörderst ist es genug, wenn sie nur unglücklich sind. Bey allen empfindlichen Leuten ist es schon ein Verdienst, daß man in große Drangsalen gerathe: denn diese ziehn von selbst die Zuneigung nach sich, wofern sonst nichts ist, das selbige zurück treibt. Der Held oder die Heldinn eines Stücks finden hiedurch den Zuschauer in sehr geneigter Verfassung: und um daß er ihre Unglücksfälle bedaure, brauchet es nichts mehr, als daß sie ihm nur in keinem Stücke misfallen.

§. 38. Man muß aber wohl acht geben, daß dieser Satz nur von denen Personen gilt, die aus der Geschichte nicht sehr bekannt sind, und von denen man keinen gar zu erhabenen Begriff hat: diese machen uns gar leicht aufmerksam. Dergleichen ist Antiochus in der **Rodogune**. Cäsar und Alexander aber werden nicht sehr rührend seyn: wofern sie demjenigen keine Genüge thun, was man von diesen Namen erwartet. Es ist auch nicht genug, daß man

nur in der Folge des Stückes große Thaten von ihnen erzähle: man muß auch sehen, daß sie in währendem Stücke wirklich welche thun. Die Geschichte der vergangenen Zeit rühret den Zuschauer sehr wenig, der so zu reden, nur seinen Augen glaubet. Daher eben kömmt es, daß Alexander so wenig rühret, und eine so geringe Person in dem Stücke ist, was seinen Namen führet. Es ist wahr, man erzählet in demselben viel schöne Sachen von ihm; allein, wenn man ihn selbst sieht, so ist er mit nichts, als der Liebe zu einer gewissen Kleophile beschäfftiget, die der Zuschauer eben nicht sonderlich hochschätzet. Gleichwohl thut Alexander noch zuletzt eine großmüthige That, indem er dem Porus seine Staaten wieder zurück giebt: allein man rechnet ihm dieselbe fast für nichts an, weil er sich bis dahin keine große Aufmerksamkeit erworben hat.

§. 39. Eine unverdiente Unterdrückung zu erdulden, mit Undank belohnet zu werden, eine ruchlose Treulosigkeit zu erleben, das sind diejenigen Unfälle, die denjenigen, die darein gerathen, die meiste Neigung zuziehen: und die Macht so sie haben die Herzen an sich zu ziehen, ist so groß, daß auch selbst Medea, die doch ihren Vater und ihr Vaterland verrathen, ja ihren Bruder in Stücken zerrissen hat, liebenswürdig und rührend wird, da sie zu Korinth vom Jason verlassen ist. Ein jeder ist auf ihrer Seite, und wider die unschuldige Kreusa selbst.

§. 40. Wie vielmehr muß denn nicht die unschuldige Tugend rühren! Allein man muß die Tugend auch zu malen wissen: und hierinnen ist außer dem Herrn Corneille fast niemand glücklich gewesen. Man darf auch gar nicht fürchten, daß alle tugendhafte und vollkommene Charactere einander gleich sehen; und alle Helden der Schaubühne einer und derselbe Held seyn werden. Es ist zwar wahr, daß in dergleichen Characteren alle Tugenden zugleich sind: allein sie leuchten nicht alle hervor. Es giebt allemal eine, welche wegen derer Sachen, davon die Rede ist, und wegen der

Umstände darinnen der Held sich befindet, die Oberhand gewinnt, und so zu reden die gegenwärtige Zeittugend wird. Die andern bleiben im Dunkeln und in der Vergessenheit, indem sich keine Gelegenheit für sie zeiget; genug daß man nichts sieht, was ihnen zuwider wäre. Man halte diese Betrachtung mit des Herrn Corneille Helden und Heldinnen zusammen: so wird man finden, daß sie fast alle gleich, und dennoch verschieden tugendhaft sind. Er machet ihre Charactere verschieden, nicht durch die Vermischung der Laster oder Mängel; sondern durch die verschiedenen Tugenden, die er darinnen hervor leuchten läßt.

§. 41. Diejenige Person, welche man tugendhaft schildern will, muß von allen Fehlern frey seyn. Die Liebe wird entweder für keine Schwachheit gehalten; oder sie ist doch die einzige, die man den Helden der Schaubühne zu gute hält: gleichwohl müssen sie, wie bereits gesaget worden, dieselbe gewissen edlern Empfindungen aufopfern. Man muß auch noch ferner bedenken, daß die Helden auch nur Heldinnen, das heißt, Personen lieben müssen, die ihrer vollkommen würdig sind; und einer von Alexanders Fehlern ist der, daß er die Kleophile liebt, deren Character ziemlich schlecht ist. Hier verunehret sich der Held durch seine üble Wahl. Im Polieukt hergegen wird Severus nur um desto größer, weil er von einer solchen Person geliebet wird, als Paulina ist.

§. 42. Der Held muß ferner niemals unrecht haben, und man muß hierinnen sogar den mindesten Schein vermeiden. Hat er ja eine schwache Seite, so muß der Dichter solche zu verbergen, und ihn von der guten Seite zu schildern wissen. Man muß den Alexander als einen Ueberwinder der Welt, nicht aber als einen Trunkenbold und Grausamen vorstellen. Herr Corneille hat wider diese Regel, obgleich auf eine ziemlich unmerkliche Weise, gesündiget. Nikomedes, dessen Character sehr schön und voller edlen Ehrliebe ist; trotzet und beschimpfet seinen jüngern

Bruder

Bruder Attalus ohne Unterlaß; und machet folglich dem Zuschauer, welcher sehr geneigt ist, der Meynung des Helden zu seyn, den er liebet, einen schlechten Begriff von demselben. Gleichwohl übet Attalus gegen das Ende eine großmüthige That aus, die den Nikomedes selbst aus einer großen Gefahr errettet. Hier ist man nun verdrießlich, daß Nikomedes den Attalus so schlecht gekannt, und einen Menschen so sehr verachtet hat, der es so wenig verdiente. Zudem so ist es dem Nikomedes einigermaßen schimpflich, daß er von demjenigen errettet wird, aus dem er sich so wenig machte. Man muß also allemal darauf rechnen, daß der Zuschauer die Helden zärtlich liebet, und daß die mindeste Sache, die demjenigen Begriffe zuwider läuft, den er sich von ihm gemacht hat, ihm verdrießlich sey.

§. 43. Die tugendhaften und angenehmen Charactere theilen sich in zwo Classen ein, einige sind sanft, zärtlich, voller Unschuld; die andern sind edel, erhaben, herzhaft und stolz. Man bringt dieselben allerseits in schmerzhaften Umständen auf die Bühne: und diejenigen, die bey ihrem Leiden empfindlicher sind und mehr Worte anwenden, um sich zu beklagen, die bewegen den Zuschauer gar leicht und erregen ein Mitleiden. Die andern, welche bey ihren Drangsalen eben so viel Muth als Empfindlichkeit besitzen; deren es nicht gut genug ist, sich zu beklagen: die erregen entweder nur Bewunderung, oder doch ein mit Bewunderung vermischtes Mitleiden, ein Mitleid ohne Thränen, welches auch bey den erhabensten Herzen Eingang haben kann. Die erstern beklaget man, und wenn man sich in ihre Stelle setzet, so bebet man vor Furcht; die letztern aber bewundert man in so hohem Grade, daß man sich fast ihr Unglück zusammt ihren Empfindungen wünschen möchte. Andromacha und Cornelia sind zwo Wittwen, beyde sehr unglückselig, und beyde sehr geschickt, den Unterschied dieser zwo Arten des Mitleidens zu zeigen. Die gelinden Charactere können durch eine zärtliche und feine Liebe rühren, und ihre Art zu lieben, wird ihnen zu einem neuen

Verdienste. Dergleichen sind Brittanicus und Junia, Bajazet und Athalide. Die erhabenen Charactere haben auch eine erhabene Liebe, der man diese bewegliche Weichmüthigkeit nicht beylegen kann. Sie haben aber dabey den Vortheil, daß die Bewunderung, die sie erregen, sie viel liebenswürdiger machet, als das Mitleid und die Bewunderung zugleich erwecken.

§. 44. Nikomedes wird durch das Ansehen unterdrücket, welches seine Schwiegermutter bey dem Prusias hat, und durch die arglistige Staatskunst der Römer. Er aber beklaget sich niemals; niemals suchet er die Zuhörer zu erweichen: sondern die Standhaftigkeit seines Muthes; die Unerschrockenheit, womit er die größte Macht ansieht, die damals auf dem Erdboden war; die edlen Spöttereyen, so er darüber ausläßt, dieß alles gewinnet ihm die Herzen vielmehr, als die bittersten Klagen von der Welt thun würden: und wenn er nicht zuweilen ein wenig gar zu jung thäte; so wäre sein Character der allerschönste, den man auf der Schaubühne sehen kann. Sein Character ist an und für sich selbst so liebenswerth, daß er auch dann gefället, wann er lasterhaft ist. In dem Trauerspiele Wencelaus ist Ladislaus stürmend, unbändig, heftig, verwägen, ungerecht: und gleichwohl ist er bey allen diesen Lastern liebenswerth. Alles was das Ansehen der Herzhaftigkeit, des Erhabenen und der Unabhänglichkeit hat, das schmäuchelt schon für sich selbst unserer Neigung, die allezeit der Stärke mehr zuschreibt, als der Vernunft, und dem Muthe mehr, als der Klugheit. Hingegen hat das, was geordnet und verständig ist, etwas kaltes an sich, das zuweilen gar ins Lächerliche fällt. Gleichwohl muß man auf der Schaubühne nicht gar zu oft solche junge Narren aufführen, als Ladislaus ist: denn ohne Zweifel sind die vernünftigen und tugendhaften Charactere vorzuziehen; allein man muß ihnen von dem lasterhaften Charactere des Ladislaus so viel Stärke und Hitze beylegen, als nur immermehr möglich ist.

§. 45.

§. 45. Hier biethen sich nun ziemlich natürlich etliche Betrachtungen über die **Nützlichkeit der Trauerspiele** dar. Ich habe nie die Meynung gehabt, die Leidenschaften durch die Leidenschaften selbst zu reinigen; also will ich nichts davon sagen. Geschieht es, daß jemand durch dieses Mittel gereiniget wird, so sey es immerhin! Ich sehe dennoch nicht sehr deutlich ein, wozu es dienen soll, daß man von dem Mitleiden getheilet werde. Mich für mein Theil dünket, der größte Nutzen der Schaubühne sey dieser, daß die Tugend der Menschen angenehm gemachet, und sie gewöhnet werden, sich ihrer anzunehmen, und ihr Herz nach ihr zu lenken; daß man ihnen große Beyspiele von Standhaftigkeit und Muth in Unglücksfällen vorstelle, um dadurch ihre Empfindungen zu stärken und zu erheben. Hieraus folget, daß man nicht nur tugendhafte Charactere vornehmen müsse; sondern, daß sie auch auf eine so erhabene und stolze Art tugendhaft seyn müssen, als des Herrn Corneille seine sind, welche das Herz stärken, und rechte Regeln zum Heldenmuthe geben. Andere Charactere, die zwar auch tugendhaft, aber der gewöhnlichen Gemüthsart der Menschen gemäßer wären, die würden die Seele nur weibisch machen, und die Zuschauer zur Schwachheit und Niedergeschlagenheit gewöhnen. Die Liebe betreffend, weil dieselbe ein nothwendiges Uebel ist: so wäre es zu wünschen, daß die Stücke des Herren Corneille dieselbe den Zuschauern nicht anders einflößten, als sie sie ihnen vorstellen.

§. 46. Wir haben gesehen, was dazu gehöret, daß eine Person rührend werde; dieß wirken nämlich entweder ihre Unglücksfälle, oder ihre Tugenden: die Personen werden aber noch viel rührender, wenn sie alles beysammen, sowohl Tugenden, als große Unglücksfälle besitzen. Wie wäre es indessen, wenn gar die Tugend selbst Unglücksfälle nach sich zöge? Hier würde gewiß die Liebe des Zuschauers noch viel weiter gehen. Ein Unglück ist um so viel rührender, je weniger derjenige, den es betrifft,

solches verdienet hat. Wenn Roderich, so tugendhaft und edel er auch ist, eine Geliebte verlöhre, von der er zärtlich geliebet wird, so würde man ihn allerdings beklagen: allein er verlieret sie darum, weil er seiner Pflicht gegen seinen Vater eine Genüge gethan hat: was ist ihm nunmehr der Zuschauer nicht für Mitleid schuldig? Chimene ist in eben den Umständen: aber freylich ist auch diese Materie die schönste, davon man jemals gehandelt hat.

§. 47. Nach denen Unglücksfällen, darein man seine Tugend wegen geräth, sind diejenigen die rührendsten, darein man wegen fremder Verbrechen, oder aus Ungerechtigkeit anderer Leute verfällt. Die unterdrückte Unschuld ist allemal liebenswerth, und die Liebe, so man zu ihr trägt, wird durch den Haß noch verdoppelt, den man auf ihre Verfolger wirft. In dergleichen Materien kann man nun die Tyrannen mit nie zu schwarzen Farben schildern; indem der Abscheu, den man vor ihnen befindet, dem Helden zum Vortheile gereichet. Kleopatra und Nero machen, daß man den Brittanicus und die Rodogune liebet. Die Liebe zur Tugend, oder der Haß des Lasters, das sind einerley Empfindungen unter ihren verschiedenen Gestalten, und es ist zur Abwechselung und Verwirrung der Schaubühne gut, daß sie sie alle beyde annehmen.

§. 48. Es giebt auch noch eine Art beweglicher Unglücksfälle, und das sind diejenigen, darein der Held durch eine Schwachheit fällt, die zu entschuldigen ist; die einzige Schwachheit aber, die man einem Helden vergiebt, ist, wie bereits gesaget worden, die Liebe. Man beklaget nämlich diejenigen, die dadurch unglücklich werden, fast eben so sehr, als diejenigen, welche durch ihre Tugend in Unglück kommen, wie dieß aus dem Beyspiele der Ariane und Berenice erhellet. Gleichwohl muß man sich erinnern, daß eben diese Zuschauer, die der Liebe so sehr gewogen sind, übel zufrieden seyn würden, wenn selbige über irgend eine edlere Empfindung siegen sollte. Es ist ...

der Liebe zwar erlaubet, den Helden in Unglück zu bringen, aber nicht, in die Schande zu stürzen.

§. 49. Die Unglücksfälle endlich, darein man weder durch eigene Tugend, noch durch andere Laster, noch durch eine Schwachheit, die zu entschuldigen ist, sondern durch ein bloßes Schicksal verfällt, wie z. E. des Oedipus Unglück ist, diese schienen am wenigsten zu rühren: nicht als ob sie nicht einen gewissen Abscheu erregten; allein sie rühren die Leute nicht so, daß man vielen Antheil daran nimmt. Man erzähle jemanden die Geschichte eines Menschen, der von demjenigen vergeben wird, den er in seinem Testamente zum Erben erkohren, ja dem er so gar noch im Sterben viel zärtliche Sachen sagt. Man erzähle jemanden die Geschichte eines Menschen, der vom Donner erschlagen worden: was für Empfindungen werden wohl diese zwo Begebenheiten in uns erregen? Es ist wohl wahr, daß eines Theils die Schändlichkeit des Undanks, und auf der andern der Donnerschlag einem ein Schaudern erwecken: allein dieser abscheuliche Undank macht uns demjenigen gewogen, der ihn auszustehen hat, und man beklaget ihn zärtlich; dahingegen der Donnerschlag uns gegen denjenigen, der davon erschlagen worden, sehr gleichgültig läßt, denn seine Person wird uns deswegen nicht theurer. Man hasset, ja man verfluchet den Giftmischer; denjenigen aber, der den Donner entstehen lassen, den kann und soll man nicht hassen. Kurz, dieser letzte Zufall macht einem einen entsetzlichen Begriff, davon man die Einbildungskraft sobald als möglich abwendet; das man mit einer gewissen Art von Gefälligkeit unterhält: und ein Beweis hiervon ist, daß man gar gern auf alle Umstände von dem Tode dieses vergifteten Menschen acht geben, und sie mit einer Art eines Vergnügens alle recht ins Licht stellen wird. Nun ist gar leicht zu sehen, daß des Oedipus Unglück, mit dem Donnerschlage einerley ist; und nichts mehrers wirken kann, als jener. Man hat vom Oedipus, und denen Stücken, die ihm gleichen, nichts

als

als eine unangenehme und fruchtlose Ueberzeugung, von dem Elende der menschlichen Natur.

§. 50. Wenn die Personen einmal liebenswürdig sind, es sey nun wegen ihrer Tugend, oder wegen ihrer Unglücksfälle, oder wegen aller beyden zugleich; wenn unser Herz einmal für sie eingenommen ist: so rühret uns alles, was ihnen begegnet: ihre Freude und ihr Schmerz ist auch unsere Lust und Misvergnügen. So zärtlich wir indessen auch gegen sie gesinnet sind, so ungern würden wir sie dennoch beständig in Freuden sehen, und man kann sie uns gar wohl das ganze Stück hindurch im Schmerze vorstellen. Woher kömmt doch aber diese so seltsame Grille? Allem Ansehen nach daher, weil alle Menschen zu Schmerzen empfindlicher sind, als zur Freude. Da nun der Schauplatz, so wie wir vorhin erkläret, alle Empfindungen vermindert; und diese beyden auf gleiche Art vermindert werden: so behält der Schmerz noch Stärke genug, um uns zu rühren, die Freude aber wird zu schwach. Daher muß ein Auftritt zweener vergnügten liebenden sehr kurz seyn; der Auftritt unglücklicher Liebhaber hingegen, die bey allen Umständen ihres Unsterns stehen bleiben, kann ziemlich lang seyn, ohne verdrießlich zu werden. Hierzu kömmt noch eine andere Ursache, die aber vom Verstande hergenommen ist. Die Neugierde nämlich hat bey glücklichen Leuten nichts mehr zu thun: sie verläßt also dieselben, wofern sie nicht etwa Ursache hat, voraus zu sehen, daß sie bald wieder in Unglück gerathen werden, und damit beschäfftiget ist, diese Stelle zu erwarten. Alsdenn verändert dieses Widerspiel dasjenige, was man dem Verstande vorstellet, und die Leidenschaften, die das Herz erregen, auf eine angenehme Art.

§. 51. Die Erfindungen, welche man gegen den Helden hat, müssen, wo möglich, beständig zunehmen: zum mindesten würde es unerträglich seyn, wofern sie in Abnahme geriethen. Eine Schwachheit, sie sey so geringe sie wolle, an einem Charactere, der bis dahin erhaben ...

seyn geschienen; eine mindere Gefahr, ein kleiner Unglück, das auf ein größeres folgte, alles dieses müßte nothwendig misfallen. Wenn das Herz einmal an eine lebhafte Bewegung gewöhnet ist, so ist es weder mit der Ruhe, noch mit einer gelassenen Empfindung zufrieden.

§. 52. Je mehr der Held geliebet wird, desto besser ists, daß man ihn zuletzt glücklich werden lasse. Man schicke ja den Zuschauer nicht mit dem Schmerze nach Hause, daß er das Schicksal eines tugendhaften beklage. Wenn man lange genug seinetwegen gezittert hat; so ist es gewiß, daß man sich befriediget findet, wenn man ihn außer Gefahr läßt: und wenn dieses gleich, wo möglich, bis auf den allerletzten Auftritt verspart, und der Zuschauer gleich nur einen einzigen Augenblick davon gerühret wird: so ist doch eben dieser Augenblick sehr wichtig; denn es scheint, daß dessen Wirkung sich auf das ganze Stück zurück erstrecke; ob es gleich schon vorbey ist, und alles, was man gesehen, verschönere. Es giebt eine gewisse Ordnung der Dinge, welche will, daß die Tugend glücklich seyn soll: und dasjenige Stück, welches dieselbe so lange verletzet, muß wenigstens in der Auflösung des Stückes, die Sache wieder gut machen. Die schönste Lehre, welche das Trauerspiel den Menschen geben kann, ist, daß selbiges sie lehre: daß die Tugend, ob sie gleich unterdrücket und verfolget wird, dennoch zuletzt den Sieg behalte.

§. 53. Ein von dem Helden selbst erwählter Tod, um dadurch einem größern Unglücke zuvor zu kommen; ein Tod, wie Catons seiner, wie der Sophonisbe ihrer, oder des Camma seiner, der muß allhier nicht mit unter diejenigen unglücklichen Auflösungen gezählt werden, die den Zuschauern misvergnügt lassen. Der Held stirbt zwar; das ist wahr! allein er stirbt edelmüthig; er machet sich sein Schicksal selbst; man bewundert ihn so sehr, als man ihn bedauret. Und ob er gleich ein Beyspiel läßt, welches anitzt unter uns sehr böse ist; so ist es dennoch ein Beyspiel, welches nicht eben sehr gefährlich ist. Die unange-

angenehmen Auflösungen sind diejenigen, wo der Held in der Unterdrückung stirbt, oder das Laster über die Tugend den Sieg erhält.

§. 54. Ungeachtet wir bisher das Trauerspiel in Absicht auf den Verstand und das Herz betrachtet haben; so haben wir solches dennoch nur auf einer gewissen Seite besehen: und um zu zeigen, was dieses für eine sey; so müssen wir ein wenig weiter zurücke gehen. Man stelle sich Lucians Beschauer vor, welcher mitten in den Wolken betrachtet, was sich unter den Menschen zuträgt. Es ist unstreitig, daß dieser Mensch sich bey gewissen Gegenständen viel lieber aufhalten wird, als bey andern. Sähe er etwas wichtiges, das unter ansehnlichen Leuten vorgienge, deren Character sehr selten wäre; und wenn nun in der Folge nichts vorgienge, als was eine Neugierde ungedultig machte; hingegen auch nichts, welches dieselbe nicht erweckte, und in Erstaunen setzte, nichts, dessen man sich nicht sehr lebhaft annähme; kurz, wenn eine solche Handlung alle Eigenschaften hätte, die wir bisher von einem Trauerspiele erfodert haben: so würde der Beschauer unfehlbar dieselbe viel lieber, als irgend eine andere mit den Augen verfolgen; und sie würde sich auch unfehlbar auf der Schaubühne sehr gut ausnehmen.

§. 55. Woher kömmt es aber, daß gewisse Umstände dabey seyn könnten, die unserm erdichteten Beschauer gefallen würden; und dennoch denenjenigen misfallen könnten, die dieselben auf der Schaubühne sähen? Daß z. E. in dem Augenblicke, da diese Handlung am allerhitzigsten, und der Ausgang derselben am aller ungewissesten wäre, dieselbe sich durch etwas änderte, das man durchaus nicht voraus sehen können; durch einen ungefähren Zufall, oder durch eine Person, die bis dahin gar nichts mit der Sache zu thun gehabt hätte. Der Beschauer wird diese Auflösung mit einer Verwunderung erblicken, die um so viel angenehmer ist, je weniger er sich solche vermuthet hatte: man bringe hergegen eben diese Auflösung auf die Schaubühne, so wird jedermann ein Misfallen daran haben.

ben. Es ändere jemand, der in gedachte Handlung mit verwickelt ist, entweder aus Ueberdruß, oder aus natürlicher Unbeständigkeit seine Gedanken und Entschließungen: so wird dieses dem Beschauer gefallen; ja welch ein weites Feld von Betrachtungen würde solches nicht demjenigen eröffnen, der das Herz der Menschen gern erforschet! Auf der Schaubühne hergegen würde nichts unerträglicher seyn. Würde dem Beschauer wohl was daran gelegen seyn, daß die ganze Handlung eben an einem und demselben Orte, und durchaus innerhalb vier und zwanzig Stunden geschähe? Nichtsweniger! denn wir setzen voraus, daß er allenthalben, wohin er wollte, mit gleicher Leichtigkeit schauen könnte, und daß, wenn gleich die Handlung länger als vier und zwanzig Stunden daurete, seine Begierde gleichwohl immer begierig bleiben würde. Die Schaubühne hingegen erfodert durchaus die Einheit der Zeit und des Ortes. Woher kömmt nun immermehr dieser Unterschied unter dem Beschauer, und den Zuschauern, die ein Trauerspiel vorstellen sehen? Warum thut dasjenige, was dem einen eine Genüge thut, dem andern nicht auch eine Genüge? Warum ist ihrer beyder Geschmack so unterschieden?

§. 56. Eine Handlung, die wirklich vor unsern Augen geschähe, würde ihre Natur in etwas ändern. Bringt man sie auf das Theater, so ists eine wirkliche Sache gewesen, anitzo aber nichts mehr, als eine bloße Vorstellung: sie war so zu reden, ein wirkliches Werk der Natur; anjetzo ist sie ein Werk der Kunst. Hierdurch nun eben wird sie neuer Schönheiten und neuer Fehler fähig. Bisher haben wir nur die Schönheiten oder Fehler untersuchet, die sie an und für sich selbst, in ihrem wirklichen und natürlichen Stande haben könnte, so wie sie außer dem Schauplatze seyn würde: und ungeachtet wir geglaubet haben, es wäre eine unnütze und gar zu beschwerliche Mühe, daß wir in allem was bisher gesaget worden, die Ausdrücke vermieden haben, die sich auf die Schaubühne beziehen und selbige vorauszusetzen scheinen; so haben wir uns doch genau an solche Begriffe gebunden, die nicht nothwendig dazu gehören, und nicht bloß eine Handlung voraus setzen, die sich

nur

nur vor den Augen des lucianischen Beschauers zuträgt. Nunmehr wollen wir sehen, was ihm von neuem begegnet, weil es eine Vorstellung und ein Werk der Kunst ist: und durch diese zween Puncte werden wir auf die Fragen des vorhergehenden §. antworten.

§. 57. Weil diese Handlung eine Vorstellung ist, so hat sie die Wahrheit nicht mehr, und man muß selbige ersetzen: denn die Menschen wollen nun einmal etwas wahres, oder doch etwas das ihm ähnlich ist. Anfänglich muß man also, wo möglich, bekannte Gegenstände nehmen, z. E. den Horaz, den Pompejus. Sind sie nicht sehr bekannt, so müssen sie zum mindesten wahr und historisch seyn. Dergleichen sind der Cid und Polyeuktes. Sind sie weder bekannt noch historisch, so müssen sie zum mindesten etwas historisches und bekanntes in sich haben; z. E. Heraklius, der nichts wahres an sich hat, als den bloßen Namen. Zuweilen hat man mit gutem Erfolge, ganz unbekannte und fabelhafte Sachen abgehandelt, wie z. E. der Timokrates ist; allein dieses Unternehmen ist nicht ohne alle Gefahr. Bey den bekannten Materien muß man nur das Hauptwerk der Entwickelung oder Auflösung schonen: die Art aber wie die Sache sich eräuget hat, die Ursachen woraus sie entsprungen ist, die Umstände so sich dabey zugetragen, alles dieses steht in des Dichters freyer Macht. Nichts ist schöner als ein Stück, allwo der Dichter alles was der Geschichte gemäß war, beybehalten: und Sachen dazu gesetzet hat, die sich gut dazu schicken. Hier scheint er nichts gethan zu haben, als daß er nur die Lücken der Geschichte erfüllet, und uns dieselbe besser gelehret hat, als wir sie zuvor wußten.

§. 58. Die Wahrheit und die Wahrscheinlichkeit sind ziemlich unterschieden. Wahr ist alles, was wirklich ist; wahrscheinlich ist das, was wir glauben, daß es seyn kann: und wir urtheilen nur nach gewissen Begriffen davon, die aus unserer gewöhnlichen Erfahrung entspringen. Das Wahre erstrecket sich also unendlich viel weiter, als das

Wahr-

Wahrscheinliche: weil das Wahrscheinliche nur ein kleiner Theil vom Wahren ist, welcher mit unsern meisten Erfahrungen übereinstimmet. Die Wahrheit brauchet keiner Beweise; es ist genug, daß sie sey, und daß sie sich zeige: die Wahrscheinlichkeit hergegen hat der Beweise nöthig; sie muß, um angenommen zu werden, sich auf unsere gewöhnlichen Begriffe beziehen. Wir sind, und mit sehr gutem Grunde, wegen der unendlichen Möglichkeit der Dinge sehr ungewiß: daher nehmen wir nichts als möglich an, als was demjenigen gleicht, was wir oftmals sehen. Alles was obiger Beschauer sehen würde, das würde wahr; und eben dadurch hinlänglich bewiesen seyn: auf der Schaubühne aber, allwo alles erdichtet ist, da muß die Wahrscheinlichkeit nothwendig an die Stelle der Wahrheit treten.

§. 59. Man muß sich also sehr genau an die Wahrscheinlichkeit halten, sowohl die Begebenheiten, als was die Charactere betrifft: es müßte denn, was aus dieser Abweichung entstünde, entweder aus den Geschichten gewiß oder sehr bekannt seyn; in welchem Falle die Wahrheit ihr Recht behauptet: und gleichwohl ist es noch gefährlich etwas Wahres vorzustellen, das nicht wahrscheinlich ist. Wenn Horaz die Camilla umbringet: so misfällt uns diese That, nicht nur weil sie barbarisch ist; sondern weil es nicht sonderlich wahrscheinlich ist, daß ein Bruder seine Schwester, gewisser hitzigen Worte wegen, tödten soll; die der Schmerz, ihren Geliebten verloren zu haben, ihr abdringet. So gar die Geschichte scheint die Wahrheiten, die nicht sonderlich wahrscheinlich sind, nicht wohl zu ertragen; sie mildert so viel es ihnen möglich ist, die gar zu seltsamen Sachen; sie erdenket sich Absichten und Bewegungsgründe, die der Größe der Begebenheiten und Thaten gemäß sind; sie bemühet sich die Charactere einstimmig und gleichförmig zu machen: und eben diese Liebe zur Wahrscheinlichkeit stürzet sie zuweilen in den Irrthum. Es fehlet gar viel daran, daß die Natur nicht auch denen kleinen

Regeln unterworfen seyn sollte, die unsere Wahrscheinlichkeit ausmachen, und daß sie sich denen Bedürfnissen unterwerfen sollte, die es uns beliebet hat, uns zu erdenken. Der Dichter muß sich vielmehr denselben unterwerfen, und sich in den engen Gränzen halten, darein die Wahrscheinlichkeit eingeschlossen ist.

§. 60. Die einmal festgestelleten Charactere müssen sich selbst immer ähnlich bleiben; denn das Theater leidet an denselben die Ungleichheit und Vermischung nicht, die die Natur selbst ihnen wohl verstatten würde. Machet man seltsame Charactere: so muß selbst diese Seltsamkeit ihre Regel haben und einförmig seyn. Sobald der Verstand an denselben keine gewisse Folge mehr bemerkete: so bald würde er an der Wahrheit zweifeln; so bald würde der Zuschauer gewahr werden, daß er im Schauplatze ist. So auch, wenn die Personen nicht aus den Geschichten bekannt sind: so muß man die Charactere nach denen Begriffen bilden, die man gemeiniglich von ihrem Stande, von ihrem Alter, oder von ihrem Vaterlande hat. Kurz, der Dichter denke beständig daran, daß er den Zuschauer betrügen muß; und daß er hierzu nicht anders, als durch eine Art von Gefälligkeit gegen alle seine Vorurtheile gelangen kann.

§. 61. Die edlen und erhabenen Charactere stehen am meisten in Gefahr, zuweilen wider die Wahrscheinlichkeit zu verstoßen. Man muß sich vor dem Uebertriebenen hüten: und selbst des Corneille Helden sind hiervor nicht alle gesichert geblieben: nicht als ob es nicht auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Helden gäbe, welche von derjenigen sehr unterschieden ist, die die ordentlichen Menschen betrifft: allein auch diese Wahrscheinlichkeit hat dennoch ihre Gränzen, die sehr leicht zu merken und sehr zu bestimmen sind. Im zweyten Aufzuge des Horaz misfällt die Sabine ungemein; indem sie ihrem Gemahle und ihrem Bruder vorschlägt, es solle einer von beyden sie ermorden, damit

mit der andere sie rächen könnte, und sie dadurch rechtmäßige Feinde würden. Die Pauline hergegen bezaubert und entzücket uns, wenn sie vom Severus, den sie liebet, und den sie durch des Polyeuktes Tod heurathen könnte, begehret: daß er alles sein Ansehen anwenden solle, um für den Polyeuktes, den sie nicht liebet, Vergebung zu erlangen. Von diesen beyden Thaten, deren jede eine erhabene Seele erfodert, ist die eine natürlich und schön, die andere ist falsch und unerträglich. Um nun die Quelle dieses Unterscheides zu entdecken und zugleich fest zu setzen, wie weit die Großmuth eigentlich gehen könne: müßte man sich in gar zu moralische Betrachtungen einlassen. Alles was ich hier sagen kann, ist dieses: daß eine großmüthige Handlung um unwidersprechlich natürlich zu seyn, entweder aus einer festgegründeten Hoffnung einer großen Ehre, oder was bey edlen Seelen wenigstens eben so mächtig ist, aus einer übergroßen Liebe zur Tugend hervorkommen muß; welche letztere noch edler ist, als jene zween Antriebe. Nun befindet sich Sabine in keinem von beyden Fällen: sie erhält gar keine Ehre, sie vermeidet keine Schande, sie thut auch nichts für die Tugend. Paulina hergegen thut alle diese drey Dinge zugleich. Zwar hat die Verachtung des Lebens, welche die Sabine blicken läßt, etwas edles an sich: in der Art aber, wie sie sterben will, setzet sie gar keine vernünftige Absicht zum Grunde. Der Vorschlag den sie thut, hat auch noch einen seltsamen Umstand; nämlich, daß er weder von dem Gemahle, noch von dem Bruder jemals angenommen werden kann; nichts aber sieht schlechter aus, als eine großmüthige Anerbiethung, die man ohne Gefahr, daß sie angenommen werde, thut. Vielleicht ist dieses Lächerliche zum Theile mit Schuld, daß die alte Gewohnheit der Liebhaber von der Schaubühne verbannet worden: welche in der Verzweifelung ihren Gebietherinnen das Schwert übergaben, und dieselben auf den Knieen bathen, sie damit zu durchbohren.

§. 62. Es giebt in Absicht auf die Begebenheiten, eben wie in Ansehung der Charactere, zweyerley Arten des Wahrscheinlichen: die eine ist gewöhnlich und ungekünstelt, die andere ausschweifend und ganz sonderbar. Dergleichen sind die Ebentheuer der Romanen, welche zwar möglich sind, sich aber niemals zutragen. Das Sonderbare in den Characteren thut auf der Schaubühne eine ungemeine Wirkung; in Ansehung der Begebenheiten aber ist es ganz anders: zum mindesten schicket sich die romanhafte Seltsamkeit zum Trauerspiele nicht sonderlich gut. Das machet, das Trauerspiel sieht mehr auf das Herz, als auf den Verstand; es rühret lieber durch die Charactere und die Empfindungen, so dieselben hervorbringen; als daß es nur durch unerwartete Begebenheiten in Erstaunen setzen will. Ja selbst diese Begebenheiten würden auch in Ansehung des Verstandes fehlerhaft seyn, indem sie die Erdichtung gar zu sehr verrathen. Ist wohl auf der Bühne etwas erstaunlichers, etwas, das die Neugierde mehr erregete, als Timokrates: der zu gleicher Zeit an der Spitze zweyer feindlichen Kriegsheere steht, und von dem man begehret, er solle wider sich selbst streiten? Dieß ist aber ganz romanhaft, und giebt gar zu sehr zu erkennen, was es ist. Eine Erfindung, die nicht gänzlich von dieser Art, aber etwas kühn wäre, nur einmal in einem Stücke vorkäme, und gehörig angebracht würde, sollte gewiß Beyfall finden: allein gemeiniglich muß man ungekünstelte Begebenheiten wählen, welche dennoch lebhafte Empfindungen verursachen. Es ist auch sehr angenehm, wenn man was Unerwartetes mit anbringet; allein dasselbe muß aus der Verfassung der Personen vielmehr, als aus der Seltsamkeit der Ebentheuer entspringen.

§. 63. Weil das Amt der Wahrscheinlichkeit in einem Stücke darinnen besteht, daß sie den Verstand verhindere die Erdichtung wahrzunehmen: so ist auch diejenige Wahrscheinlichkeit die beste, die am besten betriegt; und diese eben wird nothwendig. Ein erdichteter Character, der, so erdichtet

dichtet er auch ist, wahrscheinlich ist, der muß nothwendig gewisse Wirkungen hervorbringen, und andere hervorbringen können, oder nicht. Ein weiser Regent kann die Nachricht von einer wider ihn entsponnenen Meuterey nicht in den Wind schlagen: allein er kann aus verschiedenen Staatsabsichten diese Aufwiegelung entweder verzeihen, oder bestrafen. Wenn man in dem Charactere dieses Regenten die Wahl dieser zwey Mittel unterschieden ist: so wird dasjenige, welches der Dichter erwählet, den Zuhörern keine völlige Genüge thun. Sie werden ihn zwar nicht tadeln, daß er es so, und nicht anders gemachet hat: allein sie werden doch nicht wissen, warum er es nur eben so, und nicht anders gemachet hat; sie werden hierzu keine andere Ursache sehen, als die Nothwendigkeit des Stückes, und eben dieses muß man sie niemals merken lassen. So würde z. E. des Augustus Huld gegen den Cinna, ob sie gleich wahrscheinlich ist, sehr fehlerhaft seyn; weil sie nicht viel wahrscheinlicher ist, als die ihr entgegen gesetzete Grausamkeit: allein sie wird hinlänglich gerechtfertiget, weil sie historisch und wahr ist. Das ist aber sehr unwahrscheinlich, daß solche Ruchlose, als **Kleopatra** in der **Rodogune** und in der Athalia, **Mathan**, Vertraute haben sollten; denen sie unverholen und ohne dringende Nothwendigkeit das abscheuliche Innerste ihrer Seelen entdecken sollten.

§. 64. Der höchste Grad der Vollkommenheit ist der, daß man die Personen so handeln lasse, daß sie ihrem Charactere nach, gar nicht anders hätten handeln können: und diese Nothwendigkeit, welche die Charactere in Ansehung der Entschließungen mit sich bringen, schließt darum die Ueberlegungen und Gemüthskämpfe nicht aus, als welche das schönste Spiel des Theaters sind; vielmehr werden eben diese Ueberlegungen und Gemüthskämpfe desto nothwendiger. Da **Roderich** brünstig verliebt und zugleich sehr ehrgeizig war: so ist es eben nothwendig, daß ihn erst der Vortheil seiner Liebe gewaltig beunruhigen muß, ehe er den Vater der **Chimene** antastet; und daß dessen ungeachtet die Ehre

endlich den Sieg behalte. Wenn der Entschluß, den die Personen ergreifen, nicht eben sehr nothwendig ist: so muß er doch, ihrem Character nach, einigen Vorzug vor allen übrigen haben. Die Wahrscheinlichkeit, die sich in eine Nothwendigkeit verkehret, verstattet dem Zuschauer nicht den mindesten Zweifel, an der Gewißheit dessen, was er sieht: allein derselbe wird die Erdichtung nur gar zu leicht gewahr, wenn die Wahrscheinlichkeit schwach und zweifelhaft ist.

§. 65. Diese Nothwendigkeit aber, die wir wünschen, gehöret nur zu denen Vorfällen, die aus den Characteren der Personen entspringen: die andern Zufälle, die sich im Stücke eräugen, sollen und können auch diesem Gesetze nicht unterworfen seyn. Ein Gerücht nämlich erschalle zu dieser oder zu einer andern Zeit; eine Schlacht daure kürzer oder länger; ein Gift wirke einige Augenblicke geschwinder, oder später: alles dieses ist bloß zufällig, und wird es auch seiner Natur nach allemal bleiben. Allhier also kann der Dichter bloß seinen Vortheil zu Rathe ziehen, und dasjenige wählen, was ihm bequem ist, ohne das er von seiner Wahl Rechenschaft geben dörfe. Es ist z. E. gar nicht nöthig, daß Augustus den Cinna eben in derselben Zeit rufen lasse; da er mit der Aemilia beysammen ist, und ihr saget, wie die Sache mit der Verschwörung stehe. Es war hier eben so wahrscheinlich, daß der Befehl zu einer andern Zeit käme; allein genug, daß er auch zu dieser kommen konnte. Der Zuschauer ist billig genug, die Nothwendigkeit, auch nur bey solchen Vorfällen zu fordern, welche gerade aus einer Ursache stammen, wodurch sie hätten nothwendig werden können.

§. 66. In der genauen Wahrscheinlichkeit, bey Vorstellung einer Geschichte, sind auch die zween Puncte, Zeit und Ort, mit begriffen. Wir haben gesehen, daß es Lucians Beschauer sehr gleichgültig seyn würde, ob die ganze Handlung an einem und demselben Orte vorgienge, und noch darzu in vier und zwanzig Stunden. Wenn aber eben

diese

diese Handlung auf den Schauplatz kömmt: so ist es unfehlbar zu wünschen, daß sie an und für sich selbst nicht länger währe, als ihre Vorstellung die Augen des Zuschauers beschäfftiget; und ganz und gar auch an demselbem Orte vorgehe, wohin der Zuschauer gleich anfangs versetzet worden. Denn wofern man ihn von einem Orte zum andern herum führete, oder ihm weiß machen wollte, er habe in zwo Stunden alles gesehen, was sich in einem ganzen Jahre zugetragen: so würde er sonder Mühe den Betrug merken, und die Bezauberung würde ein Ende haben. Dieß heißt nun die Einheit der Zeit und des Ortes; und wenn man beydes im vollkommensten Grade nimmt: so muß die Handlung des Trauerspiels nur zwo Stunden währen; und alle Auftritte müssen an eben demselben Orte vorgehen, allwo der erste Auftritt gewesen. Läßt eine Materie diese Vollkommenheit zu, so ist es desto besser; wo nicht, so muß man doch so wenig, als möglich davon abgehen, und sich trösten: daß man sie nicht gänzlich erreichen kann, weil sie an sich selbst nicht sehr wichtig ist. Machen wir uns denn in allen Opern aus der Einheit des Ortes was? und aus der Einheit der Zeit; ich meyne der recht genauen Einheit, fast in allen unsern Trauerspielen, eben so gar viel?

§. 67. Die Regel von 24 Stunden ist keine Regel; sie ist nur eine vortheilhafte Ausdehnung der rechten Regel, welche der Handlung eines Trauerspieles nur so viele Dauer vergönnet, als lange die Vorstellung währet. Warum geht aber die Ausdehnung so weit, bis auf 24 Stunden? oder warum geht sie nicht weiter? Sie ist doch nur eine bloß willkührliche Bestimmung, die gar kein Ansehen haben sollte. Indessen ist gleichwohl die Regel der 24 Stunden von allen Regeln der Schaubühne die bekannteste; ja man hält sie auch am meisten in Ehren: und sie ist auch zu der Zeit, als die Regeln in der Welt wieder zum Vorscheine kamen, zuerst aus der Finsterniß der Vergessenheit hervorgetreten. Sie kann zum Beyspiele dienen, wie geneigt die Menschen

sind, Lehrsätze anzunehmen, die sie nicht verstehen, und sich von ganzem Herzen daran zu halten.

§. 68. Es scheint, daß die Einheit der Zeit wichtiger sey, als die Einheit des Ortes. Man kömmt in einen Schauplatz, und weis gar wohl, daß alles, was man sehen wird, an einem ganz andern Orte geschehen sey, als derjenige ist, wo man sich befindet. Die Auszierung des Schauplatzes hilft diesen Betrug vermehren: verändert sie sich, so glauben wir sonder Mühe, daß die spielenden Personen auch auf einen andern Ort gekommen: und da wir nie geglaubet haben, bey ihnen zu seyn, so sind sie es, die man wo anders hinbringet, und nicht wir. In Absicht auf die Zeit aber kommen wir nicht mit dem Vorurtheile dahin, daß das was wir sehen, sich in einer längern Zeit begeben werde, als wir zu dessen Anschauung anwenden werden. Zu diesem Irrthume reizet uns nichts an, und die Dauer von zwo Stunden ist nothwendiger Weise das Maaß dessen, was vor unsern Augen in solcher Zeit vorgeht. Gleichwohl wird die Einheit des Ortes, ob sie gleich vielleicht nicht so gar wichtig ist, mehr in acht genommen, als die Einheit der Zeit. Es ist leichter alle Personen, zwar wohl eben nicht in dasselbe Zimmer, aber doch in dasselbe Schloß zu versetzen, als es ist, eine wichtige Begebenheit in zweyen Stunden vorzustellen.

§. 69. Wenn sich diese zwey Einheiten mit der natürlichen Verfassung der Materie nicht vertragen wollen: so muß man doch verhindern, daß der Zuschauer deren Mangel nicht gewahr werde: und alsdann muß man seine Aufmerksamkeit von diesen Umständen der Zeit und des Ortes abwenden. Nur dieses muß man wohl bemerken, daß jede Handlung sich an einem und demselben Orte zutrage, und in so kurzer Zeit als die Vorstellung davon währet. Verändern aber die Personen den Ort, oder geschieht etwas, das eine längere Zeit in sich hält, als die Vorstellung davon: so muß alles dieses zwischen zwo Handlungen eingeschaltet werden. Dieser Zwischenraum nämlich ist gleich-

sam eine Gnadenzeit, davon die Zuschauer eben keine so gar genaue Rechnung fodern. Er währet nur einige Minuten, und man läßt ihn dem Dichter gleichwohl für viele Stunden, ja oftmals für eine ganze Nacht gelten. Deswegen muß man auch, wenn man den Ort verändern will, diese Veränderung in eben diesem Zwischenraume vornehmen, indem der Zuschauer so gar wenig acht drauf giebt.

§. 70. Wir haben uns vorgenommen, das Trauerspiel, nicht nur als eine Vorstellung, sondern auch als ein Werk der Kunst zu betrachten; und auch als ein solches, kann es noch seine Fehler und seine Schönheiten haben. Der einzige Begriff von der Geschicklichkeit der Kunst, oder deren Mangel verderbet oder verschönert eine und dieselbe Sache, die an sich selbst weder Schönheit noch Anmuth hat. So geben z. E. wenige Leute darauf acht, warum doch die Reime, die einen Theil der Anmuth der Verse ausmachen, in der ungebundenen Schreibart unerträglich sind; warum der schönste Absatz von der Welt, durch den Nachklang zweyer sich reimenden Wörter, unerträglich wird? Haben wir denn andere Ohren zu der ungebundenen Schreibart, als zu den Versen? woher kömmt doch wohl dieser Unterschied? Die Ursache ist diese, weil die Reime in der Poesie eine Schwierigkeit sind, die man durch Kunst überwinden müssen; in Prosa hergegen sind sie eine Nachläßigkeit, welche man nicht sorgfältig genug vermieden hat. Unter einer von diesen beyden Gestalten gefällt uns der Reim; unter der andern misfällt er uns. Es ist also gewiß, daß der einzige Begriff der Schwierigkeit den Reimen schon eine Anmuth ertheilet, die doch an sich selbst gar keine haben; und daß man gern gewahr wird, daß die Kunst den Dichter im Zwange gehalten. Hingegen ist auch dasjenige unangenehm, was eine Wirkung des Zwanges der Kunst zu seyn scheint. Z. E. ein Vers, der an sich selbst erträglich ist, und in Prosa gar wohl könnte gelitten werden; der aber so bloß des Reimes wegen da steht: dem wird es an Spöttern nicht fehlen. Dieß alles klinget nun ziemlich seltsam! Man

liebet die Reime, weil sie schwer sind, und man hasset doch dasjenige, was aus der Schwierigkeit der Reime entsteht! Die Kunst muß sich nothwendig zeigen: denn wenn man nicht wüßte, daß der Reim recht gesuchet worden, so würde er kein Vergnügen erwecken; ja vieleicht würde er uns durch seine Einförmigkeit vielmehr zuwider seyn. Die Kunst muß sich verbergen, und sobald man dasjenige merket, was des Reimes wegen erzwungen ist, so grauet einem davor. Dieß ist ja wohl eine schöne Materie zu einer von solchen Fragen, die man, weil man sie nicht recht einsieht, mit gleicher Wahrscheinlichkeit bejahen und verneinen kann.

§. 71. Man weis zur Gnüge, worinnen die natürliche Schönheit einer Rede besteht, nämlich in der Lebhaftigkeit und Richtigkeit der Gedanken, in der glücklichen Wahl der Ausdrücke, u. s. f. Zu allem diesem setzet nun die Dichtkunst, ohne alle Noth, ohne daß es die Sache selbst erfoderte, noch den Reim und das Sylbenmaaß hinzu. Durch diesen einzigen Eigensinn der Kunst, und bloß darum, weil sie dem Dichter beschwerlich fallen werden; und man gern sehen will, wie er sich doch auswickeln will, sind sie nunmehr eine Schönheit geworden. Saget nun der Dichter, dieser neuen Unterwürfigkeit wegen, etwa gezwungene oder unnöthige Sachen; so wie sie der natürlichen Schönheit der Rede zuwider sind: so ist man darüber viel erzürnter, als man über dasjenige gerühret ist, worinn er dem Reimzwange eine Genüge gethan. Denket er aber, trotz diesem Zwange, eben so gut, und drücket sich auch eben so gut aus, als ob er gar nicht gezwungen gewesen wäre: alsdann kömmt zu dem natürlichen Vergnügen, welches die Schönheit der Rede erwecket, noch das künstliche Vergnügen, da man sieht, daß der Zwang nichts verderbet habe. Die Kunst ist ein Tyrann, der die Unterthanen gern drücket, und doch nicht haben will, daß sie gezwungen aussehen sollen: und hier besinne ich mich auf die Maldiver, allwo die Könige die Tyranney so hoch getrieben, daß es so gar ein Staats-

verbrechen war, wenn einer traurig aussah. Es müssen so gar diejenigen, die es auch nicht wüßten, daß der Dichter gereimet hat, solches nicht gewahr werden; und diejenigen die es wissen, müssen erschrecken, daß sie solches nicht merken.

§. 72. Alles dieß läßt sich gar leicht auf das Trauerspiel anwenden. Eine Geschichte sey an sich selbst so merkwürdig und rührend, als sie wolle; die Vorstellung sey auch so wahrscheinlich, als sie wolle; so ist doch dieses nicht genug: die Kunst leget hier noch neue Gesetze auf. Von diesen aber sind einige ganz willkührlich, z. E. der Reim in Versen: die andern aber haben einigen Grund. Daß jede Geschichte in fünf Theile getheilet sey; daß dieselben sich einander fast gleich seyn müssen: das ist gewiß nicht in der Natur der Sache gegründet! es ist eine bloße Grille der Kunst. Allein folgende Regeln sind gegründeter: es ist eben so natürlich, daß eine Geschichte sich durch eine That ende, die von außen herkömmt, durch eine fremde Sache; als durch einen Zufall, dessen Ursachen in der Geschichte selbst liegen. Kleopatra in der Rodogune hat so viele Verbrechen begangen, daß sich gar leicht auch außer dem Stücke jemand finden ließe, der aus besonderer Rachgier, sich wider sie verschwöre und sie tödtete; alsdann würde alles Unglück ein Ende haben, was sie dem Antiochus und der Rodogune verursachet. Es ist auch wahrscheinlich, daß, da sie für den Antiochus und die Rodogune ein Gift zubereiten lassen, welches sie nicht trinken wollen, Kleopatra solches selbst trinket, um ihnen allen Verdacht zu benehmen, und in demselben Augenblicke stirbt, da diese ihr nachtrinken wollen. Unter diesen zwo Entwickelungen aber, die beyde, gleich natürlich und wahrscheinlich sind, wählet die Kunst das letztere, welches eine Folge von allem dem ist, was das Stück in sich hält; und schließt das erstere, welches außer dem Stücke hergenommen ist, gänzlich aus. Hieraus nun entsteht eine allgemeine Regel sonder Ausnahme. Und in der That ist es angenehm, eine Fabel zu sehen,

hen, die schon in sich selbst den Saamen zu der Auflösung enthält; der aber unmerklich, vor den Augen verborgen liegt, und sich nur nach und nach, ohne fremde Beyhülfe, entwickelt, bis er endlich diese Entwickelung hervorbringet. Fast aus eben dieser Ursache hat die Kunst festgesetzet, daß alle Saamen zur Entwickelung bereits in dem ersten Aufzuge verborgen liegen, alle Personen in demselben bereits vorkommen, oder darinnen gemeldet werden sollen: und es ist klar, daß nach dem natürlichen Laufe der Dinge, zu Ende der Geschichte gar wohl gewisse Personen vorkommen können, die an dem Anfange keinen Theil gehabt. Dieser Regel der Kunst aber ungeachtet, wird das Stück überhaupt weit angenehmer zu betrachten: weil es mehr Uebereinstimmung hat, mehr in sich selbst verschlossen ist, und weniger Lücken hat.

§. 73. Hier ist noch eine Ursache; die aber allgemeiner ist. Lösen sich die Stücke durch etwas fremdes auf, oder durch Personen, die man nicht gleich anfangs bekannt hat; so würde man den Zwang des Dichters, eine Auflösung ausfündig zu machen, und die Schwierigkeit sie zu finden, gar zu sehr merken. Aus eben dieser Quelle sind noch mehr Regeln entstanden, oder doch wenigstens Gebräuche, die eben so gut sind als Regeln. Warum könnte nicht eine Person, die sonst zu dem Stücke gar nicht gehöret, uns dessen Inhalt zu erzählen kommen, wie die Alten gethan? Warum könnte man nicht, welches gewiß noch viel feiner wäre, in die erste Handlung jemanden einführen, dem die Geschichte so man erwählet, ganz unbekannt wäre; und die, indem man sie erzählete, zugleich die Zuschauer unterrichtete, wie in der Rodogune geschieht? Darum nicht: weil man gar zu sehr merken würde, daß der Dichter dieß alles zu seiner Bequemlichkeit erdacht hat. Er muß es, so viel möglich, sich gar nicht merken lassen, daß er ein Stück machen wollen: er muß, wie ein geschickter Staatsmann, das Beste der Sache so gut zu verhölen wissen, daß man

ihn nicht einmal überzeugen kann, er habe es auch nur im Sinne gehabt.

§. 74. Und dieß sind nun ungefähr die hauptsächlichsten Quellen der tragischen Regeln. Sie sind entweder aus der vorhergehenden Geschichte selbst, oder aus sich selbst, oder aus der Vorstellung auf der Schaubühne genommen. Betrachtet man das Trauerspiel an sich selbst: so beziehet es sich auf den Verstand und das Herz; betrachtet man es auf dem Theater, so ist es eine Vorstellung und ein Werk der Kunst. So viel Gestalten hier sind, so viel verschiedene Absichten und Regeln findet man auch. Nun sollten wir zwar unserer Absicht nach, noch alle diese Regeln mit einander vergleichen, und festsetzen: welches die wichtigsten sind, welche man im Nothfalle der andern vorziehen solle? und um diese Vergleichung anzustellen, würde es eine große Erleichterung seyn, wenn man die wahren Quellen derselben entdecket hätte. Allein ich gestehe gar gern, daß mir mitten in dem Werke die Kräfte und der Muth gebrechen: vieleicht werden andere selbiges glücklicher ausführen können; wofern anders der Weg, den ich gegangen bin, eine Nachfolge verdienet. Dergleichen Untersuchungen machen diejenigen, die untüchtig dazu sind, nicht zur Sache geschickt; sie helfen auch denen nicht viel, die die Fähigkeit besitzen: und oftmals sind selbst die fähigen Köpfe zur Hülfe des Nachsinnes ungeschickt. Wozu dienen sie denn nun? Einige Köpfe, die das Nachsinnen lieben, und denen es eine Lust ist, alles unter die Fahne der Philosophie zu bringen, was auch noch so unabhänglich davon zu seyn scheint, und davon man glaubet; es sey bloß dem Eigensinne des Geschmackes anheimgestellet, bis auf die ersten Begriffe dessen, was schön ist, zu leiten.

L. A. V. Gottschedinn.



VI.

Auszug eines Briefes aus Batavia, in Ostindien, wie selbiger in einem Schreiben des Hrn. von Fontenelle, an den Hrn. Basnage in Roterdam befindlich gewesen.

Sie wissen, mein Herr, daß in der benachbarten Insel Borneo nur die Weiber zur Krone kommen können. Die Einwohner derselben wollen durchaus Regenten haben, die wahrhaftig aus königlichem Geblüte entsprossen sind; und haben dabey eine so üble Meynung von der ehelichen Treue des Frauenzimmers, daß sie allezeit eine Königinn haben müssen; als welcher ihre Kinder unwidersprechlich zugehören. Zu mehrerer Sicherheit halber, müssen die Großen des Reiches allezeit zugegen seyn, wenn dieselbe entbunden wird.

Vor einigen Jahren starb die Königinn Mlyseo *a*) und ihre Prinzessinn Mreo *b*) folgte ihr nach; ward auch in allen ihren Landschaften ohne Schwierigkeit angenommen. Der Anfang ihrer Regierung gefiel ihren Unterthanen noch so ziemlich: aber die Neuerungen so sie allmählich einführte, machten das Volk misvergnügt. Mreo wollte, daß alle ihre Bedienten, Verschnittene seyn sollten *c*): ein sehr hartes Gesetz, welches bis dahin noch keinem war auferleget worden. Indessen ließ sie dieselben doch nur auf eine gewisse Art verstümmeln: dabey die Ehemänner noch Ursache genug behielten, sich über dieselben zu beschweren.

Es ist daselbst gewöhnlich, daß die Königinnen ihren Unterthanen an gewissen Festtagen Gastereyen anstellen. Mreo aber entzog ihnen die Hälfte von dem *d*), so die vorigen Königinnen gegeben hatten. Außer dem war das Brod in der ganzen Insel entsetzlich theuer; und man wußte nicht wo dasselbe geblieben seyn müßte: außer daß gewisse Schwarzkünstler,

so

a) Solyme.

b) Rome.

c) Das Gelübde der Keuschheit bey den päbstlichen Orden.

d) Den Kelch im h. Abendmahl.

e) Die Transsubstantiation im Abendmahle.

f) Das Fegefeuer.

so sie in Besoldung hatte, dasselbe durch ihre Beschwerungen e) vernichten mußten. Noch weit mehr beschwerte man sich über gewisse neugebauete Gefängnisse, in welche sie die Verbrecher warf f): daraus sie aber losgelassen wurden, wenn sie nur Geld gaben g); welches denn ihren Schatz zusehens vermehrte.

Nichts verdroß indessen die Einwohner von Borneo mehr, als der Saal der Leichname, der in dem Pallaste der Königinn befindlich war h): wiewohl eigentlich davon zu reden, dieses den Unterthanen eben kein wirkliches Uebel verursachete. Sie ließ nämlich die Körper ihrer kaum verstorbenen Günstlinge einbalsamiren. Man pflanzte sie mit großen Ceremonien in diesen Saal; und ehe man in der Königinn Mreo Zimmer kommen konnte, mußte man vor denselben seinen Reverenz machen i). Es gab aber sehr unbändige und zur Freyheit überaus geneigte Gemüther daselbst, so sich zu dem allen nicht entschließen konnten.

In dieser Verfassung stunden die Einwohner der Insel; als sich eine neue Königinn hervor that; die sich gleichfalls für eine Tochter der Prinzessinn Mlyseo ausgab, und die Mreo gar vom Throne stürzen wollte k). Diese machte den Anfang zu ihrer Herrschaft mit Abschaffung aller Neuerungen, darüber man sich beschwerete. Sie litt keinen Verschnittenen um sich; keine Zauberer, die das Brod theuer machten; keinen Saal für die Körper; keine Gefängnisse, ausgenommen nach alter Art; auch keine unvollkommene Gastmahle.

Ich hätte bald vergessen, ihnen zu berichten, daß die Borneer dafür halten, die rechtmäßigen Kinder müßten ihren Aeltern ähnlich seyn. Eenegu l), so nennte sich die neue Regentinn, war der seligen Königinn Mlyseo vollkommen ähnlich: dahingegen Mreo fast nicht die geringste Spur von ihrer Bildung an sich hatte. Ja man hatte angemerket, daß Mreo sich nicht gern öffentlich sehen ließ; wie denn auch die Rede

gieng,

g) Für die Seelmessen.

h) Die Körper der Heiligen, oder Reliquien.

i) Die Anbethung, oder Verehrung derselben.

k) Die Reformation.

l) Geneve, oder die reformirte Kirche, die daselbst vom Calvin zuerst gepflanzet worden.

gieng, daß sie die Bilder von der Mlyseo so viel ihr möglich war, zu verbergen suchte *m*). Enegu hergegen brachte dieselben mit aller Gewalt hervor, und machte sehr viel Werks aus ihrer Aehnlichkeit mit derselben.

Mreo hatte indessen einen großen Vorzug auf ihrer Seite. Denn es war eine ausgemachte Sache, daß sie von der Mlyseo gebohren wäre: zum wenigsten nach dem Zeugnisse derer Herren, so dabey gewesen seyn sollten: aber die Geburt der Prinzessinn Enegu hatten sie nicht gesehen. Es ist wahr, Enegu gab vor: sie wären bestochen worden; doch es war nicht sehr wahrscheinlich. Sie erzählte auch eine Historie von ihrer Geburt, nach welcher sie sich für eine rechte Tochter der Mlyseo ausgab. Das war aber eine fast unglaubliche Geschichte, und kam bald so heraus, als die Erzählung vom heiligen Gerán, davon man in Europa so viel gesprochen hat.

Indessen hat der Streit dieser beyden Königinnen die ganze Insel getheilet, und an allen Enden Krieg erreget. Einige streiten für die Aehnlichkeit, wider die gewisse Geburt; die andern haltens mit der Geburt, wider die Aehnlichkeit. Man hat sehr viele blutige Kriege wider einander geführet, und keine Partey hat die andre überwältigen können. Man glaubet indessen, Mreo werde die Oberhand bekommen.

Nicht längst hatte sie einen Theil von den Völkern der Enegu in sehr gefährlichen Oertern überrumpelt *n*), und sich von ihnen den Eid der Treue schweren lassen. Ist ihre Partey dadurch nicht sonderlich verstärket worden, weil diese Soldaten nicht gar zu gern unter ihrer Fahne streiten; so ist zum wenigsten die Gegenpartey dadurch geschwächet worden.

Künftiges Jahr will ich ihnen den Verfolg dieses Krieges berichten; weil Sie nämlich ein so großer Liebhaber der Historie sind, daß Sie nicht einmal die Geschichte barbarischer Länder verabsäumen; allwo solche seltsame Sitten und Gewohnheiten im Schwange gehen.

m) Das verbothene Bibellesen.

n) Die Verfolgung der Protestanten in den Thälern von Piemont, Sevennes, und sonst in Frankreich.

Ver-

VII. Vorzüge des Alters zu Sparta vom Herrn von Fontenelle kurz vor seinem Tode aufgesetzet.

Il falloit n'être vieux qu'à Sparte,
 Disent les anciens Ecrits:
O Dieux! combien je m'en écarte!
 Moi qui suis vieux à Paris.
O Sparte, Sparte! helas! qu'êtes vous devenüe?
Voûs saviez tout le Prix d'une Tête chenüe.
 Plus dans la Canicule on étoit bien fourré,
Plus l'oreille étoit dure & l'oeil mal éclairé,
Plus on deraisonnoit dans sa triste famille,
Plus on epiloguoit sur les moindres vetilles,
Plus on crachoit de flegme à grand peine attiré,
Plus on avoit de Goute & d'autres becatilles,
Plus on avoit perdu de dens de leur bon gré,
Plus on marchoit courbé sur sa grosse bequille,
Plus on étoit enfin digne d'être enterré;
Et plus dans vos remparts on étoit honoré.
O Sparte! o Sparte! helas! qu'êtes vous devenüe?
Vous saviez tout le Prix d'une Tête chenüe!

D. i.

Zu Sparta nur wars rathsam, alt zu werden!
 So lehret uns manch altes Buch:
O Gott! und ich, voll älternder Beschwerden,
 Wag in Paris den kläglichen Versuch?
O Sparta! Sparta! sprich, wo bist du doch geblieben?
Du konntest nur die Kunst, ein kahles Haupt zu lieben.
 Je mehr man sich in Pelz zur Hundstagszeit versteckte,
Je schwerer Schall und Licht das Aug und Ohr erweckte,
Je mehr man voll Verdruß auf die Bedienten schmälte,
Je minder es am Stoff zu langem Schelten fehlte,
Je mehr man hustend spie, und mühsam von sich stieß,
Je mehr das Zipperlein und Podagra sich wies,
Je mehr man Zähne schon gutwillig eingebüßet,
Je krümmer man schon gieng, bey Krücken und Gefahr,
Und kurz, je reifer man zur kühlen Grube war:
Je mehr ward einem auch das Licht bey dir versüßet.
O Sparta! Sparta! sprich, wo bist du doch geblieben?
Du konntest nur die Kunst, ein kahles Haupt zu lieben!

VIII.
Auszug aus einem Schreiben des sel. Mannes an den Uebersetzer, 1726 geschrieben.

Je vous demandé Pardon, Monsieur, de tout ce Verbiage inutile. Je me suis laissé aller au Plaisir de vous entretenir. Ma grande Affaire ne doit être, que de vous bien remercier, si je puis, de l'Honneur, que vous m'avez fait, en daignant traduire les Ouvrages de ma Jeunesse. Je suis bien faché d'être privé du Plaisir de les voir tels, qu'ils se trouvent presentement au sortir de vos Mains. Je vous rends trèshumbles Graces encore une fois, de m'avoir fait connoitre à une grande Nation, qui a produit beaucoup de grands Hommes dans les Lettres, & des Genies du premier Ordre, tel qu' étoit Mr. Leibniz de votre Ville de Leipzig.

IX.
Nachschrift eben desselben in einem Briefe an den sel. Prof. Hausen allhier.

Comme je ne doute pas, que Vous ne connoissiez Mr. *Gottsched*, qui est de votre même Ville, & Homme de Merite, je vous prie de permettre, que je lui fasse ici mes complimens. Il m'a fait l'Honneur, de m'envoyer une Traduction, qu'il a faite en Allemand, de plusieurs de mes Ouvrages. Je l'ai donnée à des Personnes qui entendent bien l'Allemand, & on m'a assuré, qu'elle étoit tres-bien faite.



Lob des Herrn von Fontenelle
in kistiger Schreibart.

Fast von Wort zu Wort aus dem Französischen in einer holländischen Monathschrift 1731 übersetzt.

Er kann die pralerischen Zungen,
Der stolzesten Gelehrten Ruhm;
Und hat der Zeiten Alterthum
Und tiefe Finsterniß durchdrungen.
Die kritischrichtende Vernunft
Erstreckt sich bis auf die Romanen:
Er kann sich der Musen Zunft,
Auch als Poet, die Wege bahnen.
Als Redner zeigt ihn jedes Blatt.
Das allertrockenste, so er in Händen hat,
Verwandelt sich in Artigkeiten:
Doch so, daß seine Redekunst
Durch keines Zierraths blauen Dunst
Ihm das Vernunftlicht kann bestreiten.
Er ist ein Metaphysikus,
Und weis, als ein Ontologus,
Die Wunderähnlichkeit von beyden:
Und kann daher die Physik auch,
Nach eingeführtem Modebrauch,
Von der Pnevmatik unterscheiden.
Ist nicht nur ein Theologus,
Nein auch zugleich ein Physikus,
Ja gar ein Mathematikus;
Versteht auch die Astronomie,
Und kann davon so spät als früh,
Und ohne sich den Kopf zu brechen,
Mit Frauenzimmer artig sprechen.
Naturgeschicht', Anatomie,

Imgleichen die Pathologie,
Botanik und Dendrologie,
Hydrologie, Pyrotechnie,
Die Wunderwerke der Chymie,
Die Algebra, Geometrie,
Die Rechenkunst, Planimetrie:
Longimetrie, Altimetrie,
Die Stereometrie und Trigonometrie,
Die Feldmeßkunst, Geodesie,
Zusammt der Baculometrie,
Der Schiffkunst, und Geographie,
Sind seinen hochgelehrten Sorgen
Und scharfen Sinnen nicht verborgen.
Setzt die Optik und Katoptrik,
Perspectiv und die Dioptrik,
Die Musik, nebst der Akustik,
Noch zur Statik und Mechanik;
Endlich nehmt auch die Gnomonik,
Und alle Künst, auf ik und ie;
Und doch versteht er alle die:
Und ist doch auch beliebt, so daß ihm alle weichen;
Bescheidner als ein Lehrling schier,
Galanter, als ein Cavallier:
Wo Henker! giebt es seines gleichen?

E N D E.



